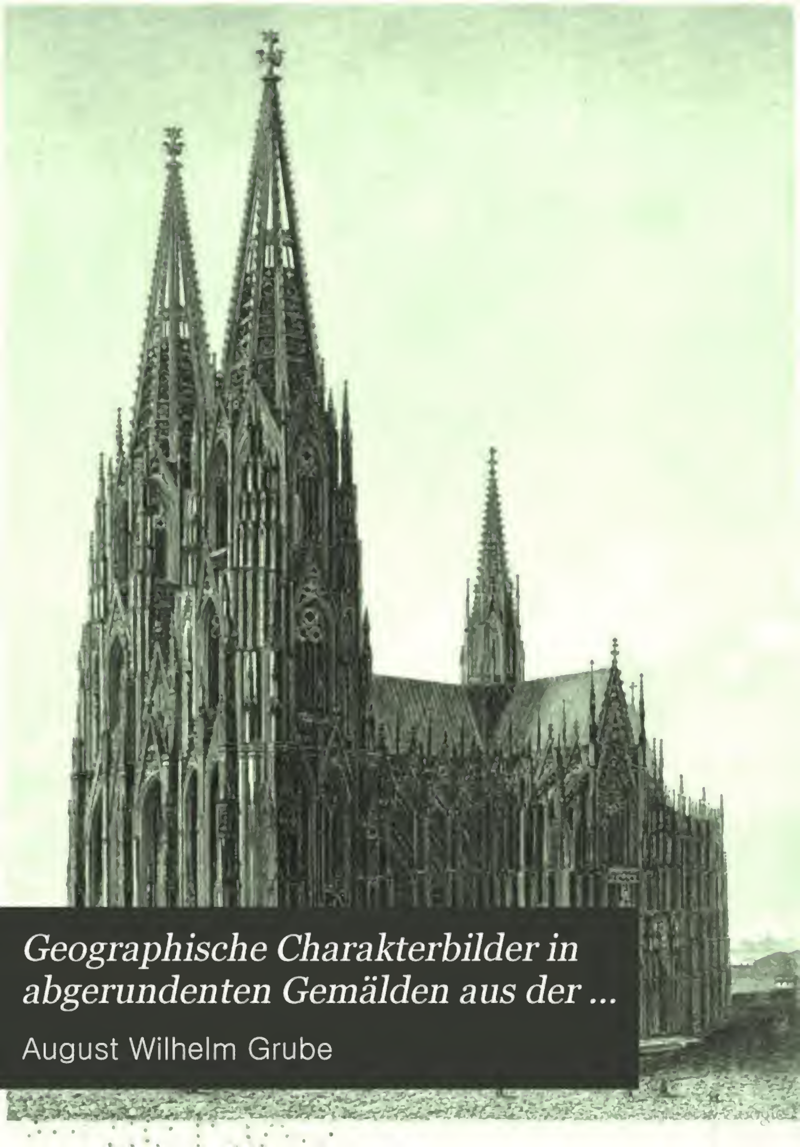
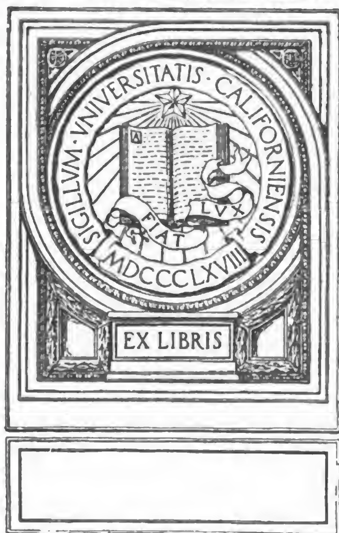

Geographische Charakterbilder in abgerundenten Gemälden aus der ...
August Wilhelm Grube


SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
FIAT LVX
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS

Geographische Charakterbilder

in abgerundeten Gemälden

aus der

Länder- und Völkerkunde.

Nach

Musterdarstellungen der deutschen und ausländischen Litteratur

für die

obere Stufe des geographischen Unterrichts in Schulen, sowie zu einer bildenden Lektüre für Freunde der Erdkunde überhaupt

bearbeitet und herausgegeben

von

A. W. Grube.

Dritter Teil.

Zwölfte vermehrte und verbesserte Auflage.

Mit 1 Stahlstich und 10 Holzschnitten.

Leipzig.
Friedrich Brandstetter
1881.





Charakterbilder deutschen Landes und Lebens

für

Schule und Haus,

herausgegeben

von

A. W. Grube.

Zwölfte vermehrte und verbesserte Auflage.

Mit 1 Stahlstich und 10 Holzschnitten.

Leipzig.
Friedrich Brandstetter.
1881.

Vorwort zur zehnten Auflage.

Diese neue Auflage hat so durchgreifende Verbesserungen und so viele neue Artikel erhalten, daß sie gewissermaßen als ein neues Werk erscheint. Die Radikalreform war notwendig. Da bei der schnellen Entwickelung unseres ganzen, insbesondere aber des städtischen Lebens manches, das noch vor zehn Jahren Geltung hatte, heute bereits veraltet, beseitigt, durch Neugewordenes ersetzt ist: so schien es mir am zweckmäßigsten, einzelne Abschnitte ganz neu zu schreiben. Sach- und fachkundige Männer aus allen deutschen Landen waren so freundlich, in dem Plan des vorliegenden Werkes eingehend mir Hilfe zu leisten; ihre werten Namen sind an der Spitze der von ihnen gespendeten Schilderungen genannt. Und auch zur Berichtigung und Ergänzung einzelner Angaben hat es mir nicht an bereitwilliger Unterstützung gefehlt und nenne ich hier dankbar die Herren Geheimerat Prof. Rosenkranz in Königsberg, Dr. H. J. Klein in Köln, Dr. Fr. Bartholomäi in Berlin, Schuldirektor Dr. Reblich in Hamburg, Superintendent H. Schwerdt in Waltershausen, Lehrer F. Poppe in Oldenburg, Hauptmann C. W. Neumann und Lehrer A. Leitner in Regensburg, Lehrer G. Wenz in München, Prof. v. Piehl in Salzburg, Schuldirektor Dr. H. O. Zimmermann in Leipzig.

Es sind nun zwanzig Jahre verflossen, seitdem ich das Vorwort zur ersten Auflage dieses Werkes geschrieben, dessen Herausgabe unternommen wurde im Vertrauen auf den unaufhaltsamen Fortschritt des deutschen Einigungsstrebens und im Bewußtsein, daß ich damit — wenn auch nur eins von vielen und ein geringes, doch — ein

Samenkorn ausstreute, das Wurzel fassen und sich entwickeln werde. Nun habe ich die Freude, das Buch reich vermehrt und nach Kräften verbessert der Jugend des neu erstandenen deutschen Kaiserreichs vorlegen zu können im Vertrauen und Glauben, daß es ihr gelingen werde, das große Einigungswerk, das die Väter so ruhm- und ehrenvoll begonnen, zu vollenden in deutscher Gesinnung und That.

Vorwort zur zwölften Auflage.

Die neue Auflage hat neben Verbesserungen im einzelnen zwei wertvolle neue Artikel, „Berlin“ von Oberlehrer Rudolph und „der Kölner Dom“ von Polizeiassessor Sandkuhl erhalten. — Den Aufsatz über das „Haberfeldtreiben“ im bayerischen Oberlande habe ich weggelassen, da der Gegenstand desselben hoffentlich ganz hinfällig geworden ist. Dagegen konnte und mochte ich nicht einige ältere Sitten-Schilderungen aus dem Harzgebirge und der norddeutschen Tiefebene streichen, da sie im wesentlichen noch immer zutreffend und sehr charakteristisch sind. Nur die Skizze über Bremerhaven ist gekürzt worden.

Bregenz, im Herbst 1880. **A. W. Grube.**

Inhaltsverzeichnis.

Vierter Abschnitt.

Fünfter Abschnitt.

Sechster Abschnitt.

Siebenter Abschnitt.

Achter Abschnitt.

Neunter Abschnitt.

Zehnter Abschnitt.

Einleitung.

Deutschland das Land der Mitte.*)

Wir Deutschen können unser Vaterland das Land der europäischen Mitte nennen mit viel größerem Recht, als die Chinesen das ihre in bezug auf Asien. Welches Lebensverhältnis wir auch immer nehmen mögen, in Deutschland gleicht sich alles aus, und seien es politische und moralische, oder physikalische und kosmische Extreme, in unserm Vaterlande finden wir das Centrum aller europäischen Linien.

Wir Deutschen bewohnen den mittlern Hauptkörper Europas, an den sich seine Glieder nach allen Seiten hinaus erstrecken. Von Deutschland geht es nach Italien hinaus zu den heißen Gebieten der südlichen Zonen, und ihnen gegenüber rühmen wir, wenn wir auch ihres schönen Himmels entbehren, die größere Frische und Kühle unserer Wälder und Quellen. Nach Norden in die Nachbarschaft der Polargegenden bauen sich Rußland und Skandinavien hinaus, und wenn sie dort im Winter frieren und Baumstämme gegen die grimmige Kälte in ihren Öfen verlodern lassen, so erscheinen wir ihnen gegenüber als Südländer, spalten unser Holz in kleine zierliche Stückchen und preisen es, daß wir den Frühling vier Wochen früher haben.

Alle Naturformen Europas finden sich in Deutschland zusammen; wir haben eine wahrhaft griechische Mannigfaltigkeit; wir haben die Plateaubildung Spaniens und die sarmatische Tiefebene; wir haben den eigentümlichen Wechsel zwischen Bergland und Ebene der britischen Inseln und die

*) Vgl. J. G. Kohl, Reisen in Steiermark, die Einl., und Th. Schacht, Lehrb. der Geographie, 2. Aufl. S. 389.

Hochgebirgsform Skandinaviens. Dabei ist Deutschland waldreicher, als die drei Südländer Europas, wo der Wanderer nur zu oft über nackte Höhen und baumlose Landschaften klagt. Haben wir auch keine Pomeranzenhaine und Olivenwälder (welche letztere überdies fahl aussehen) und keine Baumarten mit immergrünem Laub; so prangen dafür unsere Wälder mit herrlichen Eichen und Buchen, die nirgends schöner sind als bei uns, und zwar am stattlichsten im Norden (Mecklenburg, Holstein, Insel Rügen), so daß die Dichter nicht ohne Grund das Haupt der Germania mit Eichenlaub bekränzen. Tannen- und Fichtenwälder überziehen die höheren Berge; Linden, Ulmen, wilde Kastanien, Eschen, Akazien und Pappeln verschönern selbst im nördlichen Flachlande die Kirchhöfe, Dorfplätze und Straßen. Sümpfe, deren es in der Urzeit zwischen den Waldungen viele gab, sind größtenteils verschwunden, und nur wenige Gegenden durch Moräste ungesund, nirgends in solchem Maße, wie die pontinischen Sümpfe und Maremmen Italiens. Die Heiden und Moore des nördlichen Deutschlands sind reizlos, aber bei weitem nicht so trübselig als die Sandflächen südlich von Bordeaux in Frankreich, und hält man Abrechnung, so ist unser deutsches Vaterland bei weitem schöner als Frankreich. Die Seine läßt sich weder an Wasserfülle, noch an Herrlichkeit der nächsten Gegenden mit der Elbe vergleichen, nirgends bieten ihre Ufer solche Landschaften, wie die der Elbe bei Dresden. Schon daraus, daß sich in Deutschland viel mehr Gebirge verzweigen, als in dem größtenteils flachern Frankreich, kann man schließen, wie viel mannigfaltiger und reizender die Natur der Landschaften in Deutschland sein muß. An der Rhone ist's schön, namentlich bei Lyon, doch nicht reizender als im österreichischen Donauthale, und weder Rhone noch Loire dürfen sich mit dem Rheinstrom messen, dessen prachtvolle Ufer mit Weinhügeln, Bergen, Städten und Burgruinen von den Reisenden aller Völker Europas gern besucht und hoch gepriesen werden.

Freilich wendet der unwissende Provençale und der Italiener sein Angesicht hinweg von unserm teuern Vaterlande, und schilt es nebelig und feucht, — und der vorurteilsvolle Spanier meint gar, nur in Frankreich könne er es noch allenfalls aushalten; was jenseits liege, sei alles ein nordisches Land ohne Sonne und Sterne. Mit Recht aber können wir diese Leute auf England verweisen, zu dessen Nebeln sich die unserigen verhalten wie zarte Schleier zur Sackleinwand, — mit Gleichmut hüllen wir uns

eine zeitlang in unsere Rhein- und Donaunebel und denken, „die Sonne sieht nachher wieder um so schöner aus“. Ein stets blauer Himmel, eine ewig blitzende Sonne wie in Spanien, kein Deutscher könnte sie ertragen. Wir haben durchaus die Poesie der Wolken nötig, in welche sich unser Firmament bald so, bald so alle Tage mit einem andern Kostüm vermummt, ohne doch, wie im Lande der Hyperboräer, für immer in eine Nebelkappe gehüllt, gleich einem mürrischen Greise dazusitzen.

Der schroffe, unzugängliche Engländer hat auf seiner rund vom Meere umwogten Insel außer sich selbst keinen einzigen Nachbar. Der Franzose hat nur zweierlei Nachbarn, romanische und deutsche. Wir Deutschen aber haben fast alle Europäer zu Nachbarn, germanische, romanische, slavische aller Art. Mit den Slaven im Osten, mit den Russen, Polen, Böhmen, Serben, Kroaten — ja wer nennt diese Rassen alle! — sind und waren wir in Freundschaft und Feindschaft vermischt. Die Italiener haben, wenn auch wider Willen, in unsere Gemeinschaft treten müssen; mit den Franzosen im Westen haben wir, leider! nur zu sehr fraternisiert, bis das Maß ihrer Eitelkeit und Überhebung voll wurde und deutsche Kraft und Einigkeit sie in ihre Grenzen zurückwies. Im Norden haben wir stammverwandte germanische Stämme, die nun, nachdem Deutschland wieder ein mächtiges Reich geworden ist, auch sich um seine Freundschaft bewerben müssen. Wir haben daher Gelegenheit, alle europäischen Nationen ganz aus der Nähe zu beobachten und das Gute von ihnen anzunehmen. Wir rühmen uns aber zugleich auch allen Nationen gegenüber irgend einer guten Eigenschaft, die sie nicht haben. Dem englischen Stolz setzen wir Duldsamkeit entgegen, dem französischen Leichtsinn gegenüber rühmen wir uns der langsamen Bedächtigkeit und ruhiger Besonnenheit, wie der französischen Flunkerei gegenüber der Ehrlichkeit und Solidität; — der italienischen glühenden Rach- und Eifersucht gegenüber zeigen wir Versöhnlichkeit und Ruhe, und dem slavischen gewaltthätigen Despotismus Rechtssinn und Treue.

Alle religiösen und politischen Systeme Europas ragen mit ihren äußersten Zipfeln und Ausläufern in Deutschland herein, finden aber auch in deutschen Landen eine gewisse Mäßigung und Milderung —, so das konstitutionelle System Englands, wie die unumschränkte Fürstengewalt des Ostens. Eine Volksherrschaft, die alle Unterschiede in der Gesellschaft aufheben und alle Autorität der Regierung an sich reißen möchte, widerstrebt

dem gesunden Sinne des größeren Teils unseres Volkes eben so wie die oft zügellose, zwischen republikanischer Ausgelassenheit und straffem Soldatenregiment schwankende Freiheit des Westens bei uns gemäßigt und gezügelt wird. Der poetische Katholizismus hat seine Basis in Italien und ragt bis hoch in den Norden Deutschlands hinauf, sowie der kühle Protestantismus, der im Norden seine Quelle hat, bis tief nach Süddeutschland hinabgeht.

Reist man von Rußland nach Deutschland, so glaubt man im Lande der Freiheit zu landen; geht man von Frankreich her über die Grenze, so ist bei aller Schätzung der Vorzüge, welche die Franzosen vor uns voraus haben, es einem doch zu Mut, als sei man von dem Gipfel eines im Innern stets drohenden, unheilbringenden Kraters auf den Boden der Ordnung, Ruhe und Sicherheit gekommen. Naht man sich von Belgien, so freut man sich, der bigotten, finstern Menschengesichter los zu sein, und lobt im stillen deutsche Aufklärung und Schulbildung, Offenheit und Freimütigkeit. Verläßt man Italien, so dankt man Gott, nun mit weniger leidenschaftlichen und oberflächlichen Menschen zu verkehren, und hat man Ungarn im Rücken gelassen, so ist man herzlich froh, das Land der Mitte zu erreichen, in welchem auch so viele magyarische Steine des Anstoßes sich wegpolieren, so viele Knoten ihre Auflösung finden.

Wenn die meisten europäischen Kriege früher ihre endliche Lösung und Entscheidung in Deutschland gefunden haben, so werden sie fortan ihre Lösung durch Deutschland finden. Das zur Einigkeit und zum politischen Selbstbewußtsein gelangte deutsche Volk ist auch das mächtigste und stärkste, ohne welches fortan keine wichtige Entscheidung in den Staatsdingen Europas getroffen werden kann; die Ruhe und der Frieden Europas ist seit den letzten großen Kriegen und Siegen durch die Haltung Deutschlands bedingt. Unser Vaterland ist das Herz Europas und darum das Herz der Welt, alle tieferen Lebenssäfte des Geistes und Gemütes gehen von diesem Lebensmittelpunkte aus und in denselben wieder zurück. Wie Deutschland die Bildung aller Länder und Zonen, Kunst und Wissenschaft aller Völker in sich aufnimmt und verarbeitet, so geht von seinem Geiste, wenn auch oft unmerklich und unsichtbar, der innere Bildungstrieb über die ganze Erde, gleich einem befruchtenden Tau und Regen. Sollte einst dieses Herz Europas krank werden und dahin siechen, dann wäre es auch mit der

europäischen Bildung vorbei. Daraus folgt aber auch, daß der Deutsche seine Freiheit nicht verlieren kann, wofern er nur sich nicht selber verliert. Was ihm aber vor allem notthut, ist Einigkeit, Vertrauen zur eigenen Kraft, die mit Gottes Hilfe schon so Großes geleistet hat und noch Größeres leisten wird, — Kenntnis der eigenen Mittel und hohen Güter des Vaterlandes. Wir müssen ablassen von den alten Erbfehlern der Parteisucht und Rechthaberei und Sonderbündelei, wir müssen noch Fortschritte machen im Brudersinn, der um alle so mannigfaltigen Lebensrichtungen und Eigentümlichkeiten im lieben deutschen Vaterlande das Band der Einheit schlingt und stark wird durch „vereinte Kraft".

Erster Abschnitt.

1. Königsberg. — 2. Die Insel Rügen. — 3. Küsten- und Seeleben in Mecklenburg.

1. Königsberg.*)

Nächst Berlin haben noch drei Städte der preußischen Monarchie die Ehre, den Titel einer Haupt- und Residenzstadt zu führen: Breslau, Königsberg und Potsdam. Letztere Stadt ist die kleinste, eine ausschließliche Schöpfung seiner Könige; sie ist bevorzugt durch die Nähe von Berlin und durch den Nimbus Friedrichs des Großen, der hier sein Sanssouci gründete. Breslau ist nach Größe und Einwohnerzahl die zweite Stadt des Königreichs, als Fabrik- und Handelsstadt, wie als Universitätsstadt bedeutend; ihre historische Weihe erhielt sie anno 13, als König Friedrich Wilhelm III. in die Hauptstadt Schlesiens seine Residenz verlegte und von dort den Aufruf an sein Volk erließ, das sich wie Ein Mann wider die Zwingherrschaft Napoleons erhob. Königsberg ist im Laufe der Zeiten so herangewachsen, daß es außer Berlin und Breslau nur noch Eine Stadt in der preußischen Monarchie vor sich hat, welche mehr Einwohner zählt, nämlich Köln; es ist eine der größten Handelsstädte des Nordens, jetzt eine berühmte Festung. An historischem Ruhm und Glanz übertrifft es Breslau, Potsdam und fast Berlin selber. Nicht unverdient ist ihm die Ehre zu teil geworden, die zweite Haupt- und Residenzstadt der Monarchie genannt zu werden. Denn wie die Provinz Preußen als echt deutsche Schöpfung des tapferen deutschen Ritterordens vorzugsweise die civilisatorische Energie des germanischen Geistes und seine Überlegenheit über den slavischen nahe der Grenze des großen Slavenreiches dargethan hat, so hat sich in ihrer Hauptstadt Königsberg eben dieser echt germanische Geist in seinen besten Eigenschaften, klarer Verständigkeit, praktischer Tüchtigkeit, unbestechlichen Rechtsgefühls und Freiheitssinnes gleichsam konzentriert. Der Königsberger Weise, Immanuel Kant, welcher die Philosophie wieder zu Ehren brachte, indem er sie von leeren

*) Vom Herausgeber.

Hirngespinsten zur Untersuchung und Prüfung des Thatsächlichen führte und mit aller Strenge zugleich die sittliche Würde des Menschen ins rechte Licht stellte durch seine Lehre vom kategorischen Imperativ, d. h. vom unbedingten Gehorsam, den wir dem Pflichtgebot schuldig sind — er war ein Königsberger Kind und der reinste und klarste Ausdruck des Geistes, der die preußische Monarchie erhoben, groß und tüchtig gemacht hat.

Dieser preußisch-deutsche Geist war schon im Großmeister des deutschen Ritterordens, Albrecht von Brandenburg, lebendig. Seit 1457 hatten die Großmeister Königsberg zu ihrer Residenz gemacht, waren aber in Lehensabhängigkeit vom Königreich Polen geraten und als Regenten eines katholischen Ordensstaates standen sie zugleich unter dem römischen Papst. Jener Albrecht, aus einer Seitenlinie des Kurhauses Brandenburg, begriff die neue Zeit, die mit der Reformation Luthers für Deutschland angebrochen war: er wurde evangelsch-lutherisch und verwandelte das Ordensland Preußen in ein weltliches Herzogtum, mit Bewilligung seines polnischen Lehnsherrn. Das geschah im Jahre 1525. Vergebens protestierten die Ordensritter. Die Reformation verbreitete sich so schnell in Preußen, daß Luther in freudiger Anerkennung an seinen Freund Spalatin schrieb: „Siehe dies Wunder! In vollem Lauf und mit vollen Segeln eilet jetzt das Evangelium nach Preußen!“ Ein neues frisches Leben und geistiges Streben war in die Gemüter gekommen; um dasselbe auf wissenschaftlicher Grundlage zu festigen, gründete Herzog Albrecht die nach ihm benannte Universität, 1544.

Hand in Hand mit dem geistigen Leben ging der Aufschwung Königsbergs als Handelsstadt, trotz der Nebenbuhlerschaft Danzigs, der Hauptstadt von Westpreußen, die mit Neid auf ihre jüngere Schwester im Osten blickte. In frühester Zeit hatte Danzig allen Seeverkehr der Ostsee an sich gezogen; seine Lage an der Mündung der Weichsel war um so vorteilhafter, als sich nach Osten eine lange Dünenkette (die frische Nehrung) bis an die vorspringende Küste von Samland zog, die keinen Hafenort hatte. Die lange Düne der „frischen Nehrung“ war anfänglich stark bewaldet, der Wald hielt den Sand zusammen und so blieb das „frische Haff“ geschlossen. Als die Entwaldung Fortschritte machte, erhielt auch der Dünensand seine Beweglichkeit wieder, die Nehrung zerriß — da wo jetzt Pillau liegt — das frische Haff war wieder dem Meere geöffnet und Königsberg erhielt freien Zugang der Seeschiffe. So konnte es sich zur Seestadt entwickeln und es blieb ihm die Handelsblüte, als es aufhörte, die Residenz der Herzoge von Preußen zu sein.

Als nämlich im Jahre 1618 die albertinische Linie ausstarb, fiel das Herzogtum Preußen an die Hauptlinie der Hohenzollern, nämlich an die Kurfürsten von Brandenburg. Damit war ein neuer Aufschwung gegeben. Der große Kurfürst erkämpfte die Unabhängigkeit Preußens von polnischer Lehnsherrschaft und bahnte damit seinem Sohne den Weg, daß derselbe 1701 als Friedrich I. auf Grund des Besitzes dieser preußischen, zum Deutschen Reiche nicht gezählten Landesteile in Königsberg sich die Königskrone auf-

setzen konnte. So ward die Hauptstadt Ostpreußens die Weihestadt des preußischen Königtums. Von Preußen erhielt die ganze Monarchie Namen und Wappen — der schwarze Adler in Silber, an das weiße Ordensband mit schwarzem Kreuz der deutschen Ritter gemahnend, wurde das Abzeichen der preußischen Gesamtmonarchie. Schon unter dem Enkel des ersten Königs erhob sich diese zur europäischen Macht und als sie nach der ruhm- und thatenvollen Regierung Friedrichs des Großen wieder sank und durch Napoleon der Vernichtung nahe gebracht wurde, da zog sich der schwergebeugte König Friedrich Wilhelm III. nach Königsberg in sein letztes und äußerstes aber auch festestes Bollwerk zurück, und in diesem Brennpunkte preußischer Ehrenhaftigkeit, Vaterlandsliebe und Zähigkeit glimmte der patriotische Funken fort, um, genährt von Männern wie Stein, Wilh. v. Humboldt, v. York, v. Schön, Graf Dohna, Niebuhr, Nicolovius, bald wieder zu hellster, herrlichster Flamme emporzulodern. Und es war in derselben preußischen Königsstadt, wo unser Heldenkaiser, König Wilhelm I., am 18. Oktober 1861 sich abermals die Krone aufsetzte, die zehn Jahre später im Glanze der Kaiserkrone des wiedergeborenen Deutschen Reiches strahlte. Seit 1871 gehören Ost- und Westpreußen wieder zum Deutschen Reiche, von dem sie der frühere „Deutsche Bund" ausgeschlossen hatte.

So ist der Name „Königsberg", den sie dem Böhmen-König Ottokar verdankt, für die Stadt providentiell geworden. Der mächtige Ottokar ward von den deutschen Ordensrittern zur Bezwingung des Samlandes zu Hilfe gerufen und er unternahm mit dem Markgrafen Otto von Brandenburg die Kreuzfahrt wider einen Stamm des unbändigen heidnischen Volkes der Porussi oder Pruzzi (Preußen), der dort hauste, als ein Werk christlicher Frömmigkeit — im Jahre 1254. Das Land ward bezwungen und zur Sicherung der Grenze auf dem Bergwalde Twangste eine Burg angelegt, welche dem König Ottokar zu Ehren der Königsberg (polnisch Krolewiec, litthauisch Karalauzus) genannt wurde. Auch das älteste Wappen der Stadt, ein geharnischter und gekrönter Ritter, soll wohl an den ritterlichen Böhmenkönig erinnern.

Wie vier Jahrhunderte früher die von Karl d. Gr. angelegte Feste an der Niederelbe der Anfang für die mächtige Stadt Hamburg wurde, so legte sich an den befestigten Königsberg allmählich eine Stadt an, die wieder die nahen Dorfgemeinden und Vorstädte in ihr Weichbild zog. Aus den drei Hauptteilen: Altstadt, Löbenicht und Kneiphof, die ihre besonderen Wappen und Magistrate hatten, verschmolz die Stadt zu einem Ganzen und breitete sich so aus, daß sie jetzt einen Flächenraum von 700 Hektaren einnimmt, nahezu 2 Meilen im Umfange und 140,896 Einwohner hat.

Sie liegt in flacher, überall offener Gegend an beiden Seiten des Pregel, dessen rechtes Ufer, wo die Hauptmasse der Stadt gelegen, sich aber der Art emporhebt, daß viele Straßen abschüssig erscheinen und mit einiger Sorgfalt sogar sieben Hügel gezählt werden können, weshalb man denn Königsberg auch wohl eine Siebenhügelstadt genannt und mit Rom in humoristische

Parallele gesetzt hat. Aber ein nicht zu unterschätzender Vorzug der Lage bleibt eine solche hügelartige Erhebung in einer Tiefebene, sei sie an sich auch nicht bedeutend. Wer sich der Stadt vom Westen her nähert, vor dessen Blick steigt imposant genug ihre Häusermasse terrassenartig auf und in gewaltigen Dimensionen ragt fast in der Mitte das altersgraue Schloß mit seinem hohen gotischen Turme empor.

Der Pregel, obwohl er nur ein Küstenfluß ist, hat doch ansehnliche Wasserfülle und ist ein viel mächtigerer Strom, als etwa die Nürnberger Pegnitz und Leipziger Pleiße. Schon bevor er die Stadt erreicht, giebt der alte Pregel einen Arm ab, der an den südlichen Vorstädten vorüberzieht, in der Stadt vereinigen sich der alte und neue Pregel und umschließen nebst zwei Verbindungsarmen die Insel Kneiphof, „die Stadt der Kaufleute". Sie trägt in ihrer Mitte das neue Bankgebäude, dem alten Dome gegenüber, welcher im Jahr 1322 vom Großmeister Lothar von Braunschweig aufgeführt wurde.

Altstadt („die Stadt der Handwerker") und Löbenicht („die Stadt der Brauer") liegen auf dem ansteigenden nördlichen Ufer; sie haben enge, abschüssige Straßen mit hohen altertümlichen Häusern. Doch hat die neue Zeit sich auch hier Bahn gebrochen, Raum und Licht geschafft. Ein jetzt mit schattigen Bäumen und anmutigem Buschwerk bedeckter Platz trug einst die altstädtische Kirche, an die ein polierter Granitwürfel erinnert. Wir eilen zu dem ernst und düster sich erhebenden königlichen Schloß, die ehemalige Ordensritterburg, von welcher jedoch nur der Nordflügel ein Rest ist, denn die anderen Teile wurden im 16. Jahrhundert neu gebaut. Einzelne Nachbesserungen haben dem Ganzen nicht eben eine vorteilhafte Gestalt gegeben und so scheint ein abermaliger Umbau im Renaissance-Stil beschlossen zu sein. Nicht ohne lebhafte Erregung unserer patriotischen Gefühle betreten wir die Schloßkirche im Westflügel, in welcher der erste König Friedrich und 160 Jahre später unser Kaiser-König Wilhelm I. sich die Königskrone aufs Haupt setzte. An den Wänden hängen große, eng beschriebene Gedächtnistafeln; sie enthalten die Namen der 1813, 1866 und 1870/71 für das Vaterland in den Tod gegangenen Söhne der Provinz, deren Blut in Strömen geflossen ist. Königsberg stellte 1813 die ersten freiwilligen Jäger, als ersten den Sohn seines Bürgermeisters Heidemann; die Provinz Preußen war die Wiege der preußischen Landwehr. Über der Kirche dehnt sich in riesigen Dimensionen (83 m lang, 18 m breit!) der Moscowiter-Saal, unter derselben ist das „Blutgericht", von welchem jedoch nichts schrecklich ist, als der Name, da es sich hier um das Traubenblut handelt, das in den weiten Kellerräumen geborgen ist. Es drängt uns aber zur Höhe und wir besteigen den Turm, von dessen Galerie man die schönste Umschau und Überschau von Königsberg genießt. Wir sind nur etwa 100 m über dem Spiegel des Pregel, aber welche weite, umfassende, überraschend wechselreiche Aussicht bietet uns diese Höhe! Wir sehen über die hohen Giebelhäuser des Löbenicht weit hinaus und tief hinein in die Gassen, welche sie bilden. Die

kolossalen Speicher zu beiden Seiten des Pregel sind herabgesunken, wie auf einer Landkarte verzeichnet erblicken wir die Pregelarme, die Kneiphof-Insel einschließend; der Spiegel des lang sich hinziehenden, von grünen Baumgruppen und Gartenanlagen eingefaßten Schloßteichs liegt malerisch zu unsern Füßen; auf entgegengesetzter Seite, im Süden und Südwesten des Kneiphofs, erstrecken sich am linken Ufer des Pregel die vordere und hintere Vorstadt, der Haberberg und Nasse Garten. Im Gegensatze zu dem dichten Häuserknäuel der Altstadt und der Enge des Löbenicht ist da alles freier und heller; langgezogene Straßen und breite Zwischenräume, nach Westen hin begrenzt durch den Ost- und Südbahnhof mit ihren geschmackvollen großartigen Bauten und reizenden Anlagen. Der Ostbahnhof und Südbahnhof liegen ganz nahe dem Strom, so daß Land- und Wasserstraße sich berühren und in einandergreifen. Lange Wagenzüge fahren bis nahe ans Ufer heran, um ihren Inhalt in die ihrer schon harrenden Schiffe abzugeben. Das rege Handels- und Verkehrsleben in der Vorstadt, die großen und kleinen Schiffe, welche auf dem vereinigten Strom herabgekommen und zum Teil in die Arme desselben eindringen, machen das Stadtbild zu einem der belebtesten und frischesten.

Die Schiffe, Dampfer und Segler führen den Blick ins Weite. Wir folgen dem Strom, der beim Holländerbaum Königsberg verläßt, nachdem er die Vereinigung seiner Arme vollzogen, auf der kurzen, nur 1 Meile langen Strecke, die er noch bis zur Mündung ins Haff braucht, sehen die blinkende Wassermasse wie einen gewaltigen Binnen-See sich dehnen und erblicken dahinter den schmalen Landstreifen, auf welchem das befestigte Pillau, der Außenhafen Königsbergs, liegt, wo die größeren Seeschiffe ihre Ladung löschen. Pillau liegt unmittelbar am Ausfluß des Haffs in die Ostsee und beherrscht somit das ganze Haff. Die Entfernung von Königsberg beträgt 6 Meilen; das Dampfboot führt in 8 Stunden, die Eisenbahn in 1¾ Stunden dorthin. Pittoresk steigen vom Boote hier und Eisenbahnwagen dort die Rauchwolken empor, in ihrem Zuge noch die verschiedene Geschwindigkeit des Wasser- und Landfahrzeuges kennzeichnend.

Überaus wohlthuend ist der Blick auf das fruchtbare, mit Wäldern und Seeen bedeckte hügelige Samland, das im Norden von Königsberg und dem frischen Haff sich halbinselartig ins Meer schiebt. Wir wünschen Königsberg Glück, das in absoluter Ebene gelegen, doch einer solchen Mannigfaltigkeit der Bodengestaltung, eines solchen Reichtums landschaftlicher Reize, die bis in das Weichbild der Stadt selber dringen, sich erfreut, daß manche durch ihre Lage berühmte Schweizer- oder Tyrolerstadt sie darob beneiden könnte.

Welch ein großes und schönes, erquickliches und friedliches Bild stellt sich uns dar, wenn wir zu einem einfachen Landhause in der Vorstadt, der „Hufen" genannt, pilgern! Als nach den Unglücksjahren von 1806—7 das schwergeprüfte Königspaar, Friedrich Wilhelm III. und seine Gemahlin Louise, sich in die alte Königsstadt zurückgezogen hatten, erwählten sie dies bescheidene Sommerhäuschen zu ihrer Residenz. In dem dazu gehörenden Garten ver-

weilte die unvergeßliche Königin mit ihren Kindern am liebsten. Stundenlang saß sie auf einem etwas erhöhten Platze mit weiblicher Handarbeit beschäftigt, auf einer einfachen hölzernen Bank. Von dort konnte sie über die weite Ebene hinweg den Lauf des Pregelstroms bis zum frischen Haff verfolgen, wo Land und Wasser in einander verschwimmen. Im Jahre 1872 hat der Kaiser Wilhelm das Busaltsche Grundstück käuflich erworben und in dem reizenden, dem Publikum geöffneten Park ward, nachdem schon zuvor auf der „Louisenwahl“ (wie das Volk jenes durch Erinnerung geweihte Plätzchen nannte) ein Lindenbaum gepflanzt worden, am 2. September 1874 das Denkmal enthüllt: die Marmorbüste der edlen Königin, der unglücklichen und doch glücklichen Mutter des siegreichen Kaiser-Königs Wilhelm — eingefügt als Medaillon in die monumentale halbkreisförmige Ruhebank.

Doch wir haben noch viel Merkwürdiges und Schönes in der Stadt selber zu betrachten, bevor wir Ausflüge in die Umgegend unternehmen können. Wir steigen von unserer Turmhöhe herab, betrachten uns vor dem östlichen Schloßportal das lebensgroße Standbild Friedrichs I. — „dem edlen Volke der Preußen zum immerwährenden Denkmal gegenseitiger Liebe und Treue den 18. Januar 1801 gewidmet von Friedrich Wilhelm III.“ — und machen dann der in der Nähe des Schlosses, am Nordende der Kant-Straße aufgestellten Bronce-Statue des großen Königsberger Weisen einen Besuch. Sie ist auf hohem Granitsockel in einer Halbrotunde aufgestellt und zeigt uns den Denker und Gelehrten in seinem 30. Lebensjahre, auf dem Höhepunkte seines Lebens. Bei einer solchen geistigen Größe bedurfte es nur des einfachen Namens „Kant“ als Unterschrift. Die Anlagen geben dem Denkmal eine freundliche Umgebung. Dort steht auch das Wetterhäuschen, das die polytechnische Gesellschaft der Stadt zum Geschenk gemacht hat. Mit sinniger Benutzung des Raumes sind an demselben alle Instrumente angebracht, welche auf die Lufterscheinungen Bezug haben.

Gegenüber liegt der schöne Gesecusplatz, in seinem Namen an den wohlthätigen Königsberger Bürger erinnernd, der sein bedeutendes Vermögen der Stadt zu gemeinnützigen Zwecken vermachte.

In der nahen Prinzessinnenstraße besuchen wir die Wohnung des Philosophen; eine Marmortafel über der Thür seines Hauses trägt die Inschrift: Hier wohnte und lehrte J. Kant, von 1783—1803. Gegenüber steht das prächtige, in den Jahren 1848—49 aufgeführte Postgebäude in Hufeisenform und daneben die nach Schinkels Plan erbaute Altstädtische Kirche. Diese Bauten, aus festgebrannten Ziegeln aufgeführt, machen den Königsberger Baumeistern alle Ehre; sie vereinen, mit trefflicher Benutzung des Baumaterials, Festigkeit mit Zierlichkeit, Sicherheit mit gefälligem Schwung.

Die kurze Theaterstraße führt uns von genannter Kirche auf den großen stattlichen Paradeplatz oder besser Universitätsplatz (früher Königsgarten) genannt, mit gefälligen Gartenanlagen, nordöstlich vom Theater, nordwestlich vom neuen Universitätsgebäude begrenzt. Letzteres ist

ein in der That großartiger nach Stülers Entwürfen ausgeführter Renaissancebau mit schöner Bogenhalle. In der Mitte der Hauptfront steht in Hochrelief das Reiterbild des Herzogs Albrecht, des Stifters der Königsberger Hochschule; weiter unten in Nischen die Standbilder Luthers und Melanchthons, hindeutend auf den protestantischen Geist, der die Hochschule ins Leben rief und durch mehr als 300 Jahre beseelte. Hoch oben unter dem Fries erinnern 14 Medaillonbilder an berühmte Lehrer, treu dem Leben nachgebildet. Das Innere enthält 62 größere und kleinere Säle und Zimmer; die große Aula, von einem Sternengewölbe bedeckt, zeigt an ihren Seitenwänden interessante Freskobilder, welche die verschiedenen Seiten der Kunst und Wissenschaft allegorisch darstellen. Der Grund zu diesem Prachtgebäude ward vom kunstsinnigen König Friedrich Wilhelm IV. 1844 bei der dreihundertjährigen Jubelfeier der Albertina gelegt. König Wilhelm I. vollendete den Bau und sein Sohn, der Kronprinz Friedrich Wilhelm, weihte als Rektor im Jahre 1862 die neue Universität ein.

Die Mitte des Platzes ziert das 5 m hohe Erzbild der Reiterstatue Friedrich Wilhelms III., mit Reliefbildern geziert, welche die innere und äußere Erhebung Preußens, die sich in den Jahren 1808—15 vollzog, illustrieren. Die Inschriften auf den vier Seiten lauten:

„Ihrem Könige die dankbaren Preußen 1841. Sein Beispiel, seine Gesetze machten uns stark zur Befreiung des Vaterlandes. Ihm verdanken wir des Friedens Segnungen.“

Der Künstler (Bildhauer Kiß) hat den König als heimkehrenden sieg- und ruhmgekrönten Feldherrn mit lorberbekränztem Haupte in wallendem Königsmantel dargestellt.

Am Schauspielhause, das auf architektonische Schönheit gar keinen Anspruch machen darf, halten wir uns nicht länger auf, sondern eilen dem nahen Schloßteich zu. Die Königsberger sind auf dieses liebliche Idyll inmitten ihrer Stadt nicht wenig stolz und mit Recht. Die grünen in kleinen Terrassen aufsteigenden Ufer, deren Bäume und Boskets sich anmutig im Wasser spiegeln und an lauen Sommerabenden ihren Lichterglanz auf den Spiegel senden, der, belebt von einer kleinen Flotille schmucker Böte, aus seiner Tiefe die Lichtpunkte heraufzuzaubern scheint — das ist, wenn auch nicht ganz so prachtvoll wie das Alsterbassin in Hamburg, doch ein hübsches Stück Poesie im staubigen mühevollen Alltagsleben. An drei durch ihre Stille sich auszeichnende Logengärten grenzt der belebtere, geräuschvollere Börsengarten, an Konzerttagen der Korso, der die ganze schöne Welt Königsbergs sehen läßt. Im Winter zieht der Eisspiegel die bewegungslustige Welt an und es wimmelt dann von Schlittschuhläufern und -läuferinnen, von Zuschauern, Büffetbuden, die es an Erwärmungsmitteln in fester und flüssiger Gestalt nicht fehlen lassen, von Trägern von Fackeln und brennenden Pechpfannen, von Musikanten.

Da der Schloßteich viel länger als breit ist, so konnte ohne viel Unkosten eine Brücke für Fußgänger darüber geschlagen werden. Seine Ober-

fläche mißt ca. 10 Hektaren; seine Höhe über dem Pregel beträgt 12 m und noch 11 m höher liegt der Oberteich, der ihn speist.

Zum Schlosse gehören nicht weniger als 5 Vorstädte (Schloßfreiheiten): die Burgfreiheit, Tragheim, der Roßgarten, die Neue Sorge oder Königsstraße und ein Teil von Sackheim. Der ganze übrige Teil der großen Vorstadt Sackheim gehört zu Löbenicht. Wie die Kneiphofer Langgasse das Verbindungsglied mit der Vorstadt bildet, so die Löbenichtsche Langgasse mit dieser östlichen.

Wir gehen, vom Schloßteich kommend, über den Roßgärtener-Markt in die schnurgerade lange Königsstraße bis zur hohen eisernen Spitzsäule, welche dem Oberpräsidenten und Staatsminister v. Schön zu Ehren errichtet wurde. Sie steht vor der Maler-Akademie mit dem Stadtmuseum, das eine gewählte Sammlung neuerer wertvoller Bilder enthält, u. a. die Bartholomäusnacht von P. Delaroche. In derselben Straße befindet sich auch die königliche und Universitätsbibliothek mit etwa 250,000 Bänden und mancherlei Handschriften, namentlich von Luther. Am Ausgang der Straße stehen als würdige Zierden des Königsthors die Standbilder des Königs Ottokar von Böhmen, des Herzogs Albrecht von Preußen und des ersten Preußenkönigs Friedrich I.

Königsberg ist jetzt eine Festung ersten Ranges und seine Thore mußten vor allem in Anbetracht der jetzigen Feuerwaffen von möglichster Festigkeit und Stärke sein. Und doch hat man bei diesen kolossalen Bauten gleichfalls das Schöne mit dem Nützlichen zu verbinden und diesen Thorbauten auch architektonischen Wert zu verleihen gewußt. Vor den vierziger Jahren war Königsberg noch ohne alle Befestigung mit Ausnahme eines kleinen Forts am Holländerbaum. Seit 1843 begannen die Befestigungsarbeiten und wurden bis auf die Gegenwart fortgesetzt. Die Stadt einen starken Hauptwall erhalten mit 5 detachierten Forts und 72 Blockhäusern. Außer dem genannten Königsthor sind noch andere ähnliche ausgezeichnete Bauten zu nennen: das Sackheimer Thor mit den Bildnissen von York und Bülow, das Roßgärtenerthor mit den Bildnissen von Scharnhorst und Gneisenau, das Steindammer Thor mit der Statue Friedrich Wilhelms IV., des Gründers der Festung. Auch die Türme Dohna und Wrangel sind schöne Bauten.

Königsberg hat den Vorteil, daß es nicht durch die Wälle und Forts eingeschnürt wird, wie es bei Magdeburg der Fall, und daß die freie Bewegung des Handels zu Wasser und zu Lande auf keine Weise leidet. Zu seinem Wesen als Handels- und Universitätsstadt ist noch dieses dritte Element, das militärische, hinzugekommen, damit auch in dieser Beziehung eine gewisse Universalität des modernen Lebens gewahrt bleibt. Zur militärischen Straffheit und Strenge steht der Königsberger durchaus in keinem solchen Gegensatz, wie etwa der Frankfurter und mancher kleine Reichsstädter Süddeutschlands. Der Bau der Festung hat aber vielfach anregend auf die Baulust der Bürger, auf Verbesserung des Materials in den Ziegelbrennereien und auf die Technik der Bauhandwerker und Baumeister gewirkt.

Nicht minder wirkten die großen Speicherbrände von 1839 und 1845

auf Verbesserung und Verschönerung der Bauten zu beiden Seiten des Pregel. Anstatt des form- und stillosen Riegelbaues der alten Zeit entstanden massive Bauten von einfachen, aber edeln Formen; so das neue Kornmagazin. Der große, ziemlich plumpe Holzkrahn mit einem Trittrade ward durch einen eleganteren von Eisen ersetzt. Auch die Bildungs- und Wohlthätigkeitsanstalten sind nicht zurückgeblieben und bilden eine nicht kleine Zahl stattlicher Gebäude, wie die Taubstummen-Anstalt, das Blinden-Institut, das altstädtische Gymnasium, die Klinik, das chemische Laboratorium, die höhere Bürgerschule auf dem Löbenicht rc. Freilich sind diese palastähnlichen Häuser gewissermaßen nur eingestreuet in eine Masse unschöner älterer Häuser, namentlich auf dem Steindamm. Einen durchaus modernen prächtigen Stadtteil aus einem Guß, wie ihn z. B. Hamburg in seinem alten und neuen Jungfernstieg besitzt, hat Königsberg nicht, aber dafür hat es auch kein Brandunglück von solchen Dimensionen zu beklagen, wie Hamburg davon betroffen wurde. Das minder reiche Königsberg, das ohnehin immer noch an der schweren von Napoleon I. ihm auferlegten Kriegsschuld zu zahlen hat, würde solche Verluste minder schnell verwunden haben. Und was ihm an einheitlicher architektonischer Wirkung abgeht, das wird ihm wieder reichlich ersetzt durch die Gunst des Terrains, durch seinen Wasserreichtum, durch die malerischen Perspektiven, die ganz besonders auf den vielen Brücken (es sind im ganzen acht), die über die Pregelarme geschlagen sind, in überraschend eindringlicher Weise sich darbieten.

Stellt man sich auf die sogenannte grüne Brücke, die breiteste und ansehnlichste von allen — sie ist das Bindeglied zwischen der vorderen Vorstadt und dem Kneiphof — so ist der Blick nach dem Haff zu wahrhaft imposant. Durch die Vereinigung der Pregelarme, die sich um die Kneiphof-Insel schlingen, wird der Strom zu einer breiten Wasserfläche, der die Tiefe keineswegs fehlt. An beiden Ufern erheben sich in stattlicher Reihe die hohen Speicher, die auf der linken Seite in den Festungsbauten, auf der rechten im Zollhaus des Holländerbaums ihren Abschluß finden. Durch die Packhofs- oder Licentgebäude, durch die Balkone des Dampfschiffahrtslokals, durch das neue Prachtgebäude der Börse hat dieser Stadtteil eine größere Mannigfaltigkeit gewonnen, die eiserne Drehbrücke ist sehr stattlich. Den größten Reiz behält aber die Fläche des ruhig und sicher nach Westen ziehenden Stroms; sie wechselt mit jeder Minute das Bild und im ganzen genommen bleibt dieses sich dennoch gleich. Zu beiden Seiten der Brücken liegen Holzschiffe aus Elbing und andern Orten. Die Schiffer haben runde Hüte, große lange Westen und über enge Tuchhosen noch weite leinene Pluderhosen gezogen. Zwischendurch drängen sich kleinere Fahrzeuge mit Käse, Kartoffeln, weißem Sand. Sobald sie anlegen, ist auch ihr Publikum da, aus kauflustigen Köchinnen und Hausfrauen der unteren Volksklasse gebildet. Die Bordinge hängen schwarze Tafeln aus, auf denen der Name des Schiffers und der Ort, wohin er fährt, zu lesen ist. Hier geht mit möglichster Langsamkeit die Pfennigfähre über den Pregelarm am Kai hin

und her, dort fliegt ein Boot pfeilschnell über den Fluß, von einem Matrosen gerudert, dem ein so kleines Fahrzeug wie ein Spielzeug vorkommt. Größere Segelschiffe und Dampfer mit voller Ladung kreuzen ihren Lauf, lange und tiefe Kähne legen bei den Speichern an, um deren Schätze zur See zu führen. Andere liegen hinter dem Holländerbaum vor Anker, um ihren Ballast auszukarren, der den Boden Amerikas, Norwegens, Dänemarks, Hollands mit preußischer Erde mischt. Deutsch, Englisch, Holländisch, Polnisch, Dänisch wird durcheinander gesprochen und die Brückenwärter und Aufseher am Bohlenwerk wissen sich mit allen zu verständigen. Neben zierlich gebauten Schiffen erscheinen die plumpen Wittinnen, welche die Rohprodukte des großen Nachbarreiches: Getreide, Holz, Hanf vom oberen Pregelgebiet herabbringen. Ihre Mannschaft sind die originellen „Dschimken" (Polen), rohe aber lustige Naturkinder, deren Kleidung in Hemd und bauschiger Hose von grauer grober Leinwand besteht. Auf ihrem Kopfe tragen sie eine pelzverbrämte Mütze oder auch einen abgetragenen Cylinderhut, der ihnen irgend wo geschenkt wurde. Ein Kessel mit dampfender Erbsen- oder Mehlsuppe, die womöglich mit Speckstücken und Brotschnitten gewürzt ist, wird auf einer Stange herbeigetragen, der Inhalt desselben in ein trogartiges Gefäß geschüttet und nun beginnt die fröhliche Mahlzeit. Ist Feierabend, dann läßt eine Geige ihre dünnen und schrillen Töne hören, jauchzend springt das Völklein empor und beginnt den Tanz, mit Händen und Füßen, Augen und Mienenspiel arbeitend, so daß jeder Muskel am Tanze teil nimmt. Es ist eine Lust, dieser überströmenden Freude zuzuschauen. Nur der Befehlshaber und oft auch Eigentümer des Fahrzeugs, vom Stamme Judas, schaut ernst und finster drein; er berechnet indessen seine Prozente, welche die Ladung ihm eingebracht hat.

Land- und Strandleben.*)

Wenn die Umgebung von Königsberg wenig Anziehendes bietet, da es die Natur gleichsam bei leisen Versuchen, etwas Schönes schaffen zu wollen, bewenden ließ, so hat sie dafür an dem circa 5 Meilen nach Norden gelegenen Ostseestrande desto schönere Landschaften hervorgezaubert. Erst seit der Franzosenzeit ist die Schönheit des Ostseestrandes so zu sagen entdeckt worden, und erst als Lichtenberg auf die vortreffliche Wirkung der Seebäder auf den menschlichen Organismus aufmerksam gemacht hatte, begann es sich allmählich an dem schönen Strande Samlands zu regen. An dieses Gaues Nordostende liegt das nun weit und breit seines vortrefflichen Seebades wegen genannte Fischerdorf Cranz, welches in wenigen Jahren eine wunderbare Metamorphose durchgemacht hat. Aus einem elenden, wenige Hundert Einwohner zählenden Fischerdorfe ist ein stattlicher Ort mit 1000 Einwohnern geworden. Die hölzernen, niedrigen und schornsteinlosen Fischer-

*) Von G. Müller in Königsberg.

hütten sind verschwunden, ihre Stelle nehmen jetzt freundliche, allen Komfort des modernen Lebens bergende Häuser ein, in denen es selbst nervösen, verwöhnten Städterinnen wohl und heimisch wird. Die einförmige Umgebung ist durch die bessernde Menschenhand auf das Vorteilhafteste umgeschaffen, und städtisches Leben und Treiben herrscht dort während der Badezeit. Mit Königsberg ist es durch eine Chaussee verbunden, so daß man Cranz von hier aus in 3 Stunden erreichen kann. Der Ort hat eine freie Lage gegen Nordwesten, der dadurch bedingte gute Wellenschlag, das reine Seewasser, die niedrigen, für Kranke leicht zu ersteigenden Uferberge und der schöne Seegrund zeichnen es vor seinen Rivalen, die sonst noch die Samlandsküste hat, vorteilhaft aus. Der Zuspruch zu den Bädern jenes Ortes ist so groß, daß es öfter an disponibeln Wohnungen fehlt. Trotz dieser Lichtseiten, die Cranz hat, geben viele Königsberger dem circa 2 Meilen westlich davon gelegenen Neukuhren den Vorzug, in welchem man ländlicher, ungezwungener und weniger teuer leben kann. Hier findet zu Zeiten der großen Sommerferien ein starker Zuzug von Beamten aller Art statt. Wem es weniger auf Baden als auf den Genuß einer schönen eigenartigen Natur ankommt, der ist hier trefflich beraten. Für nicht zu schwache Füße giebt es in der Nähe Neukuhrens leicht erreichbare Spazierziele, die reich an landschaftlichen Reizen sind. Eine Perle in diesem Kranz schöner Landschaften ist das in flacher Schlucht sich hinstreckende und von mäßig hohen Dünenhügeln umrahmte Rauschen, von dem man nach kurzer Wanderung einen frischgrünen Wald erreichen kann. Die zwischen Rauschen und der Krone aller samländischen Strandschönheiten, dem herrlichen Warnicken, sich hinziehenden bebuschten Schluchten sind einladender Art und an lieblicher Abwechslung reich. Das hohe, steil zur See abfallende Ufer bei Warnicken ist mit vielen Schluchten durchsetzt und von dem herrlichsten Walde geschmückt. Bequeme Wege durchschneiden diese Naturanlagen, und bieten dem Wanderer zahlreiche Plätzchen, von denen der Blick in das weite, ewig schöne Meer schweifen kann. Ein Sonnenuntergang an der Wolfsspitze, einem kleinen Landvorsprunge, der steil zur See abfällt, beobachtet, gehört zu den schönsten Naturgenüssen, die man haben kann, und übertrifft vielleicht alles ähnliche, das die Alpen zu bieten imstande sind. Selbst der große Humboldt, der Herrliches und Schönes in Fülle gesehen hatte, stand einst hier, die Großartigkeit des herrlichen Naturgemäldes bewundernd und rühmend.

Die Gegend zwischen Warnicken und Brüsterort, das an der Westspitze Samlands liegt und einen stattlichen Leuchtturm hat, ist in der neuesten Zeit ganz besonders durch den Gewinn des Ostseegoldes — des Bernsteins — berühmt geworden. In der Nähe des Leuchtturmes sind in wenigen Jahren bedeutende Baulichkeiten erstanden, welche einen riesigen quadratischen Hof einschließen. Alle diese Bauten dienen dem Gewinne des Bernsteins, denn Brüsterort ist der Stationsort für die vor wenigen Jahren ins Leben gerufene Bernsteintaucherei. Da giebt es Wohnungen für die Beamten und die Taucher, eine Taucherschule, Werkstätten zur Herstellung der Taucher-

apparate, Komptoire, Räume zur Aufbewahrung des gewonnenen Bernsteins, Remisen und Ställe. Nur an stillen Tagen und bei wenig bewegter See werden die Taucherarbeiten ausgeführt. Am frühen Morgen solcher Tage ertönt das Signalhorn, und von allen Seiten eilen die Taucher zum Appell. Der Kommandeur derselben ist ein erprobter Seekapitän. Alles in Ordnung! Marsch! Man eilt zum Strande. Hier liegen 40 stattliche Taucherböte auf ihren Gestellen. Im Nu sind sie flott gemacht und bemannt, jedes mit 10 Mann. Davon sind zwei sich alle zwei Stunden ablösende Taucherpaare, zwei andere Paare sind dazu bestimmt, die Kompressionspumpen in Bewegung zu setzen, ein Mann hat die Obhut für die Sicherheitsleine, der zehnte ist der Aufseher.:

Die Boote nehmen, nachdem sie in Gruppen verteilt sind, die angewiesenen Standpunkte ein. Ist das geschehen, so machen sich die Taucher gefechtsbereit, d. h. sie schlüpfen in die Taucherkleidung, welche, wie die Kleidung der Eskimo, aus einem Stücke — aus Gummi und Eisen — besteht. Den Kopf deckt eine Kapuze, an die vor dem Gesichte der Taucherhelm angeschroben wird. Drei Gläser daran geben dem Taucher das nötige Licht zum Untersuchen des Meeresbodens. Der Rücken trägt einen Metalltornister, das Luftreservoir. Durch einen 13 m langen Gummischlauch steht der Taucher mit dem Boote und der darin befindlichen Luftpumpe in Verbindung. Das untere Ende des Schlauches preßt der Taucher zwischen die Zähne. Den Anzug vollenden die schweren Bleischuhe. Zur vollständigen Ausrüstung des Tauchers gehört noch eine eiserne Hacke, mit der er die schweren Steine wendet, unter denen der Bernstein lagert, und ein Gürtel mit einem daran hängenden Beutel, der zur Aufnahme des kostbaren Minerals dient. An dem Gürtel ist auch die 13 m lange Sicherheitsleine befestigt, die sich stets in der Hand des Bootsmannes befindet. Auf ein gegebenes Zeichen plumpen die bereiten Taucher ins Meer; ihr Weg wird durch aufsteigende Luftblasen, die Luft, die sie ausatmeten, bezeichnet. Die Arbeiten verrichten sie knieeend oder stehend. Die Ergiebigkeit der Arbeit ist sehr schwankend. Jede Ausbeute, die mehr denn 3 Pfund beträgt, wird mit 50 Pf. pro Pfund extra honoriert. Ein Ruck an der Sicherheitsleine verkündet den Bootsleuten, daß der Taucher eine gute, zwei Rucke, daß er eine sehr ergiebige Stelle gefunden habe, endlich drei Rucke, daß er hinaufgezogen zu werden wünsche. Unglücksfälle sollen so gut wie noch gar nicht vorgekommen sein. Die Taucher sind nach ihren Leistungen in 3 Klassen geteilt. Die der 1. Klasse erhalten pro Arbeitstag 3 Mark, an Ruhetagen $1\frac{1}{2}$ Mark. Die der 2. Klasse erhalten für den Arbeitstag $2\frac{1}{2}$ Mark, für den Ruhetag ebenfalls $1\frac{1}{2}$ Mark. Endlich die der 3. Klasse 2 Mark für den Arbeitstag. Der Ertrag einer Tagesarbeit schwankt zwischen $\frac{1}{2}$—10 Pfd. Stein. Das Feierabendsignal ertönt, die Taucher entsteigen dem Meere und eilen nach den Komptoiren, in denen der Fund des Tages von den Beamten gewogen und gebucht wird. Die Leute verdienen ein schönes Stück Geld, das aber leider — auch öfter schnell vertrödelt wird. Von der Großartigkeit der

Taucherei kann man sich einen Begriff machen, wenn man hört, daß die Unternehmer für jeden Arbeitstag der Regierung 300 Mark bezahlen; die andern Ausgaben eines Tages betragen wohl das Zehnfache jener Summe.

Neben der Bernsteintaucherei in Brüsterort ist jetzt in der Nähe bei dem Orte Nortycken auf Staatskosten ein Bergwerk zum Gewinne des kostbaren Harzes eingerichtet, das fröhlichen Fortgang und goldene Ernte verspricht. Der Einsteigeschacht wird aus 50, circa 1 m hohen Eisencylindern, welche einen Durchmesser von 1 m haben, hergestellt. Mit glühenden Eisennieten werden die Cylinder fest mit einander verbunden und durch einen einfachen Mechanismus in die Erde — bis zur sogenannten „blauen Schicht“ gedrückt, welche circa 50 m unter der Oberfläche liegt. Aus dem Einsteigeschachte werden alsdann Seitenschachte nach allen Richtungen hin angelegt. Die Erdmassen aus dem Cylinderschachte werden fort und fort durch Löffel- und Cylinderbohrer in die Höhe und fortgeschafft. Letztere sind mit am Boden angebrachten, nach innen schlagenden Ventilen versehen, durch welche die angebrachten Thonerdmassen eingedrückt werden. Beim Heraufziehen schließt sich das Ventil und verhindert das Wiederausfließen des Bohrschmandes. Das angesammelte Wasser sieht man auf dem Grunde des Schachtes, es ist zur leichtern Förderung der Arbeiten sogar notwendig.

Die alte Weise, den Bernstein durch Graben zu gewinnen, ist durch die neue bergmännische Art nicht beseitigt. Jedes Jahr sieht man Gruben zu diesem Zwecke entstehen. Sie werden durch eine große Zahl von Arbeitern (100 und darüber) in der Nähe der See angelegt. Öfter werden die Vorarbeiten bei der Anlage solcher Gruben schon im Winter begonnen, der Herbst sieht sie beendet — oder durch gewaltige Nord- und Nordweststürme vernichtet. Die Seitenwände solcher Gruben werden gehörig abgeschrägt und mit Brettern und Streben abgesteift. Von der herausgehobenen Erde wird der mächtige schützende Damm gegen die grollende See aufgeführt, und das in der sich allmählich vertiefenden Grube ansammelnde Sickerwasser durch Pumpenwerke entfernt. Da feiert die Mechanik mit ihren Ebenen, Rollen und Flaschenzügen ihren Triumph. Bei dem monotonen Gesange der Arbeiter wird die Erde aus der Tiefe (bis zu 13 m unter dem Spiegel der See) von Terrasse zu Terrasse geworfen und wie oben angegeben verwendet. Zahlreiche Aufseher inspizieren die Arbeiter und sammeln den in der „blauen Schicht“ gefundenen Stein, der sorgfältig mit Seewasser gereinigt und in die Vorratskammern abgeliefert wird. Der Ertrag einer Tagesarbeit ist verschieden, öfter beträgt er 4—10 Tonnen. Alles geht gut bei schönem Wetter, doch sind Tausende von Thalern buchstäblich ins Wasser geworfen, wenn stürmisches Wetter eintritt und die Elemente zu toben beginnen. Dann wälzt der heftige Nordwestwind die gewaltigen Wogen gegen den Strand, den Damm! Machtlos zerschellen sie, ehe sie ihn erreichen: brausender Gischt spritzt nur wild umher. Aber neue Wogengeschwader brausen heran, im tollen Jagen suchen sie sich zu überbieten; donnernd toben sie an den Damm, doch der leistet noch hartnäckigen Widerstand. Machtlos

prallen die Wasser ab und krönen mit Unmassen von Schaumflocken die Höhe desselben. Alle Lichtreflexe spielen beim Untergange der Sonne auf der Wasserwüste, die stahlgrau und weiß beschäumt wieder und wieder aufbraust. Die lange Herbstnacht hüllt alles in Finsternis, Bangigkeit beschleicht auch den Beherztesten, denn wild und wilder tobt das Meer, bis es den Damm zerschlägt und im Nu den ganzen kostbaren Bau von Menschenhand zertrümmert und überflutet. Entsetzt weicht der Mensch der entfesselten Naturkraft!

2. Die Insel Rügen.*)

Nordwestlich von den Odermündungen und von ihnen nur wenige Meilen entfernt liegt die größte deutsche Insel, das wegen seiner Naturschönheiten viel bewunderte und viel besuchte Rügen. Der Reisende, welcher aus der flachen sandigen Mark oder den pommerschen und mecklenburgischen Ebenen kommend den Strand des meerumschlungenen Eilandes betritt, wird auf das angenehmste überrascht und erfreut durch den Gegensatz, welchen die rügensche Landschaft mit den verlassenen Ebenen bildet. Zwar hat die Insel kein wirkliches Gebirge aufzuweisen, zwar sind die Höhen, welche der Rüganer als Berge bezeichnet, nur ansehnliche Hügel, dennoch aber tragen einzelne Partieen mit ihren Thälern und Schluchten, ihren rasch strömenden Bächen, ihren rauschenden Bergwäldern entschieden den Charakter einer Gebirgslandschaft und der Bewohner des benachbarten Flachlandes findet auf dieser hügeligen Insel einen reichen Ersatz für die Gebirgswelt, deren Anblick er entbehrt. Und selbst der Tourist, der die Gebirge Deutschlands durchwandert und die Schneeberge der Alpen erstiegen hat, wird nicht unbefriedigt von der Insel scheiden: denn hier begrüßt ihn das mächtige, brausende Meer, das sich bis in die weiteste Ferne dehnt und dessen unbegrenzte Fläche nicht minder als die hohen Berggipfel den Eindruck des Erhabenen hervorruft. Rings umgürtet es die Insel, dringt mit seinen Buchten und Busen tief in dieselbe ein und zerspaltet sie in viele oft nur durch schmale Landengen mit einander verbundene Glieder, so daß es keinen zweiten Punkt an den deutschen Küsten giebt, wo Meer und Land sich gegenseitig so durchdringen und sich zu einem so wunderbaren Bilde vereinigen, wie hier. Der Blick in die tiefe Kreideschlucht von Stubbenkammer, mit dem unendlichen Meer als Hintergrund, die Rundschau von dem Turm des Jagdschlosses über die Wipfel des Waldes auf die zahlreichen Landzungen und Meeresarme bieten der erstere ein so erhabenes, die zweite ein so liebliches Bild,

*) Von Dr. W. Schütte in Stralsund.

daß auch ein durch die Schönheiten des Hochgebirges verwöhntes Auge sich befriedigt fühlen wird.

Auch der Altertumsfreund, der von den Schönheiten der Natur gerne den Blick in die Vergangenheit zurück wendet und ihren Spuren nachgeht, findet hier mannigfache Ausbeute. Hier war die letzte Zuflucht des von den Germanen und dem Christentum immer weiter zurückgedrängten heidnischen Wendenvolkes; auf der nördlichsten Spitze der Insel stand der Tempel des Swantewit, nach dessen Zerstörung durch die Dänen das Heidentum auf Rügen zu Grunde ging und die Wenden bald mit den Deutschen verschmolzen. Wer nicht allzukritisch zu Werke geht, der kann hier den heiligen Hain der Hertha begrüßen und den See betrachten, der die Sklaven der Göttin verschlang, wie es Tacitus berichtet. Gelingt es ihm, den schweigsamen und verschlossenen Insulanern Vertrauen abzugewinnen, und lernt er ihre Sprache verstehen, so kann er einen reichen Schatz von Sagen sammeln und seine Kenntnisse von Riesen und Kobolden, verzauberten Jungfrauen und argem Teufelsspuk auf das reichlichste erweitern. Kurz die Insel bietet des Schönen und des Interessanten so viel, daß es sich schon der Mühe lohnt, einen Blick auf dieselbe zu werfen.

Rügen wird im Westen von dem Festlande nur durch einen schmalen Meeresarm, den Strelasund, getrennt, dessen Breite an einzelnen Stellen kaum eine Viertelmeile beträgt und über den hinweg sich die pommersche Küste leicht erreichen läßt, auch der Greifswalder Bodden, welcher den Südrand bespült, hat nur eine Breite von wenigen Meilen, so daß man von der Insel aus bei klarem Wetter die gegenüberliegende Küste deutlich als dunklen Streifen am Horizonte erkennt. Dagegen sind die Nord- und Ostküste dem offenen Meere zugewendet und haben alle Unbill zu ertragen, welche der ewige Anprall der Wogen mit sich bringt. Wie ein Sturmbock und Wellenbrecher stemmt sich hier die Insel dem Andrang des Meeres entgegen und bildet für das westlich gelegene Neuvorpommern ein schützendes Bollwerk gegen die zerstörende Thätigkeit der Wogen. Durch diese Lage ist ein wesentlicher Unterschied in der Gestaltung der rügenschen Küsten bedingt. Der dem offenen Meere zugewendete Ostrand der Insel hat nur zwei große, sanft geschweifte Busen, die Tromper und Prorer Wiek, aufzuweisen, während der Süd- und Westrand durch zahllose Buchten und Inwieken zerschnitten werden; dort liegt der Strand ganz frei und keine kleineren Inseln schwächen die Kraft des Wogendranges, hier in dem ruhigen Binnenwasser haben sich mehrere Eilande abgelagert, Ummanz, Hiddensee und andere kleinere Inselchen. An den Ufern der Ostküste nagen die Wellen unablässig und große Steine, die von den unterwaschenen und weggespülten Wänden herabgestürzt sind, geben Kunde von dieser zerstörenden Thätigkeit des Meeres; an der Westküste dagegen lagern die Meeresströmungen mitgeführten Sand und Schlamm ab, so daß das schmale Fahrwasser fortwährend versandet und durch Baggerungen für größere Schiffe offen erhalten werden muß.

Durch das Eingreifen des Meeres wird Rügen in viele einzelne Glieder gespalten, welche zum Teil nur lose unter einander verbunden sind. An den Kern der Insel, das eigentliche Rügen, schließt sich im Süd-Osten die Halbinsel Mönchgut, die selbst wieder von schmalen Meeresarmen in verschiedene Landzungen zerschnitten wird; der von Westen her tief eingreifende Jasmunder Bodden trennt von dem Hauptkörper der Insel im Norden und Nord-Osten die beiden großen Halbinseln Wittow und Jasmund, welche durch zwei flache und sandige Landengen, die Schaabe und die schmale Heide unter einander und mit Rügen verbunden sind. Auch der Rand des Kerns selbst ist vielfach ausgezackt und sendet zahlreiche Halbinseln in das Meer und den Jasmunder Bodden hinaus, Zudar, Drigge, Liddow u. s. w., daß von einem hochgelegenen Punkte, wie dem Rugard, aus, von dem man die ganze Insel übersieht, sich dem Auge ein wunderbares Gemisch von Land und Wasser darbietet. Die einzelnen Glieder erheben sich zu sehr verschiedenen Höhen. Die flachen Bindeglieder zwischen Wittow, Jasmund und den einzelnen Teilen von Mönchgut überragen nur wenig das Niveau des Meeres, außer wo der Wind den losen Sand zusammengetrieben und zu Dünen aufgetürmt hat, während die Insel selbst zu ansehnlichen Hügeln aufstrebt und die östliche Halbinsel noch bedeutendere Höhen aufweist. Deutlich zeigt sich eine Erhebung des ganzen Bodens in der Richtung von Süd-West nach Nord-Ost. Auf dem eigentlichen Rügen, dessen Westküste keine nennenswerten Höhen aufzuweisen hat, liegen die höchsten Punkte sämtlich nach Osten hin, so der 102 m hohe Rugard bei der Stadt Bergen und der Fürstenberg in dem Bergwalde der Granitz, dessen 140 m hoher Gipfel das Jagdschloß des Fürsten Putbus trägt. Auch auf Hiddensee, Wittow und Jasmund macht sich dies Aufschwellen nach Nord-Osten hin bemerkbar. Die Nord-Ost-Spitze der ersteren Insel, der Dornbusch, erreicht eine Höhe von 80 m, das berühmte Vorgebirge Arkona, welches sich weit nach Nord-Osten hin in das Meer hinausschiebt, strebt 50 m hoch auf, und endlich steigt das ebenfalls nach Nord-Osten gewendete stolze Kreidevorgebirge Stubbenkammer auf Jasmund 128 m hoch aus dem Meere empor. Der höchste Punkt der Insel ist ein kegelförmiger Hügel, ein sogenanntes Hünengrab, bei dem Dorfe Promoissell unweit von Stubbenkammer, dessen Spitze 148 m hoch über dem Spiegel der Ostsee liegt.

Diese einzelnen Glieder, in welche die Insel zerschnitten ist, gehören verschiedenen geologischen Formationen an. Auf Rügen selbst und auf Mönchgut herrschen Lehm und Mergel vor; dagegen bestehen die Schaabe und die schmale Heide ganz aus Sand und Grus, während sich auf Wittow und Jasmund die Kreide einstellt und entweder frei zutage tritt, oder doch in einiger Tiefe den Untergrund des Bodens bildet. Es gab eine Zeit, wo die ganze norddeutsche Tiefebene noch vom Wasser bedeckt wurde und ein weites, durch Myriaden von winzigen Schalentierchen weißlich gefärbtes Meer hier wogte, aus dem sich die zarten Panzer allmählich zu

Boden senkten und sich am Meeresgrunde zu horizontalen Schichten ablagerten. Über dieser Kreideschicht breiteten sich später der Lehm und der Thon des Diluviums aus, welcher geologischen Formation ein sehr großer Teil von Norddeutschland angehört. Durch vulkanische Kräfte wurde dann der Boden des Meeres emporgetrieben, so daß die Kreide mit den darüber gelagerten Schichten über den Spiegel des Meeres emporstieg. Die Erhebung geschah in einer von Süd-Ost nach Nord-West streichenden Linie, wie sie noch jetzt durch die Kreidelager Jasmunds, Wittows, der dänischen Insel Moeen und des Stevens-Klint auf Seeland angedeutet wird. Doch dehnte sich damals nicht ein großes, zusammenhängendes Kreideland hier aus, von welchem die genannten Punkte als Überreste zu betrachten wären, vielmehr ging die Erhebung ungleichmäßig vor sich, so daß einzelne Teile des Seebodens zu bedeutender Höhe emporstiegen und als Inseln aus dem Meere hervorragten. Nach jener Erhebung lag an der Stelle des jetzigen Rügens ein Archipel zahlreicher kleiner Inseln. Um die größte derselben, den jetzigen Kern, gruppierten sich Wittow, Jasmund, die Lehmberge von Mönchgut, der Vilm, der Dornbusch von Hiddensee und noch manche andere kleine Inselchen. Zwischen denselben bildeten sich Meeresströmungen und lagerten mitgeführten Sand zu langgestreckten Bänken ab, welche sich allmählich erhöhten, aus dem Meere emporwuchsen und als sandige Landengen die Verbindung zwischen den einzelnen Inseln herstellten. Unzweifelhaft haben die Nord- und Ostküste früher sich weiter erstreckt, als jetzt, wovon die Steinblöcke Zeugnis ablegen, welche bis auf bedeutende Entfernung hin den Meeresboden bedecken. Der Wellenschlag unterhöhlt die Uferwände und spült allmählich so viel von ihnen los, daß die oberen Teile ihren Halt verlieren; so löste sich in den dreißiger Jahren bei Arkona eine gewaltige Kreidemasse von etwa 230 Kubikmeter Inhalt, die in einem schroffen Winkel überhing, los und blieb noch Jahre lang am Strande sichtbar, bis die Wellen sie gänzlich zertrümmerten. Die zerstörende Wirkung der Wogen wird wesentlich durch den Regen unterstützt; heftige Güsse spielen den weichen Lehm und die erdige Kreide los und man sieht die Kreideufer durch lange Rinnen gefurcht, welche sich das Regenwasser nach und nach gegraben hat. Nicht minder verderblich wirkt der Frost: das in die Spalten der Kreide eingesickerte Wasser dehnt sich beim Gefrieren aus und zersprengt die wenig feste Masse ungleich leichter, als die Felsen der Gebirge, welche doch ebenfalls unter dem Einfluß der Kälte gespalten werden. Bei Lehmufern macht das in den Boden dringende Regenwasser die Thonschichten, welche es nicht durchlassen, so schlüpfrig, daß sie, wenn ihre Lage nicht horizontal ist, aufhören, für die darüber lagernden Erdmassen eine sichere Unterlage zu bilden. Es entstehen in einiger Entfernung von dem steilen Küstenrande und mit ihm parallel kleine Risse, die sich allmählich erweitern, so daß endlich das ganze Bruchstück in das Meer gleitet, dessen Wellen es bald zerkleinern und spurlos wegwaschen. Auch heftige Stürme, die den Wogendrang ungewöhnlich steigerten, haben zerstörend eingewirkt. Die Südspitze

Rügens reichte in früheren Zeiten bedeutend weiter, als jetzt und stand mit der südlich gelegenen kleinen Insel Ruden in Verbindung. Im Anfange des 14. Jahrhunderts zerstörten die Wellen während eines heftigen Sturmes jenes wahrscheinlich nur schmale Bindeglied, an dessen Stelle sich jetzt das sogenannte Neue Tief befindet. Auch in unseren Tagen hat die Insel eine ähnliche Heimsuchung durch die furchtbare Sturmflut erlitten, welche am 13. November 1872 die deutschen und dänischen Ostseeküsten so arg verwüstete. Fast 14 Tage lang hatte anhaltend starker Westwind geweht und das Wasser aus der Nordsee in das Ostseebecken gegen die russischen Küsten hin getrieben, so daß in den östlichen Häfen ein hoher Wasserstand beobachtet wurde, während in dem westlichen Teile der Ostsee der Wasserspiegel unter den gewöhnlichen Stand sank. Als nun der Wind nach Ost umsetzte und zum heftigen Orkan anschwoll, da strömten die Wassermassen nach Westen zurück und stürzten sich mit unwiderstehlicher Gewalt über die Westküsten der Ostsee, wuschen die Dünen weg, zerstörten die Häuser, ertränkten die Herden und schleuderten Schiffe weit auf die Felder hinauf. Die Insel Hiddensee wurde von der furchtbaren Kraft der Wogen zerrissen und der flache südliche Teil von der höheren nördlichen Hälfte abgetrennt. Als ob das Meer den armen Fischern, die jenes Eiland bewohnen, einen geringen Ersatz für die angerichtete Zerstörung bieten wollte, schwemmten die Wogen nahe bei der Stelle des Durchbruches ein kostbares, wunderlich gearbeitetes goldenes Geschmeide an den Strand, dessen einzelne Glieder nach und nach aufgefunden und von dem Museum in Stralsund erworben wurden. Ist es der Königsschmuck eines alten Wikings, der hier mit seinem Seedrachen zu Grunde ging, oder stammt es aus dem Raube der kühnen Freibeuter Klaus Störtebeker und Michael Gödicke, welche im Anfange des 15. Jahrhunderts an den Ostseeküsten ihr Unwesen trieben, und deren Schatzkammer die Sage zwischen die Kreideklippen von Stubbenkammer verlegt?

Die langsame aber stetige Einwirkung der Wellen und des Regens hat die hohen Kreideufer von Wittow und Jasmund in mannigfacher Weise umgestaltet und ihnen ein eigentümliches Aussehen verliehen. An manchen Stellen, wie z. B. bei Klein-Stubbenkammer, bildet das Ufer eine lange, zusammenhängende Wand, anderwärts ist es auf das Wunderlichste zerrissen und zerklüftet, indem große Säulen und Pyramiden sich vor der zurücktretenden Wand erheben. Nirgends aber steigt das Ufer senkrecht vom Meere auf, vielmehr sind die unteren Teile stets erheblich geneigt und erst die obere Hälfte erhebt sich bisweilen fast senkrecht, wie eine Mauer. Selbst der so steil abfallende Königsstuhl bei Stubbenkammer ist noch so stark geneigt, daß man von seiner Höhe nur mit einem kräftigen Wurf einen Stein in das Meer schleudern kann, obschon nur ein schmaler Strand den Fuß der imposanten Kreidemasse von dem Wasser trennt. Das etwa zwei Meilen lange hohe Kreideufer Jasmunds hat ungefähr die Gestalt eines Halbkreises, dessen konvexe Seite dem Meere zugewendet ist, erleidet aber mehrfache Einbiegungen, während einzelne Spitzen, die Orte, weiter in das Meer hinaustreten.

An einzelnen Stellen ist es durch größere Schluchten und kleinere Rinnen, die Lithen, unterbrochen; in ihnen ziehen kleine Waldbäche zum Meere hinab und schneiden ihr Bett tief in den Boden ein. Die Farbe der Kreidewände ist fast rein weiß, nur an einzelnen Stellen, wo Regengüsse von oben her lehmiges Wasser herabspülen, zeigen sie ein schwach gelbliches Aussehen. Durch die ganze Masse ziehen sich horizontale dunkle Streifen von Feuersteinlagen, die in der Kreide eingebettet sind. Dieselben bestehen meistens aus schwarzen und graugelben Knollen und bilden Schichten von einem halben Fuß Dicke. Der ganze Strand ist mit solchen Steinen bedeckt, welche mit den losgetrennten Kreidemassen herabgestürzt und zurückgeblieben sind, als die Wellen diese letzteren zerstörten. Bei hohem Wasserstande und bewegter See, wo die Wogen bis an den Fuß der Kreidewände herantreten, werden diese Steine gegeneinander geschleudert, zertrümmert und endlich zu Grus zerrieben. Außer diesen Feuersteinen liegen am Strande und weit in das Meer hinein große Blöcke von Granit, welche ehemals auf der Höhe des Ufers lagerten. Bei der fortschreitenden Zerstörung stürzten sie herab und bilden jetzt an manchen Stellen eine Art Wall, der den Anprall der Wellen bricht und dem Ufer einigen Schutz gewährt. Solche Steinmassen, die in der ganzen norddeutschen Tiefebene vorkommen und als erratische Blöcke bekannt sind, finden sich in sehr großer Anzahl auf Rügen und fehlen nur auf den jüngsten, der Alluvialformation angehörigen Gliedern, wie auf der Schaabe und der schmalen Heide. Sie stammen aus den Gebirgen Schwedens und wurden durch große Eisschollen über den Spiegel der damals noch weit ausgedehnteren Ostsee hierher getragen, wo sie von den strandenden und schmelzenden Eismassen abgelagert wurden. Am zahlreichsten finden sie sich auf Jasmund, wo an manchen Stellen der Boden noch immer förmlich mit ihnen besäet ist, obschon sie vielfach als Baumaterial verwendet werden. In der Dworside, einer malerischen von dem Tribber Bach durchflossenen Waldschlucht bei Krampas, lagert ein ungeheurer erratischer Block, dessen Inhalt auf mehr als 34 Kubikmeter geschätzt wird. Ein anderer noch weit größerer Felsblock wurde im Anfange dieses Jahrhunderts gesprengt und aus seinen Trümmern eine fast 300 m lange Mauer aufgeführt, welche einen Raum von mehr als 120 Kubikmeter einnimmt. Einzelne solcher Blöcke werden als Opfersteine bezeichnet und der Fremde wird auf flache Rinnen aufmerksam gemacht, die von dem oberen Teile hinabziehen, und in denen das Blut der geschlachteten Tiere abgeflossen sein soll.

Der Uferrand von Jasmund wird von einem Buchenwalde gekrönt, der an mehreren Punkten seine Bäume so dicht an den Rand herantreibt, daß einzelne Stämme über den letzteren hinüberhängen. An anderen weniger abschüssigen Stellen, wo die Kreide mit einer Lehmschicht überdeckt ist, wie z. B. in der Schlucht zwischen dem Königsstuhl und Kleinstubbenkammer, ziehen die Bäume bis unmittelbar an den Strand herab und von dort aus bilden ihre grünen Kronen einen eigentümlichen Kontrast mit den vereinzelt zwischen ihnen hervortretenden weißen Kreideblöcken. Wittow dagegen ist

fast ganz baumlos und hat kein zusammenhängendes Gehölz aufzuweisen. Landeinwärts ist der kreidige Untergrund beider Halbinseln mit Lehm überlagert, aus welchem nur an vereinzelten Stellen die Kreide frei zu Tage tritt. Das Erdreich ist daher für den Ackerbau vortrefflich geeignet, wofür die üppigen Weizenfelder zeugen, welche im Sommer weit und breit hier wogen. Auch das eigentliche Rügen, namentlich der nordwestliche Teil, hat im allgemeinen einen sehr ergiebigen Boden und fette Wiesen, wenn auch einzelne sandige Heiden und kleine Moore sich zwischen dem fruchtbaren Ackerlande ausbreiten. Dagegen sind die schmale Heide und die Schaabe, die fast ganz aus zusammengetriebenem Sande bestehen und deren dem Meere zugewendete Ränder von einer niedrigen Dünenkette eingefaßt werden, im höchsten Grade unfruchtbar und vergebens müht sich die fürstliche Forstverwaltung seit länger als 20 Jahren ab, auf der ersteren Landenge einen Wald von Kiefern und Fichten emporzubringen.

Bis um die Mitte des 12. Jahrhunderts war Rügen ebenso wie Pommern ausschließlich von Wenden bewohnt, welche die früher hier seßhaften Germanen verdrängt hatten und seit dem 11. Jahrhundert mit den Dänen und den von Westen her andrängenden Deutschen in unaufhörlichem Kampfe lagen. Die Eroberung der Burgfeste Arkona, welche das Nationalheiligtum der Ostseewenden, den Tempel des Swantewit in sich barg, und deren 14 m hoher Wall noch heute die Nordspitze Wittows nach dem Lande hin abschließt, machte diesem Kampfe und zugleich dem Heidentum auf Rügen ein Ende. Die Germanisierung der Insel, deren Fürsten bis 1325 unter dänischer Lehnshoheit standen, vollzog sich so rasch, daß nach 200 Jahren die wendische Sprache ausgetilgt war, und im Jahre 1404 als Merkwürdigkeit der Tod einer alten Frau gemeldet wird, die noch das Wendische verstanden habe. Heute erinnern nur noch die wendischen Namen vieler Dörfer, Höhen und Waldstrecken an die früheren Herren des Landes, wie beispielsweise der deutschklingende Name Stubbenkammer aus den wendischen Worten stupien und kamen korrumpiert ist und Stufenstein bedeutet. Die jetzigen Bewohner Rügens, deren Zahl etwa 50,000 beträgt, sind in überwiegender Mehrzahl in kleinen Dörfern und einzelnen Gehöften angesiedelt; die wenigen Städte haben alle nur geringe Einwohnerzahl, ja eigentlich verdient nur das fast im Mittelpunkte der Insel gelegene Bergen den Namen einer Stadt. Die Beschaffenheit des Bodens weist die Rüganer auf den Ackerbau hin, und dieser ernährt nebst dem Fischfang den bei weitem größten Teil, während Handel und Industrie nur in sehr geringem Grade entwickelt sind. Die letztere beschränkt sich fast ganz auf den Betrieb einiger Kreideschlemmereien, in welchen die Kreide von ihren sandigen Beimengungen gereinigt und zum weiteren Gebrauch fertig gestellt wird. Die Produkte des Ackerbaues werden meistens nach den Häfen des gegenüberliegenden Festlandes geschafft, um von den dortigen Getreidehändlern nach England ausgeführt zu werden. Die Ländereien sind meistens zu großen Landgütern vereinigt oder in ganz kleine Parzellen zerschlagen, so daß ein eigentlicher Bauernstand fehlt. Die

rügenschen Bauern besitzen meistens nur wenige Morgen Acker und würden in Mittel- und Süddeutschland nicht einmal als Halbbauern angesehen werden. Die meisten Dörfer haben nur ein ärmliches Aussehen, die Häuser sind selten massiv gebaut, haben oft nur Lehmwände und tragen meistens ein Strohdach. In den Dörfern, welche am Strande oder doch nahe dem Meere liegen, erwartet und empfängt die ganze Einwohnerschaft ihren Lebensunterhalt von der See, und von jung auf tummeln sich die Knaben und wohl auch die Mädchen in den Booten auf dem Wasser umher. Indessen zählt die Bevölkerung dieser Seedörfer verhältnißmäßig nur wenige Matrosen unter sich, welche auf großen Seeschiffen fremde Meere und Länder besuchen; fast alle beschränken sich auf den Betrieb der Fischerei oder auf Fahrten nach den nahe gelegenen Küsten Pommerns. Nur wenige Kapitäne größerer Schiffe leben auf der Insel, die Fahrzeuge sind fast sämtlich einmastige Küstenfahrer, sogenannte Jachten, oder Boote von verschiedener Größe. Der Grund dieser auffallenden Thatsache liegt nicht darin, daß es der Insel an guten Häfen fehlt, und die Küsten von langgestreckten Sandbänken umzogen sind, welche größeren Schiffen die Annäherung verbieten. Im Gegensatz zu Rügen gehen auf der nahe gelegenen Insel Zingst und der Halbinsel Dars, deren Küsten für größere Schiffe ebenso unnahbar sind, fast alle jungen Männer als Matrosen auf Schiffe der deutschen und auch der englischen Handelsmarine und durchkreuzen die entferntesten Meere, während nur die älteren Männer den Fischfang und die Binnenschiffahrt betreiben. Die großen Dörfer der genannten Gegenden verdanken ihre Wohlhabenheit und ihr behäbiges Aussehen dieser seetüchtigen Bevölkerung und namentlich den zahlreichen dort angesessenen Schiffskapitänen, deren große Seeschiffe in den pommerschen und mecklenburgischen Häfen ankern.

Infolge der abgeschlossenen Lage der Insel und des Verzichtes ihrer Bewohner auf weitere Seefahrten ist der Gesichtskreis der Rüganer nur beschränkt und reicht nicht über die nahegelegenen Küsten hinaus. Die Pommern sind überhaupt zurückhaltender und schweigsamer Natur und lassen sich nicht leicht mit Fremden in ein längeres und lebhaftes Gespräch ein, wie es der bewegliche Mitteldeutsche liebt. Der Rüganer namentlich ist im höchsten Grade phlegmatisch, dem Fremden gegenüber verschlossen und ohne jede Zuvorkommenheit, ganz verschieden von dem dienstfertigen Thüringer und Schlesier. Er fragt wenig nach den Zuständen außerhalb seiner Heimat und weiß so gut wie nichts von den Verhältnissen anderer Länder. Es schließen sich sogar die Bewohner der einzelnen Teile Rügens von einander ab; der Mönchguter z. B., der sich noch eine eigene unschöne Nationaltracht bewahrt hat, sieht den Jasmunder als Fremden an und wird nicht leicht ein Mädchen von einem andern Teile der Insel als Frau heimführen. Ebenso wählen die jungen Männer der ziemlich isolierten Jasmunder Dörfer Krampas und Saßnitz fast niemals eine Frau aus einem anderen Dorfe und die einzelnen Familien haben sich durch Zwischenheiraten so mit einander verschwägert, daß die Bewohner beider Dörfer gewissermaßen eine einzige große Fa-

milie ausmachen. Dem Fremden wird überdies der Verkehr mit den Rüganern ganz erheblich durch die plattdeutsche Sprache erschwert, in welcher Mundart hier wie in ganz Neuvorpommern die unteren Stände reden und welche selbst von den Gebildeten noch mit einer gewissen Vorliebe gesprochen wird. Die letzten 10 Jahre haben allerdings in dieser Beziehung vieles verändert und die Kriege, welche in dieser Zeit geführt wurden, haben die Rüganer mit der Außenwelt in mannigfache Berührung gebracht. Noch im Jahre 1848 erregte es ungeheures Aufsehen, als einige Kompagnieen Infanterie und eine Schwadron Kürassiere nebst zwei Geschützen nach der Insel verlegt wurden, um einen etwaigen Landungsversuch der Dänen abzuwehren. Seit den französischen Kriegen hatte keine geschlossene Truppe Rügen betreten, und jetzt strömte alt und jung herbei, um die Panzerreiter anzustaunen und die in Putbu's aufgefahrenen Geschütze zu betrachten. Kopfschüttelnd sahen damals die Rüganer auf die schwerfälligen Ruderkanonenboote, die als schwacher Anfang der preußischen Marine in dem engen Fahrwasser kreuzten und der einen dänischen Korvette auswichen, welche ganz allein alle Häfen Vorpommerns blockierte. Sechzehn Jahre später waren sie Augenzeugen des ersten Seegefechtes der deutschen Marine, welches die Korvetten Arkona und Nymphe nebst dem Aviso Loreley gegen fünf schwere dänische Schiffe auf der Höhe von Saßnitz bestanden und sahen in demselben Jahre eine ganze Flotille von Dampfkanonenbooten sich bei Hiddensee mit dänischen Fregatten herumschießen. Noch in den fünfziger Jahren betrachteten die Insulaner mit ungläubigem und mißtrauischem Auge den Fremden, der ihnen von mächtigen breiten Strömen oder von Bergen erzählte, die in die Wolken hineinragen und deren Gipfel auch im Sommer mit Schnee bedeckt ist; jetzt haben viele ihrer jungen Männer als Soldaten die Donau, den Rhein und die Seine gesehen und lernten die Schnee- und Eisberge aus eigener Anschauung kennen, als das pommersche Armeecorps im Februar 1871 die Scharen Bourbakis in die Schweiz hineindrängen half. So hat der Krieg, der arge Zerstörer, hier als Lehrmeister gewirkt! In den letzten Jahren hat überdies der Fremdenverkehr auf Rügen eine sehr bedeutende Höhe erreicht und die Dörfer an der Ostküste empfangen jetzt selbst aus Mittel- und Süddeutschland zahlreiche Besucher, welche hier während mehrerer Wochen die Seebäder benutzen. Infolge dieser Frequenz streifen diese Dörfer allmählich ihr altes einfaches Aussehen ab und fangen an, einen modernen Anstrich zu gewinnen. Bei dem kleinen Fischerdorfe Saßnitz z. B., welches höchst malerisch am Fuße des waldigen Fahrenberges in einer von dem Steinbach durchflossenen Schlucht liegt, sind bereits zwei große Gasthöfe und mehrere Häuser im modernsten Villenstyl erbaut. Daß eine solche längere Berührung mit den Fremden ganz merklich auf die Anschauungsweise der Insulaner einwirken und ihren Gesichtskreis erweitern muß, ist natürlich; zunächst zeigt sich diese Wirkung in einer oft bis an Unverschämtheit grenzenden Steigerung aller Preise. Wenn der Fremdenzufluß auch ferner in demselben Maße zunimmt, so wird, wie Riehl es vor

20 Jahren voraussagte, in nicht ferner Zeit die Natürlichkeit und Sitteneinfalt der Rüganer vollkommen „fortgebadet“ sein. Freilich verwendet auch jetzt noch die bei weitem größere Zahl der Reisenden nur wenige Tage, um die schönsten Punkte der Insel in Augenschein zu nehmen. Es sind dies vorzugsweise Putbus, das fürstliche Jagdschloß und Stubbenkammer. Zwar bieten noch manche andere Teile der Insel sehenswerte Aussichten, wie der Rugard, Thiessow auf Mönchgut und Arkona, werden aber doch verhältnismäßig nur wenig besucht. Betrachten wir denn jene drei Punkte etwas näher und beginnen wir mit dem freundlichen Putbus.

Dasselbe liegt auf einer etwa 50 m hohen Bodenwelle, welche sich langsam zu der 3000 Schritte entfernten Lauterbacher Bucht abdacht. Ein weiter, fast zum Kreise geschlossener Ring von eleganten Häusern umgiebt einen freien Platz, auf welchem sich ein aus mächtigen Sandsteinblöcken errichteter Obelisk erhebt. Die freie nicht von Häusern besetzte Sehne des Kreises schließt der fürstliche Park ab, welcher sich von hier nach Süden und Westen bis auf eine bedeutende Entfernung erstreckt und zuletzt in einen Wald, die Medars, übergeht. Von jenem ringförmigen Platze, dem Circus, aus läuft eine lange Häuserreihe nach Westen neben dem Park hin und wird nur durch den Marktplatz unterbrochen, an den sich eine zweite Straße anschließt. Diese unmittelbare Nachbarschaft des herrlichen Parkes, dessen Betreten einem jeden freisteht, verleiht dem Orte seinen hauptsächlichsten Reiz. Die weißen Häuser leuchten zwischen dem Grün der mächtigen Lindenallee hervor, welche diese ganze Seite des Parkes einfaßt und weit über die Häuserreihe hinausreicht. Ihre gewaltigen Bäume, wie man selten schönere findet, streben zu bedeutender Höhe empor und verschlingen hoch über dem Boden ihre Zweige, so daß man in dieser wundervollen Allee wie in einem Säulengange wandelt, der mit einem grünen Gewölbe überdacht ist. Der Park ist mit einem seltenen Geschmack angelegt und birgt eine Fülle der edelsten Baumgestalten in sich, welche in einer für das Auge höchst wohlthuenden Weise gruppiert sind. Hier zieht sich eine Allee von prachtvollen Roßkastanien hin, dort schließen kräftige Weißbuchen einen gewundenen Gang ein. Uralte Eichen heben ihre Kronen hoch über die niedrigeren Bäume empor; ihre Stämme sind vom Alter gehöhlt und zerrissen und man hat, um die Zerstörung aufzuhalten, diese Wunden künstlich geschlossen und dem Auge verdeckt. Auf den samtartigen Rasenplätzen erheben sich vereinzelte Tannen, Edelkastanien und Platanen, oder zeichnet sich das dunkle Laub der Blutbuche von dem grünen Hintergrunde ab. Eine erfrischende Luft, vermischt mit dem Duft der Lindenblüten, durchzieht diese Alleeen und Gehölze und selbst in dem heißesten Sommer vermögen die Strahlen der Julisonne nicht, die köstliche Kühle zu vertreiben, die unter dem kühlen Blätterdache waltet. In der Mitte des Parkes erhebt sich das neue, erst vor wenigen Jahren vollendete Schloß und wendet seine prachvolle Fronte mit den zierlichen, blumengeschmückten Terrassen einem seeartigen Teiche zu, aus welchem ein Springbrunnen eine Wassergarbe emporschleudert. Vor der Rückfront dehnt sich ein weiter, rings von Bäumen um-

schlossener Rasenplatz und trägt die von Drakes Meisterhand gefertigte Marmorstatue des im Jahre 1854 verstorbenen Fürsten Malte, welchem der Ort Putbus seine Entstehung verdankt.

Verleiht nun auch dieser Park, welcher sicher eine der schönsten Schöpfungen der Gartenkunst ist, Putbus den Hauptreiz, so wird dieser letztere doch wesentlich durch die herrliche Lage des Ortes erhöht. Überall, wo man aus dem Park hinaustritt und eine freie Übersicht nach Osten gewinnt, blickt man auf die Lauterbacher Bucht hinab, die sich wie ein großer tiefblauer See ausbreitet und durch eine waldige Insel, den Vilm, abgeschlossen wird. Über die niedrige Landenge, welche die beiden bergigen Teile dieser kleinen Insel mit einander verbindet, sieht man hinaus auf das Meer und die in dasselbe vorspringenden Landzungen von Mönchgut, die sich gelblich-rot aus der blauen Flut erheben; links erglänzen die weißen dorischen Säulen, welche die Vorhalle des Friedrich-Wilhelmsbades zieren und werden von den buchengekrönten Höhen der Gora überragt. Schon mancher Reisende hat diese Aussicht mit dem Blick auf den Golf von Neapel und die Insel Capri verglichen, indessen muß wohl die Phantasie ihr Bestes thun, um den Vergleich dieser nordischen Landschaft mit dem farbenreichen Süden aufrecht zu erhalten. Ein nicht minder anziehendes Bild bietet sich vom Südrande des Parkes aus, von wo der Blick über die seeartige Wrechener Bucht und das Meer hinweg bis nach der pommerschen Küste schweift. Deutlich erkennt man das einfache Monument, welches die Stelle bezeichnet, wo im Jahre 1678 der große Kurfürst landete, um nach einem siegreichen Gefechte die Schweden nach Stralsund hineinzutreiben. Eine ähnliche Denksäule ist eine Meile südöstl. von Putbus bei dem Dorfe Stressow errichtet worden, zur Erinnerung an die Landung der Preußen unter dem alten Dessauer im Jahre 1715 und an den nächtlichen, siegreich abgeschlagenen Überfall, bei welchem die Schweden unter Karl XII. persönlicher Führung das preußische Lager zu überrumpeln hofften.

Putbus wird gewöhnlich als Seebad bezeichnet, verdient aber diesen Namen nur in beschränktem Maße. Zwar sind bei dem erwähnten Friedrich-Wilhelmsbade alle nötigen Vorkehrungen getroffen, allein einerseits erschwert die weite Entfernung des Badeplatzes die Benutzung desselben, andererseits entbehrt das Wasser der ruhigen Bucht des Wellenschlages, da der Vilm den Wogendrang auffängt. Es finden sich daher auch nur wenige Badegäste in Putbus ein, und es herrscht dort nicht das bunte bewegte Treiben, wie man es in eigentlichen Badeorten sieht. Wer aber einige stille Wochen in einer paradiesisch schönen Natur verleben und eine gesunde erquickende Luft atmen will, der kann keinen schöneren Sommeraufenthalt wählen, als dies freundliche Städtchen.

Eine Rundschau über die ganze Insel gewährt der Turm des fürstlichen Jagdschlosses, welches auf einem der höchsten Hügel Rügens, inmitten eines herrlichen Buchenwaldes, der Granitz, von Schinkel erbaut worden ist. Der Turm erhebt sich 180 m hoch über den Spiegel der Ostsee, und ist somit

der höchste Standpunkt, welchen man auf Rügen einnehmen kann. Von seiner Galerie schweift der Blick über die Kronen der Buchen weg, zwischen denen, wie aus einem grünen Meere, der Turm inselartig aufstrebt, und umfaßt das ganze Rügen, welches mit allen seinen Bodden, Buchten und Inwieken, seinen Halbinseln, Landzungen und Vorgebirgen, wie eine Karte ausgebreitet daliegt. Aus dem flachen westlichen Teile heben sich die weißen Häuser von Putbus und der Rugard mit dem Städtchen Bergen hervor, im Norden ragen die weißen Kreideufer Jasmunds und jenseits dieser Halbinsel Arkona mit seinem Leuchtturm empor, während sich im Osten das Meer bis zum fernsten Horizonte ausdehnt und im Südosten das in viele Landzungen zerschnittene Mönchgut sich als ein wunderbares Gemisch von Land und Meer darstellt. Jenseits Mönchguts erkennt man die kleine flache Insel Ruden und die höher aus dem Meer aufsteigende Oie mit ihrem schlanken Leuchtturm und kann am Südrande des Horizontes den Zug der pommerschen Küste von der Peenemündung bis Stralsund verfolgen. Das weite Panorama, welches sich hier entrollt, ist von einer seltenen, fesselnden Schönheit, die hauptsächlich auf dem Kontraste beruht, welcher das Blau des Meeres, die weißen und gelblich roten Farbentöne der Ufer und das Grün des Waldes und der Felder bilden, zwischen denen die Spiegel einzelner Seeen hervorblicken.

Der am meisten bewunderte Punkt Rügens, den so leicht kein Besucher der Insel unberüht läßt, ist das Vorgebirge Stubbenkammer, dessen Name wohl in ganz Deutschland bekannt ist. Im Gegensatz zu dem freundlichen und heiteren Rundgemälde, welches sich auf dem Turm des Jagdschlosses entfaltet, stellen sich hier mehr ernste Bilder dar, welche durch ihre einfache Erhabenheit wahrhaft ergreifend wirken. Der dichte Buchenwald der Stubbenitz, welcher den nordöstlichen Teil von Jasmund krönt, zieht sich über das hügelige, von Schluchten durchschnittene Terrain bis unmittelbar an den steil abfallenden Uferrand hinan. Etwa 1500 Schritte von diesem letzteren entfernt liegt tief im Walde versteckt ein kleiner von Rohr und Binsen umkränzter See, an dessen östlichem Ufer sich hoch und steil ein halbmondförmiger Hügel erhebt. Es ist der bekannte Herthasee mit der Herthaburg. Auf ihn wird, mit Recht oder mit Unrecht, die bekannte Stelle des Tacitus bezogen, in welcher derselbe erzählt, daß in einem heiligen Haine auf einer Insel des Ozeans die Göttin Hertha (Nerthus) verehrt werde, deren von Rindern gezogener Wagen von den Priestern geleitet zu gewissen Zeiten durch das Land fahre; nach der Rückkehr werde der Wagen in einem verborgen liegenden See von Sklaven abgewaschen, worauf der See diese letzteren verschlinge. Erst im Anfange des 17. Jahrhunderts wurde zum ersten Male gemutmaßt, daß hier der von Tacitus erwähnte Hain mit dem versteckten See zu suchen sei, mit demselben Rechte, mit welchem die Dänen den Schauplatz des Herthakultus nach Seeland verlegen und dort einen ähnlichen See als Herthasee bezeichnen. Der halbmondförmige Hügel verdankt seine Entstehung sicher nicht Menschenhänden und ist kein Burgwall, als welcher er gewöhnlich angesehen wird, sondern ein Werk der Natur. Von seiner nördlichen Spitze, einem der

höchsten Punkte Rügens, sieht man über den Wald hinweg auf die Tromper Wiek und das Meer hinaus nach Arkona und hat hier einen vorzüglichen Standpunkt, um den Sonnenuntergang zu bewundern.

Nähert man sich von der Herthaburg aus dem Uferrande, so lichtet sich zunächst der Buchenwald und umschließt halbkreisförmig einen freien Platz, indem die Bäume zu beiden Seiten bis unmittelbar an den Rand herantreten. Überschreitet man diese Lichtung, so steht man plötzlich an der berühmten Schlucht von Großstubbenkammer, ohne Zweifel dem interessantesten Punkte von ganz Rügen. Sie gleicht einem ungeheueren Trichter, der nach dem Meere hin nicht geschlossen, sondern teilweise geöffnet ist. Von rechts und links senken sich die Kreidewände jäh abwärts und streben demselben, tief unten liegenden Punkte zu, welcher durch zwei hochaufragende Kreidepfeiler bezeichnet wird. Sie gleichen einem Thor und lassen zwischen sich einen schmalen Durchgang erkennen. Jenseits dieses Pfeilerthors erhebt sich rechts die imposante Masse des Königsstuhls und zeichnet ihr zackiges Profil auf dem Hintergrunde der See ab. Auf der Uferhöhe drängen die Buchen bis hart an den Rand; die meisten steigen stolz und gerade empor, andere neigen ihre Stämme und Wipfel über den Rand weg, als wären sie dem Sturze in die Tiefe nahe, alle aber bilden mit ihrem Grün einen wunderbaren Kontrast zu der im Sonnenlichte rein weiß schimmernden Kreide und dem tiefen Blau der See. Denn weit, bis auf ungeheure Entfernung hin, dehnt sich das Meer, der Horizont reicht über die Kreideufer hinauf und scheint hoch in der Luft zu liegen, gleich als ob das Meer eine ansteigende Ebene bilde. Und wie tief liegt es doch unter uns! Von der Höhe des Königsstuhls aus gleicht das stolze Schiff, das in der Nähe der Küste ankert, einem Boote, die kolossalen am Strande lagernden Felsblöcke kleinen Steinchen; selbst bei bewegter See erscheinen die Wogen, die in langen parallelen Zügen zum Ufer rauschen, wie unbedeutende Furchen auf der weiten Wasserfläche, bei schwachem Winde aber gleicht das Meer, von hier aus gesehen, einem vollkommenen Spiegel. Wie sehr sich das Auge bei der Abschätzung der Höhe täuscht, erkennt man recht deutlich, wenn man das Ufer vom Strande aus betrachtet. Ein schmaler Fußweg führt in vielfachen Windungen durch den Wald, der sich in einer schluchtenartigen Einsenkung zwischen dem Königsstuhl und der jähen Kreidewand von Kleinstubbenkammer bis zum Meere hinabzieht. Von dem mit Steinen und Geröll bedeckten Strande aus sieht man, daß der Königsstuhl keineswegs senkrecht aufsteigt, wie es von oben den Anschein hatte, daß vielmehr seine Krone ziemlich weit zurücktritt; von dem Rande der Schlucht aus schien das Pfeilerthor unmittelbar am Strande zu stehen und sich aus dem Meere zu erheben, dagegen scheint es von unten aus gesehen gar nicht weit von dem oberen Rande entfernt zu sein. Eine tiefe, vom Regenwasser ausgewaschene Rinne zieht von den Pfeilern zum Meere hinab und macht es leicht, bis zu jenem Thor vorzudringen; ein weiteres Emporklimmen ist sehr beschwerlich, da oberhalb der Pfeiler sich keine Rinnen finden; auch ist das Klettern auf der abschüssigen Kreidewand nicht ohne Gefahr. Übrigens ist

der Blick von unten auf weniger großartig, als die Ausschau vom Rande der Schlucht; auf dem schmalen Strande steht man der Kreidewand zu nahe, und dieselbe erscheint bei dem Ausblick so stark verkürzt, daß ihre gewaltigen Dimensionen nicht ihre volle Wirkung auf das Auge ausüben. Überdies fehlt hier der Hintergrund und man sieht über die weiße Kreide und den grünen Kranz der Bäume weg in die leere Luft, während bei dem Blick von oben herab das Bild seinen Abschluß findet in der weit hinausreichenden Meeresfläche.

So ruht dies in seiner Einfachheit so erhabene Vorgebirge inmitten der wogenden See. Die Wellen umspülen seinen Fuß und branden an den schützenden Felsriffen, die Wipfel der Buchen rauschen über seinem Scheitel, Mythe und Sage umweben es mit ihren Dichtungen. Mit geheimem Schauer blickt mancher gläubige Besucher auf den dunklen, im Walde verborgenen See und läßt sich den Opferstein zeigen mit dem steinernen Becken daneben, in welches das Blut rann; in der Johannisnacht sehen Sonntagskinder auf dem größten der am Ufer lagernden Blöcke ein bleiches schönes Weib unter heißen Thränen blutiges Leinen waschen, versäumen aber stets, das erlösende „Helf Gott" zu sprechen. Doch unaufhaltsam schreitet die Zerstörung vorwärts, von Jahr zu Jahr weichen die Uferränder zurück und die Zeit wird kommen, wo die unersättliche Flut diesen herrlichsten Punkt des ganzen Ostseegestades verschlungen haben wird.

---

3. Küsten- und Seeleben in Mecklenburg.*)

Ja wahrhaftig, an unsern norddeutschen Küsten wohnen so kräftige, tüchtige Seeleute, wie nur ein Land der Erde sie besitzt, obgleich unsere deutsche Flotte bis vor kurzem nur zum Gespött unserer seemächtigen Nachbarn gedient hat.**) Man muß dies Geschlecht, dem das Meer oft die Wiege und häufiger noch das Grab ist, so recht kennen, muß aus eigener Anschauung wissen, welch unbezwingliche Neigung es für seinen Beruf hat, wie nur die wogende See sein wahres Element ausmacht, um aus vollem, innigem Herzen es beklagen zu können, daß für eine allgemeine deutsche Marine bisher noch so wenig gethan worden.***) Welche Bemannung vermöchten die hannöverschen, oldenburgischen, mecklenburgischen und preußischen Küsten derselben zu liefern, wie könnte sie es kühn darin mit der ganzen Welt, selbst das stolze England nicht ausgenommen, aufnehmen!

---

*) J. v. W. (Europa v. G. Kühne 1847.)

**) Dieselben Engländer aber, die uns keine Flotte gönnen und die Seetüchtigkeit absprechen, zählen die deutschen Matrosen in ihrem Dienst zu ihren besten.

***) Seitdem Preußen Deutschlands Vorort geworden und ein neues deutsches Kaiserreich erstanden, ist auch Hoffnung da, daß wir es zu einer achtunggebietenden deutschen Flotte bringen.

Zwei Meilen hinter der alten Hansestadt Rostock, dem wichtigsten Handelsort Mecklenburgs, zieht sich eine mehrere Meilen lange und zwischen 1/4 und 1 Meile breite Halbinsel weit in das Meer der Insel Rügen, dieser Perle der Ostsee, hinein, die offene See umgiebt sie auf der einen, die sogenannte „Ribnitzer Binnensee", ein tief in das Land einschneidender Meerbusen, auf der andern Seite; zur Hälfte Mecklenburg, zur Hälfte Preußen angehörend, wird sie auf mecklenburgischer Seite das „Fischland", auf preußischer aber „der Darß" genannt; die Natur hat diesen Landstrich gerade nicht besonders mit ihren Gaben begünstigt, und wer so plötzlich aus den schöneren Gegenden Süddeutschlands, z. B. von Linz oder dem Hardtgebirge oder Berchtesgaden, dahin versetzt würde, könnte leicht bei dem Gedanken schaudern, daß hier viele Menschen ewig ihr Leben zubringen müssen. Spärliche Nadelwaldungen, deren kümmerlicher Wuchs von der Sterilität des Bodens zeugt, ziehen sich in langen Strecken, oft nur von leeren Sandstellen unterbrochen, dahin und verleihen der Gegend etwas Einförmiges und Düsteres; hier und da nur ist dem Sandboden ein kleiner Fleck abgetrotzt und mit Hafer, Buchweizen oder Kartoffeln, alle nur von höchst dürftiger Vegetation, bebaut. Magere, zottige Pferde, von so kleinem, elenden Aussehen, daß man in ihnen nicht die hochberühmten mecklenburgischen Rosse zu erkennen vermag, mit nicht viel besseren Kühen oder einigen grobwolligen, schmutzigen Schafen untermischt, laufen wild auf den freien Flächen umher, gierig die wenigen dünnen Grashalmen aufsuchend. Ein schlechtes Los ist diesen fischländischen Pferden zu teil geworden, denn ist der Winter lang und streng, und reicht der spärliche Heuvorrat zu ihrer Erhaltung nicht aus, so müssen getrocknete und dann zerstoßene Fischgräten, Tannennadeln und Schilf zur Aushülfe mit dienen. Doch sind sie trotz alledem flink, gewandt und von fast unermüdlicher Ausdauer, daher auch für leichtern Gebrauch im ganzen Lande beliebt, wie auch 1813 die Kosaken viele ihnen abgängig gewordene Pferde durch „Fischländer" wieder ersetzten. Hohe Dünen von ewig lockerm Triebsand, denen ein Windstoß oft eine veränderte Gestalt zu geben vermag, begrenzen den Saum des Meeres, und ihre blendend weiße Farbe kontrastiert scharf mit dem dunklen Grün desselben, hier und da wächst etwas Strandhafer auf denselben; doch dient er mehr dazu, den lockern Triebsand zu befestigen, damit er nicht auf die etwa angebauten Felder wehet, als sonst recht reelen Nutzen zu gewähren. Oft aber fehlt auch der Strandhafer ganz, und im gewaltigen Wirbel hebt sich dann der Sand der Dünen in die Luft, sobald ein Windstoß brausend in dieselben hineinfährt. Und Wind giebt es hier auf dem schmalen, zwischen zwei Meeren gelegenen Fischland gar viel und stark, und Gott Boreas scheint eins seiner Hauptquartiere dort aufgeschlagen zu haben. Zahllose Möwen aller Art bewohnen diese Dünen und geben dem sonst öden Bild eine lebendige Staffage. Wäre das widrige, heisere Angstgeschrei dieser Vögel nicht, es wären sonst in jeder Weise schöne Tiere. Wie schneeweiß und dann wieder perl- oder isabellenartig ist ihr Gefieder, welche Leichtigkeit, ja selbst Eleganz liegt in ihrem wilden Herumtummeln! Gleich einem Pfeil, so schnell taucht

einer in die Flut, einen armen Fisch als Beute zu erhaschen, kreischend stürzt sich der Gefährtinnen Schar auf dieselbe, um den Raub ihr wieder zu rauben. Welche Wendungen macht nicht die Verfolgte, ihrer Feindinnen Schar zu entgehen, bald ist sie tief unter derselben und scheint fast von den Wellen verschlungen, dann wieder hoch oben über den Dünen. Und immer folgt ihr die hungernde Schar und immer entgeht sie ihr wieder durch neue unerwartete Wendungen. So treiben sie es ganze Stunden, ja Tage in neuer Abwechselung, nie im Fluge ermüdend, nie im Hunger gestillt, nie in der Kehle verstummt. Wenn aber gar ein Sturm im Anzuge ist, wenn dunkle Wolken schon den fernen Horizont bedecken, wie verdoppelt sich dann ihre Thätigkeit, wie schreien sie dann so gellend und kreischend, als ob eine innere Angst ihnen diese Klagetöne auspreßte. Und der kleine fischländer Bube läuft dann nach Haus und ruft: „Moder, et wat weihn, dee Meev, de schriet so doull!" (Mutter, es wird wehen, die Möwe schreit so toll.)

Sieht man hie und da auf dem Fischlande einzelne wenige Menschen auf dem Felde mit ländlichen Arbeiten beschäftigt, so werden es während der Sommermonate gewöhnlich nur Frauen sein. Männer wird man nur ausnahmsweise erblicken. Wie staunt aber der fremde Reisende, den ein äußerst seltener Zufall, Neugierde oder irgend ein Geschäft in diese entlegene Gegend verschlagen, und der bisher, diesen Weg verwünschend, sich Schritt vor Schritt von den keuchenden Pferden durch den tiefen, bis an die Achsen gehenden Sand schleppen ließ, biegt der Wagen um eine Ecke des Waldes und eins der sehr weit zerstreuten Dörfer liegt vor ihm; wie nimmt das Staunen noch zu, fährt er in die breite ungepflasterte Straße desselben erst ein. Kaum vermag er zu fassen, wie eine solche armselige Gegend so wohnliche, zierliche Häuser hervorzubringen vermag; zwar nur ein Stockwerk hoch und auch nicht von bedeutender Größe, ist doch das Äußere derselben, besonders durch seine Zierlichkeit und Sauberkeit, sehr ansprechend. Das gutgehaltene Dach ist gewöhnlich von roten Ziegelsteinen, selten nur von Stroh, stets jedoch mit einem Schornstein versehen, den man sonst nicht allzu häufig auf den mecklenburgischen Bauernhäusern findet. Die Wände des Hauses sind von Backsteinen und oft ganz, oft aber nur die Balken, mit einer hellen Farbe angemalt: die Thüre und Fensterrahmen, in denen hellgeputzte, große Scheiben, oft sogar vom besten holländischen Glase, schimmern, sind stets mit grüner Ölfarbe angemalt, und das Beschläge daran ist so blank geputzt, wie es nur auf einem Kriegsschiffe sein könnte. Gewöhnlich ist vor dem Hause, durch einen Zaun oder ein Staket geschützt, ein kleiner, sorgsam gepflegter Blumen- und Gemüsegarten mit einigen Obstbäumen. Alles ist gut erhalten, im höchsten Grade reinlich, und keine Spur von Verfall und Vernachlässigung verrathend. So ist die Mehrzahl der Häuser, natürlich etwas mehr oder weniger ansprechend, im Dorfe, und nur einzelne sind zwar größer und mit mehr Stallungen umgeben, sonst aber viel weniger gut gehalten, und auch in ihrer Bauart und Einrichtung mehr den übrigen mecklenburgischen Bauerhäusern gleichend, und im Vergleich zu den andern wüste und ärmlich aus-

sehend. Man wird nach den Quellen fragen, die den Bewohnern es möglich machen, solche Wohnungen sich zu bauen, sie so imstand zu halten, da der früher gesehene Feldbau und der ärmliche Viehstand es doch gewiß nicht können. Die weite See ist das Ackerfeld derselben, das schnelle Schiff ihr Pflug und Spaten, ihr alles. Hier ist fast alles Seemann, nur ein sehr geringer Teil der Bewohner, der in den größeren, aber schmutzigeren Häusern wohnt, treibt ausschließlich den Ackerbau, sonst liegt diese Sorge den Frauen und Greisen ob, und die übrigen Männer legen nur Hand mit an, wenn sie vielleicht in den Wintermonaten, wo das Eis die Schiffahrt hemmt, auf kurze Zeit zu Hause sind. Der größte Teil der Kapitäne und Bemannung der 240 Seeschiffe, welche die einzige Stadt Rostock besitzt, wohnt auf dem mecklenburgischen Anteil dieser Halbinsel; der preußische liefert ein gleiches der Stadt Stralsund. Fehlte dies „Fischland", es würde schlecht mit der amerikanischen Schiffahrt aussehen, die jetzt doch trotz aller ungünstigen Verhältnisse, die auf ihr lasten, so wesentlich zum Wohlstande des ganzen Landes beiträgt. Es ist ein ganz eigentümlicher Schlag von Menschen, diese „Fischländer", nur zum Dienst auf der See geeignet, darin sich nur auszeichnend. Kaum hat der Knabe die Schule verlassen, so will und muß er fort, weit auf das Meer, das er, sobald er nur gehen konnte, auch schon an der Küste mit dem leichten Nachen befuhr, ein unwiderstehlicher Drang zieht ihn dort hinaus; er würde auf dem Festlande nur verkümmern, dürfte er ihn nicht befriedigen. Was für eine traurige Rolle spielten diese armen fischländischen Matrosen früher, wenn das Los sie zwang, in das Militär einzutreten, und sie gewöhnlich, wegen ihrer Größe und Stärke unter das Grenadierbataillon oder die Artillerie in Schwerin eingereiht wurden. Welche Unbeholfenheit, Tölpelhaftigkeit, Verdrossenheit zeigten sie nicht, wie vermochten sie kaum ihre Gliedmaßen zu rühren, wie waren sie oft ein Spott der dümmsten Bauernburschen. Und doch können sie, wie die Katzen in dunkler Nacht, bis auf den höchsten Mastkorb klettern, werden, wenn der Sturm das Schiff wie einen Spielball umherschleudert und es gleich der Tauchente vorn mit dem Kiel in die Wogen taucht, auf die äußerste schwankende Spitze des „Jagers" hinausgetrieben, dort ein Segel zu reffen, werden sich keinen Augenblick bedenken, im winzigen Boot durch die sich hoch auftürmende Brandung zu steuern, wenn es gilt, ein Menschenleben zu retten. Das ist ihre Lust, ihr Beruf, darum wollen sie leben und sterben. Um dem Joch des Soldatenwesens zu entgehen, mieden Viele für lange, lange Jahre, ja oft für immer, das Vaterland, so schwer ihnen auch sonst die Trennung ist, und dienten auf fremden Fahrzeugen, besonders holländischen Ostindienfahrern, wo sie als in jeder Weise sehr zuverlässige Matrosen gesucht und gut bezahlt wurden. Jetzt ist, wie in Preußen, so auch in Mecklenburg das Gesetz, daß der Dienst auf einheimischen Schiffen vom Militärdienst befreit, was mit allgemeinem Jubel aufgenommen wurde und von dem besten Erfolge ist. Hier holen wir uns einst mit unsere Matrosen für unsere zukünftigen Kriegsschiffe, und sollte die Gefahr des Vaterlandes es fordern, werden sie mit freudigerem Eifer und größerem

Nutzen ihr Blut auf denselben für dessen Rettung verspritzen, als sie es jemals in dessen Landheeren vermöchten.

Man braucht nicht selbst auf langen Seereisen mit diesen Fischländern gewesen zu sein, um ihre Tüchtigkeit und Beherztheit auf dem Meere zu erkennen; man hat auch bisweilen Gelegenheit, dies vom Lande aus zu beobachten. Ein schwerer Sturm ist losgebrochen, tiefschwarz sind die Wolken des Horizonts, die hoch auf einander sich türmenden Wogen des Meeres, fast von gleicher Farbe am untern Teile, nur an der Spitze sich in weißen gischenden Schaum zerschellend; ängstlich klopft dem Landbewohner, der vielleicht vom sichern Hause diesen Kampf der Elemente mit ansieht, das Herz bei dem Gedanken an die Tausende, die auf wildem Ozean ihn bestehen müssen, und er ist hoch erfreut, nicht zur Zahl derselben zu gehören. Da wird im fischländischen Dorfe die Klage laut, ein dänischer Westindienfahrer sei auf dem langen Sandriffe, das sich längs dem Fischlande in der See hinzieht und schon so manche Opfer gefordert, auf den Strand geraten, und die Mannschaft gebe Hilfszeichen. Wie wird die ganze Bevölkerung dadurch aufgeregt, welch Leben kommt in dieselbe! Alles, was nur irgend vermag, eilt der Düne zu, nicht achtend des Sturmes Wehen und des sie fast blendenden aufgewirbelten Sandes. Es sind nur wenige kräftige Seeleute, die aus Zufall oder Krankheit von der Reise zurückgehalten waren, im Dorfe, aber was nur irgend vermag, springt in die kleinen Fischerböte, dem Schiff zu Hilfe zu eilen. Selbst schwache Greise und kleine Buben, die kaum die Hosen angezogen, wollen sich nicht ausschließen, und letztere klatschen vor Freude in die Hände, haben sie die Erlaubniß dazu bekommen. Fehlt es an Händen, fahren selbst die Frauen, die eben so geschickt wie die Männer die Ruder zu handhaben wissen, mit, um ja recht schnelle Hilfe zu bringen. So wagen sie freudig ihr Leben, lenken kühn den schwachen Kahn durch die wilde Brandung, um so viel Menschen und, geht es an, auch Schiffsgut, wofür ihnen nachher ein Bergelohn bezahlt wird, zu retten. Und wie gastfreundlich pflegen und beherbergen sie nachher die Gescheiterten, wie suchen sie den Kummer derselben auf alle Weise zu mildern. Freilich, es ist so leicht keine Familie, in der nicht irgend ein Mitglied schon Schiffbruch gelitten, keine, die nicht stündlich einer gleichen Nachricht entgegen sehen kann. Oder der harte nordische Winter hat die Ostsee, so weit das Auge reicht, mit mächtigen, teils verbundenen, teils freischwimmenden Eisschollen bedeckt, ein schneidender Nordwind pfeift dabei durch die Luft, und dunkle Wolken verkünden ein baldiges Schneegestöber. Da wird ein Schiff, zwischen diesen Eisschollen eingefroren, sichtbar, das durch Notzeichen andeutet, daß ihm der Proviant ausgegangen. Oft in strengen Wintern geschieht es in den nördlichen Meeren, daß Schiffe in größere Eisfelder geraten, darin einfrieren, und dann oft wochenlang mit ihnen herumtreiben müssen. Unendliche Beschwerden muß dann bisweilen die Mannschaft solcher Fahrzeuge ertragen, das hartgefrorene Tauwerk zerschneidet den Matrosen, die damit umgehen müssen, die Hände. Proviant und Feuerung beginnen oft auszugehen, und man hat schon Bei-

spiele, daß sämtliche Leute darauf vor Hunger und Kälte umgekommen sind. So wie die Matrosen im Dorfe, die im Winter in großer Zahl zu Hause sind, dies sehen, bereiten sie sich vor, Hilfe zu bringen. Trotz Kälte und Sturm ziehen 20—30 junge Burschen, alle einen Sack mit Kohlen, Brot, Fleisch und Rumflaschen auf den Nacken gebunden, aus, um das Schiff zu erreichen. Es ist dies oft ein sehr gefährliches, langwieriges Unternehmen. Mit Eissporen an den großen Wasserstiefeln, die das Ausgleiten verhindern, müssen sie oft von Scholle zu Scholle springen, stets in Gefahr, abzugleiten oder den Sprung zu kurz zu machen. Sind die Schollen zu weit von einander entfernt, um den Sprung zu wagen, so legen sie Bretter hinüber, deren sie zu diesem Zwecke stets einige bei sich führen. So erreichen sie oft erst nach vielen mühevollen Stunden das Schiff, bringen der Mannschaft darauf die ersehnte Zufuhr, wofür sie bloß den Preis, den sie selbst dafür bezahlt haben, sonst aber weiter keinen Vorteil nehmen, sprechen derselben Mut zu, wenn sie dessen bedarf, und treten dann getrost den Heimweg wieder an. Oft überfällt ein alles verdunkelndes Schneegestöber sie dabei, was die Gefährlichkeit des Weges, den sie dann nur vermittelst ihrer Taschenkompasse zu finden vermögen, sehr erhöht. Mitunter hat es sich auch wohl schon ereignet, daß die Eismasse sich unterdes vom festen Lande trennte und so die Abgeschnittenen mehrere Tage darauf herumtrieben, bevor sie wieder die Heimat erreichen konnten, ja selbst alle darauf erfroren sind. Alles dies wird aber die jungen Burschen des Fischlandes nie abhalten, eingefrorenen Schiffen im Winter alle mögliche Hilfe zu bringen, sobald nur irgend wie eine Aussicht vorhanden, dieselben zu erreichen.

Der an Jahren gereiftere, wohlhabendere und gebildetere Teil der Bewohner der fischländischen Dörfer, deren es etwa 5—6 dort giebt, führt Rostocker Schiffe als Kapitän, der jüngere Bursche oder der auch im Alter nicht Vermögen und Kenntnisse genug hat, um diese Würde zu erlangen, dient als Steuermann, Matrose oder Schiffsjunge auf denselben. Stets muß aber ein junger Mann, bevor er Steuermann oder gar Kapitän werden kann, von unten als Schiffsjunge anfangen und mehrere Jahre in solchen Stellen zubringen. Die Kapitäne, ja selbst die Steuermänner und gar oft die ganze Mannschaft bis zum Jungen herab, haben fast immer einen Anteil, „Part" genannt, an dem Schiffe, welches sie führen, das sonst einen Kaufmann in Rostock als „Korrespondent-Rheder" besitzt, der den größten Anteil daran hat und die sonstigen Geldgeschäfte dafür besorgt. In diesen Schiffsparten steckt außer dem kleinen Hause und einigen wenigen unfruchtbaren Ländereien das ganze Vermögen dieser Leute, und sie verwenden alle ihre Ersparnisse dazu, um solche zu vergrößern. Dies giebt nun sowohl dem Führer wie auch der Mannschaft eine so außerordentliche Sorgfalt um die Erhaltung des Schiffes; alle sind darauf bedacht, daß dasselbe ja recht viel

verdiene, da ihnen dies selbst Vorteil bringt. Versichert ist fast nie ein solches Schiff, was die Kapitäne auch für eine Art von Feigheit halten; von einem versicherten Schiffe pflegen sie zu sagen: „He truht sich nich up sien eegen Fööt up de See". (Er traut sich nicht auf seinen eigenen Füßen auf die See.) Scheitert daher dasselbe, und bei der besonders im Herbst so sehr gefährlichen Schiffahrt auf der Ostsee geschieht dies nicht selten, so verlieren Kapitän und oft sämtliche Mannschaften fast ihr ganzes Vermögen. Dann zeigt sich aber der edle Charakter der „Fischländer" in vollem Lichte. Ist ihnen nur irgend bekannt, daß der Kapitän beim Untergange keine Schuld trug, so ruhen sie nicht eher und legen so viel zusammen, bis sie ihm wieder ein neues Schiff und daran auch einen „Part" verschafft haben. Alles dies trägt sehr viel dazu bei, die Rostocker Schiffe und besonders diejenigen derselben, welche „Fischländer" zu Führern haben, so allgemein beliebt in fremden Häfen zu machen und ihnen so leicht Fracht zu verschaffen, da der Verlader die Überzeugung hat, daß Führer wie Mannschaft, und sehr oft dient eine ganze Verwandtschaft vom Großvater als Kapitän bis zum Enkel als Schiffsjungen zusammen, schon aus eigenem Interesse alles anwenden, um in jeder Weise ihn zufrieden zu stellen. Uns sagte noch kürzlich in einem süddeutschen Bade ein angesehener Assekurator aus Amsterdam, wie sie dort an der Börse vorzugsweise gern Assekuranzen auf Waren, die in von fischländischen Kapitänen geführten Schiffen verladen würden, zeichneten, da sie sicher wären, daß diese auf alle mögliche Weise dieselben in Obhut behielten.

In der Regel kommen die meisten Ostseefahrzeuge, die nicht auf sehr entfernten Reisen sind, für einige Wintermonate nach Hause und entlassen dann ihre Leute, um den Winterlohn zu sparen. So kommen oft Ende Oktober und im November 20—30 Schiffe an einem Tage im Rostocker Hafen an, die alle so schnell wie möglich abgetakelt und an den Pfahl gelegt werden. Dann herrscht in den fischländischen Dörfern gar ein munteres, reges Leben, was sehr von der Stille des Sommers absticht. Die verheirateten Kapitäne und älteren Männer besorgen ihre kleine Wirtschaft, streichen ihre Häuser und Hausgerätschaften selbst mit Ölfarbe an und versammeln sich am Abend im Wirtshause beim Glas Grog, um sich die Abenteuer und Ergebnisse der letzten Reisen zu erzählen. Das junge Volk, das gerade nicht stets häusliche Arbeiten genug hat, treibt vielerlei Kurzweil, wozu besonders auch die Jagd auf wilde Schwäne und Enten gehört, die sich beim Frost zahlreich an den offenen Stellen der Küsten einfinden. Sonntags ertönt stets die Violine, um zum Tanzen aufzuspielen, was die Jugend beiderlei Geschlechts eifrig treibt. Bisweilen wird diese Ruhe auch wohl unterbrochen, weil irgend ein Rostocker Kaufmann eine günstige Handelskonjunktur in England benutzen und mitten im Winter ein Schiff mit Korn dahin befrachten will, was dann oft mehrere Meilen weit durch das Eis durchgehauen werden muß. Froh, etwas zu verdienen und wieder in die See zu kommen, eilt die dazu bestimmte Mannschaft fort, obgleich die Beschwerden und Ge-

fahren einer solchen Winterreise doppelt groß sind. Die Mehrzahl bricht aber erst im März, wo die Schiffahrt wieder beginnt, auf. Zu dieser Zeit herrscht im Rostocker Hafen ein gar reges Leben, denn 40—50 Schiffe werden oft zu gleicher Zeit segelfertig gemacht und mit Korn oder Ballast beladen. Es kommen dann zum „Ribnitzer Thor" lange Reihen von mit den kleinen verkümmerten Pferden bespannten Wagen herein, jeder von 8—12 lustigen kräftigen Matrosen begleitet, die die Schiffskisten herbeiführen. Jubelnd trifft man dann auf den Straßen die ganze Bemannung eines Schiffes vereint, den Steuermann an der Spitze, die vom Rathause kommen, wo die Musterung verlesen und die Namen eingezeichnet sind. Wohin die Reise geht, ist dem Matrosen ganz gleichgültig, ob das Schiff nach Constantinopel oder Rio de Janeiro segelt, oder ob er Dienste auf einem „Grönlandfahrer" bekommt und bei Spitzbergen mit Walrossen und Eisbären kämpfen muß, was kümmert's ihn, wenn er nur wieder hinaus in die See kommt und die „Heuer" (Monatsgeld), gewöhnlich 36 Mark betragend, hoch ist. Auch ein großer Teil der Schiffe, die in Rostock nicht zur Hälfte beladen werden können, geht mit Ballast in die hohe See und sucht sich erst mühsam in fremden, besonders russischen Häfen Fracht und Verdienst. Reisen, die vorzugsweise viel von Rostocker Schiffen gemacht werden, sind nach Riga, Antwerpen, Amsterdam, in das nördliche Eismeer, nach Archangel, oder auch Constantinopel und von dort in das schwarze Meer nach Odessa und nach Alexandrien, weniger im allgemeinen nach Amerika und dann besonders nach Brasilien und Westindien für Hamburger Rechnung. Oft kommt es vor, daß so ein Schiff immer von fremden zu fremden Häfen fährt und bisweilen in 4—5 Jahren nicht wieder die Heimat begrüßt. Und der kleine Bube des Kapitäns, den beim Weggang noch die Mutter als Säugling auf dem Arme trug, springt jetzt munter dem Vater, von dem ihm so viel erzählt worden, entgegen und weiß schon die Schiffsleiter flink wie eine Katze zu erklimmen, und der Braut des Steuermanns sind in den langen Jahren die Rosen der Wangen verblüht, und die Zeit hat ihre Stirn mit Runzeln bedeckt. Aber mit gleicher Inbrunst wird er doch die Geliebte umfassen, und ob ihm auch des Südens feurige Töchter gewinkt, er ist zu der Braut auf dem Fischlande zurückgekehrt. Treu sind alle diese Fischländer, eben so im Erfüllen ihres Versprechens, wobei der Handschlag Brief und Siegel vertritt, wie im Bunde der Liebe, und es wird nie der Fall vorkommen, daß ein dortiger Bursch das einmal angelobte Mädchen böswillig verlassen hätte. Oft freilich kommt statt des heißersehnten Fahrzeuges die Trauerpost, daß es im letzten Sturme mit „Mann und Maus verloren gegangen", und man findet in den fischländischen Dörfern gar manche junge Witwe, manche verlobte Braut, die ihr Leben lang den untergegangenen Geliebten in stiller Abgeschiedenheit betrauert. Das ist die Poesie des Seelebens, in wenigen Stunden im Arm der heißen Liebe oder im Schoß des kühlen Meeres.

Als der Großherzog von Mecklenburg auf seiner größeren Reise im Orient auch in Constantinopel verweilte, ward im dortigen Hafen sein Auge

durch den Anblick der mecklenburgischen Flagge erfreut, die auf den Masten zweier stattlichen Schiffe, von denen eins ein sehr schöner Dreimaster war, wehte. Er fuhr an den Bord derselben, unterhielt sich lange mit den Kapitänen, beide ächte „Fischländer“, und erbot sich Briefe und Grüße an ihre Frauen zu überbringen, da er doch wohl früher wie sie, die noch nach dem schwarzen Meere wollten, die Heimat wieder erreichte, was denn auch von denselben dankbar angenommen wurde. Bei seiner Rückkehr nach Mecklenburg hielt er auch getreulich Wort, machte gleich einen Ausflug nach dem „Fischland“, besuchte die Familien der Kapitäne und schenkte jeder einen silbernen Becher mit dem Datum, an dem er in Constantinopel bei ihren Männern an Bord gewesen war, zum Andenken.

Ist das Äußere der Wohnungen auf dem „Fischlande“ schon im hohen Grade ansprechend und gut gepflegt, so ist es noch mehr das Innere. Die sauber geweißte Diele, auf der gewöhnlich einige blank polierte Schränke stehen, ist mit zierlichen holländischen Klinken, stets rein gewaschen, in bunten Mustern belegt. Das Wohnzimmer ist ganz wie eine Schiffskajüte, nur in vergrößerter Weise eingerichtet, mit vielen Wandschränken in den Wänden, die oft ganz mit gefirnißtem Holz ausgetäfelt sind. An der Decke hängt gewöhnlich ein gut geschnitztes, bis auf das kleinste Tauwerk getreues Modell des Schiffes, auf dem der Mann fährt, von diesem in müßigen Winterstunden zur Freude und Belehrung ausgeschnitzt, sonst aber noch Kokosnüsse, große Muscheln, ausgetrocknete Delphine, kurz ähnliche von den Reisen mitgebrachte Merkwürdigkeiten. Kommt man als Fremder in eine solche Kapitänswohnung, so wird man auf eben so dringende wie gutmütige Weise eingeladen, eine Tasse Kaffee oder Thee, oder ein Gläschen Rum, wenn es kalt ist, zu trinken, daß man es unmöglich abschlagen kann, was auch sehr übel genommen würde. Man bekommt dann so guten, starken Kaffee, oder so feinen Zucker, so echten Rum, was alles der Mann von seinen Reisen mitbringt, wie man es nur selten in einer deutschen Binnenstadt finden wird. Was aber sehr überrascht, ist das vollständige Service vom feinsten englischen Porzellan, die krystallene, mit Silber eingefaßte Zuckerdose, die schweren, gut gearbeiteten silbernen Löffel. Es ist nämlich Sitte, daß jeder fischländische Seemann bei der Heimkehr im Herbst seiner Frau oder Braut irgend ein derartiges Geschenk für den Hausstand mitbringt, und so sammelt sich denn in den Wohnungen der wohlhabenderen Kapitäne allmählich eine Menge oft ganz wertvoller Sachen. Sonst sind die „Fischländer“ selbst bis auf die gemeinen Matrosen herab in der Regel sehr sparsam, ordentlich, nicht zu Excessen geneigt und dem Trunke nicht sehr ergeben, Eigenschaften, die man nicht allzuhäufig an Seeleuten findet. Kommen im Rostocker Hafen Schlägereien vor, so sind es gewöhnlich geborene Rostocker oder fremde Matrosen, die dabei beteiligt sind, selten „Fischländer“, obgleich ihrer an 1000 auf dortigen Schiffen dienen. In der Kleidung unterscheiden sie sich gar nicht von andern Matrosen, und auch wohlhabende Kapitäne gehen an Bord in kurzer Jacke von grobem blauem Tuch und essen mit ihrer Mannschaft aus

gleicher Schüssel. Eigentlich Arme giebt es unter ihnen nicht, denn wird ein Matrose alt und schwach und kann er nichts mehr verdienen, hat er auch vielleicht nichts erspart, so nimmt die ganze Gemeinde sich seiner und seiner Familie auf das Bereitwilligste an. Überhaupt herrscht ein enges Zusammenhalten unter allen „Fischländern", sie werden sowohl in der Heimat wie in der Ferne stets bei einander zusammen sein und sich auf jede Weise mit Rat und That unterstützen.

Dies das mecklenburgische „Fischland". Man sieht, trotz seiner Öde und Rauheit wohnen so glückliche, rechtschaffene Menschen auf demselben, wie nur auf irgend einem Punkte der Welt. Die Erde giebt ihnen wenig, desto mehr aber das weite unendliche Meer.

Zweiter Abschnitt.

1. Oldenburger Land und Leute. Geest, Marsch und Moor. Der oldenburger Bauer. Das Plattdeutsche. Blumenliebe. Witz. Lustbarkeiten, Singen und Fluchen. — 2. Die lüneburger Heide. — 3. Das Fehn. — 4. Ein norddeutsches Erntefest. — 5. Westfälische und pommersche Bauernschaft. — 6. Die Mark Brandenburg als Kulturland. — 7. Das wachsende Berlin.

1. Oldenburger Land und Leute.*)

Geest, Marsch und Moor.

Wir haben es hier natürlich nur mit den Bewohnern des Herzogtums, nicht des Großherzogtums zu thun, also mit dem von der Provinz Hannover und der Nordsee eingeschlossenen Hauptlande, ohne die Fürstentümer Eutin und Birkenfeld. Die Bevölkerung des Herzogtums ist eine sehr dünne, denn es wohnen nur ca. 2550 Menschen auf der □Meile; dazu ist sie ungleich verteilt, denn während man in der besten Marschgegend (Kreis Ovelgönne im Butjadinger Lande) 3480 Köpfe auf der □Meile zählt, rechnet man auf der oldenburgischen Geest 2990 und auf der münsterschen Geest, wo noch ca. zwei Dritteile mit Heide bedeckt sind, 1640.

Wir begegnen hier dem Gegensatze zwischen Geest und Marsch, der für das ganze oldenburger Land charakteristisch und auch für unsern Zweck von Wichtigkeit ist, indem die Art und Lebensweise der Bevölkerung wesentlich aus einander geht, je nachdem sie dem magern oder fetten Boden angehört, wie denn auch die Volksstämme verschieden sind; denn während in der Marsch sich überall Friesen niedergelassen haben, werden die Geestdistrikte von dem alten Stamme der Sachsen bewohnt.

Berg und Ebene, Heide und Sumpfland bedingen nicht allein die Natur der Pflanzen und Tiere, die ihnen entstammen, sondern auch der Menschen. Der Tyroler und Schweizer ist das, was er ist, nicht allein durch gewisse Abstammung und Rassenkreuzung, sondern wesentlich auch durch die Alpennatur, die sein Lebenselement ist. Will man ihn verstehen, so muß man

*) Grenzboten II. S. 177 ff.

die Landschaft verstehen, in die ihn der Künstler „überm Sternenzelt" als Staffage gesetzt hat. Eben so wird sich uns der Oldenburger aus seinem Lande und dessen Gegensätzen, der Geest und der Marsch, entwickeln.

Unter Geest versteht man in dem ganzen nordwestlichen Deutschland, das von ähnlicher Beschaffenheit wie Oldenburg ist, das höher gelegene, meist sandige, mehr oder weniger magere und trockene Land, wie denn geest oder güst in der plattdeutschen Sprache trocken bedeutet. Es tritt dieser Ausdruck nur im Gegensatze zu den von der Geest überall scharf abgegrenzten Niederungen jener Länder, zu Marsch und Moor, auf. Die oldenburger Geest hat im Süden des Herzogtums ihre größte Mächtigkeit, von da zieht sie, durch große Moore zur Rechten und besonders zur Linken eingeengt, in Gestalt einer niedrigen Hügelkette nordwärts an der Stadt Oldenburg vorbei, und läuft, den Jahdebusen zur Rechten lassend, auf die Stadt Jever zu, welche, auf einer schmalen Geesthalbinsel gelegen, wie von einer Zinne in die üppige Marschfläche von Jeverland hinabschaut. Die Ähnlichkeit dieser Hügelkette mit Dünen ist ganz augenscheinlich; ja, die Dünengestalt ist an vielen Orten, wie z. B. in den Osenbergen, noch vollkommen erhalten, und es kann keinem Zweifel unterworfen sein, daß die Geest das ältere, die Marsch das jüngere Land ist, dem die Fische eine gute Zeit später Valet gesagt haben, als jenem. Die großen Heideflächen, die einen beträchtlichen Teil des oldenburger Landes ausmachen, gehören sowohl den Geest- als den Moorgegenden oder ihren Übergängen an; denn viele Strecken bilden Zwischenstufen von Geest zu Moor, von Moor zu Marsch, wie denn z. B. die Stadt Oldenburg auf sogenanntem anmoorigen Boden, der zwischen Geest und Moor die Mitte hält, gelegen ist. Besonders bekannt und verrufen in Deutschland ist die lüneburger Heide, und allerdings ist sie eine der ausgedehntesten; Hannover und Oldenburg haben jedoch eine Menge Heiden aufzuweisen, die nicht minder öde und abschreckend sind. Allerdings wird ihr Gebiet durch regelmäßig fortgesetzte Kultivierung, durch Gründung kleiner Heidekolonieen von Jahr zu Jahr geschmälert; aber bei der geringen Bevölkerung und der Masse der zu vertilgenden Wüste ist dies im ganzen und großen so wenig bemerkbar, wie das Fehlen eines Haars, das aus einem vollen Barte gerauft wird. Man hat die kahle, in schwacher Wellenbewegung bis zum Horizont gebreitete Ebene mit dem Meere verglichen. Beide erwecken die Idee der Unbegrenztheit; allein das Meer ist ein endloses Leben, und die Heide endloser Tod. Ungehemmt saust der Wind über den nackten Boden, ohne Baum oder Busch zu finden, in dem er wühlen könnte; statt dessen fegt er die dürren Grashalme und das struppige Heidekraut, oder kräuselt den Sand, der an vielen Blößen wie weißes Totengebein hervorstarrt. Einzelne Häuser am Wege, mit dickem, tief herabgehendem Rohrdach bekleidet, von ein paar Birken und einem Fleckchen grünen Landes umgeben, mehren inmitten der unendlichen Wüste noch den Eindruck der Einsamkeit. Die Natur, die sonst überall tausendfaches Leben hervorruft, scheint hier einem ewigen Tode verfallen. Man kann stundenlang der Straße folgen,

ohne einem Wagen, einem Wanderer zu begegnen; kaum läßt ein einsamer Vogel seine Stimme hören, die wie eine Klage durch die Öde schallt. Doch dort zeigt sich ein Schäfer, der, in weißwollenem Mantelkragen auf einem Erdwalle sitzend, langsam strickend die roten Finger bewegt. Winzige Schafe von struppigem und schmutzigem Aussehen bewegen sich in possierlichen Sprüngen um ihn her. Es sind dies die Heidschnucken, deren Wolle einst ein Leipziger Kaufherr für Hundshaar erklärte. Hier in diesen Gegenden wird, wenn irgendwo, die Eisenbahn eine unendliche Wohlthat sein; sie wird, in weit höherem Grade, als die öden Landstraßen, als Brennpunkt des Verkehrs und der Kultur dienen, und nebenbei wird der Reisende den Vorteil haben, in möglichst schneller Zeit die braune Öde zu überwinden.

Man könnte den Großherzog von Oldenburg den Pharao mit den sieben fetten und den sieben mageren Kühen nennen; die sieben mageren sind die Geest, die sieben fetten die Marsch. Marsch, ein Wort, das sprachlich und sachlich an das lateinische mare und das französische marais erinnert, heißen die fetten Niederungen an den Flußmündungen und Meeresküsten, die jenen Mündungen benachbart sind. Ein eigentümlicher, durch Anschwemmung gebildeter, schwerer Thonboden, Klei genannt, der neben Thon, Lehm und Sand auch Torf und andere Pflanzenteile, Muscheln, Infusorieen und überhaupt verschiedene tierische Überreste enthält, verleiht der Marsch die außerordentliche Fruchtbarkeit, wovon Weiden und Fruchtfelder ein glänzendes Zeugnis ablegen.

Ist der Süden des Herzogtums das Hauptgebiet der Geest, so ist der Norden das der Marsch. Der großen, im Nordwesten und Nordosten gelegenen Marschen Jeverland und Butjadingen ist schon oben gedacht. Ein dritter Marschdistrikt ist das Stedinger Land an der Weser und untern Hunte, das, im Gegensatze zu jenen, bloße Flußmarsch ist. In alten Zeiten erstreckte sich die Wesermündung über dieses dem Wasser abgetrotzte Gebiet.

Alles Marschland muß durch hohe, sehr kostbare Dämme, Deiche genannt, gegen das andringende Meer geschützt werden. Besondere Gefahr bringt das Zusammentreffen von Spring- und Sturmflut, wenn nämlich der höchste Standpunkt der Flut, der beim Voll- und beim Neumond ungewöhnlich schnell eintritt, durch einen auf das Land wehenden Sturm noch gesteigert wird. Zu verschiedenen Zeiten sind Sturmfluten für das oldenburger Tiefland verderblich gewesen, ja der ganze Jahdebusen ist ein ungeheures Grab, worin eine Menge Ortschaften, deren Namen noch bekannt sind, seit drei, vier und sechs Jahrhunderten versunken liegen.

Um die Marsch zu entwässern, sind eine Menge Kanäle, sogenannte Sieltiefen, die sich in immer kleinere Gräben verzweigen, ins Land geschnitten und mit Sielen, d. h. Schleusen versehen, die sich dem abfließenden Binnenwasser öffnen, dem von der Flut aufwärts getriebenen Meer- oder Flußwasser aber schließen, das die Entwässerung vergeblich machen würde. Diese Deich- und Sielanlagen müssen natürlich von ganzen Distrikten, Deichverbänden, gemeinschaftlich unternommen und unterhalten werden; ein

von der Regierung gesetzter Deichgräfe und zahlreiche Unterbeamte überwachen und leiten die Deicharbeiten. Dennoch bieten die Schutzmittel, obgleich sie immer weiter vervollkommnet werden, keine vollständige Sicherheit, und das Meer, die Marsch als altes Eigentum betrachtend, pocht mahnend jeden Winter an und scheidet selten, ohne nicht wenigstens kleine Opfer mit sich zu führen. Fast jeden Winter hört man von Deichbrüchen. Da die Häuser nicht selten landeinwärts dicht hinter dem Deiche, wo sie Schutz vor dem Winde suchen, erbaut sind, hat ein solcher Deichbruch den unmittelbaren Untergang jener Wohnungen zur Folge. Da gilt es verzweifelte Gegenwehr, wenn der Sturm heranbraust, um sich zu den Opfern auf der See auch Opfer auf dem Lande zu holen. Ist es doch bei einer Sturmflut vorgekommen, daß eine oldenburger Gemeinde einen gefährdeten Deich an einer schwachen Stelle stundenlang mit den eigenen Leibern bedeckt hat, damit nicht die Kappe, d. i. der Rücken des Dammes, hinweggespült werde, und ein Deichbruch Verderben über Felder, Vieh und Menschen bringe. Eine der furchtbarsten Sturmfluten der neuern Zeit war die von Weihnachten 1717. Der Wind hatte 24 Stunden lang aus Südwest geweht, und das Wasser aus dem atlantischen Ozean durch den Kanal in die Nordsee gepeitscht; darauf war der Südwest plötzlich in Nordwest umgeschlagen und hatte das Wasser, das so schnell nicht durch den Kanal ablaufen konnte, mit furchtbarer Gewalt gegen die Küste geschleudert. Halem, ein oldenburgischer Schriftsteller, der uns eine Schilderung jener Weihnachtsflut hinterlassen hat, sagt, die See sei mit der Geschwindigkeit des Wassers in einem Topf, das zu sieden beginnt, aufgelaufen. Schon um 3 Uhr in der Nacht zerrissen die Deiche von Butjadingen und das Wasser stieg innerhalb einer Viertelstunde 3—5 m im niedrigen Lande. Das Vieh ertrank in den Häusern; viele Menschen fanden in den Betten, oder auf Tischen und Schränken, wohin sie geflüchtet waren, den Tod; viele, die halb nackt auf Böden und Dächer geklettert waren, kamen durch Zusammensturz der Gebäude um oder starben vor Frost und Hunger. In den damaligen Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst, also in einem kleinen Teile des Herzogtums, wurden allein 150 Häuser zerstört; 2471 Menschen und fast doppelt so viel Pferde und Hornvieh kamen ums Leben; wie groß mag erst die Zahl der Opfer in der butjadinger Marsch gewesen sein! Ist die Deichlast in gewöhnlichen Zeiten schon beträchtlich, so steigt sie in solchen Unglücksjahren ins Unerschwingliche. Darum pflegt auch der Marschbewohner zu sagen, ohne die Deichlast könne er mit einem silbernen Pfluge pflügen. Den Deich selber aber nennt er seinen goldenen Ring, um den Wert, den er auf ihn legt, zu bezeichnen.

Während die Geest einige Waldungen besitzt und reich an schönen Baumpartieen ist, die dem wellenförmigen Lande zu einiger Zierde gereichen, zeigt sich die Marsch fast baumlos und flach wie eine Tafel; dennoch geben ihr die weit zahlreicheren, sehr stattlichen Häusergruppen, die üppigen Fruchtfelder und vor allem das reinliche Vieh, das Tag und Nacht bis zum Winter auf der Weide geht, ein lachendes, wenn auch einförmiges Ansehen.

Es ist eine holländische Landschaft, ungemein reizend, wenn die Weiden mit frischem Grün bedeckt sind, aber ermüdend durch die beständige Wiederholung. Man denke sich den saftig grünen Rasenteppich bis zum fernsten Horizont aufgeschlagen, gestickt mit bunten Blumen und durch blinkende Wassergräben in Hunderte von Feldern geteilt; man denke sich auf diesen Feldern die stattlichsten Rosse in wilder Freiheit, schwarz und weiß geflecktes Hornvieh, gegen das Helios seine Rinder tauschen würde; riesige Schafe, deren Vließ an Weiße dem Schnee nicht nachsteht, und um die Wohnungen noch anderes Vieh in gleicher Größe und Schönheit; man denke sich diese Tiere, wie sie einzeln oder gruppenweise verteilt, die schöne Trift als Weide-, Tummel- oder Ruheplatz benutzen, die Rinder behaglich gelagert oder, wie es die Lokalität erlaubt, bis ans Knie im Wasser stehend; die Pferde, von munteren Füllen umschwärmt, umhergaloppierend und den Rossen deines Wagens mit lautem Gewieher einen guten Tag zurufend, und an den Deichen hinauf und hinab die schimmernden Schafe mit ihren Lämmern, die aus dem Euter der Mutter gierig saugend, die leckere Kost sich holen:

Ist irgendwo ein Paradies
Bestellt für Tiere, so ist es dies.

Die Studenten gebrauchen das Wort ochsen im tadelnden Sinne; von dem Oldenburger kann man aber nicht verlangen, daß er ein Tier, dem er so manchen schönen Thaler verdankt, in Redensarten mißhandle. Ochsig groß heißt bei ihm nur gewaltig groß, und wer von starkem Körperbau ist, muß es sich schon gefallen lassen, ein ochsiger Kerl genannt zu werden. Vergleichen sich doch die Bauersleute selbst unter einander sehr oft mit Tieren. In Goldschmidts „Kleinen Lebensbildern aus der Mappe eines deutschen Arztes", welche reich an oldenburger Skizzen sind, äußert eine Bauersfrau gegen ihn: „As ick jung weer, sä min Mann to mi: Deern, Deern, wat bist du minn um 'n Kneep! Man kunn di wol uffpusten. Ick hew di as Faselswin krägen; un nu bist doch rein so fett as'n Masswin." („Dirne, Dirne, was bist Du so schmal um die Taille! Man kann Dich wohl abblasen. Ich habe Dich als ein ungemästetes Schwein bekommen; — und nun bist Du völlig so fett wie ein Mastschwein.")

Schließlich bemerke ich noch, und damit wollen wir den Bestien Valet sagen, daß in der baumlosen Marsch der getrocknete Dünger häufig ein Brennmaterial für die ärmere Klasse bildet, ein Gebrauch, der bekanntlich in Steppenländern allgemein ist.

Neben Geest und Marsch stellt sich ein dritter Gegensatz: das Moor. Unter diesem Worte, das, wie Marsch, an mare und marais erinnert, versteht man diejenigen sumpfigen Niederungen voll stockender Gewässer, in denen eine eigentümliche, mit verwitterten Baumresten durchschossene Pflanzenwelt eine schwammigfilzige Masse von hellbrauner, dunkelbrauner und schwärzlicher Farbe bildet, die als Torf das allgemeine Brennmaterial des Landes liefert, und zwar schon seit Plinius Zeiten, der von den Bewohnern jener

Gegend sagt, daß sie Erde brennen. Das Herzogtum ist sehr reich an Mooren. Eins zieht im Süden vom Dümmer See auf der Grenze des Obergerichtsbezirks Vechta und der ehemals hannöverschen Grafschaft Diepholz. Andere Moore schließen die stedinger und butjadinger Marsch von der Südwest- und Westseite ein, an vielen Orten den Übergang von Marsch und Geest bildend. Hier ist durch Ausdehnung der Abwässerung die Möglichkeit gegeben, den moorigen Boden für die Geest zu gewinnen. Ferner zieht sich ein wahres Riesenmoor, das zu den größten Norddeutschlands gehört, durch den ganzen Westen des Herzogtums nach Ostfriesland hinüber.

Das Moorland wird im Oldenburgischen, wie in vielen andern Gegenden des nordwestlichen Deutschlands, stellenweise im Frühjahr abgebrannt und mit Buchweizen (Heidekorn), der mit magerem Boden fürlieb nimmt, besäet. Das Land wird zu diesem Zwecke zuerst trocken gelegt und der Rasen abgeschält. Der angezündete Torfboden brennt etwa 2 Centimeter und tiefer hinab und liefert so eine Asche, die den eingestreuten Körnern als trefflicher Dünger dient. Der durch den Brand erzeugte dicke, schwere Rauch verpestet dem Oldenburger seinen Frühling. Vom Winde in das mittlere und südliche Deutschland geführt, figuriert er dort als Höhen- oder Heerrauch. Da der arme Mann bei mäßiger Arbeit, ohne Dünger, von dem Buchweizenbau, wenn er einschlägt, reichen Gewinn zieht, so ist derselbe von großer Wichtigkeit für ihn; es kommt dabei aber ganz besonders auf Glück an. Die Bauern pflegen mitunter ihren Söhnen Buchweizenland als eine Art von Taschengeld zuzuweisen. Was sie daraus ziehen, dürfen sie zu ihrem Vergnügen verwenden.

Der oldenburger Bauer.

Ich wende mich jetzt von dem Lande zu den Menschen. Wer als Neuling das oldenburger Land betritt, dem muß es notwendig auffallen, daß dort das Wort Bauer von schwerem Gewicht ist. Dies hat seinen Grund darin, daß der Bauernstand der herrschende, fast, möcht ich sagen, der einzige Stand ist. Außer Oldenburg, der Residenz, die an 20,000 Einwohner zählt, giebt es nur Landstädtchen, die im allgemeinen eine sehr geringe gewerbliche Thätigkeit entwickeln. Ackerbau und Viehzucht sind daher die Hauptnahrungszweige. „Ich will Bauer werden“, sagt der Sohn des Beamten oder Offiziers, der nicht Lust hat, den Stand des Vaters zu ergreifen. In Süddeutschland würde man in demselben Falle die Ausdrücke: Landwirt, Gutsbesitzer gebrauchen. Der oldenburger Bauer oder Hausmann (im Münsterland auch Wehrfester, Zeller und Colonus genannt) ist aber auch wirklich Gutsbesitzer, indem seine ansehnliche Stelle — so heißt sein Gut — nach uraltem, heiligem Gebrauche gewöhnlich ungeteilt auf eins der Kinder, den sogenannten Grunderben, übergeht. Er bildet im Gegensatz zu den Köthern und Brinksitzern, die nur kleinere Stellen besitzen, zu den Heuerleuten, die in den Nebengebäuden des Hofes zur Miete (Heuer) wohnen, zu den Handwerkern, Tagelöhnern und Dienstboten, die

Aristokratie des Dorfes. „Ick bin 'n Buer“, sagt er mit Stolz; „de Annern sind all' lütje Lü“ (die Andern sind alle kleine Leute).

Bis zum Jahre 1873 war jedes größere Bauerngut eine Grunderbstelle, das heißt es ging ungeteilt auf einen Sohn, und im Fall keiner vorhanden war, auf eine Tochter über, und die übrigen Kinder erhielten zusammen nur einen geringen Prozentsatz vom Wert der Stelle. Eine solche Erbteilung war höchst inhuman und ungerecht, und der gesunde Sinn des Volkes fühlte das auch recht wohl, wie denn das Sprüchwort: „De Buer het man een echt Kind; de annern sünd alltomal Hoorkinner,“ sich derb genug darüber aussprach. Zum Glücke ist diese Ungerechtigkeit nunmehr durch gesetzliche Bestimmungen beseitigt worden. Bis zum 1. Jan. 1874 konnte jeder Grundeigentümer über die Bildung, Veränderung oder Auflösung einer Grunderbstelle durch eine entsprechende Willenserklärung bei dem betreffenden Verwaltungsamte verfügen. Dadurch wurden die Grundbesitzer von den Banden eines alten, unmenschlichen Herkommens befreit, indem es in ihren freien Willen gestellt war, ob sie aus ihrem Grundbesitz eine Grunderbstelle bilden wollten oder nicht. Die meisten Grunderbstellen sind nun wohl aufgehoben, so daß der Grundbesitz zu gleichen Teilen geht. Aber selbst da, wo es nicht geschehen ist, wurde doch durch das Gesetz die überkommene Härte des mittelalterlichen Gebrauchs abgeschliffen. Denn das Grunderbrecht besteht fortan nur darin, daß der Grunderbe zwar das Alleineigentum der Stelle erwirbt, jedoch gegen die Verpflichtung, den vollen Wert derselben zur Erbteilungsmasse einzuschießen. Nur gewisse Prozente des schuldenfreien Wertes der Stelle erhält er im voraus, und zwar in der Marsch 15, auf der Geest 40 Prozent. Alles übrige wird gleichmäßig unter die nachgebliebenen Kinder oder Erben verteilt. Auf diese Weise ist es möglich gemacht worden, die Stelle unzerstückelt im Besitz der Familie zu erhalten, ohne eine schreiende Ungerechtigkeit gegen die übrigen Kinder zu begehen.

Wo noch Grunderbstellen geblieben sind, da wird der Grunderbe bestimmt durch den Vorzug des männlichen Geschlechtes vor dem weiblichen. Auf der Geest haben die älteren Kinder oder Anverwandten den Vorzug, in der Marsch die jüngeren. Dort kann der Grunderbe einer zur Landwirtschaft benutzten Stelle auch den sog. Beschlag derselben, das heißt, das Vieh, Geschirr, Acker- und Hausgerät ꝛc. beanspruchen.

Das Haus des oldenburger Bauers liegt, nach altsächsischem Brauche, in der Regel einsam mit seinen Nebengebäuden inmitten des Gutes, oder es bildet mit Häusern ähnlicher Art eine lose Gruppe. Solche fleckenartig geschlossene Dörfer wie in Mitteldeutschland, wo der Unterschied zwischen Stadt und Dorf fast aufgehört hat, findet man nicht häufig. Nicht allein die Felder, Campe, sind zum Schutz gegen die heftigen Winde mit Hecken auf Erdwällen umgeben, auch der Bauerhof erscheint manchmal in dieser Verschanzung; auch zu ihm führt, wie zu jenem, ein niedriges Gitterthor, das Heck, dessen Hauptbestandteil ein schwerer, auf zwei Pfosten horizontal ruhender Balken ist, der auf der einen Seite ausgehoben wird. Hat man

diese Schranke hinter sich, so betritt man einen weiten Rasenplatz, auf dem sich ein Eichenhain erhebt. Beides, der frischgrüne Rasen und die gewaltigen Eichen, gehören zu den Vorzügen des oldenburger Landes. Der Rasen verdankt seine Schönheit der Feuchtigkeit des Klimas, die Eiche der Eigentümlichkeit des Bodens und den Stürmen, welche die Faser durch spiralförmige Drehungen kräftigen. Während schwächere Bäume, wie die Ulmen, mitten in ihrem kräftigsten Wachstum plötzlich gehemmt werden und absterben, weil sie eine sehr häufig vorkommende unfruchtbare und eisenhaltige Thonschicht, Two genannt, nicht mit ihren Wurzeln zu durchbrechen vermögen, so überwinden die Eichen dieses Hindernis. Nirgends habe ich so gewaltige Bäume gesehen, als auf der oldenburger Geest, und mancher Bauernhof bewahrt, neben jungen schlanken Stämmen, noch manches Prachtexemplar aus alter Zeit, das den patriarchalischen Eindruck des ganzen nicht wenig erhöht. Die knorrigen Äste derselben tragen häufig das Nest der Elster, während Gevatter Storch auf dem Dach des Bauernhauses sich eingerichtet hat. Ein kleiner, von den Eichen umstandener Teich auf dem grünen Hofe dient dem Kleinvieh, das hier weidet, als Tränke und den Enten als Schwimmplatz, so lange es nicht einem der riesigen Schweine gefällt, sie daraus zu vertreiben. Auf der Hochebene des Düngerhaufens ergeht sich Sultan Hahn mit seinen Weibern; er weiß, daß er des Hausmanns und Wehrfesters Hahn ist, und kräht stolzer als die Hähne der umwohnenden Heuerleute.

Jedem Fremden wird die Größe und das ungemein stattliche Aussehen der oldenburger Bauernhäuser auffallen. Inmitten des Eichencamps, zu beiden Seiten umgeben von sehr stattlichen Schaf- und Schweinställen, die sich oft in langer Reihe fortsetzen, mit den geringeren Heuerwohnungen, die halb im Grünen versteckt sind, im Hintergrunde, machen sie entschieden den Eindruck behaglichen Wohlstandes. Die Seitenwände des Hauses, zu dessen Erbauung nicht selten der eigene Grund und Boden das Holz liefert, sind ganz niedrig und aus Ziegelsteinen, im Münsterlande aus Fachwerk mit Lehm, aufgeführt. Das aus Ried oder Stroh, bei neueren Häusern auch wohl aus Ziegeln bestehende Dach steigt tief herab. Die dicke Lage von Ried giebt dem Hause das Aussehen eines Bären, der sich tief in seinen Pelz steckt. Die große Thür oder Einfahrt, über welcher besonders im Münsterlande, unter bunten Holzverzierungen, die Namen des Erbauers und seiner Frau mit einem frommen Spruche zu lesen stehen, liegt auf der Giebelseite, meist nach Westen sehend. Von da gelangt man auf eine breite Tenne, die, ganz wie die Tenne unserer Scheunen, zum Dreschen dient. Rechts und links ist dieselbe von hölzernen Verschlägen eingeschlossen, in welchen Winters die Pferde und das Rindvieh, letzteres mit dem Kopfe nach innen, stehen. So ist das Haus des oldenburger Bauers Wohnung, Stallung und Scheune zugleich. Es ist auch Hühnerstall, um nichts zu vergessen; denn über den Verschlägen für das große Vieh haben Hahn und Hennen ihr Quartier.

Gehen wir auf der Tenne weiter, so folgen die Milch- und Speisekammern

und die offenen oder auch geschlossenen, oft kojenartigen Räume, wo die Dienstboten und einzelne Familienglieder des Nachts ein hochgetürmtes Bett empfängt. In der Mitte des Hauses, wo die Tenne in ihrer ganzen Breite frei ist, brennt auf ganz niedriger, runder Herdmauer das Feuer, dem Vorübergehenden durch die meist offenstehende Einfahrt sichtbar. Auf der einen Seite des Feuers ist der Spül- und Waschort, auf der andern ein großer Eichentisch, der Mannsiedel, wo der Bauer mit seiner Familie und dem „Volk“ Mahlzeit hält. Sowohl in der Richtung des Spülorts, als des Mannsiedels führen Seitenthüren aus dem Hause.

Hinter dem Feuer stehen die Kisten mit den Kleidungsstücken der Hausbewohner und die künstlich geschnitzten Schränke. Hier, auf der Ostseite, finden sich auch, zumal in neueren Häusern, wirkliche Stuben; von dieser Seite beginnt überhaupt die moderne Kultur die alten Sachsenwohnungen umzugestalten. Neben einer schmutzigen Wohnstube, Döns genannt, findet man da nicht selten Prunkzimmer mit Mahagonihausrat und feinem Geschirr, die freilich dumpfig genug sind, da man sich ihrer nur bei außerordentlicher Gelegenheit bedient.

Das ungeheuere Dach, unter dem der Segen des Feldes aufgespeichert wird, gewährt im Sommer Kühle, im Winter Wärme, die noch durch das zu dieser Jahreszeit anwesende Vieh vermehrt wird, daher die Bewohner des Hauses, selbst bei scharfem Frost, sich nur selten in den Stuben aufhalten. In den älteren Gebäuden ist kein Schornstein vorhanden, und der Rauch zieht unter dem Dache her durch die Einfahrt, indem er die schweren Speckstücke, Schinken und Würste bestreicht, die in unendlicher Menge umherhängen — ein lachender Anblick für jeden, der ihre Güte erprobt hat.

Diese Häuser haben eine länglich viereckige Form. Denkt man sich ein Kreuz durch sie gelegt, so geht der Stamm desselben in der Richtung von Westen nach Osten, von dem Eingangsthor nach den Stuben im Hinterhause; der Querbalken aber, der den Stamm auf der Feuerstelle schneidet, endet rechts und links mit den Seitenausgängen und Seitenthüren.

An dem Herde sitzt, ihr Kind auf dem Schoße oder die Arbeit in der Hand, die Hausfrau, während die Feldarbeit den Mann und das Gesinde nach außen ruft. Hier kann ihr wachsames Auge alles erreichen, ohne daß sie sich vom Stuhl erhebt. Vor sich hat sie das Thor, rechts und links die Seitenthüren, so daß niemand, von ihr unbemerkt, aus- und eingeht. Die Kinder, die vor ihr auf der Tenne spielen, die Pferde und Kühe zu beiden Seiten der Flur, der große mit Heu und Getreide gefüllte Dachboden, alles steht unter ihrer Hut, indes sie ruhig das Spinnrad tritt oder den weiten schwarzbauchigen Kessel beschickt, der über dem Feuer hängt.

Der Sitz am Herd in diesen altertümlichen Häusern ist mit Recht der Lieblingsplatz aller; hier sammeln sich die arbeitsmüden Hausbewohner am Abend um das glimmende Feuer; hier wird dem Gastfreunde und einkehrenden Wanderer ein Stuhl gestellt. Abends, wenn draußen der Sturm die Heide fegt, ist es doppelt schön in der weiten, behaglich warmen Halle, in-

mitten eines Kreises seltsam beleuchteter Menschen, die um das Feuer gruppiert sind. Vielleicht berichtet einer von den Gefahren und Heldenthaten des letzten großen Krieges gegen Frankreich, den er in den oldenburger Regimentern mitgemacht, oder von den Abenteuern, die er als Matrose auf der See und in fremden Landen erlebte, indes die andern, ihre Pfeifchen schmauchend, sitzend und stehend um ihn lauschen, indes das Vieh, teils aufrecht, teils auf den Knieen ruhend, die Köpfe nach den Menschen wendet, als ob es auch an der Erzählung teil nähme.

Die wichtige Rolle, die das Feuer in diesen Häusern spielt, drückt sich auch im Sprüchwort aus. „Er geht mir vors Feuer," sagt der Vater von einem Freier, der geradezu um die Tochter wirbt. Oft bedingt sich der abtretende Colonus von dem neuen Hausbesitzer „einen Platz beim Feuer". Dies ist nicht wie der coin du feu der Franzosen zu verstehen, sondern bedeutet den freien Aufenthalt im ganzen Hause.

Das Herdfeuer brennt oder glimmt wenigstens Tag und Nacht; ist doch der Torf ein sehr billiges Brennmaterial. Überdies haben sehr viele Bauern ein Stück Land auf ihrer Stelle, von dem sie den nötigen Torf gewinnen; selbst in der Marsch sind, wo dies irgend angeht, die Stellen so angelegt, daß sie bis ins Moor reichen, damit der Bauer seinen Brandbedarf nicht zu kaufen nötig habe, wie denn überhaupt die Verbindung der Marsch-, Moor- und Geestkultur der Landwirtschaft den meisten Vorteil bringt. Nur bei des Hausherrn Tode wird nach altem Brauch das Feuer gelöscht; selbst die Heuerleute thun dies und fordern den Erben auf, die Glut auf ihrem Herde wieder zu wecken. Der Wehrfester selbst führt dann im Münsterlande seinen Heuermann dreimal ums Feuer, um ihn einzufesten.

Vor der Ostseite des Hauses, also vor den Stuben, wenn solche vorhanden sind, liegt der Gemüsegarten, worin auch einem paar Blumen eine Stelle vergönnt ist. Weiterhin umschließen den Hof die Ackerfelder, Wiesen, Weiden und Holzungen der Stelle. Die Gemeindeflur führt den Namen Esch; unter Mark versteht man dagegen das ungeteilte, meist unangebaute Land der Gemeinde, das durch Wall und Graben abgegrenzt zu sein pflegt.

Die oben gegebene Beschreibung der oldenburger Bauernwohnungen paßt übrigens auch auf viele Pfarreien und andere Häuser auf dem Lande, die eben nicht Bauern angehören, wenigstens dem Grundcharakter nach, insofern Wohnhaus, Stall und Scheune unter einem Dache vereinigt sind. Ich habe indessen bei dieser Beschreibung mehr die Geest als die Marsch und besonders das Münsterland im Auge gehabt. Mancherlei Variationen und Neuerungen kommen natürlich hier, wie in andern Dingen, vor; besonders weicht die Marsch, die überhaupt vornehmer und hoffärtiger als die Geest ist, von dem aufgestellten Typus ab, und natürlich wird die Modernisierung, besonders in so weit sie Verbesserung ist, noch weiter greifen. In der Marsch erheben sich die Mauern, die das dicke Rieddach tragen, schon höher und sind immer massiv aus Ziegelsteinen erbaut, die niemals verputzt, sondern nur in den Fugen mit weißen, sorgfältig gezogenen Mörtelstreifen ausgefüllt sind,

was sich recht gut ausnimmt. Die anstoßenden Schwein= und Schafställe möchten manchem armen Teufel, der, aus Schwaben durch Hunger vertrieben, an diesen Marschen vorüber auf dem Dampfschiffe die Weser hinabschwimmt, um sich in Bremerhafen nach Amerika einzuschiffen, eine sehr schöne, einladende Wohnung dünken. Das Holzwerk des Dachs ist meist mit grüner Ölfarbe bemalt, die, wie auch aller Anstrich und Verputz in der Stadt, sehr oft erneuert wird. Die Fenster sind größer, und ihre Scheiben glänzen rein und neu. Oft läuft eine Bretterwand quer durchs Haus, um den Wind von der Feuerstelle abzuhalten. Sind Stallung und Scheune gar neben das Wohnhaus gestellt, wie das der größere Vorrat, der hier aufzuspeichern ist, oft gebietet, und nur etwa durch ein gebrochenes Dach mit ihm vereinigt, so ist der uralte Charakter dieser Wohnungen zerstört. — Mehrere Häuser in den Marschen sind, wie Burgen, ganz mit Wassergräben umgeben, worüber niedliche Brücken führen.

In dem Gange des Menschen spricht sich vorzugsweise die Lebendigkeit seines Naturells aus. Franzosen, Italiener, Spanier, Ungarn, Griechen zeichnen sich vor dem Deutschen und überhaupt vor den Völkern germanischer Abstammung — man denke nur an den Grenadierschritt der Engländerinnen — durch leichtern Gang und gefälligere Haltung aus. Unter den Deutschen weiß der Tyroler seinen Körper gut zu tragen; er ist eben so frei von dem steifen Nacken des Soldaten, wie von der hohlen Brust der meisten Landleute. Der Oldenburger ist sein volles Gegenteil. Nicht bloß der Marschbewohner, auch der Geestländer, schreitet wie mit bleiernen Füßen. Es mag dies zum Teil von den Holzschuhen herrühren, die von der ärmeren Klasse von klein auf die ganze Woche hindurch häufig getragen werden. Aber auch in Frankreich giebt es viele Gegenden, wo beide Geschlechter von klein auf Holzschuhe tragen, wo sogar, was man im Oldenburgischen niemals sieht, in Holzschuhen getanzt wird, und zwar der Tanz der Grazie, die Quadrille; aber dort hat es nicht dieselbe Wirkung, weil quecksilberne Glieder in den sabots stecken.

Rasch zu gehen erlaubt dem Oldenburger sein Naturell nicht, wie man ihn denn auch höchst selten laufen sieht. „Jetzt wollen wir einmal auskratzen", hörte ich neulich zwei Pfälzer Landmädchen sagen, die abends von Mannheim aus nach ihrem Dorfe zurückkehrten; und nun fegten sie, ohne ihr Geplauder zu unterbrechen, auf dem Fußwege die Straße dahin, als ob sie Flügel an den Sohlen hätten. Zwei Oldenburgerinnen an ihrer Stelle, zu derselben Eile gezwungen, wären in der ersten Viertelstunde ohne Atem gewesen und in Butter zerronnen. In dem köstlichen plattdeutschen Märchen: „Dat Wettlopen twüschen den Hasen und Schwineggel" besiegt der Schweinigel den Hasen dadurch im Wettlauf, daß er sich am oberen und seine ihm ganz ähnliche Frau am untern Ende des Ackers aufstellt und so den Hasen, der durch die Furche des Ackers auf= und niederjagt, jedes Mal glauben macht, daß er vor ihm an das Ziel gelangt sei. Dieser Triumph der schlauen Ruhe über die rastlose Eile ist so recht aus der Seele des Oldenburgers genommen.

Das Temperament der Menschen, welche feuchte Niederungen bewohnen, ist das phlegmatische. Dieses Phlegma zeigt sich zunächst in einer großen Mundfaulheit. Stundenlang sitzen die Bauern ums Feuer, starren, ihre Pfeife rauchend, stumm vor sich hin und spucken hin und wieder in die Glut, wobei sie sich nach ihrer Meinung gut unterhalten. Das viele Sprechen ist ihnen sogar an andern lästig; denn, sagen sie, väl Spräken giwwt väl totohören, und ein Mensch, der häufige Fragen an sie stellt und ihnen so die Pflicht der Antwort auferlegt, ist ihnen ganz zuwider. He fragt noch de Koh dat Kalf ab, heißt es. Selbst bei Stadtkindern braucht der Lehrer das doppelte oder dreifache Quantum von Fragen, um zu erfahren, was er wissen will. Die Jungen sind wie Pumpen mit wenig Wasser, bei denen man den Schwengel immer bewegen muß. Läßt es sich der Lehrer gar einfallen, eine Frage zu stellen, die ein Entweder — Oder in sich schließt, so wird der Schüler ihm regelmäßig nur das Entweder bringen.

Wenn der Südländer redet, so spricht jeder Muskel des Gesichts, so sprechen der Kopf, die Schultern und die Hände mit; der Lazzarone nennt kaum eine Zahl, ohne daß seine Finger wenigstens nicht die Einer in die Luft schreiben. Kein Sterblicher ist weiter von solchem Telegraphieren entfernt, als der oldenburger Landmann. Sein ganzer Körper, ja selbst sein Auge, bleibt teilnahmlos bei seiner Rede. Wie redselige, so machen ihm überhaupt bewegliche Naturen Mißbehagen; er nennt sie Quicksteerte (Bachstelzen, von quick, lebendig, und Steert, Schwanz), und wer gar seiner Lust durch Jauchzen Luft macht, gilt ihm für einen ahnwäten (d. h. tollen, eigentlich unwissenden) Keerl; denn er mag es nicht, daß sich Fröhlichkeit oder Schmerz laut äußere, und prophezeit den Jubelnden einen schlimmen Ausgang: De Vägels, de froh morgens singt, holt abends de Katte (Die Vögel, die morgens früh singen, holt abends die Katze). Nirgends geht es stiller zu, als auf einem oldenburger Bauernhofe; indessen wenn man dort wenig Gesang und Gelächter vernimmt, so ist dafür auch der Zank selten.

Das Plattdeutsche.

Wenn ich hier ein Wort über die platte Sprache einschalte, so geschieht es nur, um den Charakter des Oldenburgers auch von dieser Seite zu beleuchten; sein Dialekt ist wesentlich ein Ausfluß seines Phlegmas. Wie dem Munde des Engländers, sieht man auch seinem Munde nicht an, wenn er spricht. Nach dem Prinzip der Bequemlichkeit läßt er sich nur auf Sätze, Worte, Silben und Buchstaben ein, die keine Anstrengung kosten, und auch diese werden mehr gemurmelt als gesprochen. Aus Pfeifer, Schneider, Schnauze, Gesellschaft macht er Piper, Snider, Snute, Sellschupp; dabei können die Organe auf der Faulbank liegen bleiben. Daß dabei die Consonanten dutzendweise über Bord fallen, versteht sich, und fürs Ohr ist wahrlich kein Schade dabei. Schlimmer wird den Vokalen mitgespielt; diese trüben sich wie im Englischen. In „Licht“ steht das i zwischen i und e; „Dieb“.

lautet beinahe wie Däf; in „Adler“ klingt der erste Selbstlauter zwischen a und o; dabei wird dieses Wort jambisch gesprochen, so daß der Hauptton auf die zweite Silbe fällt. In „Anna“ stehen beide a zwischen a und o, jedoch so, daß das anlautende dem a, das auslautende dem o näher kommt. Die Aussprache anderer Vokale ist gar nicht zu beschreiben; sie erinnern, indem a, e, i, o, u in einen Laut verschmelzen, an die Scheiben mit den sieben Farben, welche rasch gedreht schmutzig weiß erscheinen. Diphthonge werden natürlich als Luxus erachtet; also Ule statt „Eule“, Spiker (s scharf und spitz gesprochen, wie in Westfalen) statt „Speicher“, Tun statt „Zaun“. Je größer das Phlegma, desto gedehnter, schleppender, schlottriger und murmelnder die Sprache. So ist die Zunge der Oldenburger weit träger, als die der umwohnenden Bremer und Hannoveraner, die im Gegenteil sehr mundfertig sind In dem Herzogtum selbst sprechen die Friesen, besonders die Jeveraner, das faulste Platt. Während bei den Mittel- und Süddeutschen, besonders im Königreich Sachsen, die Tonhöhe der Rede lebhaft auf- und niedersteigt, wodurch leicht das sogenannte Singen entsteht, läuft die Rede des Niederdeutschen beinahe auf einer Note fort, und wechselt nur am Schlusse, so daß sie klang- und tonlos zugleich ist Weit mehr Kraft und Mark ist in dem Platt der Westfalen, Holsteiner und Mecklenburger, wie denn auch mehr Energie in den Menschen ist.

Mit dem Englischen hat das oldenburger Platt viel Ähnlichkeit. Eine Menge Wörter sind gemeinschaftlich; ganze Phrasen stimmen fast buchstäblich überein, wie z. B. die Frage nach der Tageszeit: Wat is de Klock? Auch lernt der Oldenburger das Englische leicht und gut, da ihm der Mund von Haus aus englisch gerichtet ist. Mit dem Nachbar Holländer verständigt er sich ebenfalls leicht, so daß die Hollandgänger, die dort in Arbeit stehen, ganz gut verstehen und verstanden werden.

Auffallend sind die vielen Fremdwörter, namentlich die französischen im oldenburger Platt. Sollten sie vielleicht durch die Schiffer eingeschwärzt sein? Von den Franken entlehnt sind nicht allein die zahlreichen Zeitwörter auf eren, dem hochdeutschen ieren, (iren) entsprechend, wie mankeren (manquer), streitparleren (Streit und parler) u. s. w., sondern auch Adjectiva und Substantiva, wie bredal (brutal), kuntant (content, in der Bedeutung von gesund, wohl, wofür auch tofreen [zufrieden], die wörtliche Übersetzung von content, gesagt wird), Klör (couleur), Lewei (levée, in der Bedeutung von Aufstand, Einstellung der Arbeit), Plüm (plume, in der Bedeutung von Bettfeder u. s. w.; die Schreibfeder wird im Jeverland mit dem englischen Worte Penn bezeichnet), Beck (bec, in der Bedeutung von Schnabel und Mund), Kurasche (courage). Dieses „Kurasche“ ist merkwürdiger Weise das einzige Wort, womit der Oldenburger das Wort „Mut“ ausdrückt; denn sein Mood heißt „Lust“ oder „Geschmack“. In ähnlicher Weise werden die Adjectiva „mutig“, „entschlossen“ durch resolut, resolveert, also durch umgemünzte Franzosen, gegeben, wogegen an Originalwörtern kein Mangel ist, die Hartnäckigkeit, Halsstarrigkeit, Eigensinn

u. s. w. ausdrücken, wie hartnackt, hallstürig, bisig, egensinnig, webderhaarig. Es hat dies einen tiefen Sinn: der Oldenburger ist wohl so beherzt und, wenn es gilt, auch so tapfer als ein anderer; aber er ist kein Heißsporn und Prahler. Dank seiner ruhigen, phlegmatischen Natur ist er mit einem zähen, passiven Widerstande ausgerüstet, der ganz geeignet ist, einen weniger geduldigen Feind mürbe zu machen.

Nach allem, was bisher gesagt worden, wird man in der Mundart des Oldenburgers nichts Anmutiges, Graziöses, Schmeichelndes suchen, da er dies selbst nicht hat. Gleich der nüchternen französischen Sprache kennt deshalb auch sein Platt keine Diminutiva, während die Italiener z. B. selbst ihre Adjectiva mehrfach verkleinern und Diminutiva von ihren Diminutiven bilden. In dem Platt des geschmeidigeren Münsterländers treten schon gleich die Verkleinerungsformen hervor.

Im Gegensatze zu dem Holländischen, welches ein Plattdeutsch ist, das sich als Sprache fortgebildet hat, ist das Platt, welches in Niederdeutschland von dem Volke und, neben dem Hochdeutschen, zum Teil auch von den gebildeten Ständen gesprochen wird, eine urwüchsige Mundart, die aber immer mehr an Boden verliert. Während der 12 Jahre, die ich in der Stadt Oldenburg verlebte, habe ich den Gebrauch des Platts sehr zusammenschrumpfen sehen; schwerer hält es in den Landstädtchen, am schwersten vielleicht bei den zähen Jeveranern. Von letzteren habe ich sogar Disputationen über die schwierigsten Sätze aus Hegels Logik auf Platt führen hören, wobei natürlich alle wissenschaftlichen Ausdrücke aus dem Hochdeutschen geborgt werden mußten, so daß sich ein solcher Discours ungefähr ausnahm, wie eine alte Jacke mit hundert Flicken von anderem Stoff und anderer Farbe. In den Städten sind übrigens alle Klassen, auch die Handwerker und Dienstboten, im Besitze zweier Zungen, des Hochs und des Platts, woher es erklärbar ist, daß ihr Hochdeutsch, als ein künstlich erlerntes, reiner ist, als das der oberdeutschen Länder, wo Hochdeutsch und Dialekt sich meist näher stehen und zusammenfließen. Eine zweite Folge ist, daß die niedern Stände im allgemeinen sehr orthographisch schreiben, so daß manches Dienstmädchen in Oldenburg mancher süddeutschen Dame in dieser Kunst — bei den im allgemeinen recht guten Schulen — an die Seite gesetzt werden kann.

Schließlich muß ich noch bemerken, daß überall im Herzogtume die friesische Sprache bis auf geringe Reste von der niederdeutschen (altsächsischen) verdrängt worden ist, so daß sich von ersterer nur noch Wörter, nicht aber Wortformen erhalten haben.

Blumenliebe.

Sinn für Naturschönheiten im kleinen offenbart der Oldenburger jedoch, so gut wie der Holländer, in seiner außerordentlichen Liebe für Blumen, wenn er auch in der Blumenzucht und namentlich in der Blumenindustrie weit gegen diesen zurücksteht. Die Kinder Floras werden von ihm nicht allein in sehr reinlichen und nett gehaltenen Gärtchen, die, wo es irgend angeht,

das Haus umgeben, gepflanzt, sondern meist sind auch alle Fenstergesimse von oben bis unten damit bedeckt, das Küchenfenster etwa ausgenommen, und auch das nicht einmal; denn das Küchenmädchen zieht sich auch ein Heliotrop und ein Myrtenbäumchen. Da die Fensterbänke breit sind und, der heftigen Winde wegen, die Fenster alle nach außen schlagen, so ist ein bequemer Raum zu diesem Zimmerschmuck gegeben. Wäre es nur keine förmliche Blumenbelagerung, welcher die blumenselige Hausfrau alle Zimmer unterwirft; denn nur sehr selbständige Ehemänner halten sich ein Fenster in ihrer Arbeitsstube frei.

Diese Blumenliebe erstreckt sich von den reichsten Häusern der Städte bis zur ärmsten Hütte des Tagelöhners. Nicht ohne Rührung gedenke ich eines Häuschens in der Vorstadt Oldenburgs, an dem mich meine Spaziergänge oft vorüberführten. Der ganze Bau war nicht größer als die Wohnstube eines geringen Handwerkers und diente, ohne Zwischenwände, als Wohnstube, Schlafkammer und Küche zugleich. Ein einziges Fenster gab dem engen Raume Licht; aber selbst dieses war, trotz seiner Kleinheit, dicht mit Blumen besetzt und mit einem kleinen weißen Vorhange geschmückt.

Ganz besonders zeigt sich die Blumenliebe in der Stadt Oldenburg, wo fast jedes Haus, namentlich in den Vorstädten, sein Gärtchen hat, das im sorgfältigst gepflegten Blumenflor prangt. Von allen Kindern Floras liebt man aber am meisten die Rosen, vor allem die hochstämmigen, die in seltener Schönheit und Mannigfaltigkeit gezogen werden. Genährt wird diese Vorliebe noch durch das Beispiel des Hofes; die Schlösser in Oldenburg und Rastede sind von den herrlichsten Gartenanlagen und Parks umgeben.

Witz.

Hat der Oldenburger nicht die poetische Ader des Schwaben, so zeichnet ihn eine andere Eigenschaft aus, die dem Schwaben abgeht: er ist witzig. Es ist dies „der langsame Spaß und die fortspielende Ironie“, die Arndt einen hervorstechenden Zug des Niedersachsen nennt, und der auch in dem niederdeutschen Reineke Fuchs ein Denkmal gesetzt ist. Kurzen treffenden Antworten, wie man sie den Spartanern nachrühmte, wird man in diesem Lande leicht begegnen, ja, es giebt Witzbolde, wie der Förster Frerichs, welche um dieser Eigenschaft willen einer gewissen Berühmtheit durch das ganze Herzogtum genießen. Beispielsweise führe ich die dem französischen Präfekten von Kaversberg erteilte Antwort eines Bauern an. Der genannte Präfekt hatte den Oldenburgern bei der Occupation von 1810 in einer pomphaften Proklamation alles Heil unter dem glorreichen Scepter des Kaisers zugesagt, und in Bezug auf die Heidestrecken sich wörtlich so geäußert: „Ces landes arides, ses déserts affreux qui couvrent encore la moitié de votre sol, seront rendus à la culture, et ne tarderont pas à se parer de bois et de moissons.“ Zugleich fragte er bei jenem Bauer, der als erfahrener Landwirt bekannt war, nach, wie die Aufgabe zu lösen sei. Der Bauer antwortete: „Lassen Sie vierundzwanzig Stunden lang Mist regnen, und dann fragen Sie wieder nach.“ — Als vor längeren Jahren die Köhrungskommission sich die Hengste

im oldenburger Münsterlande vorführen ließ und über die geringe Beschaffenheit derselben in großen Eifer geriet, ohne zu bedenken, daß sich das Münsterland zur Pferdezucht wenig eignet, und daß nichts von Seiten der Kommission geschehen war, um die Zucht zu veredeln, unterbrach ein Bauer das Schelten mit den trockenen Worten: „Es wird dem Übel, so weit es möglich ist, bald abgeholfen sein, wenn der Großherzog künftig statt der Herren von der Kommission eben so viel gute Hengste schickt."

Der Leser wird Gelegenheit gehabt haben, zu bemerken, daß auch in den Sprichwörtern des Oldenburgers der Witz sich überall geltend macht; zugleich blickt aus ihnen ein klarer Verstand, der scharfen Auges um sich schaut. Will der Oldenburger ausdrücken, daß er gegen eine höhere Macht, etwa gegen die Behörde, nichts vermag, so sagt er sehr bezeichnend: Wer kann gegen Backawen jahnen? (Wer kann gegen den Backofen angähnen?) Auch hat ein solches Wort, an der rechten Stelle angebracht, über den oldenburger Landmann mehr Macht als die schönsten Reden. Besonders beliebt ist eine Art von Witzworten, wodurch die direkte Rede einer Person mit ihrem Thun oder Leiden kontrastiert wird, z. B.: Is man 'n Äwergang, sä de Voß: da trukken se em dat Fell äwer de Ohren. (Es ist nur ein Übergang, sagte der Fuchs: da zogen sie ihm das Fell über die Ohren.) Wat olt is, dat rit, sä de Düwel: da reet he sin Grotmoer 'n Oor af. (Was alt ist, das reißt, sagte der Teufel: da riß er seiner Großmutter ein Ohr ab.) Dickdohn is min Lewen. Broer, lehn mi 'n halwen Groten. (Dickthun ist mein Leben. Bruder, leih mir einen halben Groten, d. h. ½ Kreuzer.) Up de Viglin let sick goot spälen, sä de Afkat: do kreeg he 'n Schinken. (Auf der Violine ist gut spielen, sagte der Advokat: da kriegte er einen Schinken.) It is nich ganz miß, harr de Jung seggt, da harr he na 'n Hund smäten un sin Steefmoer rakt. (Es ist nicht ganz übel, hat der Junge gesagt: da hat er nach einem Hund geworfen und seine Stiefmutter getroffen.) Dat holt hart, sä de Buck: do schull he lammen. (Das hält hart, sagte der Bock: da sollte er lammen.) Ähnlich ist: He ist so egensinnig as Jan Fink de an den Galgen schull, und wull nich (der an den Galgen sollte und wollte nicht).

Lustbarkeiten.

Daß das oldenburger Volk kein frohes Zechen, wie in Weinländern, kennt, habe ich oben gesagt. Andere öffentliche Lustbarkeiten, wie Kirchweihen, Jahrmärkte, Tanz (oder Ball, wie der Oldenburger vornehm sagt), bieten sich einsam hausenden, der Geselligkeit ungewohnten Menschen seltner dar. Das Phlegma des Oldenburgers zeigt sich auch im Wirtshause darin, daß er, wenn er einmal sitzt, nicht leicht wieder zum Aufstehen kommen kann; namentlich gilt dies, auch in höheren Ständen, von den Jeveranern. Wie Fische auf dem Trockenen, werden sie erst lebendig und kordial, wenn sie gründlich angefeuchtet sind. Die Aristokratie des Landes, die reichen Bauern,

schlagen bei solcher Gelegenheit furchtbare Schlachten, und die Zahl der leeren Weinflaschen, die den Morgen nach der Festlichkeit aufgeschichtet liegen, ist ungeheuer.

Eine durch alle Stände sehr beliebte Unterhaltung ist das Kegeln, das auf wohlgepflegten Bahnen, deren Brett die ganze Tenne hinabläuft, mit außerordentlich großen und schweren Kugeln in allen Jahreszeiten betrieben wird. Es bestehen, besonders in den Städten, zahlreiche Kegelgesellschaften, deren Mitglieder auf ihrer Bahn so wohl eingekegelt sind, daß ein Fremder, Wilder genannt, unmöglich mithalten kann. Sie haben eine Menge Kunstausdrücke und entwickeln in ihrer Holz-auf-Holz-Spiel eine Feinheit und, was wirklich merkwürdig ist, einen Enthusiasmus, daß ich oft darüber erstaunt gewesen bin.

Im Butjadinger- und Jeverlande ist die Bevölkerung zur Winterszeit sehr der Belustigung des Klotschießens ergeben. Es besteht im Werfen von schweren hölzernen, mit Blei ausgegossenen Kugeln. Nur im Winter, wenn ein tüchtiger „Kahlfrost", d. h. ein nicht mit Schneefall verbundener Frost, die weite Marschebene zu einer felsenharten Tafel umgeschaffen, kann dieses eigentümliche Spiel stattfinden. Zwei Parteien, meistens die Bewohner zweier Dörfer, fordern sich dabei zum Wettkampfe heraus und bringen eine Preissumme, manchmal 300 Mark und darüber betragend, zusammen, ihren höchsten Stolz darin suchend, wer von ihnen den besten „Klotschießer" zu stellen vermag. An einem anberaumten Tage kommen in großer Zahl die Mitglieder der beiden Parteien unter Zuströmen vieler Zuschauer an einem bestimmten Orte zusammen. Ein oft stundenweit vom Platze des Auslaufs entferntes Ziel wird festgesetzt, und jede Partei stellt ihren Kämpfer; oft auch hat jede deren zwei, die sich ablösen, denn das Werfen ist ungemein anstrengend. Die Kugel, „Klot" (hochd. Kloß) genannt, wiegt meistens 1—1½ Pfund.

Der erste Klotschießer holt jetzt weit aus, nimmt einen kräftigen Anlauf und wirft dann mit aller Leibesmacht die Kugel von sich, welche mit ungeheurer Vehemenz erst eine Strecke durch die Luft saust, dann den harten Boden trifft, nun heftig wieder aufschnellt, eine Weile rikoschettierend vorwärts hüpft und endlich noch eine tüchtige Strecke rollt. Kaum liegt die Kugel, so tritt der zweite Klotschießer auf und sucht die seine noch möglichst weiter zu werfen. Dann geht's vorwärts, um von neuem anzufangen, wo das Ende des ersten Wurfs war, und so abwechselnd Wurf auf Wurf weiter, bis die Bahn durchmessen ist.

Die Gewalt, mit welcher die Klotschießer werfen, ist so mächtig, daß sie häufig durch den Schwung heftig zu Boden stürzen und mancher sich schon einen Bruch geworfen hat. Daher sind immer Leute bestimmt, die den Klotschießer vor gefährlichem Niederstürzen zu bewahren und ihn aufzufangen suchen. Auch werden, wo der Boden es fordert, wohl Decken und Matten ausgebreitet. Die Klotschießer sind im Augenblick des Wurfs oft nur mit Hemd und Beinkleid bekleidet. Meistens sind es junge Knechte oder

Handwerker, seltener Söhne der Bauern. Die Partei, deren Kämpfer das Ziel zuerst mit seiner Kugel und in den wenigsten Würfen erreicht, ist Sieger. Alles begleitet die Werfenden. Von Dorf zu Dorf, von Hof zu Hof schwillt der Zug lawinengleich an. Unaufhörlich werden die Kämpfer durch ihre Partei angefeuert, gebeten, geliebkost und geschmeichelt, doch die Ehre des Dorfes zu retten. Jeder herrliche Wurf wird mit lautem Jubel und Hurra begrüßt, ja der Schleuderer mit den freudigsten Umarmungen und Händedrücken belohnt, jeder matte und verfehlte aber mit Unwillen und Schelten von der einen, mit Hohn und Gelächter von der andern Partei begleitet.

Abends krönt dann ein großes Siegesgelag in irgend einem Gasthofe die Freude des Tages. Der Sieger ist der Held und Abgott aller; wehe aber dem armen Burschen, dessen Kugel nicht mit konnte. Verhöhnt von der Siegespartei, gescholten und verlassen von seiner eigenen, hält er es meistens für das Geratenste, sich heimlich davon zu machen, ehe die Geister des Grogs und Weins loskommen.

Von den Schützengesellschaften und Schützenfesten — letztere werden besonders im Münsterlande festlich begangen — rede ich nicht, weil sie nichts Eigentümliches darbieten, und sage schließlich noch ein Wort über das Schlittschuhlaufen, das beinahe wie in Holland zu den Volksvergnügungen gehört, weil hier wie dort das schöne Eis, das die überschwemmten Niederungen oft in unübersehbarer Weite bedeckt, eine Gelegenheit bietet, die nicht günstiger gedacht werden kann. Auf den Weiden, welche die Stadt Oldenburg, die Nordseite ausgenommen, umgeben, kommen dann die Knaben, die morgens die Milch bringen, auf Schlittschuhen angefahren, und mancher Landmann, der ein Geschäft in der Stadt hat, kehrt abends Stunden weit auf dem Stahlschuh nach Hause zurück. Unter den schlittschuhfahrenden Herren giebt es natürlich viele Virtuosen; mitunter thut sich auch eine kleine Gesellschaft zusammen und macht, wenn das Eis von guter Beschaffenheit und der Wind günstig ist, mit Eisenbahnschnelle weitere Touren. Schlittenpartieen nach den benachbarten Dörfern werden jeden Winter ausgeführt. Die Damen werden dann in Stuhlschlitten von schlittschuhlaufenden Matrosen geschoben; die Herren umschwärmen sie in kühnen Bogen, und abends kehrt man mit Fackeln zurück. Häufig sieht man Knaben, die kaum aus dem Ei gekrochen sind, mit unternehmenden Mienen die eben so gesunde als ergötzliche Übung treiben. Seit langen Jahren liegen auch die Damen der Stadt Oldenburg diesem Vergnügen ob; man sieht die junge Welt in Mantel und Muff sich scharenweise auf der Bahn tummeln, nachdem sie auf einem entlegenen Teiche die Rudimenta überstanden hat, und selbst Söhne von reiferem Alter schreiben Schnörkel ins Eis. Es ist aber für das weibliche Geschlecht — von dem Muff, der die Hände bindet, abgesehen — in dem langen Kleide ein großes Hindernis gegeben, und ich muß gestehen, daß ich nur wenige Frauen habe anmutig dahin schweben sehen. Wenn erst die türkisch-amerikanische Tracht in den größeren Städten Deutschlands, und von

da, etwa nach Jahresfrist in Oldenburg eingewandert sein und das Kleid gekürzt haben wird, dann werden die Schlittschuhläuferinnen leichteres Spiel haben.

Singen und Fluchen.

Über den Gesang der Oldenburger habe ich oben schon andeutend gesprochen. Trotz Luthers Reimspruch von den Narren, welche Wein, Weib und Gesang verachten, trotz Methfessels Motto:

> Wo man singt, da laß dich fröhlich nieder:
> Böse Menschen haben keine Lieder. —

sind die gesanglosen Oldenburger weder Narren, noch böse Menschen. Das feuchte Klima, bei dem die Stimmen nicht gedeihen, und das Phlegma, das dem Gesange beinahe gram ist, mögen die Schuld tragen. Zwar prosperieren seit einiger Zeit in den Städten und größeren Orten die Liedertafeln, es sind dies aber nur Treibhauspflanzen; das Volk, das den Gesang nicht künstlich erlernt hat, singt auch nicht, und wenn sich einmal junge Leute bei außerordentlicher Gelegenheit, etwa bei einer Brautfahrt, in größerer Anzahl zusammenfinden und, vielleicht vom Branntwein aufgeregt, ausnahmsweise ein Lied anstimmen, so singen die Mädchen meist mit so schrillen Kehlstimmen, und die jungen Männer murren und knurren in so tiefem Baß dazu, daß man sich die Ohren verstopfen möchte. Wenn die Oldenburger Soldaten auf dem Marsch singen, so geschieht es ebenfalls weniger aus freiem Antrieb als auf Veranlassung eines Vorgesetzten, der den Gesang bei seinen Leuten als ein Kulturmittel pflegt.

Kann der Oldenburger nicht singen, so kann er auch nicht fluchen: er ist zu ruhig dazu. Zu ausgeführten Verwünschungen, woran lebhafte Völker so reich sind, fehlt ihm die Phantasie. Die wenigen Schimpfwörter, die er gebraucht, sind fast alle von Fremden geborgt, wie Kujohn (cochon), Kanaille, Beest. Plattdeutsche Schimpfwörter sind Donnerslag und Dummsnut (Dummschnauze, du dummer Schwätzer), wovon man besonders das erstere, das noch mit dem Gotte Thor oder Donar zusammenhängen mag, auch als Ausdruck der Verwunderung hört. Sla mi de Donner! Gah na 'n Satan! welche kurzen, zahmen, ich möchte sagen unschuldigen Formeln sind das nicht neben den nicht nur rein scherzhaften, sondern oft auch wirklich infernalischen, aber meist humoristischen Produktionen, die wie ein Feuerwerk aus dem Munde der Italiener rauschen. Freilich hat Oldenburg auch keinen Pöbel, der natürlich das Fluchen vorzugsweise kultiviert.

2. Die lüneburger Heide.*)

Wenn an sonnigen Tagen der Wanderer vom Gipfel des Brockens herab das Auge über das dunkele hercynische Waldpanorama mit seinen Schluchten, Kuppen und Klippen gesättigt dahin schweifen läßt; so zieht im Norden, jenseits der Berge, eine lichte, weit aufgeschlossene Fläche seine Blicke an. Vom Glanz der Sommersonne übergoldet, fernhin in blaues Gedämmer verloren, breitet sie sich aus wie der Spiegel des Meeres. Es ist die große nordische Ebene. Sie erscheint hier nur als der Saum des gewaltigen Bildes; aber könnte man sie in ihrer ganzen Ausdehnung verfolgen, dann würde sich ein fast ununterbrochenes Flachland von mindestens 400 Meilen Länge aufdecken. Denn von der Westgrenze der Normandie beginnend, über Belgien, Norddeutschland, Dänemark sich ausbreitend, reicht diese Region bis zu den sibirischen Tundras (Moossteppen) hinauf.

Einst wogte hier der Ozean, aus dem nur die Höhen Mitteldeutschlands, Scandinaviens und Englands als Berginseln hervorragten, und von einzelnen Strecken wich die Flut sogar erst bei Menschengedenken zurück. Daher ist denn auch dieses Schwemmland zu einem beträchtlichen Teile mit dem Male der Unfruchtbarkeit gezeichnet. Wo nicht Flüsse den Boden tränken und befeuchten, oder Laubwälder ihr feuchtes Dunkel verbreiten, da streckt sich meist dürrer, lebensunfähiger Sand oder verwesender, sumpfiger Moor, oft beide unmittelbar aneinander grenzend.

Doch auch hier deckt die Natur ein Gewand über die Blöße, sie hat in diese Öde ein Pflanzenleben eigentümlicher Art gesetzt: es sind die Heidekräuter, die uns hier entgegentreten und die jenen Landstrichen den Namen der „Heiden" gegeben haben. In ihrem holzig dürren, starren Charakter kündigen sie sich sogleich als Steppengewächs an, finden sich durch alle Vegetationsgürtel des alten Kontinents vom Kapland bis zur Behring-Insel und zeigen überall diese unentwickelte, in Stamm und Zweig gleichsam stecken gebliebene Erscheinung. Doch die Eriken des Kaps, gezeitigt von der afrikanischen Sonne, bilden mit ihrer reichen Mannigfaltigkeit (man zählt schon 450 Arten), mit der Farbenpracht ihrer Blüten und ihrem baumhohen Wuchs einen großen Gegensatz zu den auf zwei kleine winzige Species (Erica vulgaris und Erica tetralix) herabgesunkenen Heidekräutern unserer norddeutschen Steppe; sie ersetzen, was ihnen an Mannigfaltigkeit der Arten abgeht, durch ihre Individuenzahl, denn sie bedecken das Land zu Millionenmal Millionen, haben allen andern Pflanzenwuchs verdrängt, ihn ganz unter ihre Herrschaft gebracht und ihm die eigentliche Signatur gegeben.

Wir haben es hier nur mit einem Teile des nordischen Heidelandes zu thun, nämlich mit dem im hannoverschen Herzogtum Lüneburg belegenen. Diese „lüneburger Heide" ist weithin berüchtigt; der Dichter Platen**) wußte

*) Naturstudien von Dr. H. Masius (Leipzig, Fr. Brandstetter), 9. Aufl. 1880.

**) Er läßt seinen „romantischen Ödipus" — ein satyrisches, gegen Immermann gerichtetes Stück — auf der lüneburger Heide spielen und Immermann dort den Gedanken dieses Dramas fassen, umgeben von den Heidschnucken, die im Chor ihm huldigen.

in Deutschland kein öderes, poesieloseres Stück Erde aufzufinden als dieses. Von der Elbe durchschnitten, setzt sie sich durch Holstein bis nach Scagerhorn, der Spitze Jütlands, fort und kann in zahlreichen Sandbänken selbst noch tief unter die Nordsee hinab verfolgt werden. Die Grenze derselben gegen das Kulturland ist oft sehr scharf gezogen — ein Fluß bildet dann wohl die Scheide — meist aber verliert sie sich allmählich. Man schreitet aus der fruchtbaren Ebene heraus, die Wiesen werden magerer, der Boden sandig gehügelt, die Dörfer liegen weit zerstreut von dürftigem Acker umgeben, die Kiefer tritt auf und verkündigt mit Birken gemischt den Übergang zur Heide, die schon einzelne Ausläufer entgegen sendet. Endlich verschwindet die menschliche Nähe und mit ihr der betretene Pfad, und nach stundenlanger Wanderung über kahle, von Riedgras und Immortellen bewachsene Höhenzüge sieht man sich mitten in der Heide.

Ein wunderbar gemischtes Gefühl ergreift den Fremden, der sie zuerst betritt. Beklemmt steht er still, als sei er plötzlich auf einen verödeten ausgestorbenen Planeten geworfen. Da sprießt kein Halm, da grünt kein Baum, da rankt sich keine Blume hinan; da ist nur Himmel und Heide. In der That, man mag fragen, ob das noch die Erde sei, der ein Schöpferwort zugerufen, daß sie Gras hervorbringe für das Vieh und Saat zu Nutz dem Menschen, und Wein, daß er erfreue des Menschen Herz.

Allerdings weckt auch der Anblick des Meeres ein ähnliches Bangen in der Brust, und selbst starke Menschen fühlten sich davon bis zur Ohnmacht überwältigt. Aber wie erhaben und schön ist dort das ewige Kommen und Gehen der Wellen! Wie reizvoll wechselt das Spiel des Lichts und der Wolken im Widerschein des feuchten Elements! Wie freundlich und stolz beleben die windgeschwellten Segel den unendlichen Spiegel! Da muß auch ein stumpfer Sinn sich gehoben fühlen; an die große Straße der Völker gestellt hat noch Jedem der Odem der Freiheit und der Gottesgröße durch die Seele geweht.

Und hier? Überall dieselben langgestreckten wüsten Rücken, überall dasselbe düstere Braun, dieselbe schwermütige Stille. Alles ist mumienhaft erstorben. Auch die Vegetation, die mit unüberwindlicher Zähigkeit das Land unterworfen, gleicht fast nur einem Pflanzengespenst, das kein Wechsel der Jahreszeit lebenweckend berührt. Als sei plötzlich der Meeresgrund emporgehoben und die am Boden wurzelnden Tanggestrüppe unter dem ungewohnten Strahl der Sonne versengt: so stellt sich diese ununterbrochen von dem graubraunen Zweigwerk der Erica überzogene Fläche dar, das Bild eines verfallenen Gemütes, das aus sich selbst alles Leben gelöscht hat. Und dennoch ist es nicht bloß dieses Gefühl der Verlassenheit und Erstorbenheit, welches uns beherrscht. Mitten in diese unheimliche Stille mischt sich leise ein heimlicher Reiz — und dieser Reiz heißt Natur. Ja, auch diese sonnverbrannte, ausgezehrte Heide fesselt, denn sie ist doch Natur. Uns, den reichen armen Erben der Civilisation, ist sie allgemach fremd geworden; wir hören fast nur noch von ihr; denn was wir sehen, ist nichts als eine

dienstbare, entmannte Erde. Pflug und Axt sind die Gleichmacher, unter deren Schneide das Dickicht der Wälder und die tausendfältige Flora der Wiesen sinken muß, damit zinsbar Feld an Feld und Dach an Dach sich reihe. Zwar heftet sich auch an den Pfad der Kultur noch ein Gefolge freiwuchernder Pflanzen, aber wer möchte sich mit der schmutzigfahlen Sippe der Melden und Chenopodien, mit dem lichtscheuen Bilsenkraut, dem giftigen Nachtschatten, dem plattgetretenen Wegerich befreunden? Kaum daß noch Kornblume, Feldrose, Radel und anderes „Unkraut", das wie eine neckende Koboldschar hinter dem Sämann einherläuft, da und dort ein erfreuendes Farbenspiel in die gleichen Wogen der Ähre werfen darf. — Hier aber, in der offenen Heide, ist kein Kornfeld, keine Straße, kein Dorf; die Erde ist da noch frei vom Joche der Kultur. Eine einzige kleine Pflanze sperrt ihr den Weg, und zwingt sie, machtlos ihre Waffen zu strecken. Und so ist denn wirklich die Heide ein Stück reiner, ursprünglicher Natur, und darf man auch nicht sagen die einzige, doch sicherlich die am meisten eigentümliche Landschaft unseres Nordens, die zu Wald und Wiese die bedeutsamste Ergänzung bildet.

Der Boden der Heide ist großenteils Sand, der sich entweder in gerader Fläche hinstreckt oder schwache, lang auslaufende Hügelwellen aufwirft. Über das unfruchtbare Element ist eine sparsame Humusschicht gestreut, und diese genügt dem Heidekraut, um sein flachausgebreitetes, filzzähes Wurzelnetz hineinzuweben. Es ist Erica vulgaris (Sandheide). Wird der Boden sumpfig, wie in den abflußlosen Niederungen, so tritt an ihre Stelle die Moorheide (Erica tetralix). Häufig finden sich beide gemischt, doch herrscht im ganzen die erstere Art entschieden vor. Es ist bereits oben bemerkt worden, wie sich bei dieser Pflanze der Steppencharakter sofort in der mangelhaften Blattvegetation und in der strauchartigen Entwickelung der Stengel ausprägt: ein Charakter, der sich, nur gesteigert, in den Euphorbien und Cacteen der warmen Zone wiederfindet. Saftlos und spröde entladet der Oberstock sich in einem Übermaß von Zweigen, die in dichtem Busch nach oben drängen und so dem Unterstock nicht Kraft genug lassen, um einesteils einen aufstrebenden Stamm zu entwickeln, oder andernteils die zahlreichen Zweige mit grünem Blätterschmuck zu umkleiden. Dieser letztere findet sich nur in der dürftigsten Andeutung. Hart und kaum unterscheidbar schiebt sich Blättchen an Blättchen, so daß das Ganze wie ein ziemlich gepreßter, feingezähnter oder geschuppter Stengel aussieht, den hier nur die Farbe verleugnet. Sie kontrastiert in ihrer grünen Moosfrische sehr merkwürdig mit dem leblosen Braun der ganzen Pflanze und müßte außerordentlich belebend wirken, wenn sich nicht die Blätter unbemerkt in dem Wulst des Krautes verlören. Desto anmutiger tritt die Fülle der Blütenglöckchen hervor, die bald lila, bald zartrot, dichte Ähren ansetzen und über die Heide jene warmen, schimmernden Abendrottinten ausgießen. Am schönsten sind diese bei Erica tetralix, wo sie zu Trauben vereint von der Spitze zahlzahlreicher Stengel zierlich errötend herabnicken. Überhaupt ist diese Art

weicher und mehr Sumpfpflanze. Daher heftet sie ihre Wurzeln nur locker in den Boden, der Seitenzweige sind wenige, alles schießt schlanker auf. Die feingewimperten Blättchen treten wirtelförmig um den Stiel, den sie von unten bis oben besetzen, aber ihr Grün ist sumpfig-trüb und grau, so daß sie den melancholischen Ton der Landschaft besonders bedingen.

So weit das Auge reicht, decken diese Kräuter die Fläche. Stellenweise, etwa im Schatten einer Krüppelbirke, drängt sich das Gestrüppe der Stechpalme (Stecheiche, Ilex aquifolium) dazwischen, deren scharfgezacktes Blatt, starr und glänzend wie Stahl, ganz zu dem harten Habitus dieser Vegetation paßt. Die heilkräftige Arnica streckt ihren Blütenstern empor, ein Stiefmütterchen duckt sich ins Moos, auch die Ginster (Genista germanica und tinctoria) zeigen sich. In unentwirrbarem Gemenge, von einer drohenden Lanzenbewaffnung rings umhüllt, richten sie ihre Rutenbündel empor, und ihre flackerndgelbe Blüte — dieselbe, die einst Hugo Plantagenets Helmzierde war — vermag nur wenig die unliebliche Erscheinung zu heben. Ebenso wie sie harmoniert mit den andern Heidegestalten auch der Wachholder (Juniperus communis). Dieser verkümmerte Koniferenstrauch, unnahbar umstarrt von struppigen Nadeln, deren kaltblauer Schimmer den Eindruck des Metallischen fast bis zur Täuschung steigert, liegt meist igelartig zusammengerollt am Boden. Der Oberstock setzt in zahllosen, eigensinnig durcheinander geflochtenen Zweigen gleichsam eben so viele Füße zur Erde und stemmt sich jeder Gewalt entgegen. Das Ganze ist undurchdringlich geschlossen, und nimmt gern eine runde, seltsame geschorene Perrücken- oder Pilzgestalt an, als habe Flora oder ein neckischer Rübezahl die Taxusfiguren eines altfränkischen Parks kopiert. Auch in dem herben Duft der Nadeln und mehr noch der reif und unreif durcheinander gemischten Beeren spricht sich die strenge Natur des Strauches aus. Erhebt dieser sich zu baumartiger Höhe, dann bildet er wohl eine Pyramide oder setzt gotische Türmchen aneinander; immer bleiben seine Formen hart und grotesk, und nur die Schößlinge, die troddelartig spielend herabhangen, geben ihm etwas Weiches. Der Stamm ist von zäher Lebenskraft — daher auch sein Name — und ohne der Rinde sehr zu bedürfen, wirft er diese leicht ab, indem er nun seine im Sturmkampf gehärteten und gleichsam zu Spiralen zusammengedrehten Holzmuskeln aufdeckt. Ohne Zweifel ist der Wachholder die bedeutendste, wenn auch nicht die herrschende Charakterpflanze der Sandheide. Um ihn her, genährt durch den verdorrten, rostfarbenen Nadelabfall, siedeln sich Vaccinien an, besonders Heidel- und Preißelbeere (Vaccinium Myrtillus und Vacc. Vitis idaea), die bekanntlich einen wichtigen Handelsartikel bilden. Ihr lederartiges, dem Buchs ähnliches Blatt legt sich in einen dichten Teppich zusammen, dessen Immergrün gemischt mit den blauen und scharlachroten Beeren und der schämig versteckten weißlichen Blüte Auge und Fuß des Wanderers freundlich verweilen heißt.

Durchschreitet man in der Hitze des Spätsommers die Heide, so folgt man gern diesem Winke. Unbewegt, wie eine krystallene Glocke, steht das

Himmelsgewölbe, die Sonnenstrahlen spinnen flimmernd über der Steppe, aus der da und dort einzelne Sandblößen — Rinnsale einer versiechten Lache — wie gebleichtes Gebein hervorstarren, indes der Horizont sich in fahles, dunstiges Halblicht hüllt, das der wasserlose Boden und das bräunliche Rot der Blüten nur erhöht. Keine Wolke zieht durch die Luft, kein Schatten über die Erde. Umsonst horcht das Ohr nach einem andern Laute, als dem Geschrill der Heuschrecke, das in seinem eintönigen Gezitter ganz zu der zitternden Mittagshitze stimmt und, von Schritt zu Schritt den Wanderer begleitend, gleichsam das singende Sieden der Atmosphäre darstellt. Das Gefühl der Einsamkeit ergreift die Seele. Aber es ist nicht jenes erquickende der Waldeinsamkeit, in der wir immer ein leises Wehen und Weben der Schöpfung zu hören glauben, auch nicht jenes andachtvolle, mit dem wir vor den Trümmern untergegangener Größe stehen, sondern das bange, bedrückende der Leere, Schwermut, Todesschwermut ist der Ausdruck dieser öden Gefilde.

Vergebens auch beginnt Fata Morgana ihr Spiel. Ein Nebelgewebe zuckt über den Horizont, schattenhafte Bäume heben nickend ihre Wipfel, eine ganze Landschaft breitet sich aus, wie im Wellenschlage auf- und abschwankend. Aber bald zerfließt der unheimliche traumartige Zauber, und nun schießen rosenrote Streifen vom Himmel nieder. Dampfend steigt aus all den Myriaden Blütenkelchen ein aromatischer Odem. Wie er die Scene, die im grellen Tageslichte dalag, als der ausgebrannte Herd eines mächtigen vulkanischen Feuers, duftig zu verschleiern beginnt, so umfängt er auch sänftigend das Gemüth. Es sammelt sich zu ruhiger Betrachtung und richtet sich achtsam auf das Kleinleben, welches sich, vorher unbemerkt, jetzt vor ihm entfaltet. Murmelndes Gesumm klingt heran. Es sind Bienen, die hier auf ihrer süßesten Weide zu Hunderttausenden schwärmen und die würzige Labe bereiten. Schon die Römer priesen den Heidhonig (mel ericaeum) am höchsten, und der norddeutsche „Immker", als Halbslav ein echter Bienenvater, unterläßt nicht, jährlich ein fleißiges Zwergvolk auf einige Wochen hierher zu bringen. Am Rande der Heide stehen die Körbe ganzer Dorfschaften, die „Immenzäune", unbewacht: denn die Einsamkeit selber hütet sie. So folgt die Kultur dem Wanderer auch in diese Abgeschiedenheit; und dasselbe kleine Insekt wird ihr Bote, welches jenseit des Ozeans dem rothäutigen Indianer noch heute der Herold der Civilisation, der sichere aber unwillkommene Ankündiger des „weißen Mannes" ist. Mit dem träumerischen Gesurr der Bienen mischt sich von Zeit zu Zeit der tiefere Laut der Hummel, die langsam vorüberdröhnt, wie ein verhallender Orgelton. Motten schwirren auf, goldschillernde Laufkäfer schießen gierig vorbei einer armen Raupe nach, ein samtschwarzer Trauermantel sonnt sich am Boden, wählig die Flügel auf- und zuschlagend, als blinzle er verschlafen, die Eidechse schlüpft durch das Kraut, die Feldmaus lugt mit schwarzen Augen hervor, während dort die Erdspinne auf einen Fang lauert und verwundert die Ameisenpatrouille passieren läßt, die, scheint es, ihre

neue Ansiedelung vor dem Überfall eines feindlichen Stammes zu hüten hat. Überall raschelt's und wimmelt's in der unendlichen Pflanzendecke. Hundert wundersame Würmchen ohne Namen umkrabbeln, umkriechen, umwühlen das staunende Menschenkind und freuen sich in stiller Lust der Blütenwildnis. Und wahrlich, sie ist schön! Das totgraue Kraut hat sich in einen Garten verwandelt und beschämt und mit steigender Teilnahme betrachtet jetzt das Auge, das sonst nur ungeduldig in die Ferne schweifte, die Fülle des reizenden Tandes umher. Wer könnte die Zier und Mannigfaltigkeit dieser Blüten und Knospen schildern? „Dort hängen sie wie die reinsten Perlen an den schlanken, schwanken Stiel gereiht, hier wiegen sie sich wie Korallenkügelchen an einem hellgrünen Seidenfädchen; diese ist ein Miniaturbild der Hagrose, jene weiße gleicht einer Beere; hier zittert ein Alabasterglöckchen, das dieser kleinen Welt vielleicht zur Hora läutet, dort dreht sich ein Atlaspantöffelchen in der sonnengetränkten Luft, und da schwankt ein weiß und rot gefärbtes Fläschchen, diese Blüte gleicht einem Turban, und jene hat ganz die Farbe und die Form eines silbernen Trompetchens.“ Ist es nicht, als sei ein Elfenhaushalt aufgethan? Würde man sich wundern, wenn die kleinen Unterirdischen, die zauberischen Sommergeister, aus ihren Schlupfwinkeln herbeikämen, mit diesen Turbanen und Perlen sich schmückten, aus diesen Fläschchen Honig schlürften, auf diesen Trompetchen musicierten? Nicht minder anziehend ist die Blättergestalt dieser Zwergbäumchen; mit dem dunklen Haar der Fichte und der Pechtanne wechselt das blaßgrüne Blatt der Weide und der Olive, der Schmuck der Tamariske und der Ceder. Und nun vergesse man doch ja nicht, daß dieses Blumenleben in eine Zeit reicht, wo auf der Wiese eben nur noch ein Weidenröschen, ein Augentrost, eine Scabiose blüht und im Garten Dahlie und Aster verschüchtert herabschauen auf die sterbenden Sommerfarben.

Ein heiserer Schrei hoch aus den Wolken zerreißt mit einem Male diese Bilder. Wir blicken auf. Ein Adler schwimmt einsam in majestätischen Kreisen über unsere Häupter dahin, bis er jetzt mit ausgebreiteten Flügeln im Blau steht, „bewegungslos bewegt, wie der verkörperte Luftgeist selber“. Welche unsichtbare Hand hält ihn in der schwindelnden Höhe? und auf welche Beute späht sein Auge? Ist es ein versprengter Damhirsch, ist es Reineke oder Lampe, sein bethörter Freund, der hier — bei Hüsterloh und Krekelborn — ein zahlreiches starkes Geschlecht zeugt? Doch es bleibt nicht Zeit zu sinnen, denn schon neigt sich mählich die Sonne herab. Ein leichter Hauch hat den Himmel umflort, dessen milchichtes Blau nun jenen blassen Ton zeigt, der über den Tagen des Spätsommers so sehnsuchtsvoll liegt. Dann und wann sinkt müde eine Wolke dem Horizonte zu, in die fernen, dunklen Waldleisten hinein, und wo vorher der trübschwüle Dunst des Mittags kochte, ziehen jetzt langgeschwungene, verwaschene Streifen dahin. Matter schimmert der Tag, aber noch wirft er sein vollstes Licht in die zahllos ausgespannten Fäden der Wanderspinne zu unsern Füßen. Seltsames Gewebe, Braut- und Witwenschleier der Natur zugleich! In den Spiegel

eines Sees hat es die Fläche umher verwandelt, und darüberhin flicht der Sonnenstrahl den silbernen zitternden Steg. Wir folgen der Lichtspur, hügelan, thalab, an mancher einsamen Föhre, an manchem flüsternden Birkenstrauch vorüber, indes die Heidelerche ihr liederfrohes Herz über uns austönt und uns immer tiefer in sanfte Wehmut wiegt.

Da hebt sich eine kahle lange Linie empor: ein Damm zum Schutz irgend eines Wassers. Wasser! Wasser in dieser Dürre! Ein murmelnder Bach, ein kühler Trank, ein frischer Rasen: welch lockendes Bild! Aber das Bett ist leer. Lautlos kriecht ein dünner Schlammfaden darin fort, dessen schwefeliges Salz jede Labung versagt. Statt des grünen Ufers wüstes Geröll, meist Feuersteine in ihrer weißen Kalkschale, dazwischen ein Echinit, ein Donnerkeil oder ein anderes seltenes Spielzeug Neptuns.

Wie der Damm allmählich sich senkt, ändert die Landschaft sich zusehends. Ein dunkler, feuchter, vom starken Eisengehalt hie und da braunrot gefärbter Boden verkündet das Moor. Noch erinnert dieser Name an das Meer, und in der That bildet das Wasser einen Hauptbestandteil und den eigentlichen nährenden Schoß dieser Erdform. Modernde Reste von Sumpfpflanzen, durchschossen mit verwitterten Stämmen, den Trümmern eines längst begrabenen Waldwuchses, zähes Moos, das aus dem Untergange immer neu hervortreibt und manchmal Schichten von zehn Fuß und mehr bildet, haben sich hier zu einem dunklen Gemenge, gleichsam zu einem großen, wasserhaltigen Schwamme zusammengelegt. Das ist der Torf, getrocknet das Brennmaterial des Landes, und zwar schon zu Plinius' Zeiten, der von den Bewohnern dieser Gegenden sagt, daß sie „Erde brennen". Vorsichtig schreiten wir weiter, denn immer tiefer sinkt der Fuß in den elastischen Grund, und bald taucht nur Hügel an Hügel auf, die man springend erreichen muß, will man nicht in den Sumpf gleiten, der in tausend schwarzen, gährenden Adern durch das Moor schleicht. Dürre Binsenspeere, ein hartes, unbewegtes Riedgras mit weißer Wollflocke sonderbar behängt, ein blätterloses Moos, zuweilen einmal der duftige Strauch der Rosmarinweide (Salix rosmarinifolia) bilden die Decke dieses Chaos, als sei hier das Leben im Hauche nasser Kälte erstarrt, während es auf der Sandheide der Glut einer unverhüllten Sonne erlegen schien. Es ist grauenhafte Öde, die dich umgiebt, nur belebt von dem dunklen Gefieder und den eintönigen Rufen der Wasservögel. Mit dem seltsam dumpfen Getöse der Rohrdommel und dem klagenden Laut des Regenpfeifers, mischt sich das Schnarren des Wachtelkönigs, das Schrillen der Schnepfe und das bange Gekreisch des Kibitzes, der ruhelos wie ein gebannter Geist seine Feste umirrt. Tiefer hinein liegen ebene, fahlschimmernde Strecken. Der Unkundige hält sie leicht für festes Land, aber es sind Schlamminseln von unergründlicher Tiefe, durch die nur wenige gefahrlose Furten leiten. „Bebemoor" nennt sie der Heidbauer. Ein Tritt des Fußes läßt die Fläche weithin erzittern, aber wehe dir, wenn du nicht schnell dich wendest! Du sinkst langsam, doch rettungslos, und stumm schließt sich über deinem ungehört verhallenden Todesschrei

der schwarze Abgrund. Nur Vögel haben hier sichere Zuflucht, und selbst der Fuchs vermeidet vorsichtig den gefürchteten Bruch, über den seine leichten Sohlen ihn nicht mehr hinwegtragen. Zuweilen sammelt sich der Sumpf in schwarze, schweigende Wasserbecken, aus denen das Antlitz der Sonne leichenhaft hervorschaut, als klage es ein Verbrechen. Dort spreizt sich in ekler Üppigkeit der Schierling und auf dem breiten Geblätter der Nymphäen lagern im Mondscheine Unholde und Nixen. Naht ihnen der Wanderer, so schlingen sie um ihn den grausigen Reigen, winken und rufen dem entsetzt Fliehenden und ruhen nicht, bis sie ihr Opfer erreicht, oder der dämmernde Strahl des Morgens sie in ihr dunkles Reich zurücktreibt.

Wir wenden uns scheu und atmen erst wieder freier, nachdem wir die Höhe erstiegen haben. Und siehe da! in der Ferne kräuselt sich lustig — wir täuschen uns nicht — eine blaue Rauchsäule hinan. Es ist ein überraschender, fast heimischtrauter Anblick, wie der zarte Duft leise in den blauen Äther verrinnt, und hier — in der einsamen Heide — mag man sich wohl in die Seele des göttlichen Dulders Odysseus hineinfühlen, wenn er im Bann der Fremde sich sehnt, nur einmal den Rauch von seiner väterlichen Insel emporsteigen zu sehen. Aber was deutet dieses Zeichen uns? Ist es ein gastlicher Herd? oder nur ein still verglimmender Erdbrand? Das Geläut einer Blechglocke, das eintönig und dennoch nicht unmelodisch daher klingt, löst den Zweifel. Wir sind einer Heidschnuckenherde nahe. „Un peuple sauvage, nommé Heidsnuks!“ hatte jener Franzose an seine Regierung berichtet, als man ihm gesagt, in dieser Gegend lebten nur Heidschnucken. Er hatte vielleicht an Haiducken gedacht und jenen auch vielen Deutschen unbekannten Provinzialnamen der nordischen Steppenschafe so in komischer Weise mißverstanden. Nun, da ist es denn, das wilde Volk der Vließträger! Und allerdings hat dieser „Negerstamm unter den Schafen“, klein, schwarz an Kopf und Füßen, eine gewisse kecke Behendigkeit vor dem trägblökenden, fettschwänzigen Zuchtschafe voraus; sein frisches Auge, seine emporschnellenden, possierlichen Sprünge erinnern, um nicht zu sagen an das Reh, doch an die Ziege, wie denn auch seine Wolle ziegenartig straff ist, so daß sie einst ein Leipziger Kaufherr für Hundshaar erklärte. In munteren Gruppen bewegen sie sich um den „Master“, den Hüter der Herde.

Diese Schäfer bilden fast die einzige menschliche Staffage der Heide, und es läßt sich nicht leugnen, daß das einsiedlerische Nomadenleben derselben, welches sie, wenn auch in engem Kreise, wandernd von Weide zu Weide führt, gleichsam außer der nüchternen Ordnung des übrigen Lebens sich bewegt und in vollem Einklange steht mit der einsamen Poesie dieser Natur. Aber freilich der „Master“ ist kein schwarzbärtiger Juhaß, der die Bunda malerisch über die Schulter geworfen, stolz wie ein Pußtenkönig auf seinem Stabe lehnt; er ist kein Campagnole, der den Spitzhut tief ins Bronzegesicht gedrückt mit feurigen Augen den unbegrenzten Horizont beschaut. Er gleicht ihnen so wenig, als die deutsche Heide den Heiden Ungarns oder der ruinenbedeckten Wahlstatt der alten Roma gleicht. Der

Campagnole schwingt in der sehnigen Faust die Lanze, aus dem Gürtel des Juhaß blitzt der Dolch, und den Gascognerhirten, wenn er auf hohen Stelzen die Sümpfe des „Landes" durchsetzt, begleitet allenthalben die sichertreffende Flinte. Dieser romantisch-ritterliche Schein, der auch wohl etwas vom Räuber haben mag, fehlt dem Heideschäfer ganz und gar. In den weißwollenen, innen rot ausgekleideten Mantelrock gehüllt, mit den blauen Augen ins Weite starrend, sitzt er auf einem Baumstumpf und — strickt. Vielleicht flicht er auch einen Korb, oder er schnitzt einen Löffel, einen Holzschuh oder ein anderes Stück seines einfach-rohen Hausrats. „Er wendet sein rotwangiges, eben nicht reines Gesicht auf dich; aber er öffnet den Mund nicht, um dir zu sagen, daß er dein Hochdeutsch nicht versteht. Sprechen ist eine Kunst, die er so selten übt, daß er vor einem Fremden die Anstrengung nicht machen will." Dennoch ist er nicht ungastlich, und müht sein schwerer roter Finger sich auch jetzt mit der Nadel, so erprobt er doch zuweilen die Faust im harten Strauß. Der Adler schwebt über seiner Herde, stürzt herab und packt ein Stück; der Wolf, aus den polnischen Wäldern verschlagen, bricht in die Hürden und mordet die hilflosen Tiere zu zehn und mehr. In solchem Falle gilt es dann freilich auche in Beil, ein Schlachtmesser, gelegentlich ein Feuergewehr zu gebrauchen und im Kampfgemenge etwas zu wagen.

Der Schäfer weist uns mehr mit Gebärden als mit Worten die Richtung, die wir einschlagen müssen, um auf die große Heidstraße zu gelangen. Sie führt nach Hamburg. Heutzutage wird sie allerdings nur wenig betreten, wo der eiserne Schienenweg seinen Ring um die Heide geschlagen hat, und mit Blitzesschnelle den Reisenden seinem Ziele zuträgt. Wie eine Geisterkarawane donnert der Zug am Rande der Einöde vorüber und läßt seine Dampfwirbel in wunderbaren Gebilden auf der braunen Fläche verflattern, Fläche verflattern, während der Heidbauer staunenden Blicks das fabelhafte Roß verfolgt, dessen Schnaufen noch weithin durch die stille Luft klingt. Die alte Hansastraße ist bald erreicht. Aber was für eine Straße ist das? Hundert Gleise neben einander, in allen Richtungen zersplitternd, als habe jedes einzelne Gefährt seine irren Furchen zurückgelassen. Man überläßt sich wahllos dem Zufall, denn all diese Spuren führen zum Ziel. Nur behalte man achtsam die hohen graubemoosten Signalstangen im Auge, die, von Zeit zu Zeit auftauchend, die Wegweiser ersetzen. Davoust hat sie einschlagen lassen, als er — mich dünkt im Jahre 1813 — eine der französischen Heersäulen durch die Heide führte.

Seitab in einer Senkung verloren, liegt die Hütte eines Torfgräbers. In ihrem spitzigen Rohrdach, das wie eine finsterbuschige Augenbraue tief herabhängt über das niedrige Fenster und die niedrige Thür, gleicht sie fast einem jener indianischen Grabmäler Nordamerikas. Daneben zieht sich ein Feldstreifen hin; aber die hungernden notreifen Halme thun dem Auge nicht wohl. Es ist ein karges Stück Brot bei viel Arbeit und Schweiß, und nur der Buchweizen, ein aus lauter Gelenken aneinandergesetztes, niedriges

Kraut, gedeihet und liefert dem Heidbauer in seinen Körnern ein Hauptnahrungsmittel und den Bienen in der weißrötlichen Blüte eine reiche Weide.

Inzwischen ist die Sonne hinabgesunken. Halbverhüllt in Wolken, die wie Rauch um ein Ofenfeuer ziehen, steht sie am Horizont, und wirft flackernde Strahlen über die Landschaft. Immer weiter wachsen sie hinaus, immer röter brennt der Abend, immer tiefer wird über uns das Blau. Nun fachert im West nur noch eine dunkle Flamme und wirft einen langen glühenden Blick zu uns her, und nun ist auch diese verloschen; aber die Brandstreifen schlagen purpurn zum Himmel auf. Das Schauspiel, welches in solchen Augenblicken die Heide bietet, ist großartig. Die feurigen Fernlinien, auf denen dort ein Tannicht seine düstern Kandelaber emporstreckt oder ein einsamer Zugbrunnen den Arm wie drohend in die Luft hebt, der trübaufleuchtende Spiegel eines Moorkolks, die schwarzen Erdmassen, in welchen hundert Elemente gestaltend zu gähren scheinen, die abenteuerlichen Wolkenformen, die Drachen und Ungetüme, die sich jetzt im Ost heraufwälzen, dazu aus der Höhe der schmetternde Trompetenton eines Kranichzuges: das alles tritt zu einer grandiosen, magischen Wirkung zusammen. Es ist, als wandle die Riesin Sage in wallendem Königsmantel, in der Hand das funkelnde Schwert, auf dem Haupt die blitzende Krone, über die Heide und rühre die Gräber an und wecke die schlafenden Hünen, daß sie aufstehen und das Nebelroß besteigen und zu Speer und Streitaxt greifen. Aber freilich hier haben sich keine Heldengeschlechter gebettet. Der romantische Zauberduft der schottischen Heiden weht nicht über dieser Ebene. Selbst jene großen Steinringe — jene Dingstätten und Mäler der alten Stammhäuptlinge — die den ganzen Norden bedecken, zeigen sich hier nur stellenweise, und die Schlachtfelder, auf denen in grauer Zeit Sachsen, Wenden, Friesen und Jüten zusammentrafen und bis zur Vernichtung kämpften, muß man weiter hinauf, auf dem schleswig-holsteinischen Landrücken suchen. Unsere Heide ist ein leeres Blatt in dem blutigen Kodex der Geschichte.

Immer dämonischer gestaltet sich's umher. Während das letzte Abendrot in der Dämmerung stirbt, stiehlt sich fahl und scheu der Mond herauf und zieht die Nebel aus der Moortiefe. Nun verfließt Luft und Erde zu einem grauen, toten Schein, in den der Schatten des Wanderers sich wie ein gigantisches, ungeheuerlich schreitendes Gespenst hineinzeichnet. Alles wächst ins Schranken- und Formlose, die langen Flächen liegen wüst und weit wie die Gefilde des Hades und die Nebel ziehen in schweren grotesken Geschwadern schemengleich auf und ab. So wird man sich die Scene denken müssen, in welcher Shakespeare die Hexen über Macbeth den Schicksalsspruch rufen läßt; auf einer solchen Heide hütet Fafnir seinen Schatz.

Aber jetzt blitzt ein Licht auf, und ehe wir's denken, stehen wir vor einem Hause, das zottige Hunde wachsam umkreisen. Wir sind „in Konstantinopel“. Denn dies ist der sonderbare, aber doch nicht witzlose Name des einsam, mitten in der Heide belegenen Wirtshauses oder

„Kruges“. Ein paar stämmige verknorrte Eichen, ein Quell, eine Handvoll fruchtbarer Erde und die Ansiedelung war da. Das Gebäude streckt sich lang und niedrig hin, denn es ist ein echtes Bauernhaus: ein steil aufgestaffeltes Strohdach ohne Schornstein, auf dem First noch ein fußhoher Kamm von Heidekraut, darüber ein zerfetztes Storchnest zutraulich herabgrüßend, während aus dem Giebel das uralte Sachsensymbol, der holzgeschnitzte Pferdekopf, bedeutungsvoll herausschaut. Wir treten ein, von neugierig starrenden Augen gefaßt. Statt der Lampe „schwält“ ein Kienspan, und das braungebeizte Holzwerk der Stube nimmt sich eben nicht freundlich aus; aber das Gemach ist luftig, die Dielen mit weißem Sande bestreut, die Wände sauber gefegt. Der Eindruck der Reinlichkeit hat immer etwas Wohlthuendes, und hier wirkt er sogar überraschend. Man fühlt sich heimisch, das einfache Mahl — Ziegenmilch, Brot und Honig — wird gern geboten und schwelgend genossen, und bald nimmt den Müden das Strohlager auf. Er sinkt, vom monotonen Ticken der Holzuhr eingewiegt, in tiefen Schlaf und träumt von räuberischen Czicosen, von braunen Zigeunern, die das Feuer schüren und den Cymbel schlagen, oder von dem einsamen Blockhause der Savannen, bis der Morgen ihn zu neuer Wanderung weckt.

Das ist die Binnenheide. Sie mag dem Ackerbau wahrscheinlich für immer entzogen sein. Aber dem Rande zu, wo kein Sand den befruchtenden Regen hindurchläßt, und ein Flüßchen sich nährt, da winkt manche Oase, und Buche und Eiche gruppieren sich auf grünem Rasen und überdecken das freundliche Gehöft eines behäbigen Edelbauern, der dann freilich Heidebilder in hellerem Kolorit zu zeichnen weiß.

---

3. Das Fehn.*)

So nutzbringend sich auch das Moor durch den Torfstich und das Moorbrennen erweist, so ist es doch noch einer viel wichtigeren Benutzung fähig, denn es kann in die fruchtbarsten Ackerfelder und an sehr vielen Orten in blühende Handels- und Schiffahrtsplätze umgeschaffen werden. Schon sind in den niederländischen und norddeutschen Mooren hunderte solcher Anlagen in vollem Aufblühen begriffen, obgleich sie erst im letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts begonnen wurden.

Der Name Fehn, holländisch Veen, stammt vom plattdeutschen Venne, welches der alte und allein landesübliche Name für Moor ist; zur näheren Bezeichnung setzt man noch ein Wort vor Fehn, um die Lage, das Aussehen,

*) Nach Dr. Fr. Miquél. (Die norddeutschen und niederländischen Moore, ihre Bewohner und Benutzung. — Prakt. Schulm. III. 10.)

den nächsten Ort oder den Gründer mitzunennen, z. B. Hoogeveen (das hohe Fehn), Westerfehn, Schwartefehn (das schwarze Fehn), Friesenveen 2c.

Alle Fehne haben das Charakteristische, daß sie entweder mit der See, oder meistenteils auch mit einer großen Stadt entweder direkt oder indirekt durch einen Kanal in Verbindung stehen, welcher an seiner Mündung ins Meer durch eine große Schleuse, Syhl oder Siel genannt, geschlossen werden kann — zu dem doppelten Zwecke, um zur Ebbezeit und bei östlichen Winden das überflüssige Binnenwasser ins Meer zu entlassen, aber auch, um bei hoher Flut das Eindringen des Meerwassers zu hindern. Es sind das sehr kostspielige Werke, und diejenigen Fehne, welche sie ihrer größeren Entfernung von der Küste halber entbehren können, haben in der Vermeidung dieser Ausgabe wenigstens einen Ersatz für die mancherlei Nachteile, die mit ihrer Binnenlage verknüpft sind.

Die ältesten Fehne wurden alle dort angelegt, wo die Natur selber schon eine Wasserverbindung mit dem Meer- oder dem Absatzorte geschaffen hatte. Dies ist häufig der Fall, weil alle Moore hoch liegen und eine Menge Wasser nach den niedrigen Gegenden entlassen, welches, indem es die natürliche Vertiefung des Bodens aufsucht, sich allmählich zu einem Abzugskanal gestaltet, der eine „Tief" (holländisch diep) heißt. Erst die späteren Fehnanlagen mußten mit einem Kanale nach dem auszubeutenden Moore durchbrechen, und ein solcher Kanal ist dann schnurgerade, während jene natürlichen Dieps allerlei Windungen zeigen.

Bei der Anlage eines Fehns sieht man darauf, daß das Moor nicht zu tief liegt, und man sucht deshalb gerade solche Moore auf, deren Oberfläche aus einer bis zu 1 Meter dicken Lage eines leichten, leicht zerreiblichen Torfes besteht.

Es ist dies meist jener Rasen- und Moostorf, der sich immer wieder erzeugt, falls die hinlängliche Feuchtigkeit und darauf die Ausdörrung zu dem Pflanzenwuchse des Moors hinzukommen. Auf diese Oberschicht setzt sich eine zweite Schicht von 1—2 m — an einzelnen Stellen sogar von 4—6 m mächtigem schwarzen Torfe an, der größtenteils Holztorf ist, aus den zerstörten germanischen Urwäldern entstanden. Endlich folgt eine Schicht weißen Sandes, ½—1 m tief, und dann die „Welle", d. h. das Quellwasser. Soll nun der Boden urbar gemacht werden, so wird zuerst die Oberschicht abgetragen und zur Seite gelegt, an beiden Seiten in parallelen Linien; darauf nimmt man die Mittelschicht weg, indem man den Torf vollständig abgräbt. Die erste Bevölkerung der Fehne ist somit überall die der Torfgräber, welche sich von den Besitzern der Moorflächen die Erlaubnis zum Torfstechen und zur Urbarmachung eines kleinen Grundstücks pachtweise ausbedungen haben. Sie wohnen anfänglich in Torfhütten der elendesten Struktur, sie müssen ihre Lebensmittel, Speck und Buchweizenmehl des Sonntags aus den kultivierten Hinter- und Seitengegenden holen, und bezahlen alles mit Torf, welcher ihnen von Schiffern abgekauft wird. Sobald sie einen hinreichenden Platz von Torf entblößt haben, rücken sie in

die Tiefe mit ihrer Hütte, die nun vor dem kalten Heidewind besser geschützt ist. Bald können sie etwas Gartenland anbauen und sich ein Schaf anschaffen. Es würden aber Jahrzehnte bis zum weiteren Fortschritte einer solchen Torfgräberkolonie vergehen, wenn jetzt nicht das Kapital mit seiner Macht hinzukäme.

Es treten nämlich entweder die Besitzer der Moorflächen zusammen, oder es kommen auch Kapitalisten aus den größeren Städten, kaufen ansehnliche Flächen an und schließen mit den Fehnbaasen, d. h. Torfmeistern, einen Vertrag, nach welchem diese die Ausbeutung eines bestimmten Moorreviers gegen eine festgesetzte Summe übernehmen.

Die Fehnbaasen sind Leute, welche ihr ganzes Leben im Moore zubringen, und die ihre Tüchtigkeit vor allem durch eine geschickte und wohlfeile Anlage von Wasserkanälen beweisen müssen. Sie werden gewöhnlich sehr wohlhabend, erwerben auch bald in dem abgegrabenen Boden eine schöne Besitzung, aber die Lust zu ihrer Moorarbeit ist zu groß, als daß sie nicht stets neue Kultivierungen beginnen, neue Kontrakte abschließen sollten, und man findet nicht wenige unter ihnen, die trotz ihres Wohlstandes selbst ihr Greisenalter im öden Moore zubringen. Die Torfgräber, welche der Fehnbaas anstellt, werden gewöhnlich mit der Zeit dessen Afterpächter.

Ist nun der Torf weggegraben, so geschieht die Urbarmachung des Bodens auf folgende Weise: Die Oberschicht des Rasentorfes, welcher anfänglich zurückgelegt war, wird in die Vertiefungen auf den weißen Sand gestürzt, mit demselben vermengt und diese Mischerde eine Zeitlang dem Verwitterungsprozesse ausgesetzt, worauf ohne weitere Düngung und mit dem besten Erfolge Bäume gepflanzt werden können, am besten Eichen, die man sogar in dem unabgegrabenen Moor pflanzt, indem man ein Loch gräbt und dasselbe bis zu einer mäßigen Tiefe mit jener Mischerde ausfüllt.

Aber der Besitzer oder der Fehnbaas der abgegrabenen Moorfläche will eine bessere Kultivierung, als zu Holzschlägen, und dazu bedarf er des Düngers. Diesen aber würde er ohne Hilfe der Tiefe und Kanäle nie bekommen können, da er nur in den großen Städten wohlfeil und für die Düngung des Moores heiß und scharf genug in dem Straßendünger zu haben ist. Die rückkehrenden Torfschiffe bringen ganze Ladungen von demselben mit, fahren ihn bis hart an die Grundstücke, welche von den andern alle durch Seitenkanäle getrennt sind, und nun wird der Boden zwei, drei Jahre lang tüchtig gedüngt, worauf er eine überraschende Fruchtbarkeit für alle Arten von Landprodukten entwickelt. Um sich gegen die herrschenden Winde zu schützen, legt man Holzanpflanzungen gegen die Windseite an; anfänglich durch Anpflanzungen von Ellern auf den Ufern der Seitenkanäle und auf den Rückwällen der Grundstücke gegen die Heide und das Moor, bald auch durch Pflanzen größerer Bäume und Anlegen kleiner Boskets. Je weiter die Kultivierung des Bodens vorschreitet, je mehr Menschen sich infolge dessen einfinden, um so mehr Sorgfalt verwendet man auf die Verbreiterung und Vertiefung des Kanals, Tiefes

oder Vaart, wie die Holländer sagen, weil vaaren bei ihnen schiffen heißt. Anfänglich gehen diese Verbesserungen von den Besitzern der Grundstücke aus; bald aber kommt gewöhnlich der Kanal in die Hände einer Aktiengesellschaft, welche dann von jedem beladenen Schiffe einen stets sehr mäßigen Zoll hebt. Die Kanäle müssen zuletzt von bedeutender Tiefe und Breite sein, da die Fehnschiffe ihren Torf über den Südersee und längs allen Küsten der Nordsee verführen.

Sehen wir nun, wie das Aussehen einer solchen Fehnkolonie ist, wenn sie bis zu dieser Entwickelung gekommen ist. Entweder ist es ein Längenfehn, d. h. der Kanal läuft der Länge nach durch das Moor, und von beiden Seiten sind eine Unzahl Kanäle in dasselbe hineingetrieben; dann — und dieses ist bei weitem das gewöhnlichste — hat es eine Länge von drei bis vier, und eine Breite von circa einer Stunde, welche Maße natürlich nur bei der Mehrzahl zutreffen. Aber es giebt auch Querfehne, und ein solches beschlägt ein großes Parallelogramm, nicht selten mit einer Diagonale von 2½ Stunden, und dieser ganze Raum ist dann ausgefüllt mit allen den verschiedenen Betrieben, die wir sogleich schildern wollen, und einer Anzahl großer und kleiner Kanäle, deren Zahl oft an die 70 steigt. Mag es nun aber ein Längen- oder ein Querfehn sein, immer sind voran nach dem Moore zu die Fehnbaasen mit ihren Torfgräbern, gleichsam die Principes der vordringenden Kultivierungsarmee, dicht hinter ihnen die Hastati der kleinen Häusler mit ihren Schafen, Torfgräbereien und kleinen Grundstücken und weiter hinunter die Triarii der großen Grundbesitzer. Rechts und links von der großen Vaart und den größeren Seitenkanälen laufen breite, in mehreren Fehnen schon chaussierte, mit schönen Fußwegen versehene und mit dichten Gebüschen eingefaßte Fahrwege, die aber von einer Unzahl Seitenkanäle durchschnitten werden; weiter nach dem Moore zu, wo nur noch ein Fußweg und kleine Besitzungen, alle paar 100 Schritte einer, dann nicht breiter als ungefähr 3 m und mit einer Wippbrücke, die aus zwei Brettern besteht, versehen; wo der Fahrweg dagegen und die großen Grundstücke beginnen und die Abwässerung nicht mehr so nötig ist, passiert man alle 20 Minuten eine schöne Zugbrücke über einen Seitenkanal, breit genug, um kleine Seeschiffe zu tragen. — Unendliche Abwechselung herrscht in einem Fehne hinsichtlich der Größe der Besitzungen und des Betriebs der Bewohner.

Hier das große Gut des reichen Kapitalisten mit unabsehbaren Getreidefeldern, auf denen riesige Düngerhaufen zur Kultivierung der noch weiter rückwärts liegenden Flächen liegen, den üppigsten Wiesen, auf denen das schönste Vieh in wohlbehaglichem Wiederkäuen gelagert, kaum noch den Kopf nach den häufigen Vorübergehenden umdreht: in der Mitte ein schönes mehrstöckiges Haus mit einem Garten, Boskett, Fischteiche, und nach der Vaart zu die schönsten Blumen, und doch wohnt hier nur der Geschäftsführer des reichen Mannes, der seine Moorbesitzungen vielleicht nie gesehen; daneben der bescheidene Besitz eines Erbpächters, der arm hierher kam, aber durch rastlose Arbeit und Sparsamkeit seinen wüsten Boden in ein nettes Bauerngut

umschuf; gegenüber eine Schiffswerfte und in ihrer Nähe die Schmiede, welche sie ins Leben gerufen hat; dort eine Kalkfabrik und hier die Schiffer- und Arbeiterhäuschen, welche von ihr leben; weiterhin das moderne Haus des Arztes, dessen leichter Wagen bei Tag und bei Nacht die Straßen an den Kanälen auf- und abrollt, und dort das kleine, aber zierliche Häuschen des Barbiers, der zu Fuß dieselben Wege zurücklegt, Haare und Bärte abnehmend und Neuigkeiten in Empfang nehmend und weiter tragend; hier ein Bäcker, der zugleich Spirituosen verkauft; dort ein Zimmermann, der auch Maurer ist, und ein Schneider, der auch schustert; ein Ackerwirt, der mit Kolonialwaren handelt; ein Schiffer, der zugleich webt, und ein Buchhändler, der Tapeten verkauft. Denn in den Fehnen kennt man keine Zunft, oder Gilden, oder Bannrechte, sondern überall herrscht völlige Gewerbefreiheit und unbeschränkte Konkurrenz, da die Verhältnisse hier keine ökonomischen Zwangsjacken erlaubten; wer heute Buchhändler war, wird morgen Schulmeister werden, wenn er sich besser dabei steht.

Natürlich hat jedes Fehn eine große Schifferbevölkerung, da die größern gewöhnlich mehrere Hunderte kleinerer oder größerer Schiffe besitzen und beschäftigen, und das ist eine Ursache, weshalb die Mehrzahl der Fehnbevölkerungen friesisch ist, auch dann, wenn das Fehn nicht auf friesischem Boden liegt; denn den Friesen zieht's allenthalben nach dem Wasser, nach den Schiffen, und deshalb ziehen ihn die Fehne weiter ins Binnenland hinein, als sonst seine Niederungen erlaubt hätten.

Überhaupt aber gehen nach den Fehnen nur thatkräftige und wagelustige Leute, da aller anfangs ein mühseliges Leben, harte Arbeit wartet, welche nur nach jahrelanger Ausdauer durch reichen Gewinn belohnt wird, ganz wie in Nordamerika.

Verfasser besuchte in einem holländischen Fehn einen Landsmann, einen ehemaligen Landwehroffizier, der sich vor 20 Jahren dort niedergelassen hatte, und der erzählte ihm, wie damals diese jetzt so üppige Landschaft, sein jetzt wie ein englisches Gut angebautes Besitztum, eine kahle, dürre Moorfläche mit einigen Torfgruben und Torfgräberhütten gewesen sei; er habe damals täglich von seinem Wohnsitze aus 3 Stunden hin, 3 Stunden her zur Besichtigung seiner Kultivierungen gemacht; $3\frac{1}{2}$ preuß. Morgen Boden hätten ihm 25 Gulden zum Ankauf gekostet, und jetzt gebe er die $3\frac{1}{2}$ Morgen nicht für 1000 Gulden weg. „Alles," sagte er mit gerechtem Stolze, wie Stauffacher im Rütli, „was Sie hier sehen, Haus und Hof, Land und Baum, Menschen und Vieh, ja selbst das Wasser ist meine Schöpfung; denn ich selbst habe alle diese 3—4 Stunden langen Kanäle, welche meine weitläufigen Besitzungen durchschneiden, graben lassen."

Kommt man in ein Querfehn, wo alles dichter zusammengedrängt ist, als in den Längenfehnen, so sieht man erst recht, welche Betriebsamkeit in den Fehnen herrscht; das webt und dreht, schmiedet und klopft, hämmert und sägt, teert und färbt aller Orten, wohin das Auge fällt; dazu alle Kanäle voller Schiffe, welche fortwährend die Zugbrücken passieren, das Rufen und

Singen der Matrosen und Arbeiter; kurz, man fühlt, man könne hier nur leben, um durch harte Arbeit Geld zu verdienen und so ist es in der That in allen Fehnen, mit Ausnahme der wenigen Besitzer, die längst allen Torf weggegraben, und nun in stolzer Behaglichkeit dem Ackerbau und Handel leben.

Die Bevölkerung der Fehne ist der Zahl nach natürlich sehr verschieden, von einigen Hunderten bis zu vielen Tausenden; es giebt mehrere mit 8—10,000 Einwohnern; bei allen aber ist die Schiffahrt und die Zahl der dem Fehne gehörigen Schiffe unverhältnismäßig lebhaft und groß, was von dem fortwährenden Austausche der Produkte gegen den Dünger, die Waren und Rohstoffe der großen Städte kommt; es giebt nicht wenig Fehne, die ein paar Hundert Schiffe besitzen, und Vaarten, auf denen monatlich 12—1300 Schiffe passieren.

Die Zahl und Bedeutung der Fehne wird immer noch wachsen, da die Moore sich von der Südersee bis zur Elbe ziehen, und tief in das norddeutsche Tiefland hinein; bis jetzt finden sich die Fehne nur noch in den vier nördlichen Provinzen der Niederlande, sodann in Ostfriesland, und endlich im Bremischen. Wenn dieselben mit der Zeit — wie gewiß ist — alle durch Kanäle mit einander verbunden sein werden, so hat Norddeutschland eine bessere innere Kommunikation, als irgend ein andres Land, mit Ausnahme der Lombardei und der Niederlande, und kann in Kriegszeiten auch der Seewarentransport auf diesen Fehnkanälen geschehen.

---

4. Ein norddeutsches Erntefest,

wie es an der Weser im Schaumburgischen gehalten wird.*)

Bevor wir an dessen Darstellung gehen, werfen wir einen Blick auf die dortige Gegend, auf Sitte und Brauch ihrer Bewohner.

Durch den teutoburger Wald im Süden und das Süntelgebirge im Norden begrenzt, wird von Hameln bis an die porta Westphalica ein etwa 10 Stunden langes und 2—3 Stunden breites Thal von der Weser durchflossen, dessen linker Teil ehemals der Ostergau, der rechte aber der Bucki-gau hieß. Der Name Ostergau stammt ohne Zweifel von der altdeutschen Göttin Ostara, deren Kultus hier, wie an der ganzen Weser, besonders verbreitet war, und sich noch in den altertümlich gepflegten Osterfeuern lebendig erhalten hat. Am ersten Ostertage nämlich werden abends von allen Landgemeinden, Gütern und einzelnen Höfen auf möglichst erhöhten Punkten Teerfässer entzündet, die an großen strohumwundenen Fichtenstangen hängen.

*) F. v. Ditfurth.

Jung und alt tanzt unter Frohlocken und Jubel den Ringeltanz darum, und zuletzt werden in die Feuertrümmer alte Tücher, Hüte ꝛc. ꝛc. zum Verbrennen geworfen. Der Tod — in Süddeutschland der Winter — wird ausgetrieben, verbrannt. Es gewährt ein überraschendes Schauspiel, Tausende solcher mit allem Fleiße genährter Flammensäulen von irgend einem Höhepunkte des Süntels durch die weite Ebene gegenüber auf allen Gipfeln des teutoburger Waldgebirges und zur Seite auf den vielen vorspringenden Bergrücken des Süntels leuchten zu sehen. Das Osterfest, das seinen Namen eben von der Göttin Ostara hat, war schon vor dem Christentume ein altgermanisches, heiliges Fest, das Frühlingsfest, das Auferstehungsfest der Natur. Der Göttin Ostara war der Monat April ganz besonders geweiht. Ob in ihr eine eigene Gottheit, ob unter diesem Beinamen nur Frigga, Wodans Gemahlin, verehrt wurde, steht noch zu ermitteln. Der Buckigau, Buchengau, hieß von seinen Buchen so, die noch heutigen Tages in seltener Größe und Schönheit dort gedeihen. So stehen z. B. auf dem Hohensteine, dem höchsten Punkte des Dachtelfeldes, noch die riesigen Buchen, die einst die noch sichtbare Opferstätte (noch heute der sinngrüne Altar genannt) unserer Väter überschattet haben, deren wunderbare Zweige und Äste so stark und mächtig zur Erde niederhängen, daß man nur mit Mühe zum Fuße des Stammes durchzudringen vermag. Gegenwärtig bilden diese Gaue den Hauptbestandteil der seit 1647 durch Teilungsrezeß an Kurhessen gekommenen Provinz Schaumburg, die Perle der hessischen Lande.

Trotz der verschiedenen Ländergebiete, die sich hier im Bereiche weniger Stunden Entfernung berühren (Preußen, Kurhessen, Lippedetmold, Lippebückeburg, Waldeck, Hannover und Braunschweig), hat doch das Volk sehr viel Erinnerung ältester Zeit und eine Menge alter Sitten und Bräuche in sich lebendig erhalten, die vielleicht in anderen Gegenden längst erloschen sind. So findet sich nicht nur in dem Ortsnamen des jetzigen Marktfleckens Barenholz noch die Beziehung auf Barusholz,*) sondern selbst der Kindermund hat in folgendem Abzählspruche die Erinnerung an Hermann bewahrt:

Hermann schlaukt Lärm an,
Mit Pipen und Trummen,
Din Kaiser ist kummen
Mit Hammer un Tangen
Will Hermann uphangen.

Die Unteilbarkeit des Grund und Bodens, nach welcher das ländliche Gut, je nach Ortsgebrauch, entweder an den ältesten oder jüngsten der Söhne übergeht, erhält im allgemeinen den Grundbesitz in derselben Familie; denselben Geschlechtsnamen der Bauern, die schon vor vielen Jahrhunderten

*) Man hat die Ableitung des Namens von Barus bezweifeln wollen; allein der Name des dort fließenden Blutbaches, sowie die noch vor Jahren sichtbaren Spuren alter Römerschanzen und die ausgegrabenen römischen Münzen und Waffen lassen nicht wohl eine andere Auslegung zu.

urkundlich auf ihren Höfen genannt werden, begegnet man noch heute auf den alten Vätersitzen. Von den andern Geschwistern, deren übrigens selten mehr wie zwei bis drei sind, und die mit einer Kleinigkeit abgefunden werden, treten die Mädchen in Dienst des das Gut übernehmenden Bruders; die Söhne aber gehen meist als Matrosen zur See, oder zur Erntezeit als Grasmäher, Torfstecher ꝛc. ꝛc. nach Holland. Man erzählt scherzweise, daß einst ein solcher Grasmäher auf seiner Rückreise mit drei Thalern im Beutel klingelnd sich gegen Amsterdam zurück gewendet habe mit den Worten: Amsterdamken, Amsterdamken, wenn eck di (ich dir) noch mal so kome, biste kaput!

Auch die Güter des Adels, gleichfalls Höfe genannt, sind, dem Brauche nach, unteilbar und seit Jahrhunderten in denselben Familien geblieben. Nur Aussterben bringt sie in andere Hände; ein Verkauf würde etwas Beschimpfendes an sich haben.

Durch diesen unverrückten, ungeschmälerten Familienbesitz des Landvolkes hat sich aber bei ihm auch zugleich viel altsächsischer Brauch und Sitte erhalten; in Lebensweise, Kleidung, Wohnung und sonstiger Beziehung ist alles nur mehr den unabweisbarsten Einflüssen der Zeit gefolgt. Das nationale Hafermus als Frühstück und die Gerstengrütze*) als Abendessen, hat noch kein schwächender Kaffee mit dem Heere seiner Surrogate verdrängen können; der weißleinene, mit roter Wolle gefütterte Kittel, kurze Beinkleider, Schuhe und Strümpfe, ein schwarzer, auf einer Seite aufgestülpter Filzhut, sind noch immer die allgemeine Bauerntracht der Männer.

Wenden wir uns nun zur Erntezeit, bei welcher noch einige altertümliche Bräuche vorkommen, denen man kaum mehr anderswo begegnen möchte.

Sie beginnt mit dem Mähen des Rübsamens. Zu ihr legen alle beteiligten Schnitter, Knechte wie Taglöhner, entweder ganz neue oder sauber gewaschene weißleinene Kleidung an, und zwar kurze, über den Hüften und unter den Knieen geschnallte Beinkleider, weißleinene Strümpfe mit Schuhen, kurze Jacke mit Metallknöpfen und rote Weste. Auf dem Filzhute steckt rechts der sogenannte Flinkerbusch, ein etwa fußhoher, mit Flittergold und roten, schmalen Bändern gezierter Federbusch. Auch die Sense ziert ein rotes Band.

Die Mägde tragen kurze, dickfaltige rote Röcke, schwarze Mieder, weiße Strümpfe mit roten Zwickeln und Schuhe. Den Kopf deckt eine eigentümliche, kleidsame, engaufliegende Haube, deren vorderer Teil sich schnabelförmig auf die Stirne drückt. Am Rechen tragen sie ein rotes Band. Es gewährt

*) Die dortige, auch durch ganz Westfalen gehende, besondere Verehrung dieser Grütze bespottet schon ein alter allitterierender Vers:

Wenn alle Berge Butter wären
Und alle Gründe Grütze,
Und es käm ein warmer Sonnenschein,
Und es flöß die Butter in die Grütze hinein,
Himmlischer Herr, was müßte das für ein Fressen sein!

einen schönen, sehr freundlichen Anblick, überall auf gleiche Art geputzte, zweckmäßig gekleidete Arbeiter in der weiten Getreideflur zu sehen. Kommt man zu ihnen heran, so nimmt sich wohl einer der Schnitter die Erlaubnis und tritt dem Nahenden in den Weg, und mit freundlich dargebotener Sense, als wollte er zur Mithilfe auffordern, spricht er:

Da der Herr ist hergegangen,
Thun wir ihn freundlich empfangen;
Mit einer Kanne Bier oder Wein,
Da kann der Herr mit erlöset sein.
Dies geschieht nicht aus Haß oder Neid,
Sondern aus Lieb und Freundlichkeit;
Wir werden trinken des Herrn Gesundheit.
Wird's der Herr aber übel nehmen,
Werden wir unsere Sense wieder zurücknehmen.

Für diese und ähnliche Sprüche hat man sich mit einer kleinen Gabe auszulösen.

Die Heu- und Roggenernte findet in gleicher Weise statt, und fortwährend müssen alle Beteiligten sauber und reinlich gekleidet erscheinen. Mit dem Schlusse der Roggenernte jedoch, als der Hauptfrucht des Landes, wird den Arbeitern ein kleines Fest gegeben. Sie erhalten das Wodansbier, in der Volkssprache Wadelbier genannt. Dies besteht in Tanzmusik und Bier. Um die letzte Roggengarbe, die stets auf dem Felde liegen bleibt,*) wird im Reigen getanzt, und dann die letzte Fuhr unter Musik heimgebracht. Vor der Scheune wiederholt sich dieser Reigen, worauf dann die Nacht über in einem passenden Lokale getanzt und gezecht wird.

Bei der Flachsernte bilden die Mägde aus Flachs eine mit Bändern verzierte Puppe, die auf einer großen Schüssel liegend, mittags bei Tisch der Herrschaft von der Großmagd mit einer gereimten Anrede überreicht wird, und wogegen die Familienglieder ein beliebiges Geldgeschenk auf die Schüssel legen. Die Puppe heißt das Flachskind.**)

Beim Einfahren sämtlichen Getreides darf übrigens kein Erntewagen umgeworfen werden; der dagegen Fehlende verliert das Recht, am Erntefest selbst teil zu nehmen. Die fahrenden Knechte wachen deshalb auch sorgfältig, daß niemand weder unter dem leeren noch vollen Wagen durchkriecht, wie es z. B. bei Kindern leicht vorkommen kann, weil sie glauben, daß dann der Wagen unfehlbar im Laufe der Ernte umgeworfen werde. Nur das sofortige Wiederzurückkriechen schützt vor diesem Unfalle.

Mit dem Abschlusse der Ernte selbst kommt nun das eigentliche Erntefest, das sogenannte Erntebier.

*) Die liegenbleibende Garbe war im germanischen Altertume das Opfer, welches Wodan dargebracht wurde.

**) Den Flachs vor dem Erdfloh zu bewahren, muß ein unbescholtenes Mädchen kurz vor Sonnenaufgang unbekleidet dreimal um das Flachsland gehen und sprechen:

Erdfloh, verpacke dich,
'Ne reine Jungfer jaget dich!

Hierzu wird ein großer Erntewagen ausgerüstet, mit Halmfrüchten, Blumen und Bändern ausgeschmückt, und mit sechs ebenfalls aufgeputzten Pferden bespannt. In der Mitte des Wagens sitzt erhöht die Großmagd zwischen zwei andern Mägden. Sie trägt den großen, fast kugelförmig gestalteten Erntekranz, durch welchen zum Tragen ein Stab geht. Er ist aus allen Halmfrüchten des Feldes gemacht, mit Blumen und Bändern reich ausgeziert. Auf ihm thront, als Sinnbild der Wachsamkeit, ein vergoldeter Hahn mit zwei Haferähren im Schnabel. Unter ihm liegt als Bild der Fruchtbarkeit ein Kranz vergoldeter Eier.

Vor der Großmagd sitzen die Musikanten und hinter ihr stehen die Knechte mit rotbebänderten Korngabeln und Rechen. Einige von ihnen tragen Bier- und Branntweinkrüge. Vor dem Wagen reitet der Verwalter, dem ein Laufer voraneilt. Dieser Laufer trägt ein auf die Kniee gehendes, wie ein Hemd geformtes weißes Gewand, das über den Hüften und an den Handgelenken mit rotem Band gegürtet ist, weiße Strümpfe und Schuhe, und auf dem Kopfe eine hohe goldpapierne Krone. In der Hand hält er eine kurzstielige, aber langschnürige, sehr starke Peitsche, welche im lautesten Doppelknalle recht anhaltend zu schwingen sein Hauptbemühen ist, und worauf sich der gewöhnlich dazu verwendete stärkste der jüngeren Bursche besonders eingeübt hat.

So geht der Zug gegen Mittag vom Hofe ab und holt die eigens dazu liegen gelassenen letzten Garben feierlich heim. Auf dem Wege hin und her schließen sich alle diejenigen an, die in der Erntezeit geholfen haben, so wie die Nachbarn der Felder, von welchen die letzten Garben geholt wurden, und denen der Willkommtrunk gereicht wird.

Nach Zurückkunft begiebt sich, unter Musikbegleitung und Vorantritt der Großmagd mit dem Erntekranze, Verwalter und Haushälterin zu beiden Seiten, der ganze Zug in das Zimmer des Hausherrn. Die Großmagd hält an ihn eine gereimte Rede, worauf er ihr wie allen Beteiligten für bewiesenen Fleiß und Treue dankt und wünscht, daß sie sich nun der ungestörtesten Freude und Lust überlassen möchten. Dann führt er selbst mit seinen Familiengliedern und Gästen die ganze Versammlung in das eigens hergerichtete Erntefestlokal. Dort wird der in der Mitte desselben unter der Decke hängende Erntekranz vom ältesten Knechte, dem sogenannten Hofmeister, abgenommen, und der neue dafür aufgehängt. Hierauf tritt die ganze Versammlung unter dem Erntekranze in einen Kreis und stimmt das Lied: „Nun danket alle Gott“ 2c. an.

Nach dessen Beendigung beginnen dann die altertümlichen Ehrentänze des Hausherrn und der Hausfrau mit den Untergebenen, darauf des Verwalters und der Haushälterin mit denselben, bis sich später alles, was tanzen will, beteiligt.

Die Ernteleute erhalten dabei Bier, Branntwein, eine besondere Art Kuchen, Tabak, irdene Pfeifen und Spielkarten. So zieht sich der Tanz durch die Nacht hin. Etwa ausbrechende Streitigkeiten beim Tanze selbst

suchen, nach dortigem Brauche, die Musikanten zu schlichten, weshalb man gern zu ihnen starke Leute nimmt.

Gegen Tagesanbruch beginnt der Kehraus, und die ganze Gesellschaft bringt dem Hausherrn ein Ständchen und Lebehoch, worauf sich derselbe bedankt und übers Jahr ein gleich fröhliches Erntefest wünscht.

---

5. Westfälische und pommersche Bauernschaft.

a) Streifzüge in Westfalen.

Die Provinz Westfalen ist unverdienter Weise dem Gespött anheimgegeben. Man nennt sie höhnend „das deutsche Böotien", oder „die Vendée des deutschen Reichs", indem man sich durch einige Züge täuschen läßt, deren Verhältnis zum ganzen man nicht begreift. Westfalen wurde ignoriert und wird es teilweise noch, obwohl in der letzten Zeit die aufsteigenden Ideeen des sich entwickelnden Selbstbewußtseins nicht mehr verkannt werden können. Der Grundcharakterzug der Westfalen ist der Konservatismus im echten Sinne des Wortes. Aus diesem lassen sich alle geschichtlichen Ereignisse begreifen, die Westfalen von seinem ersten Bekanntwerden an aufzuweisen hat. Jenes Festhalten am Gewohnten, am Bestehenden, für welches man Gut und Leben zu opfern bereit war, ist der tiefere Grund, weshalb die römischen Heere einst in Westfalen einen so energischen Widerstand fanden. Kein Volksstamm Germaniens kämpfte in dem Maße für seine einheimischen Zustände, wie die Bewohner des Lippe- und Weserufers. Die Westfalen bekämpften die Römer nicht, um Deutschland von den fremden Eindringlingen zu befreien, sie stellten sich ihnen entgegen, weil man ihnen ihre Einrichtungen entreißen wollte, weil ihre Zustände gefährdet waren, mit denen man so verschmolzen war, daß man ohne sie nicht leben konnte. Nach der Vertreibung der Römer aus Westfalen, als man wieder seinen Sitten und Gewohnheiten gemäß leben konnte, war man zufrieden, und erst dann trat Westfalen wieder in der Geschichte auf, als seine Zustände zum zweiten Male gefährdet waren. Die Römer wurden bald vergessen; nur einige Ortsnamen erinnern noch an jene Kämpfe und an Hermann, und wenige Strophen scheinen Klänge aus einem alten Volksliede zu sein, das diese Kämpfe verherrlichte. Sie leben in Westfalen im Munde der Jugend, und man hört sie nur auf der Straße in der originell und ungeschliffen klingenden plattdeutschen Mundart: (S. oben S. 72).

„Hermann,
Schlag Lärm an,
Schlag Pauken und Trommeln,
Der Kaiser will kommen,
Mit Schippen und Stangen,
Und Hermann einfangen."

Das zweite Auftreten der Westfalen in der Geschichte bilden die sogenannten Sachsenkriege. Die mutigen Kämpfe für den Glauben der Väter, das tapfere Auftreten gegen den welterobernden Zug des Christentums ist wieder nur das Produkt der Notwendigkeit, die mehr Ähnlichkeit hat mit der Treue des Hundes, der auf dem Grabe seines Herrn stirbt, als mit dem selbstbewußten Kampfe eines Volkes für die Geltung seiner freien Nationalität.

Die Liebe zum Fremden, welche Gervinus den Germanen als einen Charakterzug vindiziert, ist auf Westfalen nicht anzuwenden. Nirgends giebt es eine größere Anhänglichkeit an die Scholle, nirgends eine kräftigere Absperrung gegen das Neue und Fremde als gerade hier. Die Reformation fand hier nur einen ungünstigen Boden, obgleich auch keinen fanatischen Widerstand. Dieser trat erst ein, als der alte Glaube gefährdet schien. Nirgends hielten die altdeutschen Rechtsinstitute länger aus, als in Westfalen, nirgends existierte die Schöffengerichtsverfassung länger, als hier; ihre verwitterten Spitzen ragen noch bis in das vorige Jahrhundert hinein.

Eine Folge der Liebe zum Bestehenden ist auch der Rechtssinn. Schon auf der Gasse bei den Spielen der Jugend tritt er in unendlich vielen Sprichwörtern zutage. Die Rechtswissenschaft wird in Preußen meistens von Westfalen vertreten. Den westfälischen Scharfsinn weiß die Regierung wohl zu würdigen: die höchsten Stellen der Rechtssphären sind von Westfalen besetzt.

Ein anderer Grundzug der Westfalen, der übrigens nicht ohne alle Verbindung mit der Liebe für das Bestehende dasteht, ist der Hang zum Partikulären, der Mangel an Interesse für das Allgemeine. Schon in der äußern Erscheinung giebt sich dieser Zug zu erkennen. Man besteige nur einen Hügel, von dem aus man einen Überblick über eine westfälische Gegend hat. Ringsum liegen einzeln und zerstreut unzählige Häuser, die mit ihren roten Ziegeldächern aus dem umschattenden Pappelgrün hervorleuchten. Tacitus spricht schon von diesen einzeln liegenden Gehöften. Der Landmann mag lieber allein wohnen und auf seinem Hofe „eigener Herr" sein, als in Gemeinschaft mit andern in Dörfern und Städten leben. Diese Separationssucht hat sich in zwei Richtungen manifestiert. Sie wurde erstens der Keim des Bewußtseins der freien Persönlichkeit, des Aufsichgestelltseins, anderseits aber auch der Grund der Trennung vom großen Ganzen, der Gleichgültigkeit gegen das Gemeinsame.

Wer Tacitus' Germania praktisch studieren will, muß das westfälische Land kennen lernen. Es ist dort weniges geändert, noch existieren die nämlichen Verhältnisse wie vor Jahrtausenden. Der fortschreitende Geist der Volksentwickelung hat hier nur geringen Eingang gefunden.

Münster ist der Sitz des Konservatismus in seiner schroffsten Gestalt, mehr jedoch in kirchlicher als in politischer Beziehung. Die Aristokratie Münsters ist wegen ihres sich schroff abschließenden Wesens bekannt. Der Bürger hat Ehrfurcht vor ihr; das historische Recht und die Anmaßung imponieren ihm. Dazu kommt der Reichtum, der auch kein geringes Mittel

ist, die Ehrfurcht zu sichern. Das patriarchalische Leben, das die Aristokratie in Münster führen darf, m u ß ihr gefallen — sie giebt sich daher alle Mühe, dieses Verhältnis aufrecht zu erhalten. Dies wollte sie einerseits dadurch erreichen, daß sie sich selbst kräftigte und so ihr Ansehen erhöhte; anderseits dadurch, daß sie vom Bürgerstande allen Einfluß von außen abhielt. Doch die Anstrengungen beider Art blieben fruchtlos. Die Regierung schlug die Bitte um Gewährung korporativer Rechte ab, und eben so wurden ihre Hoffnungen, von Münster die Eisenbahn fern zu halten, vereitelt.

Dem Münsterlande steht an Bildung zunächst das sogenannte Sauerland, der bergige Teil Westfalens, reich an Naturschönheiten, aber arm an geistigem Streben. Die Stadt, welche diesen Distrikt vor allem repräsentiert, ist Arnsberg, die zweite Regierungsstadt der Provinz. Dunkle Berge mit verfallenen Ruinen, die öde und leblos in die frische Gegenwart hineinstarren, klare, die engen Thäler durchbrausende Bergströme bilden das Gepräge der Gegend. Nur selten sieht man noch einzeln stehende Häuser, die Menschheit hat sich in kleine schmutzige Dörfer zusammengeflüchtet, deren niedrige Häuser, mit schwarzen Schindeln bedeckt, dem Ganzen ein trauriges Aussehen geben. Arnsberg ist, wie schon gesagt, die Hauptstadt dieses Bezirks. Während in Münster der Adel alles gilt, giebt hier der Beamte den Ton allein an. Wer nicht Beamter ist, wird schwerlich beachtet. Rang und Orden entscheiden überall, sowohl bei den Soiréen und auf Bällen, wie auf der Straße und in der Familie.

Ein Bürgerstand, welcher diese Beamtenaristokratie paralysieren könnte, existiert nicht. Der Mangel an Produktion der Lebensmittel in den engen Thälern läßt ihn nicht aufkommen. Sollten sich einige Nichtbeamte durch zufälligen Einfluß hervorthun, so bemüht sich die Beamtenherrschaft, sie niederzudrücken. Wie die münstersche Aristokratie durch Absperrung der Stadt gegen allen Einfluß von außen ihre Herrschaft sich zu erhalten bemühte, so strebt hier die Bureaukratie danach, alle mißliebigen Tendenzen, die den Mechanismus des Geschäftsganges irgendwie stören könnten, in ihrem Aufkeimen zu erdrücken, wenn sich dieselben zeigen sollten.

Das Wesen des Sauerlandes ist die Abgeschlossenheit. Schon die Natur trennt es von allem Verkehr; die steilen Berge machen den Transport beschwerlich. Die wuchernden Ideeen des fortschreitenden Volksbewußtseins finden hier noch keinen rechten Boden; es fehlt ihnen an Organen, welche sie weiter tragen sollten.

Die Intelligenz Westfalens wird besonders durch die frühere Grafschaft Mark und das sogenannte Ravensbergische vertreten. Es ist dies wesentlich der Distrikt, welchen die Köln-Mindener Eisenbahn durchschneidet, wenn man den Teil abrechnet, der zum Regierungsbezirk Münster gehört. Der Kohlenbetrieb der Ruhrgegend, die Industrie auf der sogenannten Enneger Straße, die Chaussee zwischen Hagen und Schwelm, die Kornproduktion und die Salzwerke des Hellwegs, die Schiffahrt der Lippe, der Handel mit der berühmten bielefelder Leinwand vermittelten schon früh den Verkehr dieses Be-

zirks mit den umliegenden Provinzen. Deshalb herrscht hier schon eine größere Lebendigkeit; das berüchtigte westfälische Phlegma hat so ziemlich aufgehört, man bekümmert sich auch um das, was in der Außenwelt vor sich geht. Gute Schulanstalten befördern dies günstige Verhältnis. Die Söhne der Beamten besuchen entfernte Universitäten und kehren, von neuen Ideeen getragen, nach Hause zurück. In einzelnen Städten findet sich unter der jungen Generation eine verhältnismäßig zufriedenstellende Intelligenz, die Unterhaltungen sind allgemeinern Inhalts, sie drehen sich nicht allein um die Qualität des Bieres und den Vorzug einzelner Speisen, obwohl auch dies nicht vergessen wird — denn das ist zu wichtig für den westfälischen Magen.

Das platte Land ist ungeheuer bevölkert, aber meistens fehlt es den Bewohnern an aller Bildung. Schon ihre äußere Erscheinung ist roh und ungeschliffen. Die schweren, beim Gehen weithin klappernden Holzschuhe lassen wohl einen Vergleich des westfälischen Landvolks mit den schwer hinwandelnden Tieren der Homerischen Gesänge zu. Übrigens ragen die Landbewohner dieses Bezirks weit über die des Münsterlandes an Intelligenz hervor. Ein Faktum wird genügen, den geistigen Zustand dieser letzteren aufzudecken. Es war in einem Dorfe seit einer langen Reihe von Jahren üblich gewesen, den Charfreitag dadurch zu feiern, daß ein vierschrötiges Gemeindeglied auf ein großes Kreuz geschnallt und in dieser Lage durch das Dorf getragen wurde. Der Gekreuzigte mußte die Leidensworte Christi der Reihenfolge nach ausrufen; bei dem „Mich dürstet!" wurde ihm ein in Branntwein eingetauchter Schwamm hingehalten, den er auszusaugen sich bemühte. Das Volk ging andächtig hinterher. Die preußische Regierung wollte dem während des Episkopats aufgekommenen frommen Unwesen steuern. Es gelang ihr dies aber erst nach mehrmaligen Zusammenrottungen der Dorfbewohner und nach mehrmaligen Attentaten auf die Fensterscheiben des Rathauses. — Die Bemühungen der preußischen Regierung für erhöhte Schulbildung können nicht genug anerkannt werden. Die Elementarkenntnisse sind jetzt fast jedem geläufig, während sie noch vor zwanzig Jahren selten gefunden wurden. Doch die Geistlichkeit wendet alle Mittel an, die Aufklärung des Volkes von seiten des Staates zu hindern und sie hat leider auch den jesuitisch gesinnten Adel auf ihrer Seite. — o —

b) Das soziale Leben der westfälischen Bauernschaft.*)

Die bestimmende Grundlage für das soziale Leben geben die Gehöfte ab, jetzt schlechtweg Bauernhöfe genannt. Eine Anzahl solcher Höfe, etwa zwanzig bis siebzig, machen eine „Biuerskop" (Bauernschaft) aus, mehrere Bauernschaften oder Dörfer ein „Kaspel" (Kirchspiel). Mit dem Kirchspiele, mit der gemeinsamen Kirche und dem gemeinsamen Friedhofe nimmt die Centralisation ein Ende, so daß selbst die Vereinigung mehrerer Kirchspiele zu einem Gerichts-

*) Dr. H. Voegekamp.

bezirke und zu einem landrätlichen Kreise von unwesentlichem Einflusse auf die Denkungsweise geblieben ist. Die Einigung im Kirchspiele ist eine durch die Religion hervorgerufene, deshalb dauernde und feste, und es liegt in der Natur der Sache, daß das römische Recht der Gerichte darüber hinauszugehen vermag. Analysieren wir ein Kirchspiel, so erhalten wir folgende Elemente: die Geistlichen, die Kaufleute des Dorfes oder Marktfleckens, in welchem sich die Kirche befindet, zwei oder mehrere adelige Güter, Bauern, d. h. Besitzer von Bauernhöfen, Neubauern, Erbpächter, Kötter, Knechte und Mägde, beide noch mit dem alten Namen „Gesinde" benannt, und endlich Handwerker. Die letzteren sind entweder Kötter oder Erbpächter, seltener Neubauern. Aus der Analyse eines Bauernhofes ergeben sich hinsichtlich der Bewohner desselben folgende Elemente: 1) die Besitzer; 2) die Kinder des Hauses; 3) die Leibpächter, falls solche vorhanden; 4) das Gesinde; 5) die Kötter; 6) die Erbpächter, falls solche vorhanden. Die Gebäude des Hofes bestehen aus der Hauptwohnung für den Besitzer und das Gesinde, aus einem, höchstens zwei Häusern für die Leibzüchtner; aus den Scheunen, Speichern, Kotten und Erbpachtswohnungen. Die organische Gliederung der Dorfbewohner ergiebt sich im allgemeinen schon aus dem Gesagten. Voran stehen die Bauern, deren Höfe eine Nummer führen, so daß aus dieser Nummer mit ziemlicher Sicherheit auf die Größe des Hofes geschlossen werden kann. Die erste Nummer führt also der Hof, der das größte Areal besitzt, mithin die meisten Pferde halten kann und über die meisten Kötter gebietet. Ihm folgt der schon kleinere Hof mit der zweiten Nummer, dann der dritte u. s. f. Sammeln der Geistliche, der Küster oder Kantor des Kirchdorfes, der Schullehrer und Feldhüter („Feldschütter") des Dorfes im Frühling oder zur Erntezeit den zum Teil schuldigen, zum Teil freiwilligen Betrag an Eiern und Korn, so richtet sich die Größe der Gabe nach der Hofnummer, eine Norm, die offenbar nur auf Grund der Unveränderlichkeit des Hofes möglich ist. Hie und da kommt allerdings der Fall vor, daß von einem Hofe infolge schlechter Bewirtschaftung und der daraus entstandenen Schuldenlast einzelne Grundstücke verkauft worden sind, aber ein solcher Verkauf gilt als eine Schande, die das Dorf nicht vergißt. Ist ein Hof vollständig parzelliert worden und auf diese Weise aus der Reihe der Lebenden gestrichen, so werden die von anderen Bauern angekauften Ländereien gleichwohl noch sorgfältig von den geerbten Grundstücken unterschieden. Ich erwähne dies, weil es jeder tüchtige Bauer für seine erste Pflicht hält, den Hof wenigstens in keinem schlechteren Zustande seinen Nachkommen zu übergeben als er ihn selbst von seinen Vätern überkommen hat. Daher in Westfalen der Widerwille gegen die Eisenbahnen, daher die Heiligkeit der „Schnat" (Grenze), daher die furchtbaren Strafen, die den falschen Landmesser oder den nach dem Tode treffen, der im Leben den Schnatstein verrückt hat. Wie wir für den Staat leben und sterben, wie wir in ihm die Unvergänglichkeit unsers Thuns anschauen sollen, so steht und fällt ein wahrer westfälischer Bauer mit seinem Hofe. Er ist das Unvergängliche in den Wogen der Zeit; er war schon vorhanden zu Tacitus'

Zeiten, als der Besitzer das Priesteramt ausübte und zu Gericht ging; Urgroßväter, Großväter und Väter haben, wie es der Vater dem Sohne erzählt, diese und jene Verbesserungen getroffen; wie dürfte da der Sohn, alle fromme Scheu bei Seite setzend, zerstören, wo jene gebaut? Würden da nicht Kinder und Kindeskinder dem fluchen im Grabe, der so freventlich das Erbe der Väter geschmälert? Der westfälische Bauernhof hat also eine sittliche Bedeutung, ist ein Ganzes nicht nur in seinen äußeren Verhältnissen, sondern auch in geistiger Beziehung, in der Denk- und Anschauungsweise der Besitzer. Bevor wir auf die sich für das Verhältnis der Dorfbewohner unter einander ergebenden Folgerungen näher eingehen, noch einige Worte über die äußere Form des Hofes. Die Lage des Hauptgehauses ist verschieden, wie das schon Tacitus berichtet: hier liegt es auf einer Anhöhe, dort in der Ebene, im Grunde, an der Heerstraße, am Waldessaume u. s. f. Allgemein ist jedoch, daß dasselbe von Obstbäumen, Linden, Eichen oder Buchen umgeben ist. An das Haus schließt sich, außer dem Garten, der durch einen Zaun oder wohl auch durch eine Mauer eingefriedigte Hofraum, auf dem sich die Scheune, der Kornspeicher, und der eine oder andere Kotten (Kotte, Schnitt, un coupon, cut, cutter, ein segmen, das zu einem tegmen benutzt ist) befinden. Ein Fischteich ist wenigstens nicht selten. Die einfriedigende Mauer ist ein Produkt neuerer Zeit, eben so ist die Sitte neu, die Kotten in einer Linie neben einander auf den Hofraum zu bauen. Der Raum des Hofes, den Gebäude und Fischteich übrig lassen, dient zur Weide für das Vieh. Das Haupthaus selbst trägt in seiner Bauart noch manche Züge, die uns an die ältesten Wohnungen der Deutschen erinnern. Zur Vergegenwärtigung des äußeren Umrisses denke man sich ein Oblongum von 18 bis 36 m Länge, so daß die eine schmale Seite nach Süden, die andere nach Norden gewendet ist. Von dem südlichen Teile des Oblongum ist ein Teil (9 bis 10 m) abgeschnitten, Kammerfach genannt, in welchem sich befinden: die Wohnstube mit Fenstern nach Osten, Süden und der Hausflur; die Kammer des Besitzers mit Fenstern nach Süden und mit einem Laden nach der Hausflur, der letzteren, damit der Besitzer von seinem Bette aus, wenn er will, nachts die Hausflur übersehen kann; endlich die bei festlichen Gelegenheiten, bei Verwandtenbesuch u. s. f. benutzte „kleine Stube“ mit Fenstern nach Süden und Westen. Über diesen drei Zimmern befinden sich die geräumigen Kornkammern, so daß das Kammerfach zwei Stockwerke hat, während der übrige Teil des Hauses mit seinem schon 3 bis 4 m von der Erde beginnenden Dache nur einstöckig ist. Da, wo der Einschnitt des Kammerfaches beginnt, führt sowohl an der Ost-, wie an der Westseite eine Thür in das Haus, „die Siudduirs“ (Seitenthüren), neben welchen sich ein hohes und breites Gefach Fenster, „Jutluchte“, befindet. Auf der Grenze zwischen Hausflur und Kammerfach, das bei älteren Häusern etwas schmaler, so daß das ganze Haus die Gestalt der alten Kirchenbasilika hat und der Chorraum hier durch das Kammerfach vertreten wird, bei neueren etwas breiter gebaut ist, als der übrige Teil des Hauses, damit das Wohnzimmer noch ein Fenster

zur Überwachung des Hofraums erhalten kann — auf der Scheide also zwischen Hausflur und Kammerfach treffen wir auf den Herd, von welchem aus die Hausfrau das Haus übersieht, und auf eine äußerst bequeme Weise, wie schon Justus Möser bemerkt, das ganze Ministerium des Innern verwalten kann. Auf die breite Hausflur — zwei Wagen müssen auf derselben bequem neben einander stehen können — führt das große nördliche Thor, „Nuienduir“ (die niedere Thür), zum Einfahren der Früchte. Längs der Hausflur finden sich etwa folgende Räume, wenn wir mit dem Südende beginnen: an der einen Seite eine Polterkammer, eine Kammer für die Knechte, eine Schneidekammer (zum Schneiden des Häckerlings) und endlich die Pferdeställe; an den andern Seiten Schlafzimmer für die Mägde und sodann die zahlreichen Kuhställe. Über den Kuh- und Pferdeställen erheben sich bis zum Kornboden die „Huilen“, zur bequemen Aufbewahrung des nötigen Bedarfs an Futter, daher sie auch nach der Hausflur hin ganz offen sind. Der Keller ist unter dem Kammerfache. In der Mitte der Hausflur hat der „Balken“ eine Öffnung, „Liuke“, die aber nicht mehr, wie in alten Zeiten, durch das Dach hindurchgeht, da ja der Hausherr nicht mehr das Priesteramt ausübt, also auch nicht von seinem Sitze aus den freien Himmel zu sehen braucht. Gänse und Schweine u. s. w. besitzen ihre Gemächer in Nebengebäuden. Die Kotten haben niemals ein Kammerfach, ebenso nicht die älteren Wohnungen der Erbpächter und Neubauern. Es ist bereits gesagt, welche Stellung der jedesmalige Besitzer eines Bauernhofes in der Geschichte desselben einnimmt, daß er sich nämlich als einen nur Gott und seinem Gewissen verantwortlichen Verwalter des väterlichen Erbes ansieht, als ein Glied in der Kette der Hofbesitzer, das nicht befugt ist, willkürlich zu handeln. Diese Stellung prägt sich in der ganzen Haltung des Bauern seiner Umgebung gegenüber aus, und erzeugt das Gegenteil von dem, was sie beim ersten Nachdenken erzeugen zu müssen scheint: sie erzeugt nämlich eine feste, sichere Haltung, eine Energie und Beständigkeit des Charakters und endlich ein Selbstgefühl, das nicht selten in starres und herrisches Wesen ausartet. Im allgemeinen ist sein Verhältnis zum Gesinde und zu den Köttern ein patriarchalisches. Er wird von den Knechten, Mägden, Kindern und Köttern zwar mit dem Taufnamen genannt, niemals mit dem Familiennamen, aber in der Rede mit „Yui“ angeredet, während er sich gegen seine Umgebung des Taufnamens und des „Diu“ bedient. Ist eine genauere Bezeichnung als der Taufname erforderlich, so tritt der Familienname als Genitiv vor den Taufnamen. Heißt also der Bauer Gerhard Haltkamp, seine Tochter Marie, sein Knecht Albert, einer seiner Kötter Heinrich Vogelgesang, so nennt man diese Personen im Dorfe: „Haltkamps Geierd“, „H. Marie“, „H. Albert“, „H. Hinnack“. Ist der Bauer bereits bei Jahren, so wird er von den Kindern der Kötter „Hiusvah“ (Hausvater), seine Frau „Hiusmoime“ genannt. Die Knaben des Bauern helfen, sobald das Alter es zuläßt, auf dem Acker oder in der Scheune, die Töchter zu Hause den Mägden. Wo noch alte Sitte herrscht, nehmen die Kinder, selbst dem Gesinde gegenüber, eine höchst

untergeordnete Stellung ein. In die Tisch- und Abendgespräche dürfen sie sich nicht einmischen. Kinder müssen auf das achtzehnte Wort passen, heißt ein altes Sprichwort. Den Anordnungen des Gesindes haben sie stets Folge zu leisten. Kommen sie dagegen mit Kindern ihres Alters von geringeren Bauern, von Neubauern, Erbpächtern und Köttern in Berührung, so macht sich das Bewußtsein, daß sie Kinder großer Bauern sind, ebenfalls nicht selten in einer höchst schroffen Weise geltend, so daß die Geistlichen beim Konfirmationsunterricht sich oft dieserhalb zu Ermahnungen veranlaßt sehen. Die Verheiratung der Mädchen geschieht in der Regel schon im frühen Alter. Der Wille der Kinder ist dabei unwesentlich. Die Eltern treten mit ihren beiderseitigen Verwandten in Beratung, markten und feilschen oft Tage lang um die Mitgift und teilen nach abgemachter Sache den Beschluß ihren Kindern mit. Gemildert wird die hierin liegende Härte nur einigermaßen dadurch, daß auch die Hausfrau ein gewichtiges Wort zu reden hat, und zu ihrem Herzen die Tochter leichter einen Weg findet als zu dem des Vaters. Das Hauptstreben geht natürlich dahin, daß die Kinder auf Bauernhöfe ausgebracht werden. Daß der Erbe des Hofes — der jüngste Sohn, oder in Ermangelung von Söhnen die jüngste Tochter, deren Mann dann den Namen des Hofes annehmen muß — nur eine Bauerntochter mit einer genau der Größe des Hofes entsprechenden Mitgift heiraten darf, versteht sich bei dem nüchternen Sinne, mit dem das Heiraten betrieben wird, von selbst. Die Mitgift besteht in barem Gelde und im „Briutwagen". Zu letzterem gehören Pferde, Wagen, Kühe, Vorräte von Leinenzeug und eine genau bestimmte Summe von Hausgeräten, während die Vorräte an Lebensmitteln und Flachs zum Spinnen von den Nachbarn und Verwandten am Morgen des Hochzeitstages als freiwillige Gabe dargebracht werden. Das Gesinde eines Hofs ersten Ranges besteht der Reihe nach in folgenden Personen: aus dem Kuhhirten, dem Schweppen- oder Pferdejungen (Schweppe, Peitsche), dem kleinen und dem großen Knechte, der kleinen und der großen Magd. Beide Reihen gipfeln zwar in dem Hausherrn und der Hausfrau, in deren Abwesenheit aber im großen Knechte und in der großen Magd. Das Fortrücken zu diesen höchsten Stufen hin richtet sich nach der Länge der Dienstzeit, nach der Tüchtigkeit und Gewissenhaftigkeit im Arbeiten. Namentlich hat das Gesinde auch nach außen hin die Ehre des Hauses zu wahren. Ein Knecht, der nicht stiehlt, taugt nichts, d. h. ein Knecht, der nicht seinem Herrn das Korn zu stehlen sucht, um damit die Pferde zu füttern, strebt nicht darnach, mit den besten Pferden des Dorfes zu fahren, hat keine Ehre im Leibe. Fährt gleichwohl ein Knecht mit mageren Pferden, giebt er dem Geiz seines Herrn nach, statt ihm den Dienst aufzukündigen, so hat er wenig Aussicht auf einen anderweitigen guten Dienst, wenn er solchen zu suchen in den Fall kommt. Belohnt wird das Gesinde mit barem Gelde, mit Leinwand und mit einer „Luinsaat", welche letztere darin besteht, daß der Bauer den Knechten und Mägden ein Stück Land von bestimmter Größe mit Leinsamen zu besäen und ihnen den Ertrag an Flachs zu überliefern hat. Dieser wird an

den langen Winterabenden zu Garn versponnen und dadurch ein guter Nebenverdienst möglich gemacht. Wird die Gelegenheit nicht benutzt, bleibt der Flachs liegen oder wird er gar verkauft, so ist das in hohem Grade schimpflich und bringt der Magd nimmermehr einen Mann. Übrigens ißt der Bauer mit dem Gesinde an demselben Tische, während der wärmeren Zeit auf der Hausflur, während der kälteren am großen Tische auf der Hauptstube. Tafelt dagegen der Bauer mit seiner Frau am „lütken" (kleinen) Tische hinter dem Ofen, welche Sitte in neuerer Zeit überhand genommen hat, so wird das vom Gesinde sehr übel bemerkt und giebt selbst im Dorfe zu vielfachen gehässigen Bemerkungen Anlaß. Sicher gereicht ein solches Vornehmthun dem Bauer zum Nachteil. Haben ein Knecht und eine Magd sich während des Dienstes den für eine kleine Haushaltung erforderlichen Bedarf an Kleidungsstoffen zurückgelegt, dazu noch so viel Geld, daß eine Kuh und das nötigste Hausgerät gekauft werden kann, so steht die öffentliche Meinung der Heirat nicht entgegen und sie können auf die Unterstützung ihrer Brotherren rechnen. Die „jungen Leute" mieten sich nach der Trauung auf irgend einem Hofe als Kötter ein, und wenn ihnen das Glück besonders wohl will, können sie es zu einer Erbpacht oder gar zu einer Neubauerei bringen. Letzteres kommt am häufigsten bei Bauernkindern vor, die als Kötter mit einem verhältnismäßig großen Vermögen ihre Ehezeit beginnen können. Der Kötter muß, so oft es gefordert wird, auf dem Hofe arbeiten. Eine Weigerung würde die Kündigung der Wohnung zur Folge haben und gegen allen Gebrauch streiten. Das Verhältnis, das er zum Bauern einnimmt, ist nicht unähnlich dem Verhältnisse des Klienten zum Patricius. Hat er eine Kuh zu kaufen, so kauft sie in der Regel der Bauer für ihn oder überläßt ihm dieselbe aus seinem eigenen Stalle. Hat er einen Prozeß zu führen, so führt ihn der Bauer, wenigstens that er dies in früheren Zeiten. Ist endlich das dem Kötter zur Miete übergebene Land zu bearbeiten, so geschieht dies abermals mit dem Pfluge des Bauern. Nahrungsmittel, Geldvorschuß bei vorkommenden Verlegenheiten, Weide für die Kuh u. s. f., alles das wird dem Kötter nach Maßgabe des Bedürfnisses zugestanden und am Ende des Jahres auf billige Weise in Gegenrechnung zu dem verdienten Tagelohn gebracht. Außerordentliche Fuhren werden auch wohl umsonst vom Bauer besorgt; von dem Fortführen von Leichen versteht es sich von selbst. Arbeitet der Kötter zugleich mit der Frau auf dem Hofe, so essen und trinken dort auch die „Kötterkinder", und ohnedies immer, wenn der „Hiusvah" und die „Hiusmoime" gerade große Kinderfreunde sind. Sind die Kötterkinder zu Jahren gekommen, so dienen sie ihrem zweiten Vater und ihrer zweiten Mutter als Mägde, als Kuhhirten, als „Schweppenjungen", als kleine und große Knechte. Für alle diese Vorteile, so wie dafür, daß er nur einen geringen Zins aus seiner Wohnung und seinen Ländereien zahlt, hat der Kötter allewege den Vorteil seines Bauern wahrzunehmen. Er muß um geringen Lohn arbeiten, muß sich bereit finden lassen zu außerordentlichen Dienstleistungen, ohne dafür außerordentliche Vergütungen beanspruchen zu können. Im Fall der Kötter

reich ist, so gilt das als ein böses Zeichen, da dann die Versuchung sehr nahe liegt, daß der Bauer sich mit Geld von demselben aushelfen läßt. Je reicher der Kötter, desto ärmer der Bauer, sagt daher ein Sprichwort mit Recht; denn der Kötter kann mit seinem dem Bauer geliehenen Gelde dadurch wuchern, daß er sich als Gläubiger desselben an allen Ecken und Enden den üblichen Verpflichtungen entzieht.

Die bisher näher aufgeführten Elemente geben die notwendige Grundlage für den Bestand eines Bauernhofes, sind Glieder eines Organismus, richten ihre Thätigkeit auf einen gemeinsamen Zweck, wenn sie auch mit dieser Thätigkeit lediglich ihr eigenes Interesse im Auge zu haben scheinen. Dagegen sind die Leibzüchtner und Erbpächter zufälligere Elemente. Leibzüchtner im weitesten Sinne ist der Bauer, sobald sich der Anerbe verheiratet und diesem, was damit in der Regel verknüpft ist, der Hof übergeben wird. Nach dieser Übergabe können nun die bisherigen Besitzer im Haupthause bleiben, sich nach Belieben um diese oder jene Arbeit kümmern und am kleinen Tische hinter dem Ofen essen und trinken, oder sie können die auf jedem Hofe sich befindende Leibzucht beziehen, und sind sie dann Leibzüchtner im engern Sinne. Die Größe der Leibzucht richtet sich genau nach der Größe des Bauernhofes. Sie besteht aus einer Wohnung, aus einem Garten und aus Ackerland, aus Lieferungen des Bauern an Holz, an barem Gelde und Korn. Zugleich hat der Bauer alle Leibzuchtsländereien umsonst zu bewirtschaften.

Die Erbpächter sind, wie schon erwähnt worden, dadurch unabhängiger geworden, daß sie ihre Kühe zum Ziehen verwenden. Die „Ehrenfuhren", wie das Führen der Leiche, des Hochzeitswagens u. s. f., besorgt indes nach wie vor der Bauer. Auch bequemt sich derselbe wohl gegen gute Bewirtung zu außerordentlichen Fahrten. Die Neubauern sind ganz unabhängig, nehmen aber, wie sich das von selbst versteht, eine untergeordnete Stellung in der Gemeinde ein, da ja die Wucht der Lasten und Abgaben auf den Schultern der Bauern ruht und der westfälische Bauer die moderne Schätzung nach Köpfen nicht kennt. Die Handwerker arbeiten gegen Tagelohn und Kost in den einzelnen Häusern. Die geehrtesten von ihnen sind Tischler und Schmiede. Letztere arbeiten aber nicht gegen Tagelohn, sind in der Regel kleinere, jedoch vermögende Bauern und stehen im Rufe der Zauberei, ein Los, das sie mit den Schäfern teilen. Der Unterschied zwischen beiden ist nur der, daß der Schäfer seine geheimnisvollen Künste zur Heilung von Krankheiten und Entzauberungen verwendet, der Schmied dagegen Rat weiß, um den Dieb ausfindig zu machen und auf eine eben so geheimnisvolle Weise zu züchtigen. Ein merkwürdiger Glaube, der so oft erschüttert worden ist und sich immer von neuem wieder geltend gemacht hat.

Allgemeinen Zwecken des Dorfes dienen hauptsächlich folgende Personen. Zuerst der Schulmeister. Wie ich häufig aus den Erzählungen alter Leute habe schließen können, haben die Schulmeister des vorigen Jahrhunderts nicht selten tiefere Blicke in die Schwarzkunst gethan. Jetzt sind sie ganz moderne Figuren und für den Beobachter des Volkstümlichen nur in

so weit von Interesse, als sie bei der Dorfjugend auf Ausrottung alles Volkstümlichen, als da sind alte Sagen, Märchen, Lieder, Gebräuche u. s. f., hinarbeiten. Bei den Hochzeiten, zu welchen sie von den Bauern meist eingeladen werden, haben sie das Amt, die freiwilligen Gaben der Gäste zu verzeichnen. — Der „Feldschütter" wird gewählt aus der Zahl der Neubauern oder Erbpächter, und hat zum Lohn für seine Mühen das Recht, nach der Ernte zu sammeln. Hat er seinen Dienst gut verwaltet, so wird es mit dem Geben nicht so genau genommen; ist er hier oder da nachlässig gewesen, so wird ihm sogar das Schuldige nicht ohne handgreifliche Ermahnungen verabreicht. Der Koch des Dorfes, d. h. derjenige Einwohner, der bei Hochzeiten, Kindtaufen und andern Schmausereien die Küche zu besorgen hat, ist gewöhnlich zugleich Leichen- und Hochzeitbitter, ein Kötter, und wenn es sein muß, die lustige Person bei den Schmausereien. Zu seinem Amte ist eine gewisse Gewandtheit und Geistesgegenwart erforderlich, weil er sich sehr oft als Volksredner bewähren muß. Sobald nämlich bei den hochzeitlichen Gelagen das Essen beendet und das Trinken im besten Zuge ist, nimmt er die eiserne Feuerschüppe, schlägt damit an die „Wendesäule" des Herdes und beginnt, sobald die Gäste die erforderliche Aufmerksamkeit beweisen, eine drollige Rede, des Inhalts, daß man nunmehr, nachdem man sich satt gegessen und ziemlich vollgetrunken habe, auch des Kochs, der alles so tadellos bestellt, durch freiwillige Gaben zu gedenken habe. Weiß er seine Worte so zu setzen, daß er allgemeinen Beifall erntet, so ist sein Lohn ansehnlich, weil der eine oder andere Bauer beim Trinkgelage nicht so genau rechnet, als er sonst zu thun pflegt.

Das Amt des Schulzen oder „Vorstehers" wechselt unter den Altbauern und trägt nichts ein. Seine Boten sind oft originelle Individuen, die ihr Amt mehr der Ehre, als des Verdienstes halber gewählt haben. Die Hebamme des Dorfes ist meist eine Säuferin, oder wird dazu allmählich herangebildet. So erhält sie bei den Kindtaufen von jedem der Gevattern ein Stück Geld, das dieser in ein großes Glas Branntwein wirft, und das sie nicht eher in Besitz nehmen kann, als bis sie das Glas geleert hat. Eine eben so liederliche Person ist der „Musikant", obwohl nicht jedes Dorf einen solchen hat. Vor allen Dingen muß er im Lügen und Aufschneiden zu Hause sein. Nachtwächter sind bis jetzt noch nicht üblich geworden.

c) Pommersche Dörfer.*)

Dem Reisenden in Pommern fallen zuerst die vielen wendischen Dorf- und Städtenamen, von denen manche verstümmelt noch deutlich die slavische Wurzel verraten, auf. Auf der Straße von Stettin bis Lauenburg längs der Chaussee führen sämtliche Städte wendische Namen, eben so wenigstens

*) Theod. Schmidt in Stettin. (Vgl. Grenzboten Bd. X.)

zwei Drittel der Dörfer.*) Ein gebildeter Serbe drückte mir sein Erstaunen aus, so fern von seiner Heimat im breitesten Plattdeutsch heimische Klänge zu vernehmen, er betrachtete die Landkarte von Pommern als eine slavische Stammtafel, die später durch deutsche Ortsnamen verunreinigt sei. In Böhmen, der Mark, in der Lausitz, in Mecklenburg macht man dieselbe Beobachtung.

Seit dem 12. Jahrhunderte, wo das Christentum nach Pommern kam, begann mit der Gründung deutscher Klöster die Germanisierung des Landes durch niedersächsische Ansiedler aus Ostfriesland, Westfalen rc., welche mit eiserner Zunge, d. h. mit dem eisernen Pfluge, das Evangelium eines verständigen Ackerbaues verpflanzten. Die Hägerdörfer an der Ostsee sind von ihnen bevölkert, sie führen hochdeutsche Namen, welche sich auf „hagen" endigen, wie Sassenhagen, Arndtshagen, so daß die Vorsilben gewöhnlich den Namen des ersten Anbauers ausdrücken.

Die pommerschen Dörfer haben seit der Aufhebung der Leibeigenschaft, seit der Verbesserung der Viehzucht und Landwirtschaft überhaupt sich wesentlich verändert. Damals meist verfallene Gebäude, ohne Schornsteine, hohe, schwer herabhängende, mit Moos bewachsene Strohdächer, die Wände ohne Anstrich, während jetzt die angestrichenen Wände der Tagelöhnerwohnungen schon ein freundlicheres Bild gewähren. Freilich ist die Farbe nicht das Wesentliche, aber sie verrät doch schon einen gewissen Sinn für das Äußere, das eine Folge von verbesserter Lage ist. Die vielen Gänse, welche man sonst auf den Feldern und auf der Dorfstraße an Pfühlen, Bächen und Seeen fand, sieht man heute nicht mehr, da die Gemeindeweiden geteilt und die Aufsicht und Hütung der Gans auf einzelnen Feldern zu umständlich ist. In Vorpommern sehen wir noch viele Gänse, in Hinterpommern ziehen die kleineren Leute noch die meisten auf, da sie an den Gutsbesitzer, an den Prediger bei Einsegnungen solche zu liefern haben. Seit zwanzig Jahren hat sich der Preis einer magern lebendigen Gans fast um zwei Drittel erhöht. Nächst den Dorfhunden, welche einen Knüttel zwischen den Beinen führen, wird man von diesen Gänsen zuerst in den Dörfern begrüßt, und im Frühjahr, wo die Zuchtgänse mit ihren Gänschen auf der Dorfstraße sich aufhalten, sieht man um diese zugleich die ganz kleine Dorfjugend versammelt, die mit den älteren Geschwistern die junge Brut bewachen müssen. Die kleinen Kinder kriechen oft ohne Strümpfe mit einem kleinen Unterrocke auf dem Boden herum, aber die roten Backen beweisen, daß Abhärtung gegen die Einflüsse der Witterung von Jugend auf geübt wird. Mancher dieser Flachsköpfe kriecht auf allen Vieren umher, und der Blick zeigt nicht selten an, daß Vater und Mutter noch nicht Zeit gehabt haben, den Geist durch Fragen, Vorsprechen rc. zu beschäftigen. Der Sand ist das Hauptspielwerk dieser

*) „Von den 73 pommerschen Städtenamen sind 52 wendischer, 4 wendisch-deutscher, 16 deutscher und 1 wendisch-nordischer Abstammung." Th. Schmidt in der Jubelschrift zur 25jährigen Stiftungsfeier der Fr. Wilhelmsschule in Stettin (Stettin, 1865).

Kinder, indem sie allerlei Figuren bilden, bis allmählich der Schulmeister sie mit dem Katechismus, dem Tafelrechnen und Schreiben bekannt macht. In der Kirschenernte fanden wir einst die ganze Dorfjugend am Abend um die gefüllten Körbe stehen, die sie für den Gutsbesitzer hatten pflücken müssen. Die Backen und der Mund waren vollständig mit Kirschsaft gerötet, so daß man leicht bemerken konnte, welchen Festtag die Kinder gefeiert hatten. Die ältern Kinder bis zum vierzehnten Jahre müssen die kleineren warten und beaufsichtigen und sonstige Dienste verrichten. Nicht selten sahen wir die Kinder einer Familie im Walde dürres Holz lesen, das dann auf einer Karre mit Mühe nach Hause gebracht wurde. Solch ein Dorfjunge von acht Jahren wirft meist einen Stadtknaben, der vier, sechs Jahre älter ist; Arbeit ist sein frühes Los; sieht man aber den Lehrapparat manches Schulhauses, ein zerbrochenes Federmesser, eine vergelbte Karte von Palästina, nebst einigen frisch geschnittenen Haselstöcken, so macht man bald den Schluß, welche Stärke der Geist erhalten muß.

Das Äußere der pommerschen Dörfer ist nach dem Wohlstande, nach der Ackerfläche verschieden. Am meisten fallen die Güter mit ihren großen Wirtschaftsgebäuden, dem Brennereischornsteine, dem Herrenhause in die Augen, die kleinen Tagelöhnerwohnungen heben den Kontrast. Bei der großen Linnenfabrikation findet man an jedem Dorfe Bleichen, deren weiße Streifen im grünen Grase am Wasser sich malerisch ausnehmen. In Vorpommern fällt es namentlich unangenehm auf, daß der größere Grundbesitz den bäuerlichen immer mehr verschlungen hat. Wo Gutsbesitzer und Bauern in einem Dorfe wohnen, da endete in vielen Dörfern das nachbarliche Zusammenwohnen damit, daß die Bauernhöfe in die Hände des Gutsbesitzers übergingen und die Nachkommen ihrer früheren Besitzer als Arbeitsleute in freier Leibeigenschaft zum Hofdienste verpflichtet sind. In Vorpommern fanden wir diese Vernichtung des Bauernstandes am weitesten ausgeführt, in Hinterpommern annähernd.

Wer in Pommern den Bauern in seiner Kraft und Stärke, seiner Einfalt und Wunderlichkeit genießen will, der suche die Kämmerei- und Amtsdörfer auf, wo der vernichtende Kampf zwischen dem großen und kleinen Grundbesitz sich noch nicht geltend gemacht hat. In Weitzacker bei Pyritz, im Amte Treptow und Rügenwalde, auf den Kämmereidörfern bei Stargard kann man noch heute diesen eigentümlichen Menschenschlag auffinden, vor dessen breitschultriger, markiger Gestalt man sinnend, wie vor einem tiefen Wasser stehen bleibt, dessen Grund man nicht erblicken kann. Ein „Willkommen" mit einem Händedrucke empfängt den Eintretenden, ein braun angestrichener hölzerner Stuhl wird dem Gaste hingestellt, und nun hat man Zeit, sich im kleinen Zimmer umzusehen, welches im Spätsommer oben auf einem Rande längs der Wände mit einer Reihe der schönsten Äpfel geschmückt ist, welcher Rand sonst von einer Reihe Teller eingenommen wird. Eins oder mehrere Spinnräder stehen in der Stube, so wie ein Webestuhl; denn Spinnen und Weben sind Hauptbeschäftigungen der Frau, wenn die

Wirtschaft sie sonst nicht in Anspruch nimmt. Die Mägde müssen eine gewisse Anzahl von Stücken spinnen, und wenn Einlieger zum Bauernhofe gehören, so liefern diese auch eine bestimmte Anzahl von Stücken ab. Nachdem der eigene Bedarf gedeckt ist, verkauft manche Bauernfrau noch für 60 Mark Leinwand auf den großen Leinwandmärkten zu Damm und Stargard; jedoch ist in jüngster Zeit auch Baumwolle beim Weben so stark benutzt worden, daß der Wert der Leinwand dadurch gesunken ist.

Die Mahlzeit ist einfach. Im Sommer sieht man Knecht und Magd, die ganze Bauernfamilie aus einer großen Schüssel Kartoffeln essen, die mit dem Löffel erst zum Munde gebracht werden, nachdem sie in einer daneben stehenden Schüssel voll Butter- oder süßer Milch befeuchtet sind. Grobes schwarzes Brot, das bei der Arbeit länger den Magen füllen soll, als weißes, liegt auf dem Tische; Fleisch giebt es nur an gewissen Tagen, besonders in der Erntezeit, wo auch die Frau des Tagelöhners die Tafel ihres Mannes mit einem Stücke Speck zu versehen pflegt. In der Erntezeit ißt man, wie beim Schlachten, am besten. Als Lieblingsessen gelten in Milch gekochter dicker Reis und braun gekochte Fische, die bei Hochzeiten, Begräbnissen und Kindelbier verspeist werden. Zu einem Gastessen bringt sich jeder sein Messer mit; die Fischköpfe und Gräten werden unter den Tisch geworfen, weshalb beim Aufheben der Tafel erst die Mägde mit Besen die Stube auskehren. Das Essen ist für den Städter nicht schmackhaft bereitet. Bei Aufhebung des alten Jagdrechts befanden wir uns auf der Taufe bei einem Bauer, der zum ersten Male Hasenbraten auftischte. Seine Frau, die wohl nicht als Köchin auf einem Hofe gedient, hatte den guten Lampe wie Hammelfleisch gekocht; trotzdem fanden die Bauern den Hasen in der Wrukensuppe sehr schmackhaft und stellten Betrachtungen darüber an, daß der gnädige Herr solche Bissen doch nicht mehr allein genieße. Kliebensuppe giebt es des Morgens, Kartoffeln mit Häringen des Abends, jedoch verdrängt das schmacklose Cichorienwasser in manchen Gegenden die weit kräftigere und nahrhaftere Frühsuppe. Honigbrot giebt es nur selten, da die Bienenzucht abnimmt; ein gutes Stück Speck oder Schinken zum schwarzen Brote gilt als Leckerbissen.

Der Bauer trägt gewöhnlich einen blauen Rock, Kniehosen in vielen Gegenden; nur auf der Halbinsel Mönchgut auf Rügen, in einigen Dörfern bei Stargard und Köslin fanden wir eigentümliche Trachten, welche als Erbstücke der Vorfahren beibehalten werden. Auf Mönchgut fanden Westfalen echtes paderbornsches Plattt, und da jene Gegend zum Kloster Eldena gehörte und durch Bauern aus Westfalen vor ungefähr 600 Jahren kolonisiert wurde, so hat sich dort Jahrhunderte lang eine abgeschlossene Eigentümlichkeit erhalten. An Westfalen erinnerten uns auch Bauerndörfer bei Neustettin, wo die Bauart und Ackerlage uns jene Gegend vor Augen führte. Dort liegen die Ackerstücke auf die bunteste Weise durcheinander gewürfelt, jedes ist mit einem lebendigen Zaune von Eichen, Buchen ꝛc. umgeben, deren Stämme abgeknickt und deren Zweige durch einander geflochten sind. Wiesen, Äcker, Hütung und Gehölz folgen auf einander. An der Küste findet man

andere Dörfer, die an Oberdeutschland erinnern. In ihnen zieht sich der Acker in einem langen Streifen bis zur Grenze, an dessen Ende die Hütung liegt. Zum äußersten Ackerstücke gelangt man nur, wenn man die vorderen passiert hat, so daß manche Unbequemlichkeiten dadurch entstehen. Vor der Ansiedelung war in solchen Dörfern die Gemeinheitsaufhebung schon eingetreten, die im andern Kreise erst durch Separation eingeführt werden mußte. Zwischen Greifenberg und Kolberg stießen wir auf Bauernhäuser, die Wohnung, Scheune und Stallung unter einem Dache enthielten. Das größte Bauerndorf, Valm bei Neustettin, hat einige 80 Bauern, die ihr Vieh von Knechten und Mägden einzeln in den Knicken, die sich vom Dorfe eine Meile hinziehen, weiden lassen. Man melkt und buttert dort auf der Weide. Knecht und Magd liegt in einer Hütte, ersterer liegt auf Stroh, letztere kriecht in einen Sack, welchen sie unter den Armen zuschnürt. Trotz dieses engen Zusammenlebens ist die Sittlichkeit wenig gefährdet.

Der schönste Menschenschlag ist in Weizacker bei Pyritz, aber die sonstige Körperbeschaffenheit ist nicht makellos, da beim Ersatze viele junge Leute wegen körperlicher Gebrechen zurückgestellt werden müssen. Die Physiognomieen dieser Familien haben ein stereotypes Gepräge, das sich mehr als bei städtischen Familien fortpflanzt. So sahen wir das Bild eines stettiner Kaufmanns, Namens Loitz, der im 16. Jahrhunderte der Rothschild von Pommern war und der als Knabe mit einem Stocke in der Hand auf der langen Brücke beim Aufziehen der Klappe als Laufbursche sich vermietet und dann sein Glück gemacht hatte. Er war der Sohn eines Bauern aus dem Dorfe Klempin bei Stargard; dort lebt noch heute das Geschlecht der Loitzen, und wer das Bild jenes Kaufmanns gesehen und den noch lebenden Bauer Loitz betrachtet, der sieht dasselbe Gesicht. Die Physiognomie Cromwells, als die eines echten norddeutschen Bauern, fanden wir in ihren Hauptverhältnissen am häufigsten wieder.

Wie der große Haufe, so hat auch der Bauer eine Vorliebe für das Wunderbare, und so nüchtern er sonst auch auftritt, der Aberglaube ist noch seine schwache Seite. In einer Gegend fanden wir den Glauben an die Stimme aus den Wolken, wie sie im Altertume gehört wurde, verbreitet; einige Spaßvögel hatten nämlich von einem Turme mit einem großen Sprachrohre einem auf städtischem Acker pflügenden Bauern, Namens Sievke, zugerufen: „Sievke, du mußt sterben.“ Als der Bauer dreimal die Stimme gehört hatte, spannte er seine Pferde ab, ritt nach Hause und legte sich nieder, um nicht wieder aufzustehen. Der Spaß hatte ernstliche Folgen, aber die Stimme von „boaven“ war nun wieder gehört worden, ohne daß man ihren Ursprung kannte.

In der Kindererziehung nimmt der Bauer noch eine niedrige Stufe ein; er verwendet nicht mehr darauf als der ärmste Katenmann, und nur höchst selten wagt er es auf Zureden des Predigers oder Schullehrers, einen seiner Söhne in die Stadt zu schicken. Die Eltern treten bei guten Jahren schon ihren Hof an den ältesten Sohn oder Schwiegersohn ab und beschließen ihre

Tage im Speicher (Spieker), einer zum Bauernhofe gehörigen kleinen Wohnung. Da sie ein nicht unbedeutendes Deputat an Korn, Holz, Flachs, barem Gelde erhalten, leben sie meist ihren Kindern zu lange, was ein schlechter Zug im Charakter der Bauern ist. Wenn bei den Nachfolgern emeritierter Beamten sich eine gleiche Stimmung zu zeigen pflegt, so fehlt hier das verwandtschaftliche Band und die Erscheinung ist weniger widerlich.

Gutsbesitzer.

Gehen wir zu den großen Grundbesitzern über, so ist an reichen grundbesitzenden Familien, wie wir sie in Böhmen und Schlesien finden, ein großer Mangel, da zwar die meisten alten schloßgesessenen Geschlechter, die Flemminge, die Borcken, die von Dewitz, die von Wedell, die v. d. Osten und Blücher, die Manteuffel, die Glasenappe noch heute bestehen, ihr Besitz aber sehr zerstückelt ist. Nach diesen hauptsächlich mit Grundbesitz einst gesegnet gewesenen Familien gab es einen Dewitzer, einen Flemmingschen, einen Osten- und Blücherschen und einen Wedeller Kreis. Die Borcken, das mächtigste Geschlecht unter den Schloßgesessenen Hinterpommerns, ursprünglich eine nordische Familie, leisteten die zahlreichste Heeresfolge, besaßen zwischen 50 bis 60 Dörfer, viele Burgen, mehrere Städte und hatten einige adlige Familien zu Afterlehnsleuten, die ihnen Heeresfolge leisten mußten. Durch den letzten französischen Krieg ist dieses Geschlecht wie die übrigen heruntergekommen, und wer die Größe einer Besitzung nach der Zahl der Wollsäcke abmißt, die auf den Wollmärkten erscheinen, der findet, daß dieses Geschlecht mit vielen Familien aus reinem Bürgerblut auf demselben Niveau des Besitzes steht. Der reichste Grundbesitzer in Vorpommern ist der Fürst von Putbus, dessen schöne Besitzung auf den Grafen von Lottum übergegangen ist, der den Namen „Fürst zu Putbus" ebenfalls führt. Der alte Fürst hatte bei aller Sparsamkeit doch die schöne Leidenschaft, seine Umgebung geschmackvoll zu verschönern, so daß Putbus mit seinem Schlosse, seinem Parke, seinen Wohnhäusern und der nahen See jährlich von vielen Fremden aufgesucht wird, die meist auch das nahe Seebad benutzen. Das Pädagogium in Putbus (mit Staatsmitteln gegründet) hat großen Ruf.

Auf vielen Edelhöfen findet man Sparsamkeit, oft Geiz, statt früherer Verschwendung, und das ehemalige kostspielige Repräsentieren mit stolzen Karrossen, Vorreitern, faulen Bedienten und kostspieligen Passionen hört immer mehr auf. Man wendet alles an, nicht zu jenem armen Adel degradiert zu werden, der sich und der Gesellschaft zur Last fällt und jede ernste Anstrengung scheut. Die Verbesserungen auf dem landwirtschaftlichen Gebiete gehen natürlich von den größeren Gütern aus; der vermehrte Anbau von Futterkräutern mit einer verständigeren Feldereinteilung, Drainage, Überrieselungen 2c. 2c. wurden auf ihnen begonnen; sie können auch bei mißlingenden Projekten, durch die größeren zu Gebote stehenden Mittel, leichter das Lehrgeld verschmerzen, und der kleinere Besitz gewinnt so, durch fremde

Erfahrung gewitzigt, Zeit und Gelegenheit, langsam und vorsichtig nachzufolgen. Seit Jahren haben sich Mecklenburger angekauft, die nach andern Wirtschaftsgrundsätzen, wie sie hier gebräuchlich sind, nicht immer die gehofften Erfolge erzielen. Auch verstehen diese bisweilen die Tagelöhner nicht gehörig zu nehmen, da der kleine Arbeiter auf dem Lande noch nicht so tief das Selbstgefühl verloren hat, wie in Mecklenburg der Trunk und die Not im Gefolge dies bewirkten. Einer dieser Mecklenburger wollte die neue Sitte einführen, statt der Klapper die Knallpeitsche zum Zusammenrufen der Tagelöhner zu benutzen. Hiergegen lehnten sich die sonst so phlegmatischen Leute aufs entschiedenste auf, da man durch die Peitsche in ihrer Gegend die Schweine, aber nicht die Menschen zusammentreibe. Ein anderer gab schlechteres Essen, namentlich zu den stereotypen Kartoffeln schlechte Häringe. Am Morgen war das Portal des Hauses mit angenagelten Häringen verziert. Angenehm spricht in manchen adligen Häusern die Sitte an, ihre alt und schwach gewordenen Dienstleute zu versorgen, während man sonst selten außer dem gesetzlich vorgeschriebenen Gnadenbrote zu Unterstützungen sich willig finden läßt.

Zu den Grundbesitzern, welche zwischen Bauer und Gutsbesitzer stehen, gehören diejenigen Männer, welche durch den Ankauf mehrerer Bauernhöfe beim hohen Preise der Güter ein ihren Mitteln entsprechendes Besitztum sich erworben haben. Diese sind für den landwirtschaftlichen Fortschritt insofern von großer Wichtigkeit, als sie, auf größeren Gütern ausgebildet, den Wirtschaftsbetrieb für eine kleinere Ackerfläche angemessen verändern und so den Bauern, welche zu zähe in ihrem alten Schlendrian beharren, durch ein näher und bequemer liegendes Vorbild die passendste Gelegenheit gewähren, Verbesserungen in kleineren Verhältnissen durchgeführt zu sehen. Jene Grundbesitzer erfüllen diese Missionen besser, als Lehrer und Geistliche; die Lehrer besitzen zu wenig Acker und die Geistlichen zu geringe Kenntnisse vom Wirtschaftsbetriebe, wenn sie ihr Amt antreten. Zugleich hat der Geistliche noch Nebeneinnahmen, die nicht vom Acker fließen, und der Bauer vermutet, daß nicht sowohl die verständige Ackerbewirtschaftung, als vielmehr die zukommende Einnahme bereits vollständig die Existenz der Familie begründe.

Die Erziehung der Kinder von Gutsbesitzern wird für die Töchter überwiegend von Gouvernanten und für die Söhne von Hauslehrern geleitet, bis beide dann in die Stadt zur weiteren Ausbildung gesandt werden. Für Söhne wählt man die Gymnasien und höheren Bürgerschulen. Als Universität wählte man früher am liebsten Halle, das viele Jahrzehnte durch als das Saal-Athen für Pommern galt, so daß „nach Halle gehen“ so viel als „die Universität besuchen“ bezeichnete. In den alten Universitätskatalogen, an den Wänden der Karzer, auf den Fensterbrettern und den Scheiben aller Studentenwohnungen zu Halle fand man zahlreich diese guten Pommern verzeichnet, welche mehr der Klinge und dem Biere, als den Musen zu opfern pflegten, eine große Neigung zu verbotenen Verbindungen zeigten und die stärkste Opposition mit den Westfalen gegen die kraft- und saftlose hallenser

Küche machten. Im Jahre 1834 gelang es, die berüchtigte Pomerania, vier Corpsburschen zählend, zu sprengen; die ganze Verbindung soll damals nur im Besitze eines schweren weißen Flauschrocks gewesen sein, und als man einige Jahre später den Versuch machte, sie wieder ins Leben zu rufen, da ward die Universitätspolizei in ihrem schnell- und langbeinigsten Pedell Schönberger wieder aufgeboten, die Kneipen fleißig abzupatrouillieren, und privatim ergingen die dringendsten Bitten, das kaum ausgejätete Unkraut Pomerania um Gotteswillen nicht wieder anzubauen und zu begießen. Bis dahin reicht unsere akademische Erinnerung. Trotz jener polizeilichen Mißliebigkeit waren die Pommern bei Bürgern und Studenten gern gesehen, die „Herrens" aus Pommern bezahlten ehrlich nach der Anstellung Miete, Hauspump, Bier- und Schneiderrechnungen, während die Studenten die Gutmütigkeit ihrer akademischen Kommilitonen als geselliges Ferment nicht entbehren mochten. Jetzt, bei erleichterter Verbindung mit ganz Deutschland, studieren die Pommern auch auf nichtpreußischen Universitäten. Durch Gründung einer Anzahl neuer Gymnasien in der Provinz hat sich namentlich die Zahl der Theologie studierenden Jünglinge, die etwas gesunken war, wieder gemehrt.

---

6. Die Mark*) Brandenburg als Kulturland.

Eine Lobrede auf den märkischen Sand.**)

Vom Herausgeber.

Unsere allzeitig geschäftige Phantasie ist nur zu sehr geneigt, aus irgend einer Beschreibung oder Schilderung sich ein hervorstechendes Merkmal herauszuheben und dieses dann ins Unbeschränkte auszumalen. So hat schon mancher, der von der durchaus ebenen Fläche um Leipzig gehört oder gelesen, sich diese Ebene so absolut vorgestellt, daß er sich nicht wenig wundert, wenn er dann, an Ort und Stelle gelangt, die Flußniederungen der Elster, Pleiße und Parthe mit ihren schattigen Eichenwäldern und grünen Wiesen, wenn er das Ackerland erblickt, das von vielen kleinen Einsenkungen durchschnitten ist und im Gegensatz zur Flußniederung wieder eine Hochebene bildet. Es überläuft wohl manchen Rheinländer, Schwaben oder Schweizer ein kleiner Schauer, wenn er vom Sande der Mark Brandenburg hört, von ihren dürren Heideflächen und schattenlosen Kieferwäldern, er malt sich in seiner Phantasie ein Bild aus von einem heillosen Steppenlande, einem

---

*) Im weiteren Sinne als Provinz, also die Altmark, Mittelmark, Uckermark, Neumark, Priegnitz und Niederlausitz umfassend.

**) Vgl. den betreffenden Artikel in Pfeils Archiv für Landeskunde im Königreich Preußen. Bd. I.

Seitenstück zur Wüste Sahara: die gelben und grauen Sandfelder dehnen sich in seinen Gedanken ins Unabsehbare aus, Sand und nichts als Sand, von struppigen Kiefern umsäumt — man begreift nicht, wie überhaupt in so gottverlassenen Gegenden noch Menschen existieren können! Hat doch schon Altmeister Goethe von den „Musen und Grazien der Mark“ eben so wenig zu rühmen gewußt, wie vom prosaischen Boden selber!

Nun ist es allerdings wahr, ein Süd- oder Westdeutscher wird, wenn er zum ersten Male eine von den verrufenen „Marken“ des Preußenlandes betritt, keineswegs poetisch gestimmt; da sind keine in froher Jugendlust dahin stürmenden Flüsse oder schäumenden Gießbäche mit felsenreichen Ufern, Obst- und Weinbergen geschmückt, keine hochgipfeligen Bergreihen zieren den Hintergrund, kein schattiger Laubwald will sich zeigen. Doch gemach, ein wenig weiter gewandert und die Gegend näher angeschauet! Sie ist, zu diesem Bekenntnis nötigt sie dann den fremden Wandersmann, doch nicht so arm, als sie scheint, ist nicht von aller Schönheit entblößt. Schon die Heide als solche hat ihre eigentümliche Schönheit; zur Kiefer gesellen sich freundlich die Birken in lieblichen Gruppen, ja in ganzen Wäldern, und die pfirsichroten Blütenglöckchen der Erika bilden nicht unschöne Teppiche, auf denen sich's auch wohl ruhen läßt. Weiter nach Norden, wo der Thonboden mehr überwiegt, entfalten sich dann vor dem überraschten Auge die goldgelben Weizenfelder, und große Wälder der hochstämmigen Buche umkränzen den stillen See. Die Buchenwälder der Uckermark können wetteifern mit den besten der dänischen Inseln. Nirgends ist das Flachland so eben, daß aller Gegensatz fehlte; es ist ein welliger Boden, von Hügelreihen durchzogen, die gleicherweise überraschende Ansichten und anmutige Fernsichten darbieten. Der hohe Flemming, die Kronsberge, Müggelsberge, Ravensberge — sie erscheinen dem Flachländer als „Berge“, mitunter als „hohe“ Berge, weil in der Ebene jeder Hügel eine imposante Größe ist. Im Gegensatz dieser märkischen Bergzüge ziehen sich die breiten Flußthäler hin, deren Sohle allerdings fast eine vollkommene Horizontalfläche bildet, so daß die fließenden Wasser meilenweit nur um ein paar Zoll sich senken und darum mit aller Muße und Bequemlichkeit in vielen Seitenarmen und Krümmungen sich winden. Weite Torfmoore und Bruchwiesen, die unter dem Tritt des Wanderers erzittern, mit Binsen und Röhricht und weißglänzendem Wollgras besetzt, von Kranichen und Störchen gern besucht, könnten melancholisch stimmen, wenn nicht wiederum eine Reihe lachender, blumiger, saftiggrüner Wiesen, von starken Eichenbäumen überschattet, auch hier manch heimliches idyllisches Gemälde vor das Auge stellten, das der Fremde nicht erwartet hatte. Im „Spreewalde“ hat die unter den Flußnymphen keineswegs gefeierte Spree ein Kanalnetz gebildet, auf welchem ein wahrhaft holländisches Leben sich wiederholt. Denn der Landmann fährt auf den vielfach in einander geschlungenen Flußarmen sein Vieh auf die Weide, sein Heu in die Scheune; die Gemeinde schifft in kleinen Kähnen zur Kirche, und selbst der Jäger rudert leise auf den Anstand. Keine hellaufjauchzenden Naturlaute, keine

überströmende Freude, aber ein stilles, emsiges und zufriedenes Schaffen und Wirken, kein ausgezeichneter Wohlstand, aber eine zwischen Land- und Stadtbevölkerung gleichmäßig verteilte Wohlhäbigkeit — das ist es, was dem Fremden in der Mark überall in wohlthuender Weise entgegentritt, und je mehr er die volkswirtschaftlichen Verhältnisse der Mark kennen lernt und Parallelen zieht mit der schöneren Natur des Südens, um so mehr werden diese zum Vorteil des „armen Sandlandes" sich herausstellen.

Die Schweiz mit ihren herrlichen Thälern und himmelanstrebenden Bergen ist an Naturschönheit reich gesegnet, aber sie muß ihr Brot zum Teil aus den deutschen Nachbarländern holen, denn die Berge und Felsen sind oft nur wenige Centimeter mit Fruchterde bedeckt, und tragen wohl Gras, aber kein Korn. Die stürzende Lawine, der tosende Waldstrom, der schroffe Fels und der steil ansteigende Tannenwald sprechen zum Menschen: Bis hierher und nicht weiter! Sie weisen ihm ein für allemal den Platz seiner Wohnung, den Bezirk seiner Wiesen und Alpweiden an; seit langem hat die wachsende Bevölkerung nur künstlich, durch die Industrie, sich Leben und Wohlstand gesichert. Die Thäler der Mosel, des Rheingaues, wie schön sind sie! Aber auch wie unsicher ist der Erwerb geworden, den die Rebe bietet, wie mühsam schleppt der Bauer den Dünger auf die Anhöhe, wie wenig lohnt die Arbeit! Im gesegneten Württemberg, das Acker-, Wein- und Holzland in schönster Abwechslung hat, finden wir die Bevölkerung gehäuft, die Güter bis in die kleinsten Atome zersplittert, das Volk zur Auswanderung gezwungen! Die ausgedehnten Waldstände müssen Wald bleiben, und doch ist das Holz in Stuttgart teurer als in Berlin, und wenn man näher zuschauet, ergiebt sich, daß der Märker mit seinen Kiefernwäldern besser daran ist, als der Schweizer und Schwabe mit den seinigen. Denn 1) seine Wälder stehen auf ebenem Boden, sind überall leicht zugänglich, die Menschen können sich ansiedeln, wo es ihnen bequem dünkt, und somit 2) nicht bloß jedes Reis und jede Kiefernadel benutzen, sondern auch humusreichere Waldstrecken in Ackerland verwandeln. Lohnt die urbar gemachte Strecke nicht den Anbau, so ist bald wieder der Wald nachgewachsen; während in den Schweizerbergen dort, wo der Wald geschwunden ist, die Regengüsse und Schneeschmelzen bald die lockere Erde abwaschen und eine Wüste bilden. Ist die märkische Sandfläche nicht mit hoher Naturschönheit gesegnet, so ist sie dafür auch vor großen Verwüstungen und Angriffen der Natur geschützt und der Mangel selbst wird wieder zum Segen. Dies gilt recht eigentlich vom märkischen Sande.

Es giebt wohl einige gleichsam ins Binnenland vorgeschobene Dünen und Sandwellen, die, vom Wasser ausgewaschen und auf starrem Kiesgrunde ruhend, ewig unfruchtbar bleiben, aber die Hauptmasse des Sandbodens ist doch mit Mergel und Löß (Lehm und Thon) und fruchtbaren Humusschichten durchwirkt. Der Dünger ist zwar dringende Notwendigkeit und der Bauer holt ihn sorgsam aus den benachbarten Städten zusammen; aber muß nicht auch der Anwohner des Bodenseees, der Appenzeller auf seinen wiesenreichen

Halden, der Tiroler in seinen Thälern mit rastlosem Fleiß die durstigen Wiesen durch die sogenannte „Jülle“ tränken, um nur hinreichenden Heuertrag sich zu sichern? Der bei weitem größte Teil des Sandbodens vergilt aber dem fleißigen Ackerbauer den Fleiß, ja er belohnt ihn mit Früchten, die in ihrer Art vorzüglich sind. Das treffliche Roggenbrot und der märkische Kuchen, vom feinsten Weizenmehl, giebt hinlänglich Zeugnis. Wer hat ferner nicht, wenn nicht gekostet, doch gehört von den feinen, außerordentlich wohlschmeckenden Teltower Rübchen, diesen Ananas im Rübengeschlecht! Ja, die Ananas selber, gedeiht sie nicht unter der kunstreichen Hand der Berliner und Potsdamer Gärtner am vorzüglichsten in brandenburger Erde? Desgleichen haben die Melonen das feinste Arom, und das Obst der Mark kann mit dem süddeutschen getrost in die Schranken treten. Und sind nicht zum Zeugnis der edlen Kräfte, welche im unscheinbaren Sandboden stecken, an der Havel bei Potsdam an die Stelle der Kieferwälder freundliche Weinberge getreten, die recht wohlschmeckende Trauben liefern? Es ist der Sandboden, welcher die Sonnenstrahlen so eifrig sammelt, der den Weinbau in so hoher Breite möglich macht. Und wiederum ist es dieser sandreiche Boden, der das Kornfeld vor zu großer Dürre, wie vor zu großer Nässe schützt. Sein lockeres Gefüge läßt die Feuchtigkeit leicht durchsickern; wiederum wird letztere nicht so vollständig eingesogen, wie vom schweren Lehmboden, und kann bei anhaltender Wärme als Wasserdampf wieder emporsteigen und die zarten Wurzeln erfrischen, während der dürr gewordene Letten wohl borstet, aber von der unteren Feuchtigkeit nicht mehr durchdrungen werden kann. Selbst auf den leichteren Verkehr der Dörfer und Städte hat der Sandboden günstigen Einfluß, indem die Wege und Straßen nie so grundlos und morastig werden, wie es bei fetterem Boden der Fall ist, auch viel leichter trocknen. So ist der Sandboden ein Vermittler zwischen den Extremen; er kann nicht mit den Weizenfeldern des altenburger Landes und der Magdeburger Börde, auch nicht mit dem Marschlande Holsteins oder Danzigs wetteifern, gewährt aber seinen Anbauern doch eine ziemlich gesicherte Existenz, und Mißernten sind verhältnismäßig selten.

Dazu kommt die Menge gesunder, klarer Wasserquellen, welche jedenfalls die Anlage jener zahlreichen kleinen Gehöfte und Ortschaften sehr erleichtert haben. Der Sand der brandenburger Marken verhindert eine zu große Anhäufung von Menschen auf kleinem Raume, er begünstigt auf der andern Seite nicht jene stolze gutsherrliche Abgeschlossenheit des westfälischen Bauern, aber er giebt den einzelnen doch hinlänglichen Spielraum, ihre Kräfte zu entfalten und sich's wohl sein zu lassen. Denn so ergiebig ist bereits die Ernte des brandenburger Bauern geworden, daß er seine Hühner und Gänse, seine Eier und Speckseiten mit Behagen verzehren kann, ohne gezwungen zu sein, alles so schnell als möglich versilbern zu müssen. Der Wohlstand und der Wert der Bauerngüter hat in der letzten Zeit mit der Betriebsamkeit der Bevölkerung stetig zugenommen.

Hier muß man abermals fragen: Wäre wohl der märkische Bauer so

beweglich und emsig, so haushälterisch und betriebsam geworden ohne den märkischen Sand? Diese sehr unpoetischen Felder und Wälder des Sandlandes haben ihn Ökonomie gelehrt, und diese phlegmatischen Flußläufe haben, indem sie den Handel so sehr erleichterten, auch indirekt dem Landbau in die Hände gearbeitet. Berlin, so reizlos seine Umgebung auch ist, liegt in Bezug auf den Handelsverkehr keineswegs ungünstig, da es durch die Spree mit der Hasel, Elbe, Nordsee in natürlicher, mit der Elbe und Oder, mit der Warthe, Weichsel, Ostsee in künstlicher Verbindung steht. Ebenso nimmt es auch im großen norddeutschen Eisenbahnnetz zwischen Nord und Süd (Hamburg und Stettin, Leipzig und Hof), zwischen West und Ost (Frankfurt und Köln, Breslau und Krakau) eine centrale Stellung ein. Welches andere Terrain wäre aber auch für Kanäle und Eisenbahnen geeigneter gewesen, als die Provinz Brandenburg, die mit Recht das Herz der preußischen Monarchie genannt wird, in welcher die Thätigkeit des Volks mit der Tüchtigkeit einzelner seiner Regenten von jeher gewetteifert hat, ein Reich zu bilden, das trotz seiner Kleinheit ein bedeutendes Gewicht in die Wagschale der europäischen Geschicke legt und den Schwerpunkt des deutschen Vaterlandes bildet. Wenn sich Friedrich der Große den Inhaber der Erzstreusandbüchse des heil. römischen Reiches nannte, so lag darin ebensoviel Ernst als treffender Witz; der große König durfte mit Stolz auf seine märkischen Sandbüchsen blicken, denn von diesem Kern war jene rastlose Thätigkeit ausgegangen, die aus wenigem viel zu machen weiß. Er hatte schon 1743—45 den plauenschen Kanal zur Verbindung Berlins mit Magdeburg ziehen lassen, darauf den Finowkanal gebaut zur Verbindung der Havel und Oder, der Kanalbauten in Vorpommern und der Urbarmachung der Oderbrüche zu geschweigen, nach deren Vollendung er freudig ausrief: „Ich habe eine Provinz gewonnen!“ Im Brandenburger Sandlande gewinnt noch fort und fort der Bauer eine Provinz nach der andern, indem er die versumpften Niederungen entwässert, auf Moor und Sumpf die überall bereit liegende Sanderde führt, die keineswegs unfruchtbar ist, und als fruchtbaren Untergrund fast überall in geringer Tiefe Thon- und Mergellager hat. Bald kommt dann auch Klee und Gras hervor, Unterfrüchte finden hinlängliche Nahrung, und Heide und Bruch ist ein Ackerland geworden! Eröffnet auf diese Weise das Sumpfland dem Menschen ein ergiebiges Feld der Thätigkeit, so hat es auf andere Weise bereits seit Jahrtausenden für ihn gesorgt durch Bildung reicher Torflager, die nebst den Braunkohlen der Mark nicht minder ergiebige Schätze liefern, als die Metalladern des Harzes oder Erzgebirges. Und damit der Mangel der Berge mit ihren Granitsteinen oder Kalkflötzen nicht zu sehr empfunden werde, hat die allgütige Natur auch hierin das Sandland bedacht durch die „Findling-Blöcke“ feinkörnigen Granits, die sich auf den Ebenen — man weiß nicht, ob durch schwimmende Eisblöcke aus dem skandinavischen Norden oder infolge des Durchbruches zurückgehaltener Wassermassen bei Hebung der deutschen Gebirge — ausgestreuet haben. Diese Granitblöcke sind, eben weil sie sparsam verteilt wur-

den, um so dankbarer benutzt worden zum Straßenbau, zu industriellen wie zu künstlerischen Zwecken. Die herrliche Granitschale vor dem Museum in Berlin,*) aus einem einzigen großen Steinblock gebildet, und die Unterlage mancher Monumente, wie der unterste Sockel des prächtigen Friedrichsdenkmals, geben Kunde, daß auch die Mark ihren carrarischen Marmor hat. So ist, alles in allem genommen, die „sandige Mark" mit allen Mitteln bedacht, um ein reiches Kulturleben zu entwickeln, ja in vieler Beziehung besser gestellt, als manches deutsche Land, das einer schöneren Natur sich rühmt.

7. Berlin.

Die Hauptstadt des deutschen Reiches.**)

Wenn die Leute in früheren Zeiten sangen: „Es giebt nur a Kaiserstadt, 's giebt nur a Wien" — so hatte das seine volle Berechtigung. Eine Stadt, die ihren Ursprung bis auf den römischen Waffenplatz Vindobona an der Grenze Pannoniens zurückführen konnte; die unter Karl dem Großen zu einer festen Schutzwehr gegen die von Osten herandrängenden Avaren auserfehen wurde; die im 14. und 15. Jahrhundert in regem Handelsverkehr mit Krakau, Warschau und Breslau stand; eine Stadt an der großen herrlichen Donau gelegen, mit einer prachtvollen Bergumgebung, die zum Naturgenuß einladet, eine Stadt, in welcher die deutschen Kaiser ein halbes Jahrtausend hindurch ihr stattliches Hoflager hielten, und die es von jeher verstand, sich in den blendenden Schimmer eines fröhlichen und sorglosen Lebens zu hüllen: eine solche Stadt mußte jedem Fremden als ein Platz ersten Ranges, als der eigentliche Kern- und Glanzpunkt des deutschen Reiches erscheinen. Mit dem Anfange unseres Jahrhunderts aber begann das Blatt sich zu wenden. Von dem Jahre 1806 an, wo Franz II. die deutsche Kaiserkrone niederlegte, um sich fortan nur noch als Kaiser von Österreich zu betrachten, sah sich Deutschland mit seinen Hoffnungen auf den Norden verwiesen, waren die Blicke seiner Bewohner vor allem nach Berlin, der Hauptstadt des preußischen Staates, gerichtet. Aber erst seit zehn Jahren ist auch Berlin eine Kaiserstadt, die das mehr als tausendjährige Wien an Glanz und Pracht freilich noch nicht erreicht, an Einwohnerzahl jedoch es längst überflügelt hat. Berlin ist jetzt die dritte unter den großen Hauptstädten Europas, von denen London gegen 4 Millionen, Paris 2 Millionen und Berlin schon weit über 1 Million Einwohner zählt. Es fragt sich: Wie war es möglich, daß eine dem Anschein nach so wenig

*) Sie wiegt 1500 Centner und ist aus dem Granitblocke bei Fürstenwalde, der „Markgrafenstein" genannt, gehauen.

**) Von Ludwig Rudolph.

günstig gelegene Stadt mit so außergewöhnlicher Schnelligkeit sich entwickeln konnte?

Als der Burggraf von Nürnberg, Friedrich von Hohenzollern, im Jahre 1415 die Mark Brandenburg übernahm, und man ihm vorstellte, wie bedenklich es sei, das liebliche und anmutige Franken aufzugeben, um die armselige „Erzsandstreubüchse des heiligen römischen Reiches“ dafür einzutauschen, da erwiderte er mit richtigem Scharfblick, ein Land, das so reich an Wasser sei, dürfe keineswegs als arm bezeichnet werden. Die Erfahrung hat bewiesen, daß er recht hatte. Die Lage Berlins ist durchaus nicht so ungünstig, wie man es sich gewöhnlich vorstellt. Nimmt man die Karte von Norddeutschland zur Hand und zieht eine gerade Linie von dem bereits unter Karl dem Großen zum Handelsplatz bestimmten Magdeburg bis nach Danzig, dessen Gründung die Sage bis in die graue Vorzeit des Altertums verlegt, so geht dieselbe fast genau über Berlin. Dasselbe geschieht, wenn man Leipzig mit Stettin, und ebendasselbe, wenn man Breslau mit Hamburg verbindet. Alle diese Städte waren im 9. und 10. Jahrhundert entstanden; außerdem aber hatte Heinrich I. eine Menge seiner Dienstmannen auf die Markgegenden verwiesen, um daselbst Niederlassungen zu gründen, die zunächst als Militärkolonieen auf erobertem Boden dienen sollten. Berlin liegt also in dem Kreuzungspunkte dreier Hauptstraßen, die von S.W. nach N.O., von S. nach N. und von S.O. nach N.W. führen, Straßen, die durch die Wasserläufe der Elbe und der Oder mit den dazugehörigen Nebenflüssen bedingt werden. Und sieht man sich nun die nachmals von dem Großen Kurfürsten und von Friedrich dem Großen geschaffenen Kanalverbindungen an, den Müllroser- oder Friedrich-Wilhelms-Kanal, welcher die Oder mit der Spree, den Finow-Kanal, welcher die Oder mit der Havel verbindet, und den Plauenschen Kanal, welcher die Schiffahrt auf Elbe und Havel zwischen Magdeburg und Berlin so wesentlich abkürzt, so muß man gestehen, daß ein ähnlicher Kreuzungspunkt in ganz Deutschland nicht wieder zu finden ist, und zwar um so mehr, als die Hauptadern dieses Wassersystems zwei verschiedenen Meeren, der Ostsee und der Nordsee zuströmen.

Auch der Boden, welcher Berlin umgiebt, ist keineswegs so trostlos und unfruchtbar, wie er gewöhnlich geschildert wird. Zunächst ist er durchaus nicht vollkommen eben. Von dem im Norden der Stadt gelegenen Windmühlenberge, der allerdings nichts weiter als ein Vorsprung des die Mark durchziehenden Lehmplateaus ist, erstreckt sich die nahe an 30 m über der Spree gelegene Fläche auf der ganzen Ostseite bis zu dem am Südrande gelegenen Kreuzberg hin, dessen Gipfel doch wenigstens 66 m über dem Meeresspiegel liegt. Ein rein sandiger Boden findet sich nur in den nach N.W. hin gelegenen Rehbergen; sonst besteht er vorwiegend aus Lehm und Sand, einer Mischung, die zum Ackerbau gar wohl geeignet ist. Eben so wenig fehlt es an Torflagern, wie auch an Wiesen- und Sumpfboden, so daß die Klage über Mangel an Abwechselung sich in der That schwer rechtfertigen läßt. Der Boden ist somit im allgemeinen viel besser als sein Ruf,

und man braucht nur die Wochenmärkte Berlins zu besuchen, um sich zu überzeugen, daß die Gemüse- und Blumenzucht, die in der nächsten Umgebung der Stadt betrieben wird, außerordentlich ergiebig ist, wie denn auch die in weiterer Entfernung gelegenen Ackerfelder der märkischen Landwirtschaft ein durchaus günstiges Zeugnis ausstellen.

In letzterer Beziehung kommt dem Fleiße der Bewohner ein Klima zu statten, das eine glückliche Mitte zwischen dem feuchten Küstenklima und dem rauhen Gebirgsklima hält. Bei einer mittleren Jahreswärme von 7,1 ° R. kann die des Sommers auf 14,5 °, die des Winters auf 0 ° angenommen werden. Sommertage, an denen die Hitze über 20 ° steigt, kommen im ganzen nur selten vor, und eine Winterkälte zwischen —12 und 20 ° R. beschränkt sich auf wenige Ausnahmefälle. Der Grund hiervon ist in den Wäldern zu suchen, die nach den verschiedensten Richtungen hin der Umgegend einen ganz anerkennenswerten Reiz verleihen. Im N.W. die Jungfernheide, im W. der Tiergarten, im S.W. der Grunewald und im S.O. die Hasenheide, sie bilden mit ihrer Belaubung eine bedeutende Fläche ausstrahlender Wärme, die eine hinreichende Abkühlung und Verdichtung der in der Atmosphäre befindlichen Wasserdämpfe und somit eine ausreichende Wolkenbildung zur Folge hat. An feuchten Niederschlägen ist daher durchaus kein Mangel, und zwar um so weniger, als westliche Winde zu den vorherrschenden gehören. Übrigens liegt Berlin in der Region des Kampfes, die dem Drehungsgesetz der veränderlichen Winde unterworfen ist, so daß den Bewohnern ein angenehmer Wechsel zwischen trüben und heiteren Tagen, im ganzen aber eine milde Witterung geboten wird. Die Lage ist also eine entschieden gesunde, wenigstens besser als die aller übrigen großen Städte in Deutschland.

Ist Berlin somit für den Mangel an Bergen hinlänglich entschädigt, so wird es uns nicht mehr wundern, wenn Handelsleute, die ihre Verkehrswege allezeit lieber durch die Niederungen als über die Höhen nehmen, in unsern märkischen Gegenden gern verweilten, unter günstigen Umständen vielleicht gar sich hier niederließen. Und so ist denn das ehemalige Fischerdorf eine Handels- und Fabrikstadt ersten Ranges geworden, die mit allen umliegenden Orten durch wohlgepflegte Chausseeen in Verbindung steht, die ihre eisernen Schienenwege in langen Strahlen bis an die äußersten Grenzen unseres Vaterlandes sendet, die gegenwärtig in dem 127 Kilometer entfernten Stettin ihren Ostsee-, in dem doppelt so weit abliegenden Hamburg ihren Nordseehafen hat, zwei Punkte, die vermittelst der Dampfkraft in wenigen Stunden zu erreichen sind. Ist und bleibt nun auch Wien die glänzende Metropole eines romantischen Berg- und Binnenlandes, so ist Berlin dafür die Hauptstadt eines weitgedehnten Strom- und Küstenlandes, dem gegenwärtig die ganze Welt offen steht.

Sehen wir jetzt zu, wie unsere moderne Kaiserstadt sich allmählich entwickelt hat. Ihre Geschichte reicht allerdings bis in das frühe Mittelalter hinein, von dem Charakter einer städischen Existenz jedoch war damals noch

keine Rede. Zur Zeit Albrechts des Bären, des Begründers des Hauses Brandenburg, der in der Mitte des 12. Jahrhunderts das Havelland und die Priegnitz besetzte, war Köpenick der bedeutendste Ort an der Unterspree. Aber 12 Kilometer unterhalb dieses Fleckens teilte sich dieselbe in zwei Arme, die eine Insel bildeten. Auf dieser lag das wendische Fischerdorf Cöln, auf dem rechten Ufer das Dorf Berlin. Der cölnische Fischmarkt und die Fischerstraße erinnern noch heut daran, daß hier die Bewohner beider Ufer ihre Netze auswarfen, um einem reinen und klaren Wasser ihren Unterhalt abzugewinnen. Die Spree, welche jetzt am Oberbaum eine Breite von 130 m hat, war damals viel breiter, und unser Mühlendamm die älteste Überbrückung, welche die beiden Dörfer miteinander verband. Nachdem aber der Ort mit deutschen Ansiedlern besetzt worden war, wurden die Ufer der bis an die heutige Poststraße reichenden Spree durch eine lange hölzerne Brücke, die jetzige Kurfürstenbrücke, mit einander verbunden. Vor 700 Jahren also, wo andere Orte Deutschlands, wie Augsburg, Regensburg und Ulm, längst als große Verkehrsstädte blühten, war Berlin nichts als ein Dorf. Die wendischen Bewohner von Cöln verehrten den heiligen Petrus als ihren Schutzpatron, dem sie auf dem heutigen Petriplatze ein Kirchlein erbaut hatten, während die Berlins, die vorzugsweise aus deutschen Ansiedlern bestanden, dem Schutzpatron der Kaufleute, dem heiligen Nikolaus, eine Stätte der Anbetung, die heutige Nikolaikirche, errichteten. Beide Gebäude waren aus Quadern von erratischen Blöcken ausgeführt, demselben Stoff, aus welchem später die Thore und die Stadtmauern bestanden, ein Beweis, daß die Einwanderung, durch welche Berlin sich so schnell vermehrt, von Süden, von der Oberspree her, gekommen sein muß, wo diese Bauart allgemein verbreitet war. Wo die Urkunden schweigen, müssen die Steine reden. Den späteren Backsteinbau verdankt Berlin den von Westen her eingewanderten Niederländern.

Ging der Charakter des Dorfes nun auch allmählich in den einer Stadt über, so waren doch nicht nur Köpenick, sondern auch Brandenburg, Stendal, Salzwedel und andere märkische Orte weit bedeutender. Erst unter dem askanischen Markgrafen Otto IV., welcher die Niederlausitz mit der Mark Brandenburg vereinigte, schlossen Cöln und Berlin ein engeres Bündnis, so daß von 1307 ab die Verwaltung beider Städte in die Hände eines gemeinsamen Rates gelegt war, zu welchem Zwecke auch ein besonderes Rathaus in der Nähe des Molkenmarktes erbaut wurde. Zufolge seiner ziemlich unabhängigen Stellung schloß sich Berlin der seit länger als einem Jahrhundert bestehenden Hansa an, und wurde nunmehr das Haupt des märkischen Städtebundes. So waren die Verhältnisse, als im Jahre 1415 Friedrich I. erschien, um sich als Kurfürst huldigen zu lassen. Aber nur durch einsichtsvolle Klugheit gelang es ihm, daß die Stadt ihm Treue gelobte, indem sie sich gleichwohl das Recht vorbehielt, ihm den Eintritt in ihre Thore zu verweigern, wenn er etwa mit Kriegsvolk erschiene. Als jedoch unter seinem Nachfolger Friedrich dem Eisernen, Zerwürfnisse zwischen beiden

Städten ausbrachen, wurden diese auf Anordnung des Landesherrn von einander getrennt und 1442 der Grund zu einer Burg in Cöln an der Spree gelegt, die den Ausgangspunkt für den nachmals erfolgten Bau des königlichen Schlosses bildete. Die Kurfürsten selbst hatten ihre Residenz bald hier, bald da, zumeist aber in Spandau, und wenn sie nach Berlin kamen, so wohnten sie in dem sogenannten „Hohen Hause“, dem jetzigen Lagerhause in der Klosterstraße Nr. 75 und 76, wo auch Friedrich I. gehuldigt worden war. Übrigens blieb die Stadt noch lange unbedeutend. Wer möchte es glauben, daß Berlin vor 400 Jahren nur drei Thore und roh aufgeführte Mauern mit doppelten Gräben hatte. Zu den beiden schon genannten Kirchen, der Petri- und der Nikolaikirche, waren nur noch zwei, die Marien- und die Klosterkirche, hinzugekommen, die dem Bedürfnis von etwa 12,000 Einwohnern genügten. Die Giebel der Häuser waren nach vorn gerichtet, und von den vor den Thüren angebrachten Bänken fiel der Blick auf unsaubere Straßen, die des Abends durch hier und da angebrachte Feuerbecken beleuchtet wurden. In spärlicher Verteilung erblickte man dieselben auf rohen Pfählen, und Wächter gingen umher, um sie mit Kien zu versorgen. Für Kranke war nur eine einzige Apotheke vorhanden. Von Gasthöfen war gar nicht die Rede; es gab nichts anderes als sogenannte Ausspannungen, in denen Reisende ein Unterkommen fanden. Hohe Herrschaften wurden von dem Magistrat auf dem Rathause beherbergt.

Eine bedeutende Änderung der Verhältnisse trat mit Johann Cicero (1486—99) ein. Hatten die anhaltischen Markgrafen ihr Hoflager teils zu Salzwedel, Stendal und Tangermünde, die Kurfürsten meist zu Spandau gehalten, so nahm er jetzt seinen beständigen Wohnsitz auf der Burg zu Cöln an der Spree, dem Teil des Schlosses, der noch heut der Burgstraße gegenüberliegt. Mit dieser Veränderung trat auch ein Wachsen des inneren Wohlstandes, und hiermit ein Gefallen an den Freuden eines behaglichen Lebens ein. Auf der Stechbahn sah man die Adligen sich mit Turnieren und Lanzenbrechen beschäftigen, während die Bürger und Zünfte ihre Fastnachtsspiele und Mummereien hatten. Von Liebe zu den Wissenschaften aber war noch wenig zu merken, fehlte es Berlin doch an jeder höheren Lehranstalt. Erst 1506 wurde von Joachim I. eine Universität zu Frankfurt a. O. gestiftet, deren Lehrer meist aus Leipzig und Tübingen berufen wurden, zum Teil aber auch geborene Märker waren. Das rasche Aufblühen der jungen Anstalt übte auch auf Berlin seinen Einfluß. Wenigstens wurde 1516 als oberstes Gericht im Lande ein Kammergericht eingesetzt, das seine Sitzungen dreimal jährlich in dem Schlosse zu Cöln und einmal zu Tangermünde hielt. Unter Joachim II. (1535—71), der sich durch den Bau vieler Schlösser zu Berlin, Potsdam und Köpenick bemerklich machte, war die verschwenderische Prachtliebe des Hofes allerdings nicht ohne nachteiligen Einfluß; andererseits aber war es von Bedeutung, daß Berlin i. J. 1539 durch Christian Weiß aus Wittenberg seine erste Druckerei erhielt und daß in demselben Jahre in allen seinen Kirchen die Reformation eingeführt

wurde, eine Feier, bei der Propst Buchholzer, ein Schüler Luthers, in der Nikolaikirche die Einweihungsrede hielt.

Zur Zeit des Überganges aus dem 16. in das 17. Jahrhundert tragen zwei treffliche Fürsten den Kurhut. Der erste war der sparsame Johann Georg (1571–98), welcher sich bemühte, die den Marken unter seinem Vorgänger aufgebürdete Schuldenlast zu tilgen, unter dem ferner i. J. 1574 das erste Gymnasium, das zum Grauen Kloster, errichtet wurde, und der auch für eine bessere Polizei und für Nachtwachen sorgte. Eben so war Joachim Friedrich (1598–1608) teils wegen seiner Mäßigung und Gerechtigkeitsliebe, teils wegen seiner Umsicht und Festigkeit allgemein geschätzt; besonders aber erwarb sich seine Gemahlin Katharina die Gunst der Berliner Hausfrauen, indem sie aus ihrer eigenen Meierei Milch, Butter und Käse auf dem Molkenmarkte feil bieten ließ.

Unter Johann Sigismund (1608–19), der 1613 zur reformierten Kirche übertrat, was Veranlassung zu blutigen Auftritten zwischen Lutheranern und Reformierten gab, geschah wenig für das Emporkommen Berlins, und noch weniger unter dem schwachen Georg Wilhelm (1619–40), wo der dreißigjährige Krieg das Land zerrüttete und seine Hauptstadt entvölkerte. Von 20,000 Einwohnern waren i. J. 1648 nur 6000 übrig geblieben. Es gab mehr leere als bewohnte Häuser; die meisten waren aus Holz erbaut und mit Schindeln, vielleicht gar mit Stroh gedeckt. Lehmschornsteine bildeten den einzigen Schutz gegen Feuersgefahr; Schweinekoben an der Straßenseite gewährten eine Vorstellung von der im Innern herrschenden Wirtschaft. So sah es in Berlin aus, als der Große Kurfürst mit seiner Gemahlin Luise Henriette einzog. Bald aber begann ein neues Leben. Gleich in den ersten Jahren seiner Regierung wurde neben der an der Spree befindlichen Burg ein Lustgarten angelegt, um die Küchengewächse, die man mit großen Kosten aus Hamburg, Braunschweig, Erfurt und Leipzig verschreiben mußte, an Ort und Stelle zu ziehen. Hier war es auch, wo im Jahre 1649 auf Veranlassung der aus Oranien stammenden Kurfürstin die ersten Kartoffeln gezogen wurden, die bald darauf ihren Weg in die adligen Gärten nahmen, um von dort aus ein Gegenstand der Landwirtschaft zu werden, der dem Getreidebau jetzt fast ebenbürtig zur Seite steht. Unmittelbar an den kurfürstlichen Küchengarten grenzten Heide und Wald; es war unser Tiergarten, der von S.W. her bis an den Dönhofsplatz reichte. Der sogenannte Lützower Weg führte mitten hindurch, und es war hier gar nichts Seltenes, daß die kurfürstlichen Wagen mit einer Herde Schweine in höchst bedenkliche Berührung gerieten.

Solchen Zuständen mußte abgeholfen werden. Verunreinigung der Straßen wurde bei Strafe des Prangers untersagt; die Pfähle mit den Kienpfannen verschwanden, die Stadt wurde durch Laternen erleuchtet, eine Einrichtung, deren Kosten sich damals auf 5000 Thaler beliefen, während die Unterhaltung selbst jährlich 3000 Thaler betrug. Auch auf die Bauten wurde Einfluß geübt. Der schmale unansehnliche Gang, welcher als Mühlen-

damm Cöln mit Berlin verband und zu beiden Seiten mit hölzernen Krambuden besetzt war, mußte einem massiven Baue mit Arkaden weichen, über denen ein Saal den Kaufleuten als Versammlungsort für ihre Geschäfte diente. Beide Städte waren noch von Wallmauern und Festungsgräben eingeschlossen; durch Aufnahme der von Ludwig XIV. ausgewiesenen französischen Flüchtlinge aber wuchs die Stadt. Auf dem linken Spreeufer entstand der Friedrichswerder, dessen erstes Haus das gegenwärtige Kommandanturgebäude war, und seit 1673 zwischen dem Lützower Wege und der Spree die Neustadt, die nach des Kurfürsten zweiter Gemahlin, Dorothea von Holstein-Sonderburg, Dorotheenstadt genannt wurde. Die nach Westen fließende Spree bildete die Nordgrenze der Stadt; die jetzige Dorotheenstraße hieß noch in dem ersten Drittel dieses Jahrhunderts die „Letzte Straße". Der von oben herab geübte Einfluß war allerdings von langsamer Wirkung, doch merkte man wenigstens an einzelnen Häusern der Stadtadligen oder ratsfähigen Geschlechter das Aufdämmern der Morgenröte einer neuen Zeit. Die französischen Flüchtlinge, welche neue Gewerbszweige mitbrachten, ließen sich so zahlreich nieder, daß der zehnte Einwohner ein Franzose war; bei dem Ableben des Großen Kurfürsten hatte Berlin wieder seine 20,000 Einw.

Dem Begründer der brandenburgisch-preußischen Macht folgte sein Sohn Kurfürst Friedrich III., dessen Prachtliebe vor allem auf Erweiterung und Verschönerung seiner Residenz gerichtet war. Zunächst wurde die aus Holz bestehende Lange Brücke in eine aus Quadersteinen erbaute umgewandelt und der Bau des kurfürstlichen Schlosses fortgesetzt. Die von Friedrich dem Eisernen angelegte Burg war bereits von Joachim II. zu einem Schloß erweitert und bis an die „Breite Straße" fortgeführt worden. In gleicher Weise waren Johann Georg und Joachim Friedrich an der Schloßfreiheit, und der Große Kurfürst nach der Lustgartenseite hin thätig gewesen; es waren aber verschiedene Gebäude ohne rechten Zusammenhang. Diesen herzustellen war jetzt die Aufgabe des Baumeisters Schlüter, der die Gesamtheit der vorhandenen Schlösser zu dem ehrwürdigen Palaste verband, den wir gegenwärtig mit dem Namen des Königlichen Schlosses bezeichnen. Aber nicht nur dem Bedürfnis wollte Friedrich genügen; es kam ihm auch darauf an, den Kunstsinn zu pflegen. Im Jahre 1695 begann er deshalb den Bau des Zeughauses nach Nehrings Entwurf, um ein stattliches Rüsthaus zur Aufnahme von Waffen und Trophäen zu haben. Der letzteren Bestimmung gemäß wird der Prachtbau, der allgemein als der vorzüglichste in ganz Europa gilt, gegenwärtig in eine Ruhmeshalle für die preußische Armee umgewandelt.

Mit dem Jahre 1701, wo Friedrich sich zu Königsberg die Krone aufsetzte, wurde Berlin ein Königssitz, der seinen würdigsten Schmuck in der Bildsäule erhielt, welche der dankbare Sohn, jetzt König Friedrich I., seinem erhabenen Vater setzen ließ. Auf der Langen Brücke, die von 1703 ab Kurfürstenbrücke genannt wurde, thront das von Schlüter modellierte, von Jakobi in Erz gegossene Standbild, hoch zu Roß, das Auge stolz und kühn

dem Königlichen Schlosse zugewandt, den Feldherrenstab in der Hand, wie er einem Helden gebührt, der so viele Schlachten geschlagen, und siegreich aus denselben hervorgegangen war. Und was haben die vier gefesselten Sklaven zu bedeuten, die das Fußgestell umgeben? Als Ludwig XIV. von Frankreich den Frieden zu Nimwegen abgeschlossen hatte, ließ er eine Statue anfertigen, die ihn selbst darstellte, wie er auf den Nacken von vier gefesselten Sklaven trat. Durch deutliche Attribute waren dieselben als der deutsche Kaiser, als Spanien, als Holland und als der brandenburgische Kurfürst gekennzeichnet. Solchem Übermute gebührte eine Antwort. Berlin besitzt sie in den die Hände ringenden Sklaven, die sehnsuchtsvoll zu dem Großen Kurfürsten als ihrem Befreier emporblicken, statt der französischen also die preußische Auffassung des fürstlichen Berufes. Mit der Verschönerung der ehemals kurfürstlichen Residenz hielt die Erweiterung jetzt gleichen Schritt. Neue Stadtteile, wie das Spandauer Viertel im Norden, das Stralauer Viertel im Osten, und die zwischen beiden gelegene Georgenstadt, die jetzige Königsstadt, erhoben sich auf dem rechten Spreeufer; auf dem linken wurde zur Anlegung der Friedrichsstadt der Anfang gemacht. Im Jahre 1709 wurden Berlin und Cöln unter einen und denselben Magistrat gestellt; die Einwohnerzahl war jetzt auf 50,000 gestiegen.

Auch Friedrich Wilhelm I. war ein baulustiger Herr, dabei aber ein Feind aller unnützen Pracht, der nur Sinn für strenge Ordnung und Sparsamkeit hatte. Eine seiner ersten Unternehmungen war der Ausbau der Friedrichsstadt, um den ihres Glaubens wegen verfolgten böhmischen und salzburgischen Einwanderern ein Unterkommen zu verschaffen. Wer irgend Geld hatte, mußte bauen, aber schnurgerade, alles in Reihe und Glied, wie seine Soldaten; daher das schachbrettähnliche Bild, welches die Friedrichsstadt auf dem Plane von Berlin darbietet. Minister, hohe Staatsbeamte und Militärpersonen führten stattlichere Gebäude in der Wilhelmsstraße auf. Auch andere Stadtteile, besonders die Neustadt und die Spandauer Vorstadt, wurden erweitert, die Börse von dem Mühlendamm nach dem Lustgarten verlegt und verschiedene neue Kirchen aufgeführt. Von Prachtbauten wollte er nichts wissen, nur das Schloß wurde vollendet. Hier wohnte er selbst nach der Seite des Lustgartens hin, den er in einen Paradeplatz hatte umschaffen lassen, um sich von seinen Fenstern aus an dem Exerzieren seiner großen Soldaten zu ergötzen. Alles sollte praktischen Zwecken dienen, deshalb wurde auch in dem Lagerhause eine große Tuchfabrik angelegt, die das ganze Heer mit Kleidungsstücken zu versorgen hatte. Die neu erbauten Stadtteile wurden mit einer massiven Mauer umgeben, für Pflasterung der Straßen gesorgt und die Lindenallee verlängert. Handwerker mußten vom Lande in die Stadt ziehen; denn nur dem Gewerbfleiß war er günstig gesinnt. Von Künsten und Wissenschaften wollte er nichts wissen; der Medizin war er nur deshalb nicht abgeneigt, weil sie ihm tüchtige Wundärzte für seine Armee bildete, weshalb er auch die Charité gründete, die gegenwärtig täglich an 1800 Kranke verpflegt. Von Wichtigkeit ist es, daß er den Schulzwang

einführte, um die Volksbildung zu einer allgemeinen zu machen und sich fromme, fleißige und gehorsame Unterthanen heranzuziehen. Soldaten von strammer Haltung; Bürger, die in Zucht und Ehrbarkeit ihren Geschäften nachgingen; und Marktweiber, die neben dem Feilhalten ihres Krams mit Stricken oder Nähen beschäftigt sein mußten — das war das Bild, welches Berlin zu jener Zeit darbot. Als Friedrich Wilhelm starb, hinterließ er einen Staatsschatz von 9 Millionen Thalern und, was noch wichtiger war, einen Thronerben, dessen hohe geistige Anlagen durch strenge Erziehung ausgebildet, in ganz Europa ihresgleichen suchten.

Friedrich der Große, der Philosoph auf dem Throne, hielt sich nur selten in Berlin auf. Er lebte lieber in Potsdam, besonders in dem ruhigen Sanssouci, wo er sich mit einem Kreise geistreicher Männer umgab. Nichtsdestoweniger war er bemüht, das Werk seiner Vorgänger fortzusetzen und Berlin zu dem hohen Range einer Weltstadt zu erheben. Zur Erreichung dieses Zweckes erbaute er zunächst das Opernhaus, für welches die darstellenden Künstler aus Italien verschrieben wurden, während das Schauspiel sich mit einer großen Bude auf dem Gendarmenmarkte behelfen mußte. Aber freilich war es auch nur eine herumziehende Gesellschaft, die dem Berliner Bürgersmann hier ihre Possen darbot, in denen der Hanswurst stets eine Hauptrolle spielte. Nach Beendigung der beiden schlesischen Kriege ging Friedrich zunächst an eine Umwandlung der Stadt. Die nicht mehr zeitgemäßen Wälle wurden beseitigt, das Spandauerthor abgebrochen und dafür der nach dem Kommandanten, dem Grafen von Hacke, benannte Platz, der Hackesche Markt angelegt. Eine Einwanderung armer Zimmerleute aus dem sächsischen Voigtlande hatte die Erbauung eines neuen Stadtteiles vor dem Rosenthaler und dem Hamburger Thore zur Folge, der fast ein Jahrhundert lang das Gepräge der Dürftigkeit und des Elends an sich trug, wovon jetzt freilich keine Spur mehr übrig ist.

Stattlicher dagegen begann i. J. 1754 der Bau eines Palais für den Bruder des Königs, den Prinzen Heinrich, gegenwärtig das Universitätsgebäude. Bald aber brach der siebenjährige Krieg aus, welcher der Durchführung weiterer Pläne Halt gebot. Obwohl die meisten Schlachten dieses Krieges fern im Südosten, auf schlesischen und böhmischen Gefilden geschlagen wurden, so blieb doch Berlin von Überfall und Plünderung nicht verschont. Zweimal, 1757 und 1760 sah es Österreicher und Russen vor seinen Thoren und mußte die Schonung seiner Bürger und ihres Eigentums teuer erkaufen. Als die Leidenszeit jedoch vorüber war und Friedrich Zeit gewann, sich seines edlen Wortes zu erinnern: „Ich bin der erste Diener meines Staates“ — da war es seine erste Aufgabe, die Wunden zu heilen, die der Krieg seinem Lande, die er auch Berlin geschlagen hatte. Mit wahrhaft königlicher Freigebigkeit kam er nicht nur der Bürgerschaft zu Hilfe, sondern führte nun auch eine große Anzahl öffentlicher Gebäude auf, wie das Akademiegebäude, die Domkirche, die Hedwigskirche, die Bibliothek, die Türme auf dem Gendarmenmarkt, das Invalidenhaus, das Kadettenhaus in der Neuen Friedrichs-

straße, eine Menge von Kasernen, Magazinen und Brücken, Arbeiten, die Tausende von fleißigen Händen in Bewegung setzten, so daß in Zeit von fünf Jahren über eine Million Thaler an Baugeldern verausgabt wurden. Auch seiner Feldherren wurde nicht vergessen. An den vier Ecken des Wilhelmsplatzes erhoben sich die Standbilder von Schwerin, Seydlitz, Keith und Winterfeld, denen später die von Ziethen und Leopold von Dessau hinzugefügt wurden. Kein Wunder also, daß der König, wenn er in Berlin sich sehen ließ, von alt und jung jubelnd begrüßt wurde, so daß sein Schimmel oft nur mit äußerster Anstrengung vorwärts kam. Die letzten Tage seines Lebens brachte er auf Sanssouci zu. Als er am 17. August 1786 seine Augen schloß, hatte sich die Zahl der Häuser Berlins um mehr als 1200 vermehrt, eine Menge armseliger Hütten hatte sich in Paläste umgewandelt, und die Zahl der Bewohner war von 93,000 auf 150,000 gestiegen; seinem Nachfolger aber hinterließ er ein wohlgerüstetes Heer von 200,000 Mann und einen Schatz von 70 Millionen Thalern.

Unter der nur elfjährigen Regierung seines Neffen, Friedrich Wilhelms II., der durch die beiden Teilungen Polens einen Länderzuwachs von 2000 □Meilen gewann, dessen Kultivierung aber auch viele Kosten verursachte, konnte von einer namhaften Erweiterung der Residenz nicht die Rede sein. Indessen hat dieselbe unter seiner Regierung einen Prachtbau erhalten, der sich eines europäischen Rufes erfreut, es ist das Brandenburger Thor, von welchem aus der Blick die ganze 1 Kilometer lange Lindenallee bis zu dem Standbilde Friedrichs des Großen reicht.

Von umfassenderer Bedeutung wurde die 43jährige Regierung seines Sohnes, Friedrich Wilhelms III. Sehr einfach erzogen, in seiner Jugend selbst knapp gehalten, liebte er, nachdem er sich mit der Prinzessin Luise von Mecklenburg-Strelitz vermählt, ein stilles Familienleben auf seinem Gute Paretz im N.O. von Potsdam. Als aber nach einem Jahrzehnt drohende Wetterwolken von Westen heraufzogen, und ihm infolge der unglücklichen Schlacht bei Jena der größte Teil seines Landes verloren ging, schien es, als würde Preußen sich nicht wieder erholen können. Und auch Berlin wurde beim Anblick seines schönen Brandenburger Thores, dessen Siegesgöttin der übermütige Corse Napoleon I. nach Paris entführt hatte, fortdauernd an die ihm angethane Schmach erinnert. Indessen war Preußen durch den i. J. 1807 geschlossenen Frieden von Tilsit zwar tief gedemütigt, aber keineswegs entmutigt. Die Gründung der Universität zu Berlin, welcher der König das Palais des Prinzen Heinrich überwies, und die im Jahre 1810 eröffnet wurde, sollte dem Staate an innerer Kraft ersetzen, was er an äußerem Umfang verloren hatte. Leider war der König wenige Monate zuvor von einem schweren Verlust heimgesucht worden, den das ganze Land mit ihm aufs tiefste empfand, es war der Tod der allgemein geliebten und hochverehrten Königin Luise.

Aber wie der einzelne Mensch oft im tiefsten Schmerze neuen Mut schöpft und neue Kräfte sammelt, so erwuchs auch hier aus dem innigen Zu-

sammenhalten von Fürst und Volk ein neues Leben. Durch die äußerste Sparsamkeit in der Staatsverwaltung, durch die von Scharnhorst ins Leben gerufene Neubildung des preußischen Heeres, durch die von dem Freiherrn v. Stein geschaffene Städteordnung, die dem Bürger in Verbindung mit der Gewerbefreiheit das Bewußtsein größerer Selbständigkeit verlieh, wurde es möglich, die Befreiung des Vaterlandes von dem fremden Joche vorzubereiten. Was Berlin in den Jahren 1813—15 an innerer Erregung, an bangen Befürchtungen, an feurigen Wünschen, an frohen Hoffnungen in sich gehegt und erfahren, davon kann die Geschichte nicht anders als mit der lebhaftesten Begeisterung berichten, und nachdem es dem König vergönnt war, in seine Staaten zurückzukehren, war es eine seiner ersten Thaten, den im ruhmvollen Kampfe gefallenen Söhnen des Vaterlandes ein Denkmal zu errichten. Auf dem höchsten Punkte am Südende der Stadt erhebt sich seit dem Jahre 1821 die in gotischem Stile errichtete Spitzsäule, welche das Andenken an die verschiedenen Schlachten der Freiheitskriege lebendig erhält.

Demnächst war des Königs Sorge der Erweiterung und Verschönerung seiner Hauptstadt gewidmet. Während er selbst dem Zeughause gegenüber in einem ziemlich schlichten zweistöckigen Gebäude wohnte, das er mit dem zur Seite liegenden Prinzessinpalais nur durch einen Schwibbogen verbinden ließ, gelang es ihm durch äußerste Sparsamkeit die nötigen Mittel für die Förderung von Kunst und Wissenschaft, für die Belebung von Handel und Wandel zu beschaffen. Statt des im Anfange des Jahrhunderts auf dem Gendarmenmarkte erbauten, i. J. 1817 aber abgebrannten Schauspielhauses wurde der nach Schinkels Entwürfen angelegte Prachtbau aufgeführt, der noch gegenwärtig als Tempel der dramatischen Kunst zu den edelsten Bauwerken gehört, die Berlins Plätze schmücken. Zwischen dem Zeughause und der Universität wurde von demselben Meister die neue Königswache in Form eines altrömischen Castrums erbaut und zu jeder Seite derselben eine Marmorbildsäule, nämlich die von Scharnhorst und Bülow, und ihnen gegenüber Blüchers Standbild in Erz errichtet. Das häßliche Holzgeländer der Lindenallee verschwand, um einer Barriere aus steinernen, durch Eisenstangen verbundenen Pfeilern Platz zu machen. Den schönsten Schmuck aber erhielt die Residenz durch das dem Schlosse gegenüber aufgeführte Museum, dessen Bau im Jahre 1828 vollendet, und dessen Besuch dem Publikum seit dem 3. August 1830 gestattet wurde. Die Umwandlung des wüsten Paradeplatzes in einen wirklichen Lustgarten, zu welchem statt der ehemaligen Hundebrücke schon seit dem Jahre 1823 die stattliche Schloßbrücke führte, war die nächste Folge dieser Schöpfung. Dem Baumeister Schinkel aber, welchem die Stadt auch die prächtige Bauakademie verdankt, wurde vor diesem letzteren Gebäude nachmals (i. J. 1869) eine Bildsäule errichtet, und zwar zwischen den Standbildern Thaers, des Begründers eines wissenschaftlichen Betriebes der Landwirtschaft, und Beuths, des um Gewerbfleiß und Handel so hoch verdienten Mannes, die hier schon früher ihre Stelle gefunden hatten.



Das Neue Museum in Berlin.

Wurde die Regierung Friedrich Wilhelms III. somit einer der glänzendsten Zeiträume für die Verschönerung der Stadt, so war sie andererseits auch von Bedeutung für die Erweiterung derselben. Mit der Zunahme der Bevölkerung, die in dem ersten Jahrzehnt nach den Befreiungskriegen von 180,000 auf 200,000 wuchs, mußte die Stadt selbstverständlich größer werden. Am langsamsten geschah dies in dem südöstlichen Teile, der ehemaligen Köpenicker Vorstadt, die jetzt den Namen Luisenstadt führte und welche den Bewohnern noch innerhalb der Ringmauern Getreide- und Kartoffelfelder darbot. Schneller dagegen wuchs die seit der Erbauung der Marschallsbrücke im N.W. sich bildende Friedrich-Wilhelmsstadt heran, welche sich im Jahre 1830 bis an die Charité erstreckte. Und ebenso nahmen die Oranienburger Vorstadt an der nördlichen, so wie die Potsdamer Vorstadt an der südlichen Seite des Tiergartens gar bald einen erfreulichen Aufschwung.

Aber nicht nur größer, auch ansehnlicher und behaglicher wurde die Stadt. Die Erlaubnis zur Stellung von ein Hundert Droschken, die seit dem Jahre 1828 erfolgte Einführung der Gasbeleuchtung, die Verwandlung des Tiergartens in einen Park, und 1838 die Anlegung der ersten Eisenbahn, welche die Hauptstadt mit Potsdam verband, ein neues Verkehrsmittel, das der König selbst indessen unbenutzt ließ — das alles waren Dinge, welche die Aufmerksamkeit der Bevölkerung in hohem Grade fesselten, um so mehr als der Monarch für sich selbst sehr wenig in Anspruch nahm. Wer ihn in der kleinen gelben, mit zwei Pferden bespannten Chaise fahren sah, der hatte keine Ahnung davon, daß der in eine Ecke gelehnte siebzigjährige Herr der Beherrscher eines Landes von mehr als 5000 □Meilen mit 15 Millionen Einwohnern war. Als letzte That seiner Regierung ist der Befehl zur Errichtung eines Standbildes Friedrichs des Großen zu betrachten. Aber selbst schon leidend, konnte er der feierlichen Grundsteinlegung nur von seinem Fenster aus zusehen. Acht Tage darauf, es war am ersten Pfingsttage, den 7. Juni 1840, ging schon am frühen Morgen die Kunde durch die Stadt, daß die Augen des Mannes, der seinem Volke fünfundzwanzig Jahre hindurch den Frieden erhalten, für immer sich schließen würden. Bald umstand denn auch eine in feierlichem Schweigen harrende Menge den ganzen Tag hindurch die Stätte, die von der dritten Stunde des Nachmittags an nicht mehr der Wohnsitz des allgemein verehrten Monarchen, sondern ein stilles Haus der Trauer geworden war.

Vier Monate später trug die Stadt ein anderes Gepräge. Nicht mehr die Trauerfahne war es, die von den Zinnen des königlichen Schlosses herabwehte; einen prachtvollen Thron hatte man an der dem Lustgarten zugewendeten Seite aufgeschlagen, unter dessen purpurner Bedachung Friedrich Wilhelm IV. erschien, um am 15. Oktober die Huldigung der Stände und der Bürgerschaft entgegenzunehmen. Reich begabt, voll hoher Begeisterung für die ihm gestellte Aufgabe, umgab sich der im besten Mannesalter stehende Herrscher alsbald mit den hervorragendsten Größen der Wissenschaft und Kunst. Eins seiner Hauptziele war die Erweiterung und Verschönerung der

Residenz, zunächst allerdings gezwungen durch den am 18. August des Jahres 1843 stattfindenden Brand des Opernhauses, das er, äußerlich nur wenig verändert, im Innern jedoch in völlig neuem Glanze erstehen ließ. Aber schneller als er es gedacht, wurde er in seinen großen Entwürfen gehemmt. Die im Jahre 1848 in Paris ausgebrochene Revolution, welche dem Könige Ludwig Philipp seine Krone kostete, rief auch in Deutschland Bewegungen hervor, welche die Fürsten alles Ernstes an die Wandelbarkeit irdischer Größe erinnerte, und selbst Berlin wurde Zeuge eines beklagenswerten Kampfes, dessen nächste Folge ein Stillstand seiner Entwickelung war, vielleicht gar ein Rückwärtsgehen befürchten ließ. Mit großen Hoffnungen hatte Deutschland auf Preußen geblickt; mit Vertrauen sah es auch jetzt auf dessen Beherrscher, als es die Abgeordneten seiner Nationalversammlung nach Berlin sandte, um Friedrich Wilhelm IV. die deutsche Kaiserkrone anzubieten. Von dem Volke mit Jubel begrüßt, von dem Könige mit huldvoller Freundlichkeit empfangen, mußten sie dennoch unverrichteter Sache wieder umkehren; das Anerbieten wurde abgelehnt. An das alte historische Recht sich haltend, schien es dem Könige bedenklich, die dargebotene Krone aus anderen Händen als aus denen der deutschen Fürsten in Empfang zu nehmen. Ein schöner Traum war somit in Nichts zerronnen. War nun auch die Frucht der vorangegangenen Kämpfe keine andere als die Umwandelung des Staates in eine konstitutionelle Monarchie, und war das Bestreben des Königs seit dem Jahre 1850 weniger auf die Machterweiterung als auf den inneren Ausbau des Staatsgebäudes gerichtet, so wandte er dafür jetzt seine ganze Kraft der Fortentwickelung seiner Hauptstadt zu, deren Centrum sich allmählich in eine wahre Palaststadt verwandelte.

Der dem Museum hinzugefügte Neubau mit seiner stattlichen Säulenhalle, welche gegenwärtig die majestätisch emporsteigende Nationalgalerie umschließt; der dem königlichen Schlosse aufgesetzte Kuppelbau mit seiner reich geschmückten Kapelle, welche sich bei allen Hoffesten öffnet, die mit einer religiösen Feierlichkeit verbunden sind; die allegorischen Marmorgruppen auf der Schloßbrücke, welche den Lebenslauf eines Kriegers darstellen; die Errichtung des unvergleichlichen 13 m hohen Standbildes Friedrichs des Großen, so wie die Aufstellung der Bildsäulen Yorks und Gneisenaus, der treuen Genossen Blüchers, die sich mit Recht an seiner Seite erheben — das und vieles andere erinnert an die liebevolle Fürsorge des kunstsinnigen Monarchen.

Daß die Baulust des Königs in einer Stadt, die binnen wenigen Jahren der Knotenpunkt mehrerer Eisenbahnen geworden war, ihren Einfluß auch auf die Privatbauten üben mußte, lag nahe. Vor allem wandelte sich das ehemals so traurig aussehende Voigtland in eine Fabrikstadt mit einer Unzahl schlanker, hoch emporragender Schornsteine um, welche diesem Stadtteil ein ganz neues Ansehen gaben. Und da die vielen Maschinenbauer für sich und ihre Familien Wohnungen brauchten, so war es bald nötig, selbst Moabit in das Weichbild der Stadt hereinzuziehen. Wie mächtig hier das Wachs-

tum Fortschritt, läßt sich ermessen, wenn man bedenkt, daß die Borsigsche Maschinenbauanstalt im Jahre 1867 ihre 2000ste Lokomotive zur Weltausstellung nach Paris sandte. Ein anderes Gepräge nahm Berlin im Süden und Südwesten an. Auf dem Köpenicker Felde entstand ein ganz neuer Stadtteil mit dem unter königlicher Fürsorge stehenden Krankenhaus Bethanien und acht neuen Kirchen; im Süden des Tiergartens verwandelte sich die mit freundlichen Villen besetzte, nach Schöneberg hinführende Straße wie durch Zaubergewalt in einen Stadtteil, der sich bald zwischen dem Potsdamer und dem Anhaltischen Bahnkörper ausbreitete, und der, da er mit Vorliebe von dem höheren Beamtenstand aufgesucht wird, jetzt allgemein unter dem Namen Geheimeratsviertel bekannt ist.

Bedenkt man nun ferner, daß Berlin im Verlaufe eines Jahrzehnts eine Wasserleitung, die Einrichtung einer militärisch organisierten Feuerwehr, die Verwandlung der Polizei in ein Institut der Schutzmannschaften erhielt; daß die seit 1849 mit dem Standbilde Friedrich Wilhelms III. geschmückten Parkanlagen des Tiergartens jenseit des Hofjägers in wahrhaft künstlerischer Weise fortgeführt wurden und in dem weltberühmten zoologischen Garten ihren Abschluß fanden; überlegt man, wie Eisenbahnen, Post- und Telegraphenwesen teils neugeschaffen, teils ihrer ganzen Einrichtung nach umgestaltet werden mußten; und erwägt man nun schließlich, daß der König nicht nur dem gesamten Heere eine zweckmäßigere und geschmackvollere Equipierung gab, sondern daß er auch durch Ankauf des Jahdebusens an der Nordsee und durch Anlegung eines Kriegshafens den Grund zu einer preußischen Marine zum Schutze des deutschen Seehandels legte: so wird man gewiß geneigt sein, die Regierung Friedrich Wilhelms IV. als eine reich gesegnete und für die Entwickelung Berlins höchst bedeutungsvolle zu betrachten.

Leider war es dem Könige nicht vergönnt, am Abend seines Lebens mit innerer Befriedigung auf die Früchte seines Wirkens hinzublicken. Er, der mit so hohen Entwürfen begonnen, hatte das Unglück von einem Gehirnleiden befallen zu werden, infolge dessen er i. J. 1857 das Regiment den Händen seines Bruders Wilhelm überlassen mußte. Mit stiller Wehmut erblickte man das von Geistesnacht umhüllte Antlitz des Monarchen, wenn er an der Seite seiner treuen Gemahlin durch die Straßen fuhr, bis es für notwendig befunden wurde, ihm in Sanssouci eine noch ruhigere Pflege zu gewähren. Hier verblieb er, bis am 2. Januar 1861 die Auflösung erfolgte. Die Friedenskirche in Potsdam war bestimmt, seinen sterblichen Überresten die letzte Ruhestätte zu gewähren.

Jedenfalls war es eine tiefernste Stimmung, in welcher sein Nachfolger Wilhelm I. den Thron bestieg; war doch ihm selbst das Unglück eine strenge Schule gewesen. Nach neun glücklich verlebten Kinderjahren hatte ihn das harte Los getroffen, die Herrlichkeit des fürstlichen Standes sogleich von seiner Schattenseite kennen zu lernen. Kriegsrüstungen waren die ersten Eindrücke, die er mit Bewußtsein in sich aufnahm. Der Verlust der Schlacht von Jena; die Flucht der königlichen Familie bis an die äußersten Grenzen

ihres Reiches; der frühzeitige Tod einer edlen und innig geliebten Mutter — das waren die schmerzlichen Erfahrungen, die seine Knabenjahre ausfüllten. Und selbst bei der Erhebung des Vaterlandes durfte der noch allzujugendliche Offizier nur Augenzeuge der Bildung neuer Truppenteile, nicht aber Teilnehmer an ihren Kriegs- und Heldenthaten sein. Erst im Alter von 16 Jahren war es ihm vergönnt, unter Blüchers Führung bei Mannheim über den Rhein zu gehen und den Krieg aus eigener Anschauung kennen zu lernen, dem aber bald eine lange Reihe von Friedensjahren folgen sollte.

Nach seiner Vermählung mit Augusta, einer Prinzessin von Sachsen-Weimar, nahm Prinz Wilhelm 1829 seine Wohnung in dem einfachen, aber in edlem Stil erbauten Palais, welches den Endpunkt der Straße „Unter den Linden", unmittelbar am Opernplatze bildet, während er sich einen Sommeraufenthalt auf Babelsberg bei Potsdam einrichtete. Obwohl mit Leib und Seele Soldat, fand er in den nächsten 30 Jahren doch nur vorübergehend Gelegenheit, sich im Felde zu bewähren. Bald nach seiner Thronbesteigung aber wurden ihm drei Kriege aufgenötigt, in denen er zeigen konnte, wie bereit er war, für Preußens Ehre und für Deutschlands Sicherheit das Schwert zu ziehen, und wie geschickt er war, Erfolge zu erringen, die den Ruf seines Namens über den ganzen Erdball tragen sollten. Dank dem Übermute der Dänen wurde Preußen der Besitz von Holstein und Schleswig zuteil; dem hochfahrenden Sinne Österreichs folgte dessen vollständiges Ausscheiden aus Deutschland; der wahnwitzige Angriff Frankreichs trug unserm Vaterlande die Wiedererwerbung von Elsaß und Deutsch-Lothringen, dem Könige selbst i. J. 1871 die Kaiserkrone ein, die er nunmehr aus der Hand der deutschen Fürsten für sich und seine Nachfolger entgegennahm. „Allezeit Mehrer des deutschen Reiches zu sein, nicht an kriegerischen Eroberungen, sondern an Gütern und Gaben des Friedens auf dem Gebiete nationaler Wohlfahrt, Freiheit und Gesittung", das bezeichnete er selbst als die schönste Aufgabe seiner neuen Würde. Der zehnte März, der Geburtstag seiner erhabenen Mutter, war der Tag, an welchem den Bewohnern Berlins von dem nunmehr kaiserlichen Palais aus unter Posaunen- und Trompetenschall der Abschluß des Friedens verkündigt wurde.

Bald darauf war die Residenz Zeuge eines Triumphzuges, wie sie ihn bis dahin noch nicht erlebt; alles was die Stadt an Mitteln zur Verschönerung desselben besaß, wurde aufgeboten, um den Einzug seines Kaisers so festlich wie möglich zu gestalten. Jahr für Jahr hat Berlin seitdem nicht nur den preußischen Landtag, sondern auch den deutschen Reichstag in seinen Mauern sich versammeln sehen. Und sein Kaiser? Was er versprochen, das hat er gehalten, den Frieden gewahrt bis auf diesen Tag, und Frieden gestiftet, wo man geneigt war, sich seinem Ausspruch zu fügen. Zur Förderung der inneren Einheit des Vaterlandes sind Maße, Münzen und Gewicht nach einem neuen Systeme umgestaltet, eine große Anzahl neuer Gesetze und eine Gerichtsverfassung gegeben worden, die Gültigkeit für alle deutsche Gaue hat.

Und was ist nun für Berlin insbesondere geschehen? Daß der 74jährige

Greis, nachdem er so Ruhmreiches für die Fortentwickelung und den Ausbau des Staates vollendet, nicht auf Ausführung großartiger Neubauten bedacht war, wird ihm niemand verargen; im Gegenteil man wird die Bescheidenheit bewundern, mit der er auf die Begründung neuer Schöpfungen verzichtete, um vor allem die Pläne seiner Vorgänger zur Ausführung zu bringen. Zunächst freilich handelte es sich darum, der Dankbarkeit gegen seine großen Feldherren und die Tausende von Tapferen, die in den vielen Kämpfen gefallen waren, einen Ausdruck zu geben. „Das dankbare Vaterland dem siegreichen Heere", so lautet die Inschrift der prachtvollen Denksäule, welche sich in der Mitte des unvergleichlich schönen Königsplatzes erhebt, und deren vergoldete Borussia weithin durch die Siegesallee bis zur Victoriastraße, und andererseits durch die Friedensallee bis zum Brandenburger Thore ihre hellglänzenden Strahlen sendet. Aber auch der Siege und der Friedensthaten seines königlichen Vaters wurde gedacht. Die in dem Lustgarten aufgestellte Reiterstatue erinnert an die Segnungen seiner Regierung, das von ihm selbst errichtete Siegesdenkmal auf dem Kreuzberg wurde mit bedeutenden Kosten gehoben und auf einen mächtigen Unterbau gestellt, um in einem weiteren Umkreise sichtbar zu sein. Seit dem Jahre 1868 ist ferner die in der Mitte des vorigen Jahrhunderts begonnene und 1802 vollendete Stadtmauer mit dem größten Teil ihrer Thore gefallen, deren Stellen schon jetzt dem jüngeren Geschlecht als bedeutungslose Namen erscheinen. Nur der Prachtbau des Brandenburger Thores ist erhalten geblieben und an jeder Seite durch eine offene Säulenhalle erweitert worden, während der an seiner Außenseite liegende halbkreisförmige Platz eine vollständig neue Gestaltung erhalten hat, und der Pariser Platz im Innern auf eine seiner Umgebung würdige Weise umgewandelt worden ist. Endlich hat auch der Belle-Alliance-Platz mit seiner bereits im Jahre 1843 errichteten Friedenssäule einen künstlerischen Schmuck durch die von Fischer, Franz und Enke gefertigten Marmorgruppen erhalten, welche die Völker darstellen, die an der Schlacht bei Belle-Alliance teilgenommen und dem Vaterlande den Frieden erkämpft haben, während die zum Kreuzberg hinführende Thorbrücke mit vier Marmorstatuen geziert ist, die auf Gewerbefleiß Bezug haben.

So ist Berlin geworden, so ist es gewachsen und wächst noch immerfort, durch Erweiterung nach außen, durch Umbau und Verschönerung im Innern. In letzterer Beziehung ist besonders sein stattliches Rathaus zu nennen, dessen Neubau bereits im Jahre 1856 beschlossen, von 1861—69 ausgeführt wurde, und dessen nahe an 74 m hoher Turm eine wahrhaft malerische Zierde bildet. Die älteren Teile im Norden und Osten der Stadt, die fast nur von Gewerbtreibenden bewohnt sind, haben allerdings ein einfaches und ziemlich gleichförmiges Gepräge, wogegen sich die Friedrichsstadt durch Prachtbauten mit Säulen, Giebeln und Erkern höchst vorteilhaft bemerklich macht, während in den westlichen Teilen die vielen Villen mit ihren Nischen, Verbindungshallen und mancherlei Bildwerken einen in der That reichen Schmuck bilden. Mehrere Kirchen, wie die Nikolai- und die Jeru-

salemer Kirche sind in neuester Zeit umgebaut worden und treten unter den 60, dem Gottesdienste gewidmeten Gebäuden jetzt vorteilhaft hervor. Vierzig Brücken führen über die Spree, unter denen sich die Alsen-, die Moltke-, die Kronprinzen- und die Belle-Alliancebrücke besonders auszeichnen, indem sie so hoch gewölbt sind, daß die Schiffe auch bei dem höchsten Wasserstande darunter wegfahren können. An öffentlichen Plätzen, deren viele jetzt mit geschmackvollen Gartenanlagen versehen sind, hat Berlin 58. Außer der durchschnittlich von 3000 Studierenden besuchten Universität besitzt es an Bildungsanstalten 14 Gymnasien, 8 Real- und Gewerbeschulen, 6 öffentliche höhere Töchterschulen, 2 Seminarien, 114 Gemeindeschulen mit mehr als 2000 Lehrern und Lehrerinnen. Neben den beiden königlichen Theatern, dem Opern- und dem Schauspielhause, sorgen noch 15 kleinere Theater und ein Circus für die Erheiterung des Publikums. Das aus 12 Regimentern und vielen kleineren Truppenabteilungen bestehende Militär ist in 16 Kasernen untergebracht. Wir erwähnen hier nur von den militärischen Bildungsanstalten die Artillerie-Schießschule, das Garde-Pionier-Bataillon, das Eisenbahnregiment, die vereinigte Artillerie- und Ingenieur-Schule, die Oberfeuerwerker-Schule, die Central-Turnanstalt. 70 Armen-, Kranken- und Versorgungshäuser bilden für Notleidende und Hilfsbedürftige eine Stätte, die ihnen Nahrung, Kleidung und Obdach gewährt. In den 500 Straßen Berlins befinden sich über 30,000 Gebäude, die einen Mietswert von 60 Millionen Mark darstellen.

Richten wir unsern Blick nunmehr auf die Bevölkerung, deren Zahl sich nach der neuesten Zählung (Dezember 1880) auf 1,122,385 Seelen mit Einschluß des Militärs beläuft, und denken wir daran, daß täglich etwa 100 Personen sterben und durchschnittlich 120 Kinder geboren werden, so steht doch fest, daß nur der geringere Teil der Einwohner als geborene Berliner zu betrachten ist; zwei Drittel wenigstens sind von außerhalb zugezogen. Da der ganze Hof dem Soldatenstande angehört, so hat die Stadt allerdings ein stark militärisches Gepräge, dem indes durch Beamte, Gelehrte, Künstler, Kaufleute, Fabrikbesitzer, Handwerker, Arbeiter und Dienstboten so bedeutend die Wage gehalten wird, daß man eben nur sagen kann: „Tausend fleiß'ge Hände regen, helfen sich in munterm Bund.“ Die Folge hiervon ist ein außerordentlich lebhafter Verkehr, der sich vorzugsweise unter den Linden, in der Friedrichs- und Leipziger Straße, überhaupt aber in allen denjenigen Teilen entwickelt, die durch ihre reichen Läden die Schaulust befriedigen und zum Kaufen anlocken. Denkt man nun an die große Menge von herrschaftlichen Fuhrwerken, an eine Zahl von beinahe 5000 Droschken, 4600 Pferdebahnwaggons, 160 Omnibusse, 300 Thorwagen, an das Gerassel der Last- und Rollwagen, an die vielen Leichenzüge, die zwischen den einzelnen Poststationen kursierenden Briefwagen, an die unter musikalischen Klängen aus- und einmarschierenden Militärzüge, an die gewöhnlich im sausenden Galopp dahinjagende Feuerwehr: so wird man begreifen, daß die Aufstellung von Schutzmannschaften zu Fuß und zu Pferde an vielen Straßen-

übergängen eine dringende Notwendigkeit war. Überlegt man ferner, daß der durch 12 Eisenbahnen herbeigeführte Fremdenverkehr die Massenanhäufung in den belebteren Stadtteilen fort und fort steigern muß, so liegt es nahe, daß weder die um den Kern der Stadt angelegte Ringbahn, noch die an den Grenzen ihres Weichbildes fortlaufende Verbindungsbahn imstande ist, dem Bedürfnis schneller Beförderung vollständig zu genügen. Diesem Zweck wird die im Bau begriffene Stadteisenbahn entsprechen, welche in einer Länge von 7860 m den östlichen mit dem westlichen Teil der Stadt verbindet, deren vier Geleise, auf einem gewölbten Viadukt ruhend, auf Straßen- und Flußüberbrückungen fortgeführt werden und den Anschluß an alle übrigen Verkehrswege bewirken sollen.*)

Aber nicht bloß die äußere Lebendigkeit ist es, welche die Hauptstadt kennzeichnet; Berlin ist auch der Mittelpunkt geistigen Lebens, der Hauptsitz deutscher Wissenschaft. Seine Akademie, seine Schätze an Büchern und Handschriften, seine große Anzahl gelehrter Gesellschaften haben ihm schon längst den Ehrentitel einer Metropole der Intelligenz eingebracht, die deshalb auch zu wiederholten Malen der Sammelpunkt der ersten wissenschaftlichen Berühmtheiten geworden ist.

Die Hauptveranlassung zu der übergroßen Entwickelung ist freilich wohl in der allen Staatsangehörigen gewährten Freizügigkeit zu suchen, die übrigens eine so auffallende Steigerung aller Preise hervorgerufen hat, daß eine Menge von Leuten, die nur von ihrem Gelde lebten, Berlin haben verlassen müssen. Zu einer Übersiedlung ist daher eigentlich kaum zu raten. Nur wer mit Unternehmungslust und Gewandtheit eine ebenso große Arbeitskraft verbindet, der sollte die Residenz mit ihrem unruhigen, hastigen Treiben aufsuchen, nicht aber der Provinz seine Arbeitskraft entziehen, falls ihm jene Eigenschaften nicht vollauf zuteil geworden sind. Die Hoffnung, an einem großen Orte sein Glück zu machen, wird nicht selten bitter getäuscht. Schlaffheit, Trägheit und Bequemlichkeitsliebe finden hier keine Stätte, ja selbst treue und gewissenhafte Pflichterfüllung nur wenig Anerkennung. Arbeits- und Thatkraft dagegen, Talent und Unternehmungsgeist sind dem allgemein verbreiteten Wetteifer willkommene Gäste. Ihnen bietet sich hier ein ergiebiger Boden, während es sich anderswo jedenfalls behaglicher, ruhiger, zufriedener, wenn nicht gar auch gesunder lebt. Daß es neben allem Glanz und aller Pracht auch nicht an bitterer Armut fehlt; daß der häufige Woh-

*) Selbstverständlich enthält die Stadtbahn eine größere Zahl von Bahnhöfen. Sie geht von dem früher niederschlesisch-märkischen Bahnhof aus, welcher zur Aufnahme der neuen Eisenbahn wesentliche Änderungen und Erweiterungen erfahren hat. Die Geleise mußten um etwa 5,5 m höher gelegt werden und die zwischen denselben angeordneten Perrons werden von Tunnels aus, welche von dem Empfangsgebäude ausgehen und quer unter den Geleisen liegen, durch Treppen erstiegen. Der Gepäck- und Postverkehr bewegt sich ebenfalls unter den Geleisen in besonderen Tunnels, und 14 hydraulische Aufzüge befördern die beladenen Gepäckkarren vom Niveau der Tunnelsohle auf die Perrons und umgekehrt. Die Bahnhöfe, welche gleichfalls hauptsächlich dem Lokalpassagierverkehr dienen werden, sind gegenwärtig noch im Bau begriffen. (D. H.)

nungswechsel für manche Kreise der Bevölkerung, besonders für den Arbeiterstand, zu einem wahren Nomadenleben wird, bei dem von einem gemütlichen Familienleben und einer gedeihlichen Kindererziehung kaum noch die Rede sein kann, das liegt auf der Hand.

Wie sieht es nun aber mit den Berlinern selbst aus? Herr v. Bismarck rühmte einst an ihnen: „offenen Mund, offene Hand und offenes Herz". Und das muß wahr sein. Scharfer Verstand, treffende Bemerkungen, schlagfertiger Witz, das sind Eigenschaften, denen man überall begegnet; aber freilich findet sich daneben auch dreistes und keckes Hervortreten, die Neigung an allem zu mäkeln und „das Erhabne in den Staub zu ziehn". Daß die niedrige Sprache des gemeinen Mannes ein kurioses Gemisch von Hoch- und Plattdeutsch, von der Gemütlichkeit süddeutscher Volksdialekte keine Spur hat, ist gewiß. Doch wird, wer mit der besseren Gesellschaft Berlins näher bekannt geworden ist, auch fast durchgehends eine reine, dialektfreie Aussprache, ein bescheidenes und einsichtsvolles Urteilen, ein anständiges und rücksichtsvolles Benehmen finden. Übrigens ist bei dem Urteil über die Bevölkerung nicht zu vergessen, daß sie vielfach mit fremden Elementen durchsetzt ist, die sich wie das französische und wendische teils eng mit dem ursprünglichen verwebt, teils aber auch wie das jüdische nur eingedrängt haben und an ihren Eigentümlichkeiten zäh festhalten. Die Zahl der Juden in Berlin beläuft sich auf 60,000, beträgt also vielmehr als die Zahl sämtlicher Juden, die in Frankreich wohnen. Die Juden sind ein geistig hochbegabter Volksstamm, dem Berlin für die schnellere Entwickelung seiner Intelligenz in Industrie und Handel, wie in Kunst und Wissenschaft viel verdankt. Aber die Berliner Eigenart des kecken herausfordernden Urteils und der Lust am Widerspruch, die sich vor keiner Größe beugt und sie lieber bespöttelt und bewitzelt, als daß es sie voll und ganz anerkennte — dieser Charakterzug ist durch die Einwirkung des Judentums sehr gefördert worden. Die tonangebenden Zeitungen und Witzblätter sind großenteils in den Händen der Juden und Judengenossen.

Was wir eben zu schildern versucht haben, ist natürlich nur die Alltagsphysiognomie Berlins; ein anderes Gepräge bietet es am Sonntag dar. Hier ruht das geschäftige Treiben, wenn auch nicht nach so engherzigen Bestimmungen wie in dem freien und stolzen England, so doch in einem Umfange, der auf die Abhaltung des Gottesdienstes die erforderliche Rücksicht nimmt. Von einem gewohnheitsmäßigen Kirchenbesuch ist in Berlin nicht die Rede; man liebt auch in dieser Beziehung seine Freiheit und richtet sich eben nur nach dem inneren Bedürfnis. Übrigens hat die Stadt nicht weniger als 70 Stätten, an denen des Sonntags gepredigt wird, an einzelnen Stellen selbst in französischer und englischer Sprache, ja sogar dem griechisch-katholischen Kultus steht in dem russischen Gesandtschaftshotel eine Kapelle offen. Der Nachmittag und die Abendstunden werden der Erholung und dem Vergnügen gewidmet. Bei günstiger Witterung bietet zunächst der mit außerordentlichem Fleiß gepflegte Tiergarten einen Naturgenuß, der sich mit

ähnlichen Anlagen anderer Städte in jeder Beziehung messen kann. Die in seinen schönsten Partieen aufgestellten Bildsäulen Friedrich Wilhelms III., der Königin Luise und die unseres Dichterfürsten Goethe sind und bleiben hier Anziehungspunkte ersten Ranges und Gegenstände der allgemeinsten Bewunderung. Zu Ausflügen in die nächste Umgebung laden außerdem Charlottenburg, Pichelsdorf, der Grunewald, Tegel, Schulzendorf, Pankow, Schönhausen, Stralau, Rummelsburg, Treptow und Tempelhof, zu weiteren Partieen Potsdam, Lichterfelde, Eberswalde, Freienwalde, Buckow und andere Orte ein, die vermittelst der Eisenbahnen in wenigen Stunden zu erreichen sind. Ist das Wetter aber weniger einladend, nun so genügt ein Spaziergang von der Bildsäule des Großen Kurfürsten durch das Schloß, den Lustgarten, unter den Linden bis zum Brandenburger Thor, um jeden Wanderer daran zu mahnen: daß er sich in einer der schönsten Städte Europas befindet; daß alles, was an den Ruhm und die Größe des preußischen Staates erinnert, sich hier in Denkmälern und Prachtbauten um das königliche Schloß her gruppiert; daß staatliches, wissenschaftliches und künstlerisches Streben in Verbindung mit Handel und Gewerbe eine geschlossene Einheit bilden; und daß in dem bescheidenen Palais zur Seite der Bildsäule Friedrichs des Großen ein Mann residiert, der Nestor unter den Fürsten dieser Erde, dessen Scepter über das ganze einige Deutschland waltet, der greise und ehrwürdige

Kaiser Wilhelm.

Dritter Abschnitt.

1. Der Harz. — 2. Das Riesengebirge. — 3. Aus dem Böhmerwald. — 4. Aus dem Schwarzwald. — 5. Freiberg im Erzgebirge.

1. Der Harz.*)

Es ist ganz charakteristisch, daß die Römer von einem „hercynischen Walde" sprachen, im Gegensatz zu den „Gebirgen" der Alpen; mit diesen verglichen bildet der Harz bloß eine bergige Waldregion, aus welcher wohl einzelne kahle Gipfel hervorragen, aber doch nur als sanft gekrümmte Flächen mit vorherrschend horizontaler Dimension, während in den Alpen der Fels und die senkrechte Ausdehnung entschieden hervor-, der Wald aber zurücktritt. Darum wundert sich auch ein Harzer oder Thüringer, wenn er in die Schweiz kommt, daß er dort so wenig eigentliche „Wälder" findet. Die Berge sind ein Erbteil des deutschen Südens, die Wälder ein Vorzug des deutschen Nordens, ein Vorzug, dessen sich selbst die märkische Sandfläche erfreut, „wenn's auch dort nur Kiefern hat". Übrigens ist von der bergarmen norddeutschen Tiefebene aus betrachtet der Harz ein ganz respektables Massengebirge, worauf der Sachse mit Recht stolz sein kann, und dem Bewohner der Ebene imponiert der Blocksberg fast noch mehr, als der Montblanc dem Bewohner des Chamounythales.

Der „hercynische" Wald der Alten, der mit dem Thüringerwald und Fichtelgebirge zusammenfloß, ist freilich nun sehr zusammengeschmolzen**) und auf das eigentliche „Harzgebirge" zurückgeführt worden. Dieses erstreckt sich in einer Länge von 12 Meilen und in einer Breite von 4 Meilen in südöstlicher Richtung von Lutter am Barenberg, wo der alte Tilly den Dänenkönig Christian IV. aufs Haupt schlug, und von der alten Kaiserresidenz Goslar bei Mansfeld, dem klassischen Boden Luthers. So gerechnet, mag das hercynische Gebirgsland einen Boden von 36 □Meilen überlagern. Die

*) Vgl. H. Pröhle (Grenzboten Bd. X. Nr. 25).

**) Noch jetzt heißt eine kleine Waldstrecke bei dem bernburgischen Orte Günthersberge die „Hercyne".

Wasserscheide zwischen Weser- und Elbgebiete (Ocker- und Bodefluß) windet sich quer über den Harz von SSW. nach NNO. zwischen Andreasberg und Braunlage, Ilsenburg und Wernigerode hindurch, und teilt das Gebirge in zwei ungleiche Hälften. Die nordwestliche ist die kleinere, aber höhere, heißt Oberharz und ist mit Nadelholz bewachsen, die südöstliche ist die größere und freundlichere, meist mit Laubholz bewachsen und heißt Unterharz; doch fehlen auch hier nicht rauhere, finstere Felspartieen, und die Forstkultur hat mancherlei Fichtenbestände erzeugt.

Wenn übrigens von dem Harze, seiner Ausdehnung und seinen Grenzen die Rede ist, so muß zunächst gefragt werden, in welcher Beziehung davon gehandelt werden soll, denn andere Grenzen zieht der Statistiker, andere der Historiker, andere der Naturforscher, andere der Naturfreund. Um daher nicht einseitig zu bestimmen, müssen wir dem Harze nicht bloß die Ausdehnung geben, die er an Bergen und Thälern hat, sondern müssen die an seinem Fuße vor tausend Jahren noch bewaldeten Flächen hinzuzählen, die in der Endsilbe der Städte und Dörfer mit „rode“ noch erkennbar sind, ja auch seine Seitenzweige beachten. Geben Harzreisende daher dieser von Osten nach Westen hinziehenden Bergkette die Ausdehnung von 12 geographischen Meilen Länge, 4 geographischen Meilen Breite und 36 geographischen □Meilen Flächeninhalt, und bezeichnen ihre Grenzlinien mit den Städten Seesen, Goslar, Wernigerode, Blankenburg, Gernrode, Ballenstedt, Mansfeld, Wallhausen, Ilfeld, Schwarzfeld und Osterode, so müssen wir auf allen Seiten mit einer bald mehr, bald minder parallel nach außen hinlaufenden Linie unsere Grenzen bezeichnen, wodurch Länge, Breite und Flächeninhalt um einiges vermehrt werden. Die Längen- und Breitengrade, wonach sich der Harz vom 27. Grade 50 Minuten bis zum 29. Gr. 10 M. östlicher Länge (von der Insel Ferro gerechnet) und vom 51. Gr. 25 M. bis zum 51. Gr. 57. M. nördlicher Breite erstreckt, würden sich nach der ausgedehnten Grenzangabe wenig verändern. Der Brocken liegt in der Breite von 51° 40′ 3″, in der Länge von 28° 16′ 37″ und hat also 2 Minuten 41 Sekunden früher Mittag als Göttingen. Clausthal liegt unter 51° 48′ 30″ n. B. und 28° 0′ 28″ östlich von Ferro. Es hat 1 Minute 36 Sekunden früher Mittag als Göttingen, aber 1 Stunde 19 M. 25 Sek. später als Petersburg. — Man teilt jetzt übrigens auch so ab: Ober-, Unter- und Vorharz. Demnach umfaßt, obschon geographisch auch nicht genau, der Vorharz die hügeligen und waldigen Ausläufe, westwärts mit den Städten Goslar, Gittelde, Seesen, Osterode und Harzburg. Der Unterharz besteht aus den fünf Bezirken: Blankenburg, Anhalt-Harzgerode, Stolberg-Stolberg, Stolberg-Wernigerode und dem braunschweigischen Amte Walkenried. Der Oberharz besteht aus den sieben Bergstädten Clausthal, Zellerfeld, Andreasberg, Altenau, Lautenthal, Wildenmann und Grund; er bildet mit dem Brocken (der übrigens zum Gebiet der Grafschaft Stolberg-Wernigerode gehört) den nordwestlichen Teil des Harzes.

Als Kern stellt sich dem prüfenden Auge des Geognosten im Brocken

(mons bructerus) und den ihn umgebenden Bergen (dem sogenannten Brockengebirge) wie in dem Rammberge und seinem Fuße der **Granit** dar, der teils in zusammenhängenden Massen, teils in zahllosen, die Oberfläche der Berge bedeckenden Trümmern hervorbricht. An diesen Kern, der selbst kein Erz enthält, schließt sich in südlicher, östlicher und westlicher Richtung eine zweite Bergmasse, die aus mancherlei Gebirgsarten besteht, aber größtenteils doch zu einer und derselben Formation, nämlich zur **Grauwacke**, gehört. Diese Bergmasse, älter noch als der Granit, enthält die erzführenden Gänge, weshalb man sie das harzische Ganggebirge zu nennen pflegte. Auf die Basis dieser Grauwackenformation sind nun nach allen Richtungen größtenteils horizontal wellenförmig über einander gesetzt und in bestimmter Ordnung verschiedene Lager, welche ein sich weit ausdehnendes, viel jüngeres Flötzgebirge bilden, das unter dem Namen des thüringischen oder des Kupferflötzgebirges sich als Vorharz in einzelnen Gebirgszügen nach Thüringen, Hessen, Niedersachsen bis Westfalen ausdehnt, wenn man sie auch jetzt nicht mehr „Vorharz" nennt.

Fassen wir zunächst den Oberharz ins Auge, so ist dieser durch eine gewisse Starrheit und Wildheit charakterisiert. Jene gewaltige Naturrevolution, die von dem Scheitel des Blocksberges die Granitkrone herabstürzte und in tausend und abertausend „Brocken" zertrümmerte, die nun meilenweit an den Abhängen und in den Thälern zerstreut sind, hat dem Oberharz ein ganz eigentümliches Gepräge verliehen, und indem sie ihm ganz besondere Schönheiten — des Finstern und zugleich Abenteuerlichen, Barocken und Phantastischen und wiederum großartig Erhabenen verlieh, mußte sich gerade hier die Volkssage von der Walpurgisnacht und dem Hexentanz entwickeln. Da haben die Berggeister ihre Teufelskanzeln und Hexenaltäre aufgetürmt, dort liegt Schierke, dessen ärmliche Bewohner mit bleichen Gesichtern und dicken Hälsen selber fast wie Gnomen ausschauen, umgeben von riesigen Granitblöcken, die abenteuerlich mit Strauchwerk, Heidelbeerkraut und struppigen Tannen bewachsen sind; dazwischen rauscht die kalte Bode durchs schauerlich „enge tannendüstere Thal". Da liegen malerisch die Gruppen der Hohneklippen, an deren Fuße die trefflichen Milchkühe weiden und mit melodischem Glockengeläut die einsame Wildnis beleben. Da liegt aber auch das prächtige Thal der holden Emma, nach Wernigerode zu, in die Ebene sich erstreckend. Zwar wild und schwer zugänglich, ist das Thal doch eins der schönsten und nächst der Roßtrappe das Großartigste, was der Harz aufzuweisen hat. In jähem Abfall braust jugendlich übermütig die Holzemme in ihrer „steinernen Renne", fast in lauter kleinen Wasserfällen vorwärts springend, doch sorgsam vom Tannenzweig und dem zierlich gefiederten Farnkraut überschattet, so daß nur hier und da der milchweiße Schaum aus dem finstern Grün hervorschaut, aber weithin das Rauschen und Toben des kleinen Brockensohnes zu den Bergeshöhen hinausdringt. Ernst und feierlich schauen die im Sonnenschein wie Silber glänzenden Klippen Dich an, als wollten sie erzählen von der großen Katastrophe, die sie dorthin geführt;



Wernigerode am Harz.

je höher Du steigst, desto mehr scheint das Auge in der Unendlichkeit dieser Bergwüste sich verlieren, den unheimlichen Mächten des Waldes widerstandslos anheimfallen zu müssen. Plötzlich aber wird es wieder Licht, Du betrittst einen Felsvorsprung, und das Thal öffnet sich zur lachenden Ebene nach Halberstadt und Magdeburg mit den fruchtbaren Äckern und großen Dörfern. So brauchst Du, um die Erhabenheit der Bergnatur in ihrer stillen Majestät zu schauen, nicht erst Alpen von 2300 m zu ersteigen, Du bekommst schon in der „steinernen Renne" einen mächtigen Eindruck, und der Kontrast zwischen Berg und Ebene ist gerade im deutschen Norden so groß, weil die Ebene hier vorherrscht. Der Harz ist ein völlig isoliertes Gebirge, scharf und abgesondert aus der Ebene aufsteigend, besonders gegen Nordwest bis gegen Nordost. Selbst im Süden ist sein Hervortreten durch die Ilefelder Berge scharf genug bezeichnet; nur östlich nach Mansfeld hin sind die Grenzen des Gebirges undeutlich, indem es selbst verflacht und von einer hohen Gegend umgeben ist. Aber am erhabensten und großartigsten steht der Oberharz mit dem Brocken da, der viel höher erscheint als er ist, wie die Alpen niedriger erscheinen als sie sind. Freilich fehlt dem Brocken die in scharfen spitzen Winkeln abgegrenzte Pyramidenform der Alpenberge, und es reicht keine Schönheit des Harzes an die Großartigkeit und Pracht der Schneepyramiden, der Gletscher und mächtigen Wasserfälle in den Alpen, und von Bergseeen ist im Harz vollends keine Rede. Das ist ein großer Mangel, namentlich des Oberharzes, daß er wasserarm ist und damit an die Armut des Landes überhaupt erinnert. Dem Brocken fehlen die großen Eis- und Schneemagazine der Alpen, die gerade in der heißen Jahreszeit am reichlichsten die Flüsse speisen; das eigentliche Wassermagazin ist das am westlichen Fuße des Brockens gelegene „Brockenfeld". Dieses, mit einer umfangreichen schwammigen Moosdecke bekleidet, saugt Schnee, Regen und Nebel ein und strömt die eingesogene Feuchtigkeit in vielen Quellen nach allen Weltgegenden wieder von sich. Aber im Sommer erschöpft sich doch der Vorrat und die Flüßchen werden dann so klein, daß man oft trocknen Fußes durch ihre Betten gehen kann. Indes liegt der Schnee auf dem Brocken bis in den Mai und Juni hinein. Der ganze Oberharz hat wenig Frühling, viel Nebel und Regen, etwa sechs Wochen Sommer, ganz dem Klima von Norwegen und Schweden entsprechend.

Die Bode, welche die Holzemme und Selke in sich aufnimmt, ist das rüstigste der Brockenkinder, und ihr Thal ist vorzugsweise gesegnet mit Naturschönheiten. Unweit des Hüttenortes Rübeland liegt die Baumanns- und Bielshöhle mit ihren wunderlichen Tropfsteinbildungen, in denen der Kalktuff sich meist säulenartig krystallisiert hat. Nach einigen sollen sich diese Höhlen durch bloße Aufblähung des Blasenkalks gebildet haben, nach andern sind sie ursprünglich Flußbetten hindurchströmender unterirdischer Gewässer gewesen. Am interessantesten wird aber das Thal da, wo die Bode in die Ebene tritt (ins Quedlinburger Thal). Der Fluß tobt schäumend zwischen Felsstücken hin und wird immer enger eingeschlossen von hohen Felswänden,

deren eine fast senkrecht aufsteigt zu einer Höhe von 230 m. Oben zeigt man einen riesig großen Roßhuf (Roßtrappe),*) der vor Alters in den Felsgipfel gehauen ist und wahrscheinlich den heidnischen Priestern dazu gedient hat, sich hineinzustellen und zu weissagen. Seitwärts von der Roßhufklippe gelangt man durch laubigen Bergwald zum Hexenplatz, einem kleinen Felsenplateau, dessen Höhe auf 450 m geschätzt wird. Vom Bodethal aus gesehen erscheint, zumal im Glanz der Abendsonne, der Felsen des Tanzplatzes wie ein prächtiges Schloß. Etwas weiter nördlich hat man die schroff empor-

*) Die Sage lautet (nach Otmar) also: Vor tausend und mehreren Jahren, lange vorher, ehe auf den umliegenden Bergen Raubritter die Hoymburg, die Lauenburg, Stecklenburg und die Wingenburg erbauten, war das ganze große Land rings um den Harz her von Riesen bewohnt, welche Heiden waren und Zauberer. Diese hatten ihre größte Lust an Raub und Gewaltthat. Fehlte es ihnen an Waffen, so rissen sie die nächste sechzigjährige Eiche aus und fochten mit ihr. Was sich ihnen entgegenstellte, schlugen sie mit ihren Keulen nieder, und die Weiber, die ihnen gefielen, schleppten sie mit sich fort, auf daß diese ihnen dienten bei Tag und Nacht.

In dem Böheimer Walde hausete zu der Zeit ein Riese, Bohdo genannt, ungeheuer groß und stark, der Schrecken des ganzen Landes. Vor ihm beugten sich alle Riesen in Böheim und Franken. Aber die Königstochter vom Riesengebirge, Emma, vermochte er nicht zu seiner Liebe zu zwingen, und hier half ihm weder Stärke noch List, denn sie stand mit mächtigen Geistern im Bunde. — Einst ersah Bohdo seine Geliebte jagend auf der Schneekoppe, und sattelte sogleich seinen Zelter, der meilenlange Fluren in Minuten übersprang; er schwur bei allen Geistern der Hölle, diesmal Emma zu fangen oder zu sterben. Schneller als ein Habicht fliegt, sprengte er heran. Und fast hätte er sie erreicht, ehe sie es merkte, daß ihr Feind so nahe war. Doch als sie ihn, nur noch zwei Meilen von ihr entfernt, ersahe und ihn an den Thorflügeln eines zerstörten Städtleins, die ihm zum Schilde dienten, erkannte, da schwenkte sie schnell ihr Roß. Und es flog, von ihren Sporen getrieben, von Berg zu Berg, von Klippe zu Klippe, durch Thäler und Moräste und Wälder, daß von dem Hufschlag getroffen, die Buchen und Eichen umherstoben wie Stoppeln. So floh sie durch das Thüringerland und kam an die Grenze des Harzes. Oft hörte sie, einige Minuten hinter sich, das Schnauben von Bohdos Roß, und spornte dann den unermüdlichen Zelter zu neuen Sprüngen an.

Jetzt stand ihr Roß, ein wenig verschnaufend, auf dem furchtbaren Fels, der von dem Jubeltanz des Bösen der Teufels-Tanzplatz heißt. Angstvoll blickte Emma, zitternd schauete ihr Roß in die Tiefe. Denn mehr als 300 m ging senkrecht wie ein Turm die Felsenmauer herab zum grausigen Abgrund. Tief unter sich hörte sie das dumpfe Rauschen des Stromes, der hier in einem furchtbaren Wirbel sich dreht. Der entgegenstehende Fels auf der andern Seite war weit und steil, doch als sie das Schnauben von Bohdos furchtbarem Roß ganz nahe hinter sich hörte, rief sie die Geister ihrer Väter um Hilfe an, und ohne sich noch länger zu besinnen, drückte sie ihrem Zelter die ellenlangen Sporen in die Seiten.

Und siehe, das Roß sprang! Es sprang über den tiefen Abgrund hinweg, erreichte glücklich die spitze Klippe, und schlug seinen Fuß vier Fuß tief in das harte Gestein, daß die stiebenden Funken wie Blitze das ganze Land erhellten. — Das ist jener Roßtrapp. Die Länge der Zeit hat die Vertiefung kleiner gemacht, aber kein Regen konnte sie ganz verwaschen.

Emma war gerettet! Doch die centnerschwere goldene Krone der Königstochter fiel während des Sprunges von ihrem Kopf in die Tiefe. Bohdo, der bloß auf Emma schauete und nicht den Abgrund sah, sprang mit seinem Streitroß der Fliehenden nach und stürzte in den Strudel des Stromes, dem er den Namen gab.

steigenden Granitfelsen die Orgel genannt, und ferner sogar in der Bildung, welche ihre Spitze annimmt, nicht mit Unrecht eine Reihe von Falken wahrgenommen, die hier am nördlichen Harzabhange sitzen und ins offene Land hineinstarren. Auch den Namen des Bodethores hat man diesen Granitmassen gegeben, und in der That sind sie aus weiter Ferne wie ein gastlich offenstehender Thorflügel an diesem großartigen Felsenpalast der Natur anzuschauen.

Unbeschreiblich herrlich ist der Anblick des dunkeln Roßtrappfelsens, mag man ihn nun von oben herab, vom Thale aus oder vom jenseitigen hohen Ufer betrachten. Bei den Einheimischen, welche gleich den Fremden nur auf kunstvoll gewundenem Wege dahin gelangen, geht die Sage, Tyroler hätten ihn einst erklommen, und das ist charakteristisch, denn in diesem norddeutschen Gebirge bleiben die Menschen hinter der Natur zurück, wenn nicht überhaupt ein gleiches von allen lebenden Wesen hier gesagt werden muß. Auch kein eingebornes Wild vermag an diesem Felsen emporzuklimmen, und man beabsichtigte daher schon, die kühne Gemse künstlich aus dem Süden in die Wildnis dieser nordischen Granitblöcke zu verpflanzen.

Die Harzflüsse sind eben so krystallhell als wasserarm, doch reich an Krebsen und Fischen, besonders an Forellen. Der Graf von Wernigerode, durch dessen Besitzungen zwei Brockenflüsse, die Holzemme und die Ilse, ihren Weg nehmen, führt sogar eine Forelle im Wappen. Wo die Thäler weit werden, wie das Wipperthal bei Wippra, werden auf Wiesen und Angern große Leinwandbreiten an den Flüssen ausgespannt, um mit dem klaren Bergwasser zu bleichen. Wohlhabende Leute aus dem Flachlande, oder, wie man hier schlechtweg sagt, aus dem „Lande", verdingen deshalb ihr Leinen hierher, der rauhe Harz selbst kennt den Flachsbau mit seinem wogenden blauen Blütenmeere nicht. Die Kartoffel ist die einzige Ackerfrucht, die dem Harzer treu bleibt. Wenig Obst und Korn, worunter man auf dem Harze bescheiden nur den Roggen versteht, noch weniger Weizen gedeiht in diesem Klima; desto mehr stehen Blumen, Wald und Wiesen in Flor. Pflanzensammler tragen die offizinellen Kräuter zusammen, auch mancher Botaniker zieht mit seiner Blechtrommel über Berg und Thal. Der Ertrag an Beeren ist so überreich, daß er als teilweiser Ersatz für den Mangel an Korn betrachtet werden kann. Am häufigsten sind die rote Kronsbeere (Preißelbeere) und die blaue Heilbeere (Heidelbeere). Beide werden von den Harzfrauen ins offene Land hinabgetragen, die Kronbeere zum Einmachen für die Honoratioren und Gastwirte, die Heidelbeere als Leckerbissen zum Rohessen, auf die großen Bauernhöfe, wo man Hede (Werg) und Flachs dafür eintauscht. Reiche Sendungen von Heidelbeeren und Himbeeren gehen nach Magdeburg und Hamburg zum Färben des Weins. Auch an Erdbeeren ist kein Mangel, und arme Kinder tragen wohl in schmalen Körbchen oder auf dem besten Teller, den sie haben, die Beeren zum Verkauf durch die Stadt. Die Zeit der Haselnüsse ist für jung und alt ein ähnliches Fest wie in milderen Gegenden die Weinlese.

Die Baumarten wechseln im Unterharz sehr häufig, und man kommt zuweilen in den Wäldern auf lichtere Plätze, wo die verschiedenartigsten Bäume, alle groß und schön gewachsen, nahe bei einander stehen und einen prächtigen Anblick gewähren. Da findet man neben einander die Hainbuche, den Ahorn, die Esche, Ulme, Birke und die Rotbuche, welche bei all diesem Baumreichtum am Unterharz vorherrscht. An den mildesten Punkten, Auen, stehen wilde Kastanien (Roßkastanien) und Espen. Selbst von der echten Kastanie findet man bei Wernigerode und Blankenburg kleine Wäldchen. Am Oberharz findet man nicht die breiten stämmigen Bäume des Unterharzes; hier herrscht die Fichte vor, die überhaupt durch die bis jetzt ganz vom Bergbau abhängige Forstwirtschaft des Harzes am meisten begünstigt wird, so daß man aller Wegen die „frischgrüne Tannensaat" auf wohlabgemessenen Feldern aufschießen sieht. Sie leidet aber auffallend von Wind und Wetter. Auch die schlanke Birke steigt eine Strecke weit den Oberharz hinan, aber sehr vereinzelt. Sie ist der Weinstock des Gebirges, denn aus ihrem Saft wird im Frühling ein sehr beliebter Champagner, das Birkenwasser, bereitet. Noch höher als die Birke steigt die „Quitsche", deren rote Vogelbeeren dem Oberharzer bei seiner Lieblingsbeschäftigung, dem Vogelfange, gute Dienste leisten, und mit denen er mitten in der Armut seiner Natur die Thür seines Hauses verziert, wenn Hochzeiten und Kindtaufen in die Herbstzeit fallen, wo dann auch der Tannenzweig als Zierde dienen muß. Die immergrünen Tannenzweige sind da gleichsam die Palmen, zu denen man in allen Bedürfnissen seine Zuflucht nimmt. Das quellende Harz ist dem Bergbewohner nicht minder wertvoll als der Gummisaft tropischer Bäume, und wenn auch Harz und Tannenzapfen nicht verspeist werden können, so ist doch ihre Leucht- und Wärmekraft so viel wert als Speise. Darum ist aber auch die Tanne ein Ehrenbaum, die über dem Tanzzelte („Tannentanzen" hat daher den Namen),*) das überdies auch seine Wände aus Fichtenzweigen dekoriert hat, eben so wenig fehlt, als die grünen spitzigen Blätter auf dem Pfade der Konfirmandenkinder, wenn sie am Palmsonntage eingesegnet werden, auf weißblinkendem Sande den Festschmuck bilden in brüderlichem Verein mit dem immergrünen Epheu. Auch der Herr Pfarrer bekommt an solchen Ehrentagen ein paar Tannen an die Thür gepflanzt.

In der Umgegend des Brockens tragen die Bäume nach der Windseite hin eine schützende Moosdecke, und an die Stelle des blumigen Wiesenteppichs im Unterharz und in den tieferen Thälern des Oberharzes tritt auf den höheren Teilen des letztern farbloses Moos. In der Höhe von 1050 m schwindet am Brocken schon der Baumwuchs, nachdem er zuvor niedrig und krüppelig geworden: nur das heilsame isländische Moos, die Berganemone und einige Alpenkräuter fühlen sich auf dem kahlen Scheitel des nebelumfluteten Vater Brocken wohl. Desto großartiger sind die Tannenwälder, die seinen Gürtel bilden. Eine zahllose Menge von Fichtenstämmen gelangt jetzt durch die

*) Es findet zur Zeit der reifen Kirschen statt und heißt auch „Kirschhochzeit".

harzburger Eisenbahn ins offene Land, wo sie nicht selten von Harzzimmerleuten bis zum Richten der Häuser bearbeitet werden. Im Gebiet des Harzes werden fast alle Häuser von Holzstämmen aufgeführt und die Fächer dann mit Steinen und Mörtel ausgefüllt; im Gebirge trifft man auch reine Blockhäuser. Wenn man nun rechnet, wie viel Holz alljährlich verbauet und verbrannt und verkohlt wird, wie viel in manchen Ortschaften (wie Friedrichsbrunn und Benneckenstein) zu Mulden, Klammern, Löffeln, Kellen und „Tagstöcken" (Gehstöcken) verarbeitet wird: so wundert man sich billig, daß die Wälder nicht noch viel lichter geworden sind. Der Holzverbrauch auf dem Herde des Harzes wird, ohne Holzdiebstahl, noch jetzt von den dürren Bäumen und Zacken bestritten, da sich die Forstwirtschaft nur um den grünen und lebendigen Baum kümmert. Man heizt überall fast das ganze Jahr hindurch die Stuben und nennt es Staat machen, auch wohl „Stolberger Staat", wenn man vor Hitze die Fenster in den sonnigen Stunden des Tages aufsperrt.

Die Wiesenkultur ist im Oberharz unbedeutend und stellenweis auch im Unterharz nicht so, wie sie sein könnte, wenn man nach Art der Schweizer das Düngen besser verstände, oder nach Art der Erzgebirgsbewohner das Berieseln mehr berücksichtigte. Doch ist auf vielen Punkten des Unterharzes der „Wiesenwachs" so reichlich, daß manche kleinere Wirtschaft, trotz einer verhältnismäßig bedeutenden Viehzucht, noch davon in die benachbarte Ebene verkauft. Mit dem Gemüsebau sieht es am schlimmsten aus, da nicht einmal jeder Landprediger seinen Garten hat. Dafür haben einzelne Städte und Dörfer am Fuße des Gebirges ungeheure Gärtnereien; so am nördlichen Abhange Quedlinburg und Westerhausen. Diese Gemüse führen teils die sogenannten „Harzträgerinnen", in langer Reihe scharenweis auf den geebneten Straßen hinter einander hergehend, dem Gebirge zu, teils die betriebsamen Bauern von Westerhausen, „Zipollen" oder „Mauren- (Mohrrüben-) Könige" genannt, die wie Handelsjuden mit Gemüse hausieren gehen.

Der Obstbau ist nur am Gebirgsrande bedeutend, wo sich besonders viele Kirschen (es giebt alljährlich eigene Kirschhochzeiten), auch Wallnüsse finden; im Oberharze fehlt er ganz. Das Korn für den Bedarf des Harzes und namentlich des Oberharzes wird von den Eseltreibern im offenen Lande aufgekauft, und man sieht die Treiber mit ihren schwer beladenen Maultieren in Karawanen die Straße über Elbingerode nach Benneckenstein oder das unwegsame Oberthal hinauf ziehen. Im Vorharz ist übrigens die Südseite von Osterode reich an fruchtbaren Feldern, und man hat diese Gegend die Brotkammer der Bergstädte genannt; auf dem Unterharz heißt es der Merkwürdigkeit wegen von Harzgerode auf einer aus dort gewonnenem Silber geprägten Münze: „Das Harzgeröder Feld trägt Korn und Geld."

Im Tierreiche sind natürlich die Vögel am zahlreichsten vertreten, und der Spottvogel, der Zaunkönig, der Bergfinke, das Goldhähnchen, die Meise, der Zeisig, der Star, das Rotkelchen, der Falke und die Drosseln, welche Heinrich I. den Harz so lieb machten, daß noch jetzt mancher Platz seinetwegen der Finkenherd, der Kaisersteig oder gar der Heinrichswinkel heißt, sind noch

jetzt sehr laut in diesen Waldungen. Der Finke und Zeisig vor allen sind die Lieblinge des Harzers, dem es nicht genügt, diese lustigen Genossen seines Reviers im Walde singen und schlagen zu hören, sondern der seine drei bis vier Vogelbauer ans Fenster hängt und allerlei Tausch und Handel mit diesem seinem Reichtume treibt. Am Unterharz ist auch die Holztaube sehr häufig. Öfter als jetzt fanden sich in früheren Jahren Eisvogel, Seidenschwanz, Adler, Mandelkrähe und Haselhuhn. Sumpf- und Schwimmvögel, welche den alten deutschen Kaisern die Gegenden von Memleben an der Unstrut so lieb machten, sind bei dem Wassermangel des Harzes nur selten. Die Nachteulen, namentlich der große Uhu, treiben des Nachts ihr Wesen und lassen dann ihre unheimlichen Klagelaute ertönen. Der Buchfinke, der Dompfaff, die Amsel, die man auf Leimruten fängt, so wie die in Hecken gezogenen Canarienvögel, werden in niedrigen Holzbauern von den Oberharzern verschickt, und dem Reisenden, der im Herbst das Gebirge durchzieht, zeigen die auf den Tischen in den einsamen Waldschenken aufgehäuften Sprenkel oder Dohnen mit Roßhaaren, daß hier bald ein schmackhafterer Braten als der, den man ihm vorsetzt, ein ganz alltägliches Gericht sein wird.

Die kriechende Bevölkerung des Harzes ist nicht unbedeutend. Kleine Schlangen, worunter auch die Ringelnatter und zuweilen die Kreuzotter, sieht man nicht selten. Die schwarze, fette Schnecke und der schwarze, gelb gefleckte Salamander (der letztere in der Umgegend von Wernigerode) werden nach dem Regen scharenweis sichtbar, und jene legt der Fuhrmann, der neben seinem Wagen hergeht, zwischen Rad und Achse um sie als Wagenschmiere zu benutzen. Auch Eidechsen und Blindschleichen sieht man häufig.

Die Jagd liefert noch manchen Eber und Hirsch (aus den Tiergärten schauen prächtige Damhirsche hervor), aber besonders eine Unmasse von Rehen. Bei Blankenburg, Wernigerode und Ballenstedt finden sich große Wildgärten, welche Kunststraßen durchziehen und deren Thore sonst vor den Fuhrleuten und Reitern im anhaltischen von tausend zu tausend Schritt geöffnet und hinter ihnen geschlossen wurden. Der Harz ernährt, besonders im hannöverschen Anteil, noch immer eine große Anzahl von Wilddieben, durch welche mancher Unbemittelte einen Wildbraten auf den Tisch bekommt, der sonst sich den Appetit darnach müßte vergehen lassen. Zwischen den Förstern, die in dieser Beziehung einen schlimmen Stand haben, und den auf Tod und Leben kämpfenden Wilddieben kommt es oft zu hitzigen Kämpfen, und oft genug blieb schon einer oder der andere der Gegner auf dem Schlachtfelde in der grünen Waldeinsamkeit. Im preußischen Gebirgsanteil ist vor mehreren Jahrzehnten der eben so gewandte als tapfere Wilddieb Gangloff, der namentlich in der Herrschaft Falkenstein den Jägern viel zu schaffen machte, eine populäre Figur geworden, und man sieht noch sein Bild in vielen Hütten und Häusern.

Auch wilde Katzen (einer der beliebtesten Punkte im Bodethale heißt „Waldkater") verkünden noch hin und wieder die Wildheit der Harzgegend. Die Wölfe sind ganz ausgerottet und auch von Luchsen mag schwerlich noch ein Epigone vorhanden sein. Im Jahre 1818 zeigte sich ein solches Raub-

tier bei Appenrode, wurde aber, nachdem es freilich mehrere Edelhirsche getötet hatte, im lautenthaler Revier am Teufelsberge glücklich erlegt.

Was die Haustiere betrifft, so sind im Oberharz weder Ziegen noch Schafe zahlreich, obwohl sich in einigen Städten, wie Blankenburg und Stolberg, auffallend große Ziegenherden finden und die Harzhammel im Vor- und Unterharz bei den Fleischern sehr beliebt sind. Dagegen ist die Schweinezucht, die früher durch die großen Branntweinbrennereien in Quedlinburg, Nordhausen, Wernigerode sehr gefördert ward, nicht unbedeutend, und selbst auf Schierke und Elend fehlt das nützliche, specktragende und wurstliefernde Rüsseltier nicht. Vorherrschend ist die Rindviehzucht; man schickt aus den ebeneren Gegenden gern in die Rinderhäuser, Viehringe und Molkenhäuser die Kühe während des Sommers in Kost. Haftet auch nicht die Poesie der Sennhütten an diesen Viehringen, so macht doch das melodische Herdengeläut auf jeden Reisenden einen unauslöschlichen Eindruck. Übrigens könnte und sollte die Rindviehzucht des Harzes viel bedeutender sein, als sie wirklich ist, denn die Verbreitung der würzigen Harzbutter und der kleinen runden Harzkäse steht zu ihrem Rufe in gar keinem Verhältnis, weshalb die braunschweigische Regierung, um bei so ausgezeichneten Futterkräutern die Rindviehzucht noch weiter ausgedehnt und vervollkommnet zu sehen, eine regelmäßige Tierschau zu Hasselfelde veranstaltet und auf das beste Stück Rindvieh einen Preis ausgesetzt hat. Auch in Zellerfeld und Clausthal wird jetzt eine Tierschau gehalten. Leider ist auch in diesem Punkte der Wassermangel des Harzes mit ein Grund, daß die Viehzucht nicht zur Blüte gelangen will.

Auch der Bergbau des Oberharzes hat viel mit dem Wassermangel zu kämpfen gehabt und zu seiner Abhilfe die größten Anstrengungen gemacht. 62 Sammelteiche arbeiten ihm allein im Gebiete der Schwesterstädte Clausthal und Zellerfeld entgegen. Ja, bis zum Brocken hat sich das suchende Auge des Bergmanns gewandt. Ein merkwürdiger Bergrücken, der Bruchberg, beginnt jenseits des Brockenfeldes, geht, durch kein Thal unterbrochen, vier Stunden lang südlich hinab, krümmt dann die untere Spitze westlich nach Osterode zu und teilt so den Oberharz in zwei fast gleiche Teile. Bis hierher ist er ohne Bergbau; doch kaum hat sich eine Bergschlucht zwischen dem Bruchberg und dem Rehberg eingesenkt, so nehmen auch die reichen Andreasberger Silbergruben ihren Anfang. Da es aber diesen im Sommer oft an Wasser fehlte, so begann man in der Nähe des Forsthauses Oberbrück am Brockenfelde, wo aus vielen kleinen Quellästen sich die Oder bildet, eine Wasserleitung für den Andreasberger Bergbau zu bauen, die seit 1722 vollendet ist. Quer durch die Enge des Thales legten sie einen gewaltigen Damm, eine Bastion von 20 m Höhe, aus Granitblöcken gebildet, die durch eiserne Klammern mit einander verbunden wurden. Die Lücken wurden mit zerriebenem Granitsande ausgefüllt. Hinter diesem unzerstörbaren Walle bildeten nun die Wasser des Brockenfeldes einen Teich von 1660 m Länge, 160 m Breite und 20 m Tiefe. Durch einen Graben, der an der östlichen Seite des Rehberges hinabgeleitet wurde, bekamen dann die Andreasberger Werke das Wasser in geregelter Weise.

Auch dieser 3667 Lachter*) lange Rehberger Graben ist durch Holzbau und Granitmassen geschützt, und er endet in einen 400 Lachter langen Kanal, welcher durch den Röhrenberg geht. Nachdem sein Wasser über die Andreasberger Kunsträder hinweggerollt ist, füllt es unterhalb dieser Bergstadt die sogenannte Sperrlutter, die der Oder ihr Wasser, nachdem es seine Dienste geleistet hat, wieder zurückbringt. — Seit 1734 sammelt der Sperberhainer Damm das Wasser des Gerlachsbaches vom Bruchberge für die Clausthaler Bergabhänge. Das merkwürdigste Wasserwerk des oberharzischen Bergbaues aber ist die tiefe Wasserstrecke, ein unterirdischer Kanal bei Clausthal, der 450 m tief unter dem Markte dieser Stadt zur Schiffahrt benutzt wird, hauptsächlich um Erde auf Kähnen von einem Schacht zum andern zu schaffen. Durch eine Wassersäulenmaschine, welche in einem 390 m tiefen senkrechten Schacht der Grube „Silbersegen“ errichtet ist, werden die gesammelten Wasser aus der tiefen Wasserstrecke auf den 120 m höhern „Georgstollen“ gehoben, auf dem sie abfließen und der sich drei Stunden weit hinzieht. Jene Wassersäulenmaschine hebt mit jedem Stoß 1½ Kubikmeter Grundwasser.

Die Natur hat es den Harzer Bergleuten keineswegs leicht gemacht, sich ihrer Metallschätze zu bemächtigen, sie hat zu den edlen Erzen viel taubes Gestein gesellt und manche Ader tief versteckt. Indem sie also den Fleiß, die Geduld, den Scharfsinn der Arbeiter auf eine harte Probe stellte, ist aber auch der Harzer Bergbau zu einer Höhe rationellen Betriebes, zu einer Kunst und Wissenschaft gelangt, daß er allen anderen Bergwerken gegenüber musterhaft dasteht und von dieser hohen Schule des Bergbaues die Regeln und Normen in die entferntesten Länder gedrungen sind, wo es galt, ein Bergwerk emporzubringen. Die Bergschule in Clausthal hat mit Recht den Namen einer Akademie erhalten und Clausthal ist der Vorort aller Bergstädte geworden. Vom Oberharz sind Bergkolonieen ausgegangen nach Norwegen (Kongsberg), in den Ural (Boresowsk), die Karpathen, nach Mexiko, Südamerika und Australien (Neu-Clausthal) und Harzer Bergmannsworte sind in alle betr. Sprachen übergegangen.**)

Der älteste Bergbau ist der von Goslar im Unterharz, wo man Gold (in geringer Quantität), Silber, Kupfer, Schwefel, Zink, Vitriol, Oker und Arsenik beisammen findet. Die Sage erzählt, daß Ramme, ein kaiserlicher Jäger, einst auf dem Berge bei Goslar sein Roß an eine Tanne gebunden hatte. Als sein Herr zu ihm zurückkehrte, habe das Pferd die Erde aufgescharrt und eine Silberstufe bloßgelegt. So sei das reiche Bergwerk des „Rammelsberges“ entdeckt worden. Otto I., der Sohn Heinrichs „des Finklers“, der um eins seiner Jagdschlösser Wall und Graben gezogen und so Goslar gegründet haben soll, zog zur Ausbeutung der Bergschätze Franken nach Goslar. Viele derselben wandten sich von da nach dem Oberharz, gründeten Zeller-

*) Ein im Bergbau früher gebräuchliches Längenmaß. Im Harz war ein Lachter = 1,92 m.

**) Vgl. H. Guthe: Die Lande Braunschweig u. Hannover (Hannover 1867) S. 294.

feld, wo bereits um die Mitte des 12. Jahrhunderts ein Benediktinerkloster — Cella — entstanden war. Von dort sandten sie Kolonisten ins innere Thal, wodurch Wildemann und Lautenthal in Aufnahme kamen. Dieser neue Aufschwung, den der Harzer Bergbau nahm, fiel in den Anfang des 16. Jahrhunderts. Nachdem Herzogin Elisabeth von Braunschweig mit Erfolg am Iberge bei Grund die Eisenerze hatte graben lassen, eröffnete Heinrich der Jüngere im Jahre 1524 den Bergbau zu Wildenmann; 1532 wurde die erste Bergfreiheit für den braunschweigschen Oberharz erlassen, 1538 die erste Kirche in Zellerfeld gebaut, doch erst 1553 hatte man die reichen Erzgänge am Clausberge und in den Clausthälern entdeckt. Im Jahre 1554 erließ Herzog Ernst für diesen Bezirk die erste Bergfreiheit und wurde somit der Gründer von Clausthal. Der Erzdistrikt von St. Andreasberg wurde zuerst von Mönchen des Klosters Walkenried (im 12. Jahrhundert) angebaut; die Bergwerke gerieten aber in Verfall und wurden erst im 16. Jahrhundert gleich den obengenannten so zu sagen wieder entdeckt. Bergleute von Joachimsthal fingen im Jahre 1520 den neuen Anbau an und die Silbererzgänge erwiesen sich als sehr reich.

Aber der Bergbau ist sehr dem Glückswechsel unterworfen. Da die Gänge sehr steil in die Tiefe fallen (das Gesenk der Grube Samson liegt fast 230 m unter dem Meeresspiegel*) — und überdies der Erzreichtum in der Tiefe mehr ab= als zunimmt: so wird die Ausbeute immer geringer und kostspieliger. Einzelne Gruben mußten zeitweilig ihre Arbeit ganz einstellen. So mußte die ohnehin arme Bevölkerung auf allerlei Nebenerwerb sinnen. Von Sachsen her ward das Spitzenklöppeln eingeführt; zum beliebten Vogelfange gesellte sich die Zucht von Kanarienvögeln, die jetzt von Andreasberger Händlern bis in die fernsten Gegenden, nach Amerika und Australien versandt werden. In der neuesten Zeit hat man auch Fabriken zur Verarbeitung des Tannenholzes angelegt und die Bergstadt St. Andreasberg, deren Einwohnerzahl 4000 beträgt, scheint sich in einen Fabrikort verwandeln zu wollen.

Auch in der Einwanderung der Bergleute fanden allerlei Strömungen statt. Unzufriedenheit mit der Verwaltung, Pest und andere Unglücksfälle vertrieben später einen großen Teil der Franken, doch kamen andere Ansiedler wieder, hauptsächlich aus Franken und Thüringen. Zwischen ihnen erhielten sich aber auch Niederdeutsche, die Ureinwohner. So kommt es, daß auf dem Oberharze beides zu finden ist, oberdeutsches und niederdeutsches Idiom, ja in einigen Ortschaften sogar beides zusammen. Namentlich in Andreasberg klingt viel Thüringisches durch, doch überwiegt das Fränkische. In einem neuern Gedicht, wo der Harzfranke aufgefordert wird, seine Mundart in Ehren zu halten, heißt es:

Is ärscht unsre Schprohch noch wack,
Dann leit gans der Harz in Drack. —

*) Sie hat eine Tiefe von 786 m.

Die Gelehrten ah und Kluhng
Schprohchen: Unsre Schprohch wär gut!
Tenn zu alles passe prächtig,
Sie ärscht geh dann frehling Mut.
Harzer Schprohch, und Schwarz, Grien, Gold
Schwärt drauf, bleibt dann ewig hold. —

Kling, sulang noch Vugel flieng,
In den Hols de Tonn noch grient,
Iwern Harz noch Wolken ziehn,
Un ä Barkmann hie noch friehnt,
Harzer Schprohch und Harzer Gald
Bes zum Untergang der Walt!

Zellerfeld und Clausthal bilden die beiden Hauptstädte des Oberharzes und imgrunde nur eine Stadt, da sie nur durch einen Bach geschieden sind. Die Wanderung durch diese Städte macht einen eigentümlichen Eindruck. Die Häuser sind meist aus Holz gebaut, nur einzelne aus jenen schwarzglänzenden Backsteinen, die aus den Schlacken des geschmolzenen Erzes geformt sind. Die vielen Brände haben neue stattliche Häuser entstehen lassen, die mit ihrer Sollingstein- und Ziegelbedachung und ihrem hellen Anstrich einen sehr freundlichen Eindruck machen. Unter den öffentlichen Gebäuden zieht das ansehnliche „Amthaus", die Wohnung des Berghauptmanns, den Blick auf sich; ferner die Bergakademie, im Jahre 1810 als Bergschule gegründet, mit ihrer ausgezeichneten Mineralien- und Modellsammlung. Die Stadt, welche sich fast eine Stunde lang erst an einem Berge hinab- und dann sogleich an einem andern wieder hinaufzieht, ist fast durchgängig gut gepflastert und macht mit ihren breiten Straßen und geräumigen Plätzen einen fast großstädtischen Eindruck. Doch scheint sie wie ausgestorben und man ahnt keineswegs, daß dieser Ort noch 2000 Einwohner mehr als Göttingen zählt, denn die männliche Bevölkerung arbeitet unter der Erde, Geschäfte werden nicht getrieben, und man sieht fast nichts als einige von Goslar und Osterode kommende Eseltreiber mit ihren kornbeladenen Tieren. Dazwischen schreitet allenfalls eine Reihe von Harzträgerinnen einher, welche den Bedarf an Gemüse und Früchten für ihre Familie in Osterode oder Goslar eingekauft haben und ihn auf dem Rücken heimtragen. Dieses Harztragen ist die einzige härtere Arbeit der Bergmannsfrauen.

Die allgemeine Stille, nur durch das Knarren und Pfeifen der überirdischen Wasserwerke unterbrochen, giebt der Gegend einen eigentümlichen Charakter. Man denke sich dazu den hellen Wiederhall der Axt des Holzhauers, die einförmig und laut durch die Einsamkeit der Wälder hinklappernden Kohlenkarren, von denen jeder mit einem großen Pferde bespannt ist, auf dem ein Fuhrmann mit breitkrämpigem Hute sitzt und mit einem Gesicht noch schwärzer als das schwarze Holzgeflecht seines Karrens. Diese Fuhrleute klatschen auf das kunstvollste mit ihrer Peitsche völlige Symphonieen, um an den engen Hohlwegen sich den ihnen entgegenkommenden Kollegen schon von weitem anzumelden. Neuerdings sind zwar die „konzentrierten" Köhlereien

aufgekommen, doch trifft man noch häufig den kleinern dampfenden Meilerhaufen und nach altgermanischer Sitte am rinnenden Quell die mit grünem Rasen belegte Erdköthe. Zwischen beiden geht der kundige Köhler hin und her, der die kohlende Glut in dem mit Erde belegten Meiler durch Zuglöcher nach Belieben hin- und herlenkt, indem er sie kunstgerecht von der Spitze aus nach allen Seiten hinabführt zur breiten Basis. Grüßend mit dem fröhlichen „Glück auf!", geschmückt mit dem festlich glänzenden Hinterleder, der Gürtelschnalle und dem „Gewürzbeutel", den er selbst an seinem Hochzeitstage nicht ablegt, schreitet des Sonntags der Bergmann vorüber, dessen Haar durch die scharfen Metalldünste früh ergraut. Seine Gestalt ist schlank und schmächtig, sie hat nichts von bäurischem Behagen, im Gesicht wohnt die Blässe des Fabrikarbeiters, dabei sieht man aber doch dem Körper die Muskelkraft an, die ihm eigen ist. Folgen wir einem solchen Wandersmann in seine Wohnung, so dringt aus derselben eine wahre Backofenhitze; übrigens ist sie gewöhnlich schmuck und reinlich, mit vielen niedrigen Fenstern erhellt, die mit Blumentöpfen und an den Seiten mit kleinen Käfigen geziert sind, in denen Zeisige zwitschern und gelehrige Vögel aller Art ihre Melodieen herstammeln. Von der Thür des Wirtshauses her ruft uns wohl schon von weitem ein Kolkrabe aus dem Käfig im scharfen Harzdialekt sein: „hiehar, Kevatter, hiehar, Kevatter! entgegen.

Der Charakter des Harzfranken ist heiter und lebenslustig; er selbst nennt sich oft genug gemütlich. Komplimente werden nicht gemacht, „guter Freund" ist die Anrede, welche hoch und niedrig vom echten Bergmann erhält. Am Abend des Samstags, wo der Lohn ausgezahlt wird, giebt es in jedem Bergmannshause einen festlichen Schmaus, wie er bei einer bäuerischen Bevölkerung nicht möglich wäre und nur bei diesen kleinen Beamten denkbar ist, die stets ihr „Gewisses" haben, und auch, wenn sie krank werden, einen Teil des Wochenlohns als „Gnadengeld" (Pension) erhalten. Für diesen Sonnabendsschmaus wird der sechste Teil der ganzen Wocheneinnahme ausgesetzt, und am Montag ist die ganze „Loning" (Lohn) schon verausgabt, am Dienstag und Mittwoch wird sehr kümmerlich gelebt, am Donnerstag und besonders am Freitag werden bei dem Kaufmann schon wieder Schulden gemacht auf den „Lohntag". Auch an Schneider und Schuhmacher werden von jedem Wochenlohn einige Silbergroschen abgezahlt, denn niemals bezahlt der Bergmann eine Rechnung thalerweise, sondern jeder Wochenlohn wird in unzählige kleine Teile geteilt, mit denen sowohl die laufenden Ausgaben bestritten, als die Gläubiger bedacht werden müssen. Nicht der kleinste Teil des Lohns wird aber für den Schnaps, hier „Schluck" genannt, ausgesetzt, und des Sonnabends spielt der Schluck die Hauptrolle. Das Wirtshaus wird höchstens Sonntag Nachmittag besucht, wenn „der Schluck alle ist", um mit den Kameraden noch ein Gläschen zu trinken.

Da der Harzer und besonders der Oberharzer sich durch eine muntere Laune, der gemeine Bergmann sich durch derben, naiven Volkswitz auszeichnet, so ist er im allgemeinen ein guter Gesellschafter, und die Sagen und Märchen

des Harzes, die er nicht müde wird, immer wieder zu erzählen, machen nicht selten den Gegenstand seiner Unterhaltung aus: der Sinn für Musik hat sich seit dem letzten Jahrzehnt besonders in den Vereinen der Hüttenleute für Hornmusik geäußert, und man trifft gegenwärtig fast an jedem Hüttenort solche Vereine. In diesem Fröhlichkeitssinne, verbunden mit der Armut, wodurch des Harzers Kost so schlecht und kümmerlich ist, mag auch wohl der Grund liegen, daß er dem Branntwein so zugethan ist, daß selbst manche Krankheiten ihren Ursprung im Branntweingenuß haben. In den Tannenwäldern wachsen keine Reben, und gutes Bier ist annoch zu teuer; somit greift der Mensch, wenn er über die Prosa seines Lebens hinaus will, zu dem Trank, der am leichtesten und billigsten ihn in eine erhöhte Stimmung bringt; dabei bleibt dies Völkchen doch im ganzen stets gutmütig. Ferner gehört auch Ehrlichkeit, durch Ehrliebe und einen gewissen Stolz hervorgerufen, zum Charakter dieser Bergbewohner. Höchst selten wird man von Einbrüchen und Anfällen der Fremden, obwohl die Gelegenheit günstig wäre, hören, und selbst zwischen den Gehöften in den Harzdörfern vermißt man oft jede Verwahrung oder auch nur einen Zaun.

Eine Grubenfahrt zu Clausthal.*)

Der bemerkenswerteste Punkt in der Umgegend Clausthals ist die frankenscharner Silberhütte, welche im Jahre 1554 erbaut wurde, von den fränkischen Metzgern, die an diesem Platze ihre Fleischbuden hatten, ihren Namen empfing und vortrefflich eingerichtet ist. Zu ihrer Besichtigung bedarf man eines vom Berghauptmann ausgestellten Erlaubnisscheins. An einer ununterbrochenen Reihe von Pochwerken wandert man vorüber, umwimmelt von rüstigen Knaben, welche jeden Vorübergehenden mit dem Titel „Herr Vetter“ beehren und um eine Gabe bitten. Um sie zufrieden zu stellen, versehe man sich mit kleiner Münze, oder mache sich darauf gefaßt, aus hundert Kehlen den Spottruf zu hören: „Der Herr Vetter hat Stroh in der Ficke“.**)

Die frankenscharner Hütte ist zwar 3/4 Stunden von Clausthal entfernt, aber schon in der Ferne kündigt sie sich durch eine erkrankte Vegetation an. Die Blei- und Arsenikdämpfe, welche diesen Hütten unaufhörlich entsteigen, wälzen sich wie düstere Wetterwolken umher und vergiften alles Pflanzenleben so, daß in der ganzen Umgegend kein Grashalm grünt und kein Busch zu sehen ist. Die Hüttenwerke sind sehr bedeutend, und die Brenn-, Schmelz- und Treibhütten, die Röst-, Saiger-, Poch-, Kohlen- und Spritzenhäuser, Schmieden, Magazine, Mühlen und Schoppen,***) über welche sich das Hüttenhaus erhebt, scheinen ein Städtchen auszumachen. Die gewaltigen Öfen dieser Hütten, in denen die Flamme nie erlischt, verbreiten eine infer-

*) Thüringen und der Harz. C. Düval. — **) „Ficke“ Provinzialismus für „Tasche“.

***) Um aus der in Arbeit genommenen Erzmasse alles Silber und Blei darzustellen, ist eine Zeit von sieben Vierteljahren erforderlich (Dr. Zimmermann a. a. O.).

nalische Hitze, und wenn man die ausgedörrten, hagern Schmelzer betrachtet, welche mit totblassem Antlitze, das die Glut, in der sie leben, nicht mehr zu röten vermag, wenn man das unheimliche Pochen, Hämmern und Klopfen hört, so glaubt man sich, wenn nicht in den Orkus, doch an den Eingang desselben versetzt.

Vom Rasseln der Räder,
Von dem Pfeifen der Bälge, vom wilden Donner des Hammers,
Schallt ein lautes vermischtes Gebrüll in die hohlen Gebirge,
Und die Gegend umher erfüllt ein betäubender Nachhall.
Nie ermüdet Vulkan, den glühenden Ofen zu feuern,
Welcher in unaufhörlichen Strömen von schmelzenden Erzen
Heiß sich ergießt, indes daß bei der versengenden Hitze
Munter der Hüttenmann geht. Ihm fahren die sprühenden Funken
Um das blasse Gesicht, und Flammen folgen dem Fußtritt.

Mit einem aus Bewunderung und einem geheimen Schauer gemischten Gefühle verließen wir die bleichen Hüttenarbeiter und ihre großartige Werkstätte, in der fort und fort wenigstens 200 Menschen beschäftigt sind.

Am andern Morgen schwebte noch die Dämmerung über der Stadt, als wir schon wieder über ihre stillen Straßen schritten, die ein scharfer Morgenwind durchzog. Unser Führer trieb zur Eile, und so setzten wir unsern Weg rasch fort, kamen an vielen Schachten mit ihren Göpeln (Winden) vorbei und hörten durch die Morgenstille das taktförmige geheimnisvolle Leben der Wasserkünste. Von allen Seiten strömten die Bergleute nach ihren Gruben; wir gingen an der etwas schmutzigen Carolina vorüber und wandten uns zur Dorothea, die eine sehr bequeme Einfahrt hat und von Reisenden am liebsten besucht wird.

Im Zecherhause waren die Bergleute bereits versammelt, und der Obersteiger sprach bei den flimmernden Grubenlichtern das Frühgebet. Während desselben herrschte tiefe Stille, und zum Schluß stimmten alle dem einzigen, der sie auf dem gefahrvollen Tagewerke beschützen könnte, einen Lobgesang an; dann knieeten sie nieder und sprachen leise und andächtig das Vaterunser.

Man kann sich kaum einer innern Angst erwehren, wenn man die dunkelgekleideten, ernsten Männergestalten betrachtet, wenn sie hinabfahren in den finstern Schlund der Erde, wie sie bei dem schwachen Schein ihres Lämpchens auf gebrechlicher Leiter in die dunkle Tiefe hinabklimmen. Still und in uns gekehrt standen wir da, nach dem Eingange der Grube blickend, in welchem ein Bergmann nach dem andern verschwand; da trat unser Führer zu uns heran und sprach:

Kommt, Freunde, kommt! Fest tretet in die Fahrten,
Die senkrecht stehn,
Getrost hinab! Damit wir die verwahrten
Erdschätze sehn.

Kein Räderrasseln, auch kein Donner eines Schusses
Schreck Euch zurück!
Vertraut dem Grubenlicht, der Leuchte Eures Fußes
Und Bergmannsglück!

Wir schritten auf den Fahrschacht zu, aus welchem die erste Fahrt (Leiter) hervorsah, betraten die zerbrechlichen Sprossen und schritten, uns fest anklammernd, behutsam an der steilen Wand hinunter. „Achtung!“ rief von Zeit zu Zeit der Führer, wenn eine besonders gefährliche Stelle zu passieren war, und noch behutsamer als vorher kletterten wir in die immer wachsende Finsternis hinab und wahrten unsere Hände, welche das Schachtgestänge (ein Pumpwerk, welches das Wasser aus der Tiefe holt) bedrohte, indem es in gleichförmiger Bewegung immer dicht neben uns auf- und niederstieg. Endlich verließ der Fuß die letzte Sprosse, und mit einem „Gottlob!“ und dem seligen Gefühle einer überstandenen Gefahr fühlten wir wieder festen Boden unter uns und streckten mit Wohlgefallen die erlahmten Kniee. Aber auf der kalten, nassen Erde der Schachtsohle war an kein Ausruhen zu denken; der Führer trieb zum Weitergehen, und so durchschritten wir die langen Strecken bald eng, bald weit, bald hoch, bald niedrig, nur erleuchtet durch eine Menge Grubenlichter und nur erfüllt mit traurigem, eintönigem Geräusch. Das Rasseln der Ketten, das Stöhnen der Pumpen, das Knarren der Kunstgestänge, das Krachen des Gesteins, das Rauschen des Wassers und das unaufhörliche Klopfen und Klingen der Schlägel und Bohreisen bilden eine schaurige Musik, welche durch das Rollen des Donners, wenn die Felsen mit Pulver gesprengt werden, von Zeit zu Zeit unterbrochen und übertäubt wird. Bergleute mit ihren erzbeladenen Karren eilten an uns vorüber, dort arbeiteten andere mit Fimmel und Fäustel, hier „vor Ort“ eugeingeschlossen vom unterirdischen Gestein, zusammengekauert oder knieend in der unbequemsten Stellung, begannen andere an dem harten Gestein ihre saure und Geduld prüfende Arbeit und bohrten im Schweiße ihres Angesichts ein Loch in den Felsen. — „Es wird angesteckt!“ tönte uns aus einer Halle, in die wir eben eintreten wollten, entgegen. Der Führer hatte kaum Zeit, uns hinter eine Felsenwand zu schieben, als ein Blitz die dunkle Nacht zerriß, ein dröhnender Schlag erfolgte, als sei die Erde geborsten, der Boden unter unsern Füßen zitterte, als rüttelte der Bergesfürst an den Grundfesten der Erde; weißer Dampf quoll uns entgegen und beengte die klopfende Brust. Lange rollte der Donner in den weiten Höhlungen und Gängen dieser unterirdischen Welt, dann wurde es stiller, der Dampf verzog sich, wir atmeten freier, und lächelnd über unsere Ängstlichkeit geleitete uns der Führer zu den blinkenden Trümmern, welche, durch die Gewalt des Pulvers abgesprengt, den Boden bedeckten.

„Sie sehen meine Herren,“ nahm der Führer das Wort, „wie mühsam der Bergmann sein Brot verdient und wie großen Gefahren er ausgesetzt ist. Gewiß möchten Sie nicht hier unten leben, verlassen, „von der menschlichen Hilfe so weit“, und nur besucht von dem Berggeiste, der sich sonst gar häufig sowohl in dieser, als in anderen Gruben hat sehen lassen.“

„Der Berggeist?“ fragten wir neugierig. „Habt Ihr ihn selbst gesehen? wie sieht er aus?“

„Der Berggeist oder Bergmönch,“ berichtete unser Führer, „wird gar oft in der Tiefe gesehen, und meistenteils erscheint er als ein Riese in einer

schwarzen Mönchskutte. Einmal ist er eine ganze Zeitlang des Freitags erschienen, hat das ausgegrabene Erz aus einem Eimer in den andern geschüttet und einem Arbeiter, der über diese vergebliche Arbeit zürnte, den Hals umgedreht, ein andermal zwölf Arbeiter angehaucht, daß sie auf der Stelle tot liegen blieben. Hier in dieser Grube hat er einmal einen bösen Steiger, der die armen Bergleute quälte, bestraft; denn als derselbe zu Tage fuhr, stellte er sich ihm unsichtbar über die Grube, und als er emporkam, drückte der Geist ihm mit den Knieen den Kopf zusammen!"

„Aber," fuhr unser Cicerone fort, „der Bergmönch erscheint nicht immer als strafender Geist, er hat auch gar oft den Bergleuten gutes gethan, und vor einigen fünfzig Jahren ist er hier zwei Bergleuten erschienen. Diese arbeiteten immer gemeinschaftlich, und einstmals, als sie anfuhren und „vor Ort" kamen, sahen sie an ihrem Geleucht, daß sie nicht genug Öl zu einer Schicht auf den Lampen hatten. — Was fangen wir da an? sprachen sie zu einander. Geht uns das Öl aus, so daß wir im dunkeln sollen zu Tage fahren, sind wir gewiß unglücklich, da der Schacht schon gefährlich ist. Fahren wir aber jetzt gleich aus, um von Haus Öl zu holen, so straft uns der Steiger, und das mit Lust, denn er ist uns nicht gut! — Wie sie also besorgt standen, sahen sie ganz fern in der Strecke ein Licht, das ihnen entgegenkam. Anfangs freueten sie sich, als es aber näher kam, erschraken sie gewaltig, denn ein ungeheurer, riesengroßer Mann ging, ganz gebückt, in der Strecke herauf. Er hatte eine große Kappe auf dem Kopfe und war auch sonst wie ein Mönch angethan, in der Hand aber trug er ein mächtiges Grubenlicht. Als er bis zu den beiden, die in Angst da still standen, geschritten war, richtete er sich auf und sprach: „Fürchtet euch nicht, ich will euch kein Leides thun, vielmehr gutes," nahm ihr Geleucht und schüttete Öl von seiner Lampe darauf. Dann aber ergriff er ihr Gezäh und arbeitete in einer Stunde mehr, als sie selbst in einer Woche bei allem Fleiß gearbeitet hätten. „Nun," sprach er, „sagt's keinem Menschen je, daß ihr mich gesehen habt," und dabei schlug er mit der Faust links in die Seitenwand; sie that sich aus einander, und die Bergleute erblickten eine lange Strecke, ganz von Gold und Silber schimmernd. Und weil der unerwartete Glanz ihre Augen blendete, so wendeten sie sich ab: als sie aber wieder hinschauten, war alles verschwunden. Hätten sie ihre Hacke oder sonst nur einen Teil ihres Gezähes hineingeworfen, so wäre die Strecke offen geblieben, und es wäre ihnen viel Reichtum und Ehre geworden, aber so war es vorbei, weil sie ihre Augen davon abgewandt hatten. Doch blieb ihnen auf ihrem Geleucht das Öl des Berggeistes, das nicht abnahm und darum großen Vorteil gewährte. Aber nach Jahren, als sie einmal am Sonnabend mit ihren guten Freunden im Wirtshaus sich lustig machten, erzählten sie die ganze Geschichte, und am Montag Morgen, als sie anfuhren, war kein Öl mehr auf der Lampe, und sie mußten fortan wie die andern Bergleute stets frisch aufschütten."

Indem wir dem erzählenden und erklärenden Führer überall nachfolgten, gelangten wir an einen der inneren Eingänge des tiefen

Georgstollens,
durch welchen die die Grube befahrenden Reisenden gewöhnlich wieder an das Tageslicht gefördert werden.

Dieser Stollen ist eins der großartigsten, kühnsten und vorteilhaftesten Werke, die jemals im innern der Erde unternommen worden sind. Tausend Schwierigkeiten setzten sich der Vollendung entgegen. Viele Gruben waren nämlich so tief, daß es in einigen nicht mehr möglich war, ihr Grundwasser heraufzuschaffen, während in andern die Hebung des Wassers durch Künste immer beschwerlicher wurde. Mit Schrecken blickten die Bergleute in die Zukunft und glaubten schon, der Bergbau müsse über kurz oder lang ganz erliegen. Da kam der damalige Berghauptmann von Reden auf die kühne Idee, einen Stollen zu treiben, der drei Stunden lang und 12,000 m durch das Gebirge hinansteigend die Gruben von ihren Wassern befreie; allein die Behörden zweifelten an dem glücklichen Erfolg dieser kostspieligen Unternehmung. Jahre vergingen, und immer gefährlicher, immer drohender zeigten sich die Gewässer im Innern der Erde. Reden aber sparte keine Mühe, seine Idee zu verwirklichen, und setzte es endlich beim Könige Georg III. durch, der auch den größten Teil der Kosten, die sich am Ende des Werkes auf 412,142 Thaler beliefen, auf sich nahm. Am 26. Juli des Jahres 1777 schlug Reden unter Musik, Kanonendonner und Freudengeschrei des Volks in den Felsen bei Grund ein, von wo der Stollen durch das Gebirge hinaufgeführt werden sollte. Der Bergmeister Stelzner, dann von Trebra und endlich der Berghauptmann von Meding leiteten den Bau, ließen auch von der entgegengesetzten Seite, von den Gruben her entgegenarbeiten und Luftlöcher ansetzen, durch welche das losgearbeitete Gestein zu Tage gefördert werden konnte. Trotz des größten Fleißes und der angestrengtesten Arbeit gingen 22 lange Jahre dahin, ehe das Werk fertig war, und erst am 5. September 1799 wurde der Stollen durchschlägig, d. h. man durchbrach das letzte Gestein, welches die sich entgegenarbeitenden Bergleute noch von einander trennte. „Glück auf!" riefen die Bergleute mit freudig glänzenden Augen, „Glück auf!" rief der Oberbergmeister und alle umarmten sich, während der Donner der Kanonen durch die Berge schallte, die Bergmusikanten den Choral: Nun danket alle Gott! spielten, sämtliche Beamte sich anschickten, den Stollen zu befahren, und alle Bergleute, festlich geschmückt, mit brennenden Grubenlichtern, grünen Schachthüten und flatternden Bergfahnen nach dem Mundloche zogen. Der Oberbergmeister wurde mit einer Ehrenmedaille beschenkt, der Geschworene, welcher sich bei der Arbeit besonders hervorgethan hatte, wurde zum Bergmeister erhoben, der alte Bergmann Schmidt, der einzige von denen, welche den Bau begonnen, wurde Steiger und Stollenaufseher, und ein großes festliches Mahl unter Gezelten krönte das Fest zu Ehren des großen Sieges über das widerspenstige Gestein. — Groß war die Mühe, groß der Aufwand gewesen, welchen der Bau gekostet; aber die Vorteile, die er gewährt, sind unverkennbar. Eine große Menge von Wasserkünsten und Kunstschachten haben seitdem ein-

gestellt, viele eingegangene Zechen wieder aufgenommen und mehrere Gruben von neuem verfolgt werden können, da die Grundwasser aus den tiefen Gesenken nun sämtlich durch diesen tiefen Stollen abgeleitet werden. Die Fortdauer des Bergbaues, der Wohlstand und Unterhalt der Harzer ist gerettet, und so lange man Bergbau auf dem Harze treibt, wird man sich gewiß auch dankbar der Urheber dieses trefflichen Baues erinnern.

Während uns der Alte mit den Feierlichkeiten, welche bei der Eröffnung des Stollens stattgefunden, und mit den Vorteilen, welche er gewährte, ausführlich bekannt machte, waren wir unter Clausthal und der Marktkirche der Stadt immer weiter fort einige Stunden lang auf dem feuchten Boden, in dessen Mitte das Wasser hinabrieselte, hingewandert, als uns plötzlich frische Luft und das helle Licht des Tages entgegenströmte. Immer heller wurde es um uns her, und mit dem stolzen Gedanken, wie des Menschen Kraft und Mut im Kampfe mit der Natur den Sieg erringt, verließen wir das mit einem stattlichen Portal aus Sandstein geschmückte, mit goldenen Inschriften gezierte und mit Linden umpflanzte Mundloch des Stollens und grüßten von Herzen das sonnige Licht, das uns, nach den Wundern der Tiefe, doppelt reizend erschien. Mit größter Verwunderung aber erblickten wir dicht vor uns die Häuser des Bergstädtchens Grund, welches wenigstens zwei Stunden von Clausthal entfernt ist und zwischen hohen Bergkuppen eingezwängt liegt.

---

2. Das Riesengebirge.*)

Der Name „Riesengebirge" kommt nur einem kleinen Teile jener großen Gebirgskette zu, die sich in nordwestlicher Richtung über 30 Meilen weit, von den Quellen der Oder und dem Fuße der Karpathen bis über die Quellen der lausitzer Neiße unter mancherlei Abwechselungen ihrer Höhe und Breite ausdehnt und die in geographischen Handbüchern und Reisebeschreibungen das sudetische Gebirge oder die Sudeten genannt wird. Der Teil dieser Kette, der im eigentlichen und engern Sinne das „Riesengebirge" heißt, erstreckt sich von 33° bis 33° 30′ östl. L. von Ferro, und von 50° 35′ bis 50° 55′ nördl. Br. und hat in dieser Ausdehnung, abweichend vom Laufe der Hauptgebirgskette, eine mehr westnordwestliche Richtung.

An die gegen 1600 m (genauer 1611 m) hohe Riesen- oder Schneekoppe reihen sich in kleinem Raume so viel beträchtliche Höhen — gr. Sturmhaube (1482 m), kl. Sturmhaube (1416 m), hohes Rad (1515 m), Reifträger (= $1350_{,21}$ m) u. a. —, daß schon in Beziehung auf die niederen Teile des Sudetenzuges und gegenüber den deutschen Mittelgebirgen der Name

*) Das Riesengebirge u. seine Bewohner, von Dr. K. Hofer, herausgeg. von der Gesellschaft des vaterl. Museums in Böhmen, Prag 1841. Neue Beiträge von Lehrer Hänsel in Hirschberg.

gerechtfertigt erscheint. Möglich immerhin, daß ihm auch ein alter Mythus zu Grunde liegt, nach welchem in grauer Vorzeit die geheimnisvollen Höhen von Göttern und Riesengeistern bewohnt waren; in jedem Falle aber findet der Name „Riesengebirge" seine naheliegende natürliche Begründung in der Großartigkeit des Bildes, in welchem der mächtige Gebirgszug auf der schlesischen Seite, besonders vom Hirschberger Thale aus gesehen, dem Auge des Beschauers sich darstellt.

Vergleicht man die Bergketten, welche Deutschland vom Rhein bis nahe an die Oder und von den Alpen bis an die norddeutsche Tiefebene durchschneiden, mit dem Riesengebirge, so ergiebt sich, daß dieses nach Form und Größe und Umriß unter ihnen eben so sich auszeichnet, wie es selber wiederum von den Alpen übertroffen wird, und so gewissermaßen eine Mittelstellung als subalpinisches Hochgebirge einnimmt. Das Riesengebirge hat freilich nicht die malerischen Kegelformen, wodurch sich die oft viel weniger hohen Trappengebirge so vieler Gegenden unseres Weltteils und namentlich die der Länder am Rhein und der Elbe so vorteilhaft auszeichnen; noch weniger prangt es mit den himmelanragenden beschneiten Scheiteln, Hörnern und Nadeln, wodurch die Alpen schon von fern jedem empfänglichen Gemüte Staunen und Bewunderung einflößen; allein, wenn die übrigen Gebirge Deutschlands, die mit den Alpen in keiner unmittelbaren Verbindung stehen, wie der Schwarzwald und die schwäbische Alp, die Donaugebirge in Österreich, das Böhmer- und Thüringerwaldgebirge, das Erz- und Fichtelgebirge, die Rhön, der Spessart, der Harz, der Odenwald und die Bergketten am Rhein, in der Ferne dem Auge nichts als sanfte, wellenförmige, mit Wäldern bewachsene Bergrücken zeigen, unter welchen sich etwa bloß ein einzelner Punkt durch besondere Höhe auszeichnet: so bietet das Riesengebirge dem Auge eine viel ausgezeichnetere Kontur, mehrere kahle Berghöhen und stumpfpyramidale Gipfel, steilere Abhänge und scharf zugeschnittene Kämme, mehr schroffe Klüfte und finstere Abgründe, als alle die angeführten Gebirge, und es hat deshalb eine von den allgemeinen Gesichtszügen gewöhnlicher Berge sich sehr unterscheidende, erhabene und ehrwürdige Physiognomie, eine Großheit, die zu den Alpen hinstrebt, wenn sie auch deren Größe nicht erreicht.

Auf der südlichen nach Böhmen zugekehrten Seite ist die Abstufung freilich allmählich, während auf der schlesischen Seite das Gebirge ziemlich steil aus der Tiefe emporstrebt. Die böhmische Seite bietet schon darum, weil sie die ausgedehntere ist, einen größeren Reichtum an eigentümlichen Formen und einen reichhaltigeren Wechsel in der wildromantischen Beschaffenheit ihrer Berge, Thäler und Schluchten, als die schlesische Seite; aber sie entbehrt gänzlich der Totalansicht des Hauptkammes, weil fast auf jedem Punkte ein bewaldeter Bergrücken den andern verdeckt und darum der Wanderer nur dann und wann die Spitze der Schneekoppe oder eines ihrer Nachbarn über die Berge hervorragen sieht. Ganz anders gestaltet sich der Anblick auf der schlesischen Seite. Hier zeichnet sich schon in großer Ferne das Riesengebirge im Sommer als hellblaue, im Winter als silberweiße



(Nach e. Aufnahme von E. W. Knippel in Schmiedeberg.)

Hirschberg mit dem Riesengebirge.

Masse am Horizont ab, die in immer schärfer gezeichneten Formen hervortritt, je mehr man dem Hirschberger Thale, dessen Südrand das Riesengebirge bildet, sich nähert, und wenn dann die den nordöstlichen Thalrahmen bildenden Ausläufer des Katzbachgebirges auch zeitweise den Anblick des mächtigen Gebirgswalles dem Auge entziehen, so erhebt sich derselbe doch um so schöner und großartiger vor dem Blick, wenn man ins Thal selbst eintritt. Was aber dem Bilde noch ganz besondern Reiz verleiht, ist der Umstand, daß es, ohne seinen imposanten Hintergrund zu verlieren, den die aufsteigende Gebirgswand mit ihren in schwachgebogenen Linien neben einander sich erhebenden Kuppen bildet, während ostwärts der Landeshuter Kamm und westlich die Züge und Ausläufer des Isergebirges die Perspektive wirkungsreich zusammenhalten, der vielen Vorberge und einzelnen Bergrücken wegen, welche kleinere Thallandschaften abgrenzen, mit jedem Schritte des Beobachters ein anderes wird und immer neue Schönheiten entfaltet.

Die Grenze des ewigen Schneees erreicht das Riesengebirge freilich nicht; aber der Winter ist in seinem Gebiete doch bereits sehr lang, 8 – 9 Monate in den oberen Höhen dauernd. Die vier Sommermonate tragen ganz das Gepräge des Frühlings. Die Luft ist — wenige besonders schwüle Tage im Juli und August ausgenommen — selbst während der Mittagsstunden und bei sonst schönem Wetter gewöhlich kühl auf diesen Höhen, der Boden aber teils wegen der noch übrigen Winterfeuchtigkeit, teils wegen seiner schwammigen Beschaffenheit, mittelst welcher er die Feuchtigkeiten der Atmosphäre leicht an sich saugt, immer naß und sumpfig, so daß die Bergbäche stets reichlich mit Wasser versorgt werden. Hierzu tritt der bunte Schmelz der blühenden Alpenpflanzen, die in verschiedener Aufeinanderfolge hervorbrechen und wieder verschwinden, und die außerordentlich üppige Vegetation an den Abhängen der Berge und in den Thälern: das alles begünstigt die Idee eines im Vergleich mit dem Unterlande viel längeren und wonnereicheren Frühlings.

Während dieser reizvollen, aber nur zu schnell vorübergehenden Periode gehört die lange Morgen- und Abenddämmerung zu den herrlichsten sie begleitenden Erscheinungen und gewährt dem Naturfreunde, der um diese Zeit die heiteren Höhen und Thäler der Sudeten durchwandert, den Vorteil, seine Tage auf die höchst mögliche Benutzung zu bringen. Die Morgen- und Abendröte ist auf den Spitzen der Sudeten immer heiterer und schöner, als unter gleichen Umständen bei wolkenfreiem Horizont im Unterlande. Noch breitet die zögernde Nacht ihren Schleier über Böhmen aus, wenn die Koppe und andere Riesenberge schon von der Sonne erleuchtet werden, und Schlesien entschlummert schon im Riesenschatten der Sudeten, wenn den Brunnenberg und Krkonosch*) des Tages milder Schimmer noch rötet. Der

*) Die Anwohner czechischer Zunge nennen das ganze Gebirge Krkonossy (wörtl. Halsträgergebirge), was vielleicht auf eine Gewohnheit der Bewohner hindeutet, ihre Lasten auf dem Kopfe zu tragen.

Wechsel der Beleuchtung bietet hierbei, vom Hirschberger Thale aus gesehen, oft das fesselndste Schauspiel. Bläulicher Duft lagert, bevor die Sonne unter den Horizont hinabsinkt, über dem Relief der einladenden Höhen und die Fenster des diesseitigen Koppenhauses und der Hampelbaude glitzern in den Strahlen des scheidenden Gestirns, während die Riesenhäupter ihre Schatten ostwärts weithin werfen; allmählich aber dunkelt, indem der über dem Ganzen lagernde Duftschleier immer tiefere Färbungen annimmt, von unten nach oben die ganze Gebirgswand sich ein. Sendet jedoch die sinkende Sonne ihre Strahlen durch feinen, roten Abendnebel, so erglühen die höchsten Punkte des Kammes, vor allem aber der Koppenkegel, in rotgelben Farben. Dieses Bergglühen, welches an die Pracht des Alpenglühens erinnert, erstreckt sich wohl auch, wenn die Strahlen der Sonne am westlichen Thalrande tief genug einen Durchgang finden, bis an den Fuß des Gebirges herab und läßt dann die ganze Gebirgsmasse in gelblichrosigem bis dunkelrotem Lichte erscheinen, bis schon nach wenigen Minuten das Farbenspiel unter violettem Anfluge schnell höher rückt, um schließlich nur am Koppenkegel zu haften, dessen Granit- und Glimmerschiefer-Felsen dann noch lange nach Sonnenuntergang dunkelglühend erscheinen. Endlich verlischt auch der letzte Lichtschimmer, und nur die oberen Konturen der dunklen Gebirgsmasse zeichnen sich noch am Nachthimmel ab. Die Morgenfärbungen, welche vor Sonnenaufgang sich einstellen und gewöhnlich gelb sind, bieten in umgekehrter Ordnung und bei entgegengesetzter Schattenlage einen ähnlichen Effekt, welcher dem Sonnenaufgange auf dem Gebirge einen besondern Reiz giebt und auf der Schneekoppe, wie auf anderen hohen Punkten, welche den Blick in die Thallandschaften gestatten, auch den schläfrigsten Gebirgsreisenden veranlaßt, mit Tagesgrauen sein Lager zu verlassen, um das herrliche Natur-Schauspiel zu genießen.

Der Übergang aus dem ungefähr vier Monate langen Lenz in den Winter ist indes auch wieder viel schneller, als im tiefen Lande. Kaum sind nach der Herbstnachtgleiche einige Nebel als Vorboten des nahen Winters eingefallen, als gewöhnlich auch sofort Kälte und stürmisches Schneewetter hereinbricht und der Winter mit allen seinen Unannehmlichkeiten von den Höhen der Sudeten Besitz nimmt. Der erste Schnee bedeckt gewöhnlich nur vorübergehend die „Koppe“ und die höchsten Rücken des Kammes. Ist er zeitig, d. h. vor Michaeli, wenn in den Thälern der Pflanzenwuchs noch grünt, eingetreten, so gilt dies den Gebirgsbewohnern als sicheres Zeichen eines noch nachfolgenden schönen Herbstes. Nach und nach aber „rückt der Winter“ immer weiter herab, und dann erscheint das Gebirge nach dem Hirschberger Thale hin im schönsten Relief der Winterlandschaft, indem nicht nur die langen blauen Waldstreifen, gesondert von den schneebedeckten, lang sich hinziehenden holzfreien Stellen, sondern auch einzelne Felspartieen und kleine Höhen in dem Bilde in scharfen Umrissen hervortreten.

Die Höhen der Sudeten sind, wie alle höheren Bergspitzen unseres Planeten, den größeren Teil des Jahres hindurch in Wolken gehüllt. Der

Hauptwolkenherd ist aber in dem nordwestlich an das Riesengebirge anstoßenden Isergebirge; aus dieser Gegend werden die Wolken in ihrem weiteren Zuge durch die herrschenden Westwinde fortgetrieben und hüllen zuerst den westlichen Flügel — bald darauf, durch diejenigen Dunstmassen, welche in den waldigen und feuchten Thälern der Siebengründe entstanden sind, verstärkt, auch den östlichen Flügel des Riesengebirges ein. Beinahe das nämliche geschieht, wenn schon geformte Wolkenmassen durch Winde aus entfernten Westgegenden herbeigeführt werden. Das waldige Isergebirge und der westliche Teil des Riesengebirges sind auch alsdann immer die ersten Bollwerke, welche ihrem ferneren Zuge nach Osten ein Hindernis in den Weg legen, und erst wenn sie an diesen angeprellt sind und dann sich zerteilen, legen abgerissene Massen derselben sich an die hohen Lehnen des Riesengebirgsflügels an und entziehen auch diesen nach und nach dem Anblick des Beschauers. Die Riesenkoppe, die in dieser Richtung den letzten hohen Scheitel dieses Flügels ausmacht, ist daher auch meist der zuletzt eingehüllte Gipfel des Riesengebirges, und wenn es zuweilen geschieht, daß sie allein „eine Haube hat", während der übrige Gebirgsrücken frei bleibt, so rührt dies davon her, daß die vom Winde herbeigetriebenen Dunstmassen sich rasch am kalten Koppenkegel verdichten, wodurch um denselben eine fortwährend sich erneuernde und infolge der Windesgewalt sich wieder zerteilende Wolkenbildung erzeugt wird, während in größerer Ferne es scheint, als ob ein und dieselbe Wolke dauernd den Kegel verdecke. Die bei solcher Gelegenheit auf der Koppe eintreffenden Touristen spüren nichts weniger, als eine schützende „Haube", vielmehr aber den auf sie eindringenden, oft eisigen Sturmwind, vor welchem sie nur in den gastlichen Räumen der „Koppenhäuser" sichern Schutz finden.

Sind alle Bedingnisse vorhanden, so hüllt sich oft in wenigen Stunden das ganze Riesengebirge in Wolken ein. Der Gebirgsbewohner bedient sich dann, wenn die Koppe oder einzelne Berggipfel bereits von Wolken bedeckt sind, des Ausdrucks: das Gebirge popelt sich ein; überziehen aber dichte Nebel bereits das ganze Gebirge, zugleich schon die Thäler ausfüllend, so heißt es: das Wetter oder der Nebel sackt sich ein — im Gegensatz, wenn's sich wieder aushellt: das Wetter räumt auf, wird gescheuter. Es ist ein höchst anziehendes Schauspiel, obwohl es den Reisenden oft in Verlegenheit setzt, den Übergang vom heiteren zum bedeckten Himmel und endlich zum Regen zu beobachten. Noch schreitet der Wanderer bei klarer Luft im heitern Sonnenschein fröhlich dahin und erfreut sich der herrlichsten Aussicht in die Ferne; aber plötzlich fühlt er einen kalten Luftstoß, und dünne, geisterhafte Dunstgebilde jagen an ihm vorüber, worauf er oft schon nach wenig Minuten sich vom dichtesten Nebel eingehüllt sieht. In andern Fällen eröffnet eine einzelne, nach ihrem Umfange sehr unbedeutend scheinende Wolke, die sich irgendwo, nicht selten auch auf der Oberfläche der Teiche oder in den Schneegruben und andern Abgründen niederläßt, die Scene; unter den Augen des Zuschauers wächst sie durch unsichtbare Zu-

flüsse, und daher gleichsam aus ihrer eigenen Masse, zu einem weit verbreiteten Dunstmeere an, dessen ungeheure Wogen bald das ganze Riesengebirge überfluten. Das niedere Land von Schlesien genießt unter solchen Umständen gewöhnlich noch einen oder ein paar Tage eines heiteren Himmels, oder hat bloßen Wind, wenn es bereits auf der benachbarten böhmischen Seite regnet und stürmt, weil das hohe Bollwerk des Gebirges das von Westen heranziehende Gewölk noch eine Zeitlang aufhält. Bald verlieren aber die ungeheuren Wollballen des „Windgewölkes“ ihre Spannkraft, ändern ihre weißliche Farbe in Grau und Dunkelblau und senken sich immer tiefer an den nordöstlichen Scheiteln der Sudeten herab, bis der Wolkenozean seinen Vorrat über ganz Schlesien ausschüttet.

Nicht immer geht indes das Windgewölk in Regengewölk über; bei schnell sich verändernden Luftströmungen zerteilen sich oft die Dunstmassen eben so plötzlich, als sie gekommen, und die Gipfel des Bergzuges ragen dann wieder kühn in die blaue Luft, stolz auf die tiefer gesenkten und auseinander gesprengten Wolken hinabschauend. Der Thalbewohner weiß sehr wohl das lichte „Windgewölk“, das oft in wunderbarster Weise sich ballt oder als welligkrauses Wolkenmeer den ganzen Gebirgskamm scheinbar in eine Ebene verwandelt, von den regenbringenden Wolken zu unterscheiden und sagt dann: „Auf dem Gebirge liegt Wind“. Nach wirklich erfolgtem Regen ist aber das Schauspiel noch schöner. Es wogen dann noch ungeheure Wolkenmassen unter tausend phantastischen Formen an den Abhängen der Berge, enthüllen hier einzelne schon wieder von der Sonne beschienene Teile des Gebirges, zeigen sich dort von noch höheren Wolken beschattet, oder verklären sich zusehends zu einzelnen weißen Dunstkreisen, die an dem Saume der Wälder, aus denen der Nebel in Säulen, „Waldweibel“ genannt, aufsteigt, sich hinziehen, um in das Nichts zu verschwinden, aus welchem sie kurz zuvor entstanden zu sein schienen. Da denkt der Beobachter wohl an die Wahrheit des Psalmenwortes: „Du rührst die Berge an und sie rauchen!“

Auf den höheren Bergregionen ist der Regen mehr ein starker Nebel und feiner Staubregen. Dagegen werden in den Thälern und den am Fuß des Gebirges gelegenen Flächen die Regen ohne Dazwischenkunft trockener Ostwinde oft sehr heftig und anhaltend. Gewitterregen zumal arten leicht in verheerende Hagelwetter und Wolkenbrüche aus, infolge deren die Gebirgsbäche plötzlich weit über ihre Ufer austreten, Fluren und Dörfer überschwemmen und, Felsstücke, Waldbäume und Gegenstände aller Art mit fortreißend, ihre verheerenden Wirkungen bis ins flache Land hineintragen, worauf sie eben so schnell sich wieder in ihre gewöhnlichen Rinnsäle zurückziehen. Die Gewitter bilden im Gebirge, wenn sie an hohen Bergwänden oder in den Thalschluchten sich festsetzen und hier im Zickzack ihre grellen Blitze umherschleudern, während die Donner im Echo sich vervielfachen, eine majestätische Erscheinung. Reisenden, die von einem solchen Wetter, bei welchem die Temperatur oft plötzlich bis unter den Gefrierpunkt herabsinkt, im freien überrascht werden, bleibt gewöhnlich weiter nichts übrig, als an

Ort und Stelle, wo sie sich gerade befinden, auszuharren und das Wetter über sich hinziehen zu lassen. Einen unbeschreiblich großartigen Eindruck aber macht es auf den Wanderer, wenn er auf den hohen Kuppen des Gebirges einen höhern Standpunkt, als die Gewitterwolke selbst, einnimmt und somit „über den Wolken" im Sonnenschein die zu seinen Füßen tobenden Elemente beobachten kann; doch bietet sich eine solche Gelegenheit immer nur selten, indem in der Regel die Gewitterwolken auch den Kamm des Gebirges einhüllen.

Besonders herrlich ist aber der Regenbogen. Viele Sudetenwanderer werden mit dem größten Entzücken sich des Eindrucks erinnern, den der wundervolle Anblick dieses schönsten aller Meteore auf ihr Gemüt machte, wenn sie, nach abendlichen Gewitterregen auf den Höhen des schlesischen Gebirgskammes weilend, das niedere Land von Schlesien und dessen malerisches Vorgebirge vom Fuße der Sudeten an bis an den entferntesten Horizont in einem zur Hälfte geschlossenen Farbenbogen gleich einem Gemälde Edens erblickten, oder wenn ihnen von den westlichen Vorgebirgen Böhmens unter gleichen Umständen das Riesengebirge selbst mit dem ganzen Zauber irdischen Farbenschmucks wie ein hehres, überirdisches, von bengalischem Feuer erleuchtetes Wunderland erschien.

Dem Freunde der Natur, der emsig in den verborgensten Winkeln des Gebirges die Schönheiten aufsucht, gelingt es auch wohl, an diesem oder jenem der schönen Wasserfälle nicht minder schöne Farbenzirkel zu entdecken, als diejenigen sind, von welchen die Alpenreisenden so viel zu rühmen wissen. Doch nicht all dieser Erscheinungen bedarf das Riesengebirge, um einer der interessantesten und schönsten Punkte unsers Erdteils zu sein; schon in seiner Alltäglichkeit bietet es Reize genug, die es in der schönen Sommerzeit zum Besuchs- und Reisezielpunkte vieler Tausenden machen, deren Wünsche beim Betreten des Berggebietes sich in erster Reihe auf „günstiges Wetter" erstrecken, ohne welches die Schönheiten und Genüsse verschlossen bleiben, welche die Natur in ihrer Großartigkeit dem Gebirgsreisenden bietet.

Die großen Waldstrecken des Riesengebirges, die kräuter- und wasserreichen Gehänge seiner Berge und die vielen engen, von der Sonne nur wenige Stunden beschienenen Thäler und Schluchten in demselben begünstigen, da sie in der Temperatur des Tages und der Nacht die grellsten Kontraste zeigen und darum zur Einsaugung der Dünste am meisten geeignet sind, ungemein die Erzeugung des Taues; daher sind auch die Morgen- und Abendtaue hier viel stärker, als im flachen Lande und immer Gefährten anhaltend schöner Sommerwitterung. Der Morgentau ist häufiger und stärker, als der Abendtau, und da des Morgens bei Aufgang der Sonne in den Sommermonaten die Temperatur der Luft auf den hohen Gebirgsflächen öfters bis auf den Gefrierpunkt herabsinkt, so wird der Tau gewöhnlich in Reif (Oraum im Gebirgsdialekt) verwandelt, und die Bergwiesen sehen dann wie mit Schnee bestäubt aus.

Da die Wolkenerzeugung im Winter eben so wie im Sommer vor sich geht und Feuchtigkeiten aus der Luft eben so niedergeschlagen werden, wie

in der wärmeren Jahreszeit, die Niederschläge aber wegen der verminderten Temperatur der Erde und Luft nicht in tropfbarer, sondern in fester Gestalt erscheinen, deshalb auch nicht so wie im Sommer die Regengüsse ablaufen oder von der Erde eingesaugt oder durch Wärme schnell verdunstet werden können: so folgt notwendig daraus, daß vom Anfange November bis Ende Februar, wo lang anhaltende Tauwetter eine Seltenheit sind, sich nach und nach eine ungeheure Menge von Schnee auf dem Riesengebirge anhäuft, der gewöhnlich bis Ende April oder auch bis in den Mai hinein liegen bleibt, während auch dann noch einzelne Schneemassen, namentlich in den Schneegruben und an den Teichrändern, sowie an mehreren andern Stellen des nördlichen Abhanges, in voller Weiße nicht selten bis Mitte Juli ins Thal hinab leuchten. Eigentümlich aber ist der Umstand, daß im Wechsel der winterlichen Temperaturverhältnisse auf dem Kamme des Gebirges vorübergehendes Tauwetter nicht selten früher eintritt, als unten im Hirschberger Thale, und daß überhaupt im Winter dort oben die Temperatur oft längere Zeit einige Grade milder ist als in der tieferen Thalregion. Die Ursache dieser Erscheinungen beruht in den warmen Luftströmungen, welche, von Süden kommend, wohl den Kamm des Gebirges berühren, über die kalte Luft aber, welche das Thal erfüllt und schwerer als jene ist, hinwegstreichen.

In besonders schneereichen Wintern oder bei anhaltenden Schneestürmen kommt es vor, daß einzelne „Bauden“ (so werden die Wohnungen im Gebirge genannt) bis zum Dache hinauf einschneien; dann wühlen die Bewohner von der Hausthür aus eine stollenähnliche Öffnung durch den Schnee oder nehmen durch den Dachgiebel ihren Ausgang. Ihr Verkehr mit den Thalbewohnern zum Zweck der Beschaffung von Lebensmitteln oder andern Bedürfnissen ist dann äußerst beschwert oder gänzlich unmöglich; die Erfahrung hat sie aber gelehrt, sich alljährlich bei Zeiten mit dem in den Wintermonaten zum Leben Unentbehrlichsten zu versehen. Tritt in dieser Zeit ein Sterbefall in der Familie ein, so muß die Leiche so lange aufbewahrt bleiben, bis Weg und Wetter ihre Überführung auf den oft stundenweit entfernten Kirchhof gestatten.

Die über das Gebirge führenden Pfade werden, noch bevor die Schneezeit eintritt, durch ausgesteckte lange Stangen bezeichnet, die man nach Erfordernis im Laufe des Winters ergänzt und erneuert. Auf denjenigen Wegen, welche am meisten begangen oder mit Holzschlitten befahren werden, bildet der Schnee sehr bald eine genügend feste Unterlage für die Passage; sind aber Holzarbeiter oder andere Personen genötigt, über frischgefallenen Schnee ihre Wege zu nehmen, so bedienen sie sich der sogenannten Schneereifen, die aus Knieholz gefertigt und mit starken Hanfschnüren durchflochten sind und dadurch, daß man sie unter die Füße festbindet, das Einsinken in die Schneemassen verhindern.

An steilen Abhängen, besonders an den Rändern des großen und kleinen Teiches, im Riesen- und Melzergrunde, in den Schneegruben, in den Siebengründen, in der Kesselgrube und auf ähnlichen Punkten werden durch her-

beigewehte Schneemassen gewaltige überhängende Schneewände oder Schneelehnen gebildet, welche, wenn sie bei heftigen Lufterschütterungen oder infolge von Tauwetter zusammenbrechen, verheerende Schneestürze herbeiführen, die im donnernden lawinenartigen Falle alles, was ihnen in den Weg kommt, mit sich fortreißen und unter ihrer Last begraben. Da den Gebirgsbewohnern dergleichen gefährliche Stellen, welche schon für ganze Familien verhängnisvoll geworden, bekannt sind, so werden jetzt Ansiedelungen an denselben vermieden. Leider aber fällt auch in neuerer Zeit, namentlich an den Teichrändern, noch so mancher unkundige Gebirgswanderer seinem Wagnis, mit welchem er die trügerische Schneelehne betritt, zum Opfer. Im Winter 1873/74 verunglückten am Rande des großen Teiches vier Personen in der gedachten Art. Der letzte dieser Verunglückten — ein Schuhmachergesell aus Böhmen — stürzte im Monat Juni mit einer abbrechenden Schneemasse 40 m tief hinab; die Auffindung seiner Leiche erfolgte eine Woche später durch die Hunde eines Försters.

Trotz der Unannehmlichkeiten und Schrecknisse aber, welche der Winter dem Hochgebirge bringt, bietet doch auch die rauhe Jahreszeit in diesen Regionen ihre besonderen Reize, welche von Naturfreunden und rüstigen Bergsteigern gern, wenn auch nur dann und wann, aufgesucht werden. Außer dem weiten Schneemeere, welches, namentlich von der Schneekoppe aus gesehen, im Wechsel der Tagesbeleuchtung einen imposanten Anblick gewährt, sind es besonders die Wälder, welche infolge der winterlichen Niederschläge einen in der Ebene ganz unbekannten Zauber entfalten. Die untern Waldregionen des Gebirges zeigen zwar keine auffälligen Erscheinungen; weiter hinauf aber muß der himmelanstrebende Fichtenbaum der Gewalt des über ihn gekommenen Stärkeren — des Schneees — sich fügen; beladen von der auf ihm ruhenden Last schmiegt er seine Äste immer inniger an den Stamm, bis er, besonders wenn der auf der Erde lagernde Schnee bis an die weit herabgehenden untern Astpartieen hinanreicht, einer kunstvoll durchbrochenen Silberpyramide nicht unähnlich sieht. Die sonderbarsten Gebilde zeigen an der oberen Grenze der Waldregion in einer Höhe von 1200 m die schneeverhüllten verkümmerten Fichtengestalten und die Gesträuche des Knieholzes Im buntesten Wechsel erblickt hier das Auge Elefanten-, Kamel-, Bären- und Hundegestalten, dort Reiter, gebückte Männer und Frauen, Statuen und hundertfältige andere Figuren, deren Betrachtung der Phantasie unerschöpflichen Stoff giebt; man glaubt sich beim Anblick dieser Gebilde ins Zauberreich des Berggeistes versetzt. Nicht minder überrascht fühlt sich der Wanderer von den krystallinischen Reif- und Eisbildungen, welche die Äste und Zweige der Fichten und Tannen zierlich und federartig umhüllen oder dieselben mit den schönsten Drusenformen kandieren, während namentlich bei eintretender Frühjahrszeit die feuchten Niederschläge, welche an den Stämmen, Ästen, Zweigen und Nadeln gefrieren, einzelne Waldstrecken oft in förmliche Eisdome umwandeln.

Außer diesen Schönheiten, zu denen übrigens auch die zu Krystall-

gewölben erstarrten Wasserfälle und Kaskaden gezählt werden müssen, bietet das Riesengebirge im Winter auch ein ihm eigentümliches Vergnügen, welchem, sobald die nötige Schneeunterlage vorhanden ist, zahlreiche kleinere und größere Gesellschaften aus der Nähe und Ferne sich hingeben. Es sind dies die beliebten Hörnerschlittenpartieen, welche von den zur böhmischen Ortschaft Klein-Aupa gehörenden „Grenzbauden" nach Schmiedeberg oder von der auf dem Kamme selbst in einer Meereshöhe von 1238 m belegenen „Peterbaude" nach Agnetendorf und Hermsdorf unterm Kynast, sowie im kleinern Maßstabe im Hirschberger Thale vom Kynast nach Hermsdorf ausgeführt werden. Von den genannten Hauptpartieen ist die Peterbauden-Partie die lohnendste, da sie neben dem Vergnügen auch einen Totaleinblick in die geschilderten winterlandschaftlichen Verhältnisse des Riesengebirges gewährt und gleichzeitig kostbare Aus- und Fernsichten gestattet. Die Hörnerschlitten, welche in einfacherer Form auch zur Holzabfuhr benutzt werden, fassen 1—2 Personen und haben ihren Namen von den hörnerförmig nach oben zu gebogenen vorderen Kufenenden, zwischen welchen der Führer sitzt, um mit seinen Füßen das Gefährt sicher zu lenken, während es pfeilschnell auf dem gebahnten Pfade hinabgleitet und denselben Weg binnen 15—25 Minuten zurücklegt, für welchen zur Auffahrt, die mittelst Pferde- oder Ochsengespann erfolgt, zwei Stunden und darüber gebraucht wurden.

Was den Bau und die Gliederung des Riesengebirges betrifft, so unterscheidet man zwei Parallelkämme desselben, den schlesischen, auf welchem die Grenze von Schlesien und Böhmen sich hinzieht, und den böhmischen Kamm, beide über 1255 m hoch. Jeder dieser Kämme zerfällt in einen Ost- und einen Westflügel, welche schlesischerseits durch die Mädelwiese und böhmischerseits durch den Elbgrund von einander getrennt sind. Die Ostflügel beider Kämme sind durch den Brunnenberg, die weiße Wiese und den Koppenplan, die Westflügel aber durch die Kesselkoppe und die Elbwiese mit einander verbunden. Auf der ausgedehnteren böhmischen Seite ziehen sich, meist an einen dritten, niedrigeren Parallelzug sich anschließend, noch weitere, gegen 940 m hohe Kämme bis zum Fuße des Gebirges. Das ganze Gebirge ist von vielen Querthälern durchzogen, welche die herrlichsten landschaftlichen Reize einschließen.

Auf dem schlesischen Ostflügel erhebt sich die höchste Kuppe des Riesengebirges und Nord-Deutschlands überhaupt, die Riesen- oder Schneekoppe, deren Höhe, wie eingangs erwähnt, 1611 m beträgt. Sie fällt nördlich in den Melzergrund und südwestlich in den gegen 625 m tiefen Riesengrund steil ab und bildet einen aus Granit bestehenden, abgestumpften, mit Gneis- und Glimmerschiefer-Gerölle bedeckten Kegel, dessen Plateau von Osten nach Westen 53—69 m lang und von Norden nach Süden $41^1/_2$—$50^1/_4$ m breit ist und außer einer im Jahre 1688 erbauten, dem heil. Laurentius gewidmeten Kapelle zwei „Koppenhäuser" aufweist, von denen das ältere und größere allein gegen 150 Nachtgäste beherbergen kann. Die unter günstigen Umständen bis zu den Hauptstädten Schlesiens und Böhmens sich erstreckende

Aussicht auf der Schneekoppe ist überwältigend schön, bietet sich aber in ihrer vollen Klarheit und Schärfe während der verkehrsreichsten Monate Juli und August selbst bei wolkenfreiem Himmel der „hegerichen" Atmosphäre wegen nur selten.

Nächst der Schneekoppe gehören zu den bemerkenswertesten Punkten des Ostflügels, welcher mit der 1482 m hohen, einem Granit-Trümmerhaufen gleichenden Sturmhaube abschließt, der forellenreiche kleine und der fischlose große Teich, von denen jener $2^1/_2$ Hektar und dieser $6^1/_2$ Hektar umfaßt, sowie die turmähnlichen, im Thale, weithin sichtbaren Granitmassen des Mittagssteins und der Dreisteine.

Auf dem Westflügel liegt die bereits erwähnte Peterbaude; unweit davon aber erhebt sich der abgestumpfte, aus Granitgeröll bestehende Kegel der Sturmkoppe, an welche, nur durch eine unbedeutende Einsenkung von ihr geschieden, der höchste Punkt des Westflügels, das hohe Rad (s. eingangs die Höhenangabe), dessen halbkugelförmige Kuppe ebenfalls mit Granit-Trümmern bedeckt ist, sich anschließt, worauf den Schluß dieses Gebirgszuges der einem lang hingestreckten Sargdeckel gleichende, aus zwei gewaltigen Haufen aufgetürmter Granitblöcke bestehende Reifträger = 1350 m bildet. Einen überwältigenden Eindruck auf das Auge des Wanderers üben die am Westende des hohen Rades belegenen Schneegruben, deren vielfach zerzackte Felswände über 300 m senkrecht in die grausige Tiefe abfallen. Auf der Westseite derselben, da, wo ein die große und kleine Schneegrube von einander trennender Felsgrat sich hinabzieht, bietet Rübezahls Kanzel, die als ein Haufen von übereinander lagernden Granitfelsen unmittelbar hinter der Schneegruben-Baude sich erhebt, eine fast eben so großartige Aussicht, wie der Schneekoppen-Kegel.

Der Ostflügel des böhmischen Kammes wird durch den lang sich hinziehenden Brunnenberg (nächst der Schneekoppe der höchste Punkt auf dem Riesengebirge), der auf seinem oberen felsigen Absturz „Rübezahls Lustgarten", einen an Alpenkräutern außerordentlich reichen Punkt, aufweist, und den durch seine scharfkantigen, aus wilden, tiefen Schluchten schroff aufsteigenden Gneis-Grate sich auszeichnenden Ziegenrücken gebildet, von welchem aus der Wanderer, welcher die höchst beschwerliche Partie über diesen Kamm nicht scheut, das Gebirge noch in seiner urwüchsigen Wildheit erschaut und die beste Aussicht auf die Sieben Gründe genießt.

Als Teile des Westflügels der böhmischen Parallelkette sind der rechts am Elbgrunde sich hinziehende, 1428 m hohe Krkonosch und die 1385 m hohe Kesselkoppe, auf welcher sich die herrlichste Aussicht nach Böhmen hinein eröffnet, sowie die den Schneegruben am hohen Rade vollständig ähnlich sehenden Kesselgruben zu nennen. Am Fuße der Kesselkoppe breitet sich die Elbwiese aus, auf welcher der Gebirgspfad der „großen Kammtour" bei der Elbquelle vorbeiführt.

Der Naturfreund begnügt sich nun allerdings nicht mit dem Totaleindruck der Hauptkämme des Gebirges, sondern er sucht die Einzelnheiten

derselben und die der sich weiterverzweigenden Nebenzüge mit ihren Höhen, Thälern und Schluchten auf, um gerade in dem, was der „Menge am Wege“ sich entzieht, die Natur in ihren wunderbarsten Schöpfungen und Schönheiten kennen zu lernen. An den malerischen Reizen, denen er hierbei auf seinen Wanderungen begegnet, haben die Gebirgs-Flüsse und -Bäche mit ihren zahlreichen Wasserfällen und Kaskaden keinen geringen Anteil; sind sie doch gegenüber den starren Formen der Bergzüge und Berge recht eigentlich das belebende Element in der Physiognomie des Gebirges. Zu den besuchtesten Wasserfällen des Riesengebirges gehören der Kochel-, Zacken- und Elbfall. Die beiden ersteren werden durch zwei Nebenflüsse des das eigentliche Riesengebirge vom Isergebirge scheidenden, im raschen Laufe in seinem Felsenbette dem Hirschberger Thale zueilenden Zackenflusses — durch die Kochel und das Zackerle — gebildet. Der Kochelfall, welcher von der den Zacken begleitenden Kunststraße aus in wenig Minuten erreicht wird, gewährt inmitten seiner anheimelnden Umgebung, während sein Wasser über eine Felsenverengung 13 m tief einem trichterartigen Schlunde zustürzt, ein äußerst liebliches Bild. Großartiger in wildromantischer Umgebung ist der Zackenfall, welcher 25 m in eine enge, durch haushohe senkrechte Felsenwände gebildete Schlucht über mehrere Vorsprünge hinabtost. In noch höherem Maße, jedoch auf Grund anderer Bedingungen, welche in dem offen vor Augen liegenden Gegensatze der riesenhaften Bergerhebungen zu beiden Seiten und der gewaltigen Einsenkung des vor den Füßen des Beobachters sich aufthuenden Abgrundes beruhen, imponiert das Bild des Elbfalles, dessen Wasser 47—50 m tief in den Elbgrund sich hinabstürzt. Höchst lohnend ist es für den beim Elbfalle weilenden Gebirgsreisenden, auch den nahen Pantschefall zu besuchen, welcher am Abhange des Krkonosch seinen Silberschaum 251 m tief dem Elbseiffen, wie hier die Elbe noch genannt wird, zuschickt. Dieser Punkt ist aber auch noch aus dem Grunde einer der interessantesten im ganzen Riesengebirge, weil er in einem Bilde den Anblick der Vegetationsregionen gestattet, wie dieselben vom Tannen- und Fichtenwuchsstande tief unten im Elbgrunde aus bis zur höchsten Erhebung des Kammes, wo über dem Knieholzwuchse die kahle Kuppe des hohen Rades hervorragt, sich gestalten. Der Blick über die zum großen Teile senkrecht sich abstürzenden Felsränder des Krkonoschfußes in die schwindelerregende Tiefe des Elbgrundes hinab ist großartig.

In geognostischer Beziehung ist zu bemerken, daß der Nordrand des Riesengebirges ganz aus Granit besteht, welcher am Schmiedeberger Kamm und einzelnen nördlichen Abdachungen porphyrartig auftritt, während auf der böhmischen Seite, südlich von einer die Urgebirgsarten scheidenden Grenzlinie, welche vom Gipfel der Schneekoppe aus im Weißwasser- und Elbgrunde bis weiter nach Böhmen hinein sich erstreckt, Gneis und Glimmerschiefer, welcher letztere zum Teil auch den Granit noch bedeckt, die Grundmasse bilden. Geologisch merkwürdig ist der Basaltdurchbruch am Westrande der kleinen Schneegrube, der bis jetzt bekannten

größten Höhe, bis zu welcher die Basalt-Eruption in Deutschland sich zeigt. Der dort zu Tage tretende Basaltkegel, welcher einst die Granitmassen durchbrochen, ist an seiner südwestlichen Seite so fest mit dem Granit verwachsen, daß der Geologe v. Gersdorf, welcher am Ende des vorigen Jahrhunderts diesen Basalt entdeckte, aus dem Gestein eine Dose anfertigen lassen konnte, welche zur Hälfte aus Granit und zur Hälfte aus Basalt bestand.

In dem großen Granitgebiet des Riesengebirges zwischen Reichenberg und Hirschberg treffen wir nördlich Gneisdecken mit eingelagertem Glimmerschiefer, südöstlich aber in den höchsten Regionen Glimmerschieferumhüllungen mit eingelagertem körnigem Kalkstein. Der Granit bedingt die Abrundung der nördlichen Kammkuppen, während der Gneis, aus welchem einige größere Höhen auf der böhmischen Seite bestehen, steile und schneidige Gratbildungen, wie sie der Ziegenrücken aufweist, hervorruft.

Die Pflanzenwelt, insbesondere das Knieholz im Riesengebirge.

Die reichbedachte Pflanzenwelt des Riesengebirges hat je nach der Höhe, zu welcher sie aufsteigt, ihren ausgeprägten eigentümlichen Charakter. Der Fuß des Gebirges gehört noch dem Pflanzengebiet der Ebene an, zu deren charakteristischen Bäumen die Eiche und die Kiefer gehören; mit 533 m Höhe aber beginnt die Region der Vorberge, für welche die Fichte und die Tanne charakteristisch sind, worauf man mit 1130 m in die Region des Hochgebirges eintritt und hier als charakteristischen Vertreteter des Baumwuchses das Knieholz antrifft. Die Getreidegrenze stellt sich auf 1035 m; doch ist die Reife des Roggens schon in einer Höhe von 500 m nicht mehr gesichert. Selbst der Hafer, welcher in einer Höhe von gegen 850 m noch häufig angebaut wird, unterliegt oft, ehe er völlig reift, dem frühzeitigen Winter.

Der Botaniker findet schon in der mittleren Gebirgsregion eine genügende Ausbeute von Seltenheiten, die der Ebene fremd sind; die eigentliche Gebirgsflora aber beginnt mit der Knieholzregion, wo im schattigen Grün neben mannshohen Farngewächsen der Gebirgs-Milchlattig (Mulgedium alpinum Cass.) und am rieselnden Bergwasser die Pestwurz (Adenostyles albifrons Rchb.) einheimisch ist. Viele Kinder der lieblichen Gebirgsflora — das narzissenblütige Windröschen oder Gebirgshähnlein (Anemone narcissiflora L.), das Alpenwindröschen oder der Teufelsbart (Anemone alpina L.), die kleine Primel Habmichlieb (Primula minima L.) u. a. — haben ihr prächtiges Blütengewand, mit welchem sie bald nach der Schneeschmelze die Felsenkuppen und Abhänge bekleiden, längst abgelegt, wenn die großen Touristenwanderungen beginnen, während andere, und zwar meist die größten Raritäten, in der Verborgenheit der Schluchten und Felsenritzen dem Blicke derjenigen Wanderer sich entziehen, die nur den gangbarsten Pfaden zu folgen gewohnt sind. Die im Gebirge äußerst zahlreich vertretenen Arzneipflanzen, als welche hauptsächlich die Engelwurz (Archangelica officinalis Hoffm.), der schwalbenwurzartige Enzian (Gentiana asclepiadea L.),

der Bergwohlverlei (Arnica montana L.), das isländische Moos (Cetraria islandica Achar.) und der Liebstöckel (Levisticum officinale Koch) gelten, werden von Kräutersammlern oder „Wurzelmännern", deren Wohnort hauptsächlich die Ortschaften Krummhübel und Arnsdorf sind, gesammelt und in die Apotheken oder an die Laboranten verkauft.

Mit dem Aufhören des Hochwaldes erscheint, wie bereits erwähnt, das sogenannte Knieholz (in den Karpathen Krummholz genannt, Pinus pumilio, Zwergkiefer). Diese Holzgattung, die, als ein 1—3 m hohes Strauchwerk am Boden hinkriechend, auch auf anderen deutschen Gebirgen, auf den Alpen, auf den höheren Punkten des Böhmerwaldes und Erzgebirges ziemlich gemein ist, bedeckt ausschließend die höchsten Abhänge und obersten Flächen des Gebirges und bildet da teils einzelne Buschpartieen, teils ganz weit ausgebreitete Waldstrecken. In niedrigeren, etwas sumpfigen Gegenden, wie auf dem westlichen Riesengebirgsflügel nach den Niederungen der Milnitz zu, im benachbarten Isergebirge und auf der ungefähr 850 m hohen Iserwiese, wo noch Tannen und Fichten wachsen, erreicht diese strauchartige Kiefer eine Höhe von 2—3½ m; auf höher gelegenen steinigen Bergflächen aber wird sie gewöhnlich nicht über 1 m hoch; so auf den Kuppen des Brunnenberges und großen Rades. Auf der Riesenkoppe wächst gar kein Knieholz mehr.

Die äußerst biegsamen und elastischen Zweige dieser Holzgattung sind immer nach einer Seite hin gerichtet und bereiten dem Sudetenwanderer, der sich in ihrem Dickicht verirrt und verstrickt hat, die größten Hindernisse und Verlegenheiten, aus denen er sich nur mit großer Anstrengung wieder herauswinden kann. Von erhöhten Standorten gesehen, gewinnen große, mit Knieholz bedeckte Waldstrecken das Ansehen beschorener Buchsbaumgesträuche, und ihr dunkeles Grün bildet einen dem Auge wohlthuenden Wechsel mit dem hellen Grün des Farnkrauts, des Preißelbeergebüsches und anderer Pflanzen des höheren Gebirges. Aus dem schönen, festen Holze dieser Kiefer werden allerlei Drechslerwaren und zierliche Schnitzarbeiten verfertigt welche fremden und einheimischen Gebirgsreisenden nicht nur in den gewöhnlichen Einkehrbauden des Gebirges selbst, sondern auch in den benachbarten Brunnenörtern und Städten zum Verkauf angeboten und von den Reisenden als Andenken an ihre Bergfahrt gern nach Hause mitgenommen werden.

Die Knieholzstrecken sind wie das üppig aufschießende, oft undurchdringliche Gestrüpp in einer Steppe und bieten die Staffage zur Einsamkeit dieser Waldwüsten des Hochgebirges. So gesangreich die Haine der Thäler und die Wälder der Sudetengebirge sind, so still und einsam ist es auf ihren obersten Höhen; denn nur wenige Vogelarten erheben sich bis zu den Gipfeln der Sudeten, um dort den Winterstürmen Trotz bietend sich Nester zu bereiten und ihre Jungen zu versorgen. Nur das traurige eintönige Zwitschern der Schneelerchen (Alauda alpestris Linn.), die gewöhnlich paarweise einander nachjagend zwischen den Knieholzgebüschen und

Steinklüften herumfliegen, oder der Ruf der Ringdrossel, von den Gebirgsleuten Schneeamsel genannt (Turdus torquatus Linn.), erinnert den Wanderer zuweilen an das Dasein lebender Geschöpfe.

Die „Bauden“ im Riesengebirge.

Seine Wohnung erbaut der Gebirgsmann sehr zweckmäßig an den grasreichen Abhängen der Berge, weil er Weide für seine Herde und treffliches Quellwasser zu seinem und zu ihrem Bedürfnisse allenthalben in der Nähe findet. Gewohnt, für diese letztere mehr als für sich selbst zu sorgen, da er fühlt, daß von ihrem Wohle auch das seinige abhängt, sieht er bei der Einrichtung seines Hauses mehr auf die Unterkunft und Erhaltung seines Viehes, als auf seine eigene Bequemlichkeit. Allgemein ist für diese Gebirgswohnungen der Name „Bauden“ üblich geworden.

Ihre Bauart und Größe ist im ganzen Riesengebirge so ziemlich dieselbe. Außer einer von Stein aufgemauerten Terrasse, die dem ganzen Hause zur Unterlage dient, ist der größeren Wärme wegen alles übrige von Holz. Doch fängt man seit einigen Jahren an, auch die Wände der Häuser von Stein aufzuführen, besonders in Gegenden, wo die Bauden der starken Passage wegen (zwischen Böhmen und Schlesien) auch im Winter stärker besucht werden. Dabei wird jedoch das Innere immer sorgfältig mit Holz verkleidet. Dicht zusammengefügte Bohlen bilden in der Regel die Wände der inneren Räume, und die Fugen werden, um eindringende Kälte und Feuchtigkeit möglichst abzuwehren, dicht mit Moos ausgestopft und zuweilen noch mit Lehm überschmiert. Überdies wird die innere Seite der Wände mit Brettern verschalt und der Fußboden gedielt; von außen werden die Häuser gegen die Wetterseite (also gegen Norden oder Westen) mit Schindeln überkleidet. Der Eingang zur Baude wird im Winter mit Reisigwänden, Holzschobern und Fichtengrannen verschanzt, damit er nicht vom Schnee verweht werde.

Die kleinere Hälfte des Hauses enthält die Wohnstube und neben dieser meist auch ein kleines, zuweilen besser eingerichtetes Zimmer. Vor der Wohnstube befindet sich ein enger Hausflur mit der Küche und hinter dieser gegen die Bergseite hin die Milchkammer oder der Keller, durch welchen das kühle Bergwasser geleitet wird, um die dort aufbewahrten Vorräte in möglichster Frische zu erhalten. Seitwärts der Baude wird dieses Wasser zu anderm Gebrauch in einem hölzernen oder steinernen Troge gesammelt.

Dem Stubeneingange gegenüber führt eine Thür vom Hausflur in den geräumigen Stall; eine andere Thür aber ist an der Vorderseite des Hauses angebracht, wo das Vieh ein- und ausgeht. Zwei bis vier kleine Fenster mit Glasscheiben erhellen die Wohnstube; jedes derselben ist mit einem Schieber versehen, der, wenn er auch geöffnet wird, doch nicht hinreicht, die Stube gehörig zu lüften.

Das Dach läuft an den beiden schmalen Seiten der Baude spitzig zu und ist mit Schindeln gedeckt; der Aufgang zu dem Dachraum oder Boden

führt gewöhnlich durch eine Giebelthür vermittelst einer Leiter, oder an der Bergseite über einen hölzernen Steg; der ganze Bodenraum selbst aber ist zur Aufbewahrung des Heues bestimmt und vertritt auch die gewöhnliche Schlafstelle der erwachsenen Kinder und des Gesindes. Wo der Thalabhang jäh ist, läuft an der Vorderseite der Baude ein Vorsprung der steinernen Terrasse hin, welche mit dem überhängenden Dache eine Art Gallerie bildet, die der Sicherheit wegen ein einfaches Geländer verwahrt.

Diese Einrichtung findet im wesentlichen sowohl bei den das ganze Jahr über bewohnten Winterbauden, als auch in den nur während der Sommerweide bevölkerten Sommerbauden statt, welche leichter als jene gebaut sind und auch nicht die Bequemlichkeit derselben aufweisen. Die Winterbauden liegen meist an den Abhängen der Berge und in dem Busen der Thäler dorfmäßig beisammen und haben auch Benennungen wie wirkliche Dörfer, als Kleinaupe, Kolbendorf, Wolfshau, Brückenberg. Die Sommerbauden hingegen liegen mehr zerstreut im höhern Gebirge, obgleich sie in einer und derselben Gegend wieder eben so, wie die Winterbauden, unter einem Namen begriffen werden, der fast immer aus dem Zunamen des ersten Ansiedlers und dem Worte Baude zusammengesetzt ist, z. B. Krausenbauden, Leierbauden, Rennerbauden u. s. w. Mehrere der höchsten Bauden des Riesengebirges, die Wiesenbaude, die Hampelbaude, die Peterbaude, die alte und neue schlesische Baude, die Grenzbauden von Kleinaupe, sind durchaus keine Sommerbauden, sondern in Anbetracht, daß ihre Bewohner nebst der Viehzucht auch noch von Beherbergung der Reisenden leben und deshalb das ganze Jahr im Hause verbleiben, zu den wirklichen Winterbauden zu zählen.

Die innere Einrichtung und das gewöhnliche Hausgerät einer Baude hat immer Bezug auf die Beschäftigung der Bewohner. Ein Kachelofen mit einer Bratröhre und ein paar eiserne oder kupferne Kessel, sowie ein Topf- oder Hafenbrett, d. i. ein offener Wandschrank mit Querabteilungen zur Aufbewahrung des hölzernen und des Thon- und Glasgeschirrs, sind die notwendigsten Bestandteile der häuslichen Einrichtung einer Riesengebirgsbaude; verschiedene große und kleine Kufen, Kübel und Näpfe zur Käsebereitung, ein Butterfaß, eine Käsepresse, Schöpf- und Rührlöffel, Spinn- und Lichtstöcke u. dgl. füllen den übrigen Raum der Stube. Unter den zur Bequemlichkeit und Notwendigkeit bestimmten Gerätschaften bemerkt man selten mehr als einen gewöhnlich aus schönem weißen Ahornholz verfertigten Tisch in der Fensterecke der Stube, nebst Bänken an den Wänden und etwa ein paar hölzernen ganz schmucklosen Stühlen.

Alles dies ist sehr rein gehalten, und Ordnung macht sich in allen Teilen bemerkbar; allein es gehört Gewohnheit dazu, die außerordentlich schwüle und beängstigende Luft einer selbst in den heißesten Sommertagen geheizten engen Stube erträglich zu finden.

Der Wiesenbau.

Der Heuertrag der Wiesen vertritt im Riesengebirge die Stelle des Feldbaues; ihre Pflege ist daher auch nebst der Viehzucht, deren Grundlage die Wiesen ausmachen, für den Sudetenbewohner der erheblichste Gegenstand seiner Sorgfalt. Jeder Baudenmann besitzt unmittelbar vor seiner Wohnung ein nach Verhältnis seines Viehstandes größeres oder kleineres Stück Land, das er sorgfältig von Steinen reinigt und gleich seinem Gemüsegarten mit den aufgeschütteten Haufen derselben einzäunt. Diese Grasplätze (Grasgärten) sind die eigentlichen Matten oder Wiesen dieses nördlichen Hirtenlandes; ihre Kultur ist mit jener der schweizerischen Matten im wesentlichen eine und dieselbe, aber ihre Güte und auch ihr Wert weit unter diesen. Man teilt sie gewöhnlich in drei Klassen, gute, mittelmäßige und schlechte Wiesen. Die Thalwiesen sind, wenn sie nicht durch die oft eintretenden Überschwemmungen leiden, in der Regel die besten und grasreichsten und haben selten Dünger nötig; auf sie folgen die Grasplätze an den Abhängen der Berge, die, um ergiebiger zu werden, mit der Jauche der Viehställe gedüngt werden müssen; die Grasplätze auf den höchsten Gebirgsflächen aber können wegen ihrer großen Entfernung von den Wohnungen und der Unmöglichkeit der Zufuhr nicht gedüngt werden, und da sie der ganzen Rauheit des Klimas ausgesetzt sind, so bringen sie auch das schlechteste, magerste Gras, „Wolf" oder „Läuserich" genannt, das steife Borstengras (Nardus stricta L.), hervor, welches erst in zwei Jahren die Mühe des Abmähens lohnt und zur Aushilfe bei mangelndem Winterfutter auf Schlitten abgeholt wird.

Für die besten Wiesen des Riesengebirges werden allgemein die in den Siebengründen gehalten; die südliche, von drei Seiten durch die höchsten Bergkolosse geschützte Lage dieser Thäler, die vielen Wälder, welche eine größere Feuchtigkeit der Atmosphäre unterhalten, der hieraus resultierende Reichtum an Quellen und Bächen und das dadurch begünstigte Verwittern des Gesteins und schnellere Urbarwerden des Bodens befördern in diesen Thälern mehr, als in irgend einer andern Gegend des Riesengebirges, das Gedeihen des vegetabilischen Lebens. Daher werden auch hier und in manchen der Lage nach mit den Siebengründen ganz übereinstimmenden Gegenden des Aupa-, Elb- und Iserthals die Wiesen zweimal des Jahres gemäht und einmal abgeweidet; bei den übrigen findet nur eine einzige Behauung oder Heuernte (Heumad) des Jahres statt, und das erhaltene Heu selbst gleicht an Güte nur dem Nachhau oder Grummet jener, bei denen ein zweimaliger Grasschnitt stattfindet.

Es ist bereits darauf hingewiesen, daß die mittäglichen Lehnen der Berge (oder die Sommerseite) vor den nördlichen (der Winterseite) den Vorzug haben in Bezug auf Fruchtbarkeit. In demselben Thale können zuweilen die Wiesen der Sommerseite zweimal gemäht und einmal behütet werden, während die Winterseite nur Grummet giebt und zuletzt nur so im Vorbeigehen oder aus Not beweidet wird. Die ganze nach Böhmen gehörige

Lehne der hohen Sudeten ist die eigentliche Sommerseite des Riesengebirges, und ihre Wiesen und Bergweiden sind daher auch im ganzen besser, als die nördlichen schlesischen; doch hat auch diese Regel ihre vielfachen Ausnahmen da verschiedene Teile der schlesischen Seite eine solche Richtung haben, daß ihre Abhänge gleichfalls eine Sommerseite bilden. Dies ist vorzüglich in der Gegend von Schreiberhau der Fall, wo der vom Isergebirge gegen Osten auslaufende Zweig oder Gebirgsstock des Schwarzenbergs mit dem Hauptstamme des Riesengebirges einen sehr geräumigen Thalbusen bildet, den der Zacken und seine Nebenbäche bewässern.

Die Zeit der Heuernte ist nach der Höhe und Lage der Wiesen verschieden. Von Anfang Juli bis Ende September kann man gewiß sein, jede Woche in irgend einer Gegend Menschen auf dem Gebirge zu treffen, die mit derselben beschäftigt sind. Wo der Bodenraum der Baude groß genug ist, den vollen Wintervorrat aufzunehmen, wird das getrocknete Heu oder Grummet sogleich eingebracht; wo dieses aber nicht der Fall, wird es in Schobern bis zur eintretenden Schlittenfahrt aufbewahrt und dann, wenn ein Teil des Wintervorrats bereits verzehrt ist, mittels der im ganzen Riesengebirge üblichen Hörnerschlitten herbeigeschafft.

Das auf den höchsten Bergebenen der Sudeten gemähte Heu kann mit dem, was der Schweizer „Wildheu“ nennt und welches er mit Lebensgefahr zwischen steilen Felswänden und über furchtbaren Abgründen, oft an Händen und Füßen mit Steigeisen versehen, einsammelt, in Hinsicht der Güte nicht verglichen werden. In den Alpen ist das Wildheu, wegen der Menge guter und gesunder Kräuter, gerade das beste und gesuchteste. Obgleich es dem Riesengebirge an solchen, zwischen hohen steilen Felswänden eingeschlossenen und beinahe unzugänglichen Plätzen, wo oft eine reiche Vegetation ihren Sitz hat, keineswegs fehlt, so benutzt doch der sudetische Senn solche kräuterreiche Plätze nicht und begnügt sich, das ihm abgehende Viehfutter in Wäldern und leicht zugänglichen Gründen zu sammeln.

Erwerbsquellen, Industrie und Verkehr im Riesengebirge.

Die Spinnerei und Weberei hat unter den gewerblichen, industriellen und kommerziellen Verhältnissen der Neuzeit den frühern Ruf einer Hauptbeschäftigung der Bewohner des Riesengebirges gänzlich verloren. Die ehemals in den Gebirgsdörfern in großer Menge gesponnenen „Schleiergarne“ sind längst durch die billigeren englischen Maschinengarne verdrängt, und für die mittleren und starken Garngattungen ist nur dann noch Nachfrage vorhanden, wenn dieselben bedeutend unter dem Preise der Maschinengarne erlangt werden können. Bei den hohen Flachs- und Wergpreisen kann darum der arme Spinner auch nicht mehr den geringsten Lohn für seine Arbeit erzielen, so daß dieser Beschäftigung aus Gewohnheit und zum Zeitvertreib nur noch alte und gebrechliche oder überhaupt solche Personen sich hingeben, die sich für eine andere Arbeit nicht eignen. Ähnliches gilt von der Weberei, welche größtenteils nur noch, soweit es die häuslichen Geschäfte gestatten, den Haus-

frauen anheimfällt, indem die jüngeren Leute in den entstandenen zahlreichen Fabriken und die verheirateten Männer als Handwerker oder als Arbeiter im Dienste der Landwirtschaft und mannigfachen industriellen Unternehmungen lohnendere Beschäftigung finden.

Worauf aber die Natur nach wie vor den eigentlichen „Baudner“ anweist, das ist die Pflege der Viehwirtschaft. Bei dem erheblich gesteigerten Butterbedarf, welchen der fort und fort sich mehrende Fremdenverkehr im Riesengebirge herbeigeführt hat, sowie auch infolge der durch die Eisenbahnen erschlossenen neuen Absatzwege ist der Nutzen, den die Viehwirtschaft dem Gebirgsbewohner gewährt, gegen früher ein sehr lohnender geworden. Die Bereitung des sogenannten Koppenkäse erfolgt aus Kuh- und Ziegenmilch ohne Kräuterzuthat; die grünen Beimischungen, welche man gewöhnlich als „Kräuter“ bezeichnet, sind Schimmelbildungen, die dadurch erzeugt werden, daß man den Käse alt werden läßt.

Eine andere Beschäftigung für den Gebirgsbewohner führen im Winter die ausgedehnten Hochwaldungen herbei, welche sich schlesischerseits auf die Territorien des Königl. Forstreviers Arnsberg mit Buschvorwerk (ohngefähr 1625 Hektar), der Herrschaft Arnsdorf (625 Hektar) und die Gräflich Schaffgotsch'sche freie Standesherrschaft Kynast mit der Herrschaft Giersdorf (16,500 Hektar), böhmischerseits aber auf die Besitzungen der Herrschaften Marschendorf, Branep, Hohenelbe, Starkenbach mit Neuwelt und Harrachsdorf, und Gitschin (zusammen gegen 12,000 Hektar) erstrecken. Die Beschäftigung der Arbeiter in diesen Wäldern besteht im Fällen und Zerkleinern, sowie im Zurücken und Flößen des Holzes. Das Zurücken des eingeschlagenen Klafterholzes auf bequemere Absuhrstellen erfolgt mittels der Hörnerschlitten und kann erst dann eintreten, wenn der Schnee einige Fuß hoch liegt; das Flößen des Scheitholzes aber findet im Frühjahr statt, wenn nach eingetretener Schneeschmelze die Gebirgsflüsse anschwellen. Durch das Transportmittel des Flößens werden auf dem Zacken, sowie auf der Aupe und Elbe alljährlich Tausende von Klaftern in die Ebene geschafft. Die Köhlerei wird in den Gebirgswäldern nur in geringem Umfange betrieben.

Wie der Wald im Winter, so bietet vielen Gebirgsbewohnern auch der Sommer eine besondere Erwerbsquelle. Wenn die Pfingstglocken den Sommer oder, wie oben gesagt, den Lenz auf dem Gebirge einläuten und diesem Rufe die Gebirgsfreunde von nah und fern folgen, so sind auch die Gebirgsführer und Stuhlträger — meist dieselben Personen, die kaum ihre harte Winterarbeit im Walde hinter sich haben — zur Stelle und bieten nach gewissen, tarifmäßig festgestellten Lohnsätzen den Gebirgswanderern ihre Dienste, die sie erst dann wieder verlassen, wenn der Sommer selbst und mit ihm auch der Fremdenbesuch das Gebirge verläßt. Das Führer- und Stuhlträgergeschäft gilt als Gewerbe, zu welchem die Konzession nur solchen Personen erteilt wird, welche neben unbescholtenem Rufe sich durch Treue und Nüchternheit, sowie durch eine genaue Bekanntschaft mit dem Gebirge und dessen Umgebungen auszeichnen.

Alle diese Beschäftigungen, zu welchen noch die des Kräuter- und Beerensammelns treten, sind gleichsam mit der Natur des Gebirgslebens verwachsen; immer mehr aber wird der Gebirgsbewohner auch in das industrielle Leben hineingezogen, welches mit seinen Betriebsstätten, den mannigfachen Fabrikanlagen, den Fuß des Gebirges umgiebt, und selbst bis in die Hochthäler sich hinaufzieht.

Hierzu gehört vor allen Dingen die Glasfabrikation, welche mit der Glasschleiferei und der Glasschneiderei hauptsächlich in Schreiberhau, Neuwelt und Marschendorf ihren Sitz aufgeschlagen, sowie der auf dem Boden der ehemals blühenden Handspinnerei und -Weberei erwachsene, durch verschiedene Etablissements vertretene fabrikmäßige Betrieb der Leinen-Industrie, welcher die Fabrikation türkischer Teppiche und die Plüsch- und Chenille-Shawl-Fabrikation sich beigesellt hat, während neben neuern Bleich- und Appretur-Anstalten auch noch viele der frühern Naturbleichereien bestehen.

Nicht minder bedeutsam erweist sich die sehr umfangreich betriebene Papierfabrikation und die derselben dienende Holz- und Strohstoff-Bereitung, sowie auf der schlesischen Seite die Holzwaren-Fabrikation, durch welche außer allerlei nützlichen Geräten auch die verschiedenartigsten Luxusartikel und Spielsachen hergestellt werden. Aber auch noch viele andere Industriezweige geben von den Fortschritten Zeugnis, mit welchen der Gewerbfleiß auf und an dem Gebirge auf der frühern Beschäftigungsweise der Bewohner fortbaut und solcherweise nicht bloß die Produkte, welche Berg und Thal ihm liefern, immer erfolgreicher verwertet, sondern ganz besonders auch die bedeutenden Wasserkräfte der Gebirgsflüsse immer mehr in seinen Dienst stellt.

Bei dieser fort und fort sich steigernden mannigfachen industriellen Thätigkeit ist die Entfaltung eines immer lebendigeren Verkehrs in „Handel und Wandel“ nicht bloß innerhalb der Gebirgsdistrikte, sondern auch nach außen hin eine natürliche Folge. Auf den Höhen des Gebirges selbst, wo der gewöhnliche Fuhrwerksverkehr eine Unmöglichkeit ist, erfolgt auf den sogenannten Kommerzialwegen der Warentransport durch Träger (meist böhmische Einwohner), welche zur Fortschaffung ihrer Ladung sich hölzerner Gestelle bedienen, die in der Volkssprache „Hucken“ oder „Kracksen“ genannt werden. Solche Kommerzialwege (Zollstraßen), welche den Verkehr zwischen Böhmen und Schlesien vermitteln, führen von Marschendorf und Groß-Aupa über Klein-Aupa (Grenzbauden) und den Schmiedeberger Kamm nach Schmiedeberg, von St. Peter (Spindelmühl) über die den Ost- und Westflügel des schlesischen Kammes scheidende Einsenkung (Mädelwiese) bei der Spindlerbaude vorbei nach Hain und Warmbrunn, von St. Peter über den Mädelkamm nach Hermsdorf unterm Kynast und von Rochlitz über den Fuß des Reifträgers nach Schreiberhau. Von größter Bedeutung für den nachbarlichen Verkehr ist die Kunststraße, welche vom Hirschberger Thale aus über Schreiberhau nach Böhmen hineinführt.

In den Thalebenen ziehen sich gute Chausseeen und Vicinalwege bis an den Fuß des Gebirges hinan; die Verbindung mit der Außenwelt aber wird schlesischerseits durch die seit 1866 bestehende Gebirgsbahn vermittelt, welche für das Hirschberger Thal und damit zugleich für das Riesengebirge eine Lebensader geworden. Dem Anschlusse dieser Bahn an die benachbarten österreichischen Schienenwege, welche sich ebenfalls bis in das Gebiet des Riesengebirges hineinziehen, dient die Zweigstrecke Ruhbank-Liebau.

Der Zufluß von „Fremden", welche in der Touristenzeit das Gebirge durchwandern, und von „Sommergästen", welche zum Vergnügen oder zur Erholung von den Anstrengungen des Berufslebens und zur Stärkung ihrer Gesundheit wochen- und monatelang im schönen Hirschberger Thale und in den Gebirgsortschaften verweilen, steigert sich seit dem Bestehen der Gebirgsbahn von Jahr zu Jahr immer mehr, so daß in der frequentesten Verkehrszeit nicht bloß die Gasthöfe im Thale und die zugleich der Gastwirtschaft dienenden Bauden im Hochgebirge überfüllt, sondern auch überall die sogenannten Sommerwohnungen, welche für die Gebirgsbewohner in der Saisonzeit eine reichlich fließende Einnahmequelle bilden, vollständig besetzt sind. Steigerung der Mietspreise und der Lebensmittel sind allerdings auch eine Folge dieser vermehrten Frequenz des Gebirges.

* * *

Zum Schlusse möge mit einigen Worten noch des mächtigen „Herrn" des Riesengebirges — des bekannten, in zahlreichen Sagen fortlebenden und durch steinerne Erinnerungszeichen, die seinen Namen tragen, verewigten Berggeistes Rübezahl — gedacht werden, der einst in den unterirdischen Räumen des Riesengebirges wohnte, von Zeit zu Zeit aus der Tiefe sich erhob, um auf der Oberfläche seines Gebietes sein Wesen zu treiben. Er hatte, noch ehe der Mensch in die Wildnis der Höhen und Schluchten eindrang, seine Kurzweil mit wilden Tieren, späterhin aber, als er bei einem abermaligen Besuche auf der Oberwelt von dem gänzlich veränderten Dasein der Dinge überrascht wurde, mit den Menschen, deren Wesen er in allerlei angenommenen Gestalten erforschte und die er, je nachdem ihr Treiben es verdiente, mit Gold lohnte oder in der neckendsten Weise bestrafte. Als die von ihm geraubte Prinzessin Emma ihn dadurch überlistete, daß sie ihn in seinem Garten die Rüben zählen ließ, während sie ihre Flucht ausführte, fuhr er, zornentbrannt über das Menschengeschlecht, wieder in die Tiefe hinab, machte aber seinem Ärger auch in der Folge noch öfters dadurch Luft, daß er besonders diejenigen, die bei ihren Wanderungen auf dem Gebirge seinen Spottnamen „Rübezahl", den er seit seinem Rübenzählen erhalten hatte, ausriefen, inmitten des schönsten Sonnenscheins oft plötzlich in dichten Nebel einhüllte, sie irre führte und über Wurzeln und Steine, die er ihnen in den Weg legte, stolpern ließ oder sie durch jähe Windstöße, entsetzliche Ungewitter und phantastische Gestalten erschreckte. Im Grunde genommen war aber sein

Charakter nicht eigentlich bösartig, sondern vielmehr nur launenhaft, und oft entschädigte er die Erschreckten und Geängstigten reichlich für die ihnen angethane Unbill.

In diesem „Herrn" des Gebirges können wir nichts anderes erblicken, als den von der Volksvorstellung personifizierten schaffenden und waltenden Geist der Natur, der einst die gewaltigen Felsmassen aus der Tiefe des Erdenschoßes hervorhob, sie formte und bildete und mit des Waldes Wildnis bedeckte, in deren geheimnisvolles Dunkel die „wilden Tiere" eindrangen, noch ehe ein Menschenfuß dasselbe betrat. Es ist der charakteristische Geist der Natur, der im Hochgebirge in ganz eigentümlicher Weise waltet und sich ebenso im fliegenden Nebelgebilde und tobenden Unwetter, wie in den prächtigsten Erscheinungen des farbiggoldenen Lichtes in der wunderbar klaren Luft dieser Höhen fort und fort offenbart und in seinen Zauber, gleichviel ob in den des Schreckens oder in den des wonnigen Entzückens, die Sterblichen, die ihn aufsuchen, hineinzieht. Es ist der Geist der Naturkraft, der zwar nicht jedes Gestein und jedes Laubblatt in Gold umwandelt, aber Fleiß und Arbeitsmühe denjenigen lohnt, die das Gold seiner Gaben durch verständnisvolle Verwertung derselben ausbeuten. Immer mehr tritt auch im Riesengebirge der Geist der Kultur an diesen Geist der Natur heran und folgt damit den Spuren des Fortschritts, von dem so mancher überrascht wird, welcher nach 30 oder 40 Jahren zum ersten Male wieder in „Rübezahls Reich" eintritt und hier die Überzeugung gewinnt: Die Zeiten und die Verhältnisse ändern sich; die Gesetze der schaffenden und waltenden Natur aber bleiben immer dieselben.

---

3. Aus dem Böhmerwald.

Von Dr. Ferdinand Hochstetter.

Von den Grenzen des Voigtlandes bis nach Oberösterreich hinab, von Nordwest gegen Südost zwischen Böhmen und Bayern die natürliche Grenze bildend, zieht sich an die 30 Meilen lang das dunkle Waldgebirge, von den Alten als Gabreta silva zu den Silvae Hercyniae (Harzwald) gerechnet, von den Böhmen Ceskyles und Sumava genannt, ein Teil der großen Wasserscheide zwischen Nordsee und schwarzem Meer. Vom Fichtelgebirge aus gegen Südost steigt der Gebirgswall höher und höher an, im Arber und Rachel bis zu 1440 m, breitet sich da, wo die Quellen der Moldau zusammenfließen, in seinem eigentlichen Centrum, mehr und mehr aus, und bildet mächtige Gebirgsstöcke an deren rechtem und linkem Ufer, die weit ins Land hinein nach Böhmen und Bayern in unzähligen Berg- und Hügelketten ihre Ausläufer senden. Vom Kubany (1357 m) und Plöckenstein (1347 m)

fällt das Gebirge wieder allmählich ab und verläuft bei Friedberg und Hohenfurt, da wo die Moldau nach langem und trägem Lauf durch weite Torfmoore nur schäumend die Granitmassen der Teufelsmauer durchbricht und ihre südöstliche Richtung plötzlich zu einer nördlichen verändert, in einzelnen Berggruppen mit dem Manhartsberg in Österreich einerseits und mit dem böhmisch-mährischen Grenzgebirge andererseits. Eine tiefe und breite Einbuchtung zwischen Neumark und Eschelkamm, auf der die Wasserscheide bis 400 m herabsinkt, trennt die nördliche Hälfte des Waldgebirges von der viel ausgedehnteren südlichen. Der nördliche Gebirgszug, der sich kaum bis zu 1900 m erhebt, liegt den böhmischen Bädern Marienbad und Franzensbad nahe, und gewiß hat schon mancher Naturfreund und Besucher dieser Kurorte seine Ausflüge ausgedehnt bis auf den granatreichen Dillenberg, die letzte Kuppe des Böhmerwaldes gegen das Fichtelgebirge, oder bis zur romantischen Burgruine Pfraumberg (böhmisch Primda) bei Hayd, dagegen sich begnügen müssen, das südliche Hauptgebirge mit seinen gewaltigen Hochgipfeln nur in blauer Ferne von der Basaltkuppe des Podhorn bei Marienbad aus zu erblicken. Aber gerade dieser Teil ist der landschaftlich schönste und für den Naturfreund interessanteste. Hier ist noch bis in unsere Tage ein Stück von dem Deutschland erhalten, wie es Tacitus schildert, als ein Land „silvis horrida aut paludibus foeda“. Alles ist Wald und Moor und Fels, kaum da und dort eine armselige Holzhackerkolonie oder ein einzeln stehendes Forsthaus.

1. Der Urwald.

Wer denkt bei dem Wort: „Urwald“ nicht weit über den atlantischen Ozean hinweg an die Üppigkeit und Fülle tropischer Himmelsstriche in Südamerika, an die Wildnisse des Orinoco, an v. Humboldts und Burmeisters herrliche Schilderungen! Unser Urwald ist im rauheren Norden düsterer Fichten- und Tannenwald:

Es ist als wäre diese Gegend früh
Zurückgeblieben hinterm Schritt der Zeit,
Die weiten stillen Wälder, wo der Mensch,
Des Schöpfers letztes Werk, noch fehlt. — Uhland.

Als sich im Jahre 1849 der böhmische Forstverein versammelt hatte, um Exkursionen zu machen in diese Urwälder, da redete der wackere Forstmeister J . . . von Winterberg die Forstmänner Böhmens also an: „Meine Herren, Sie betreten im lieben Vaterland eine Gegend, über deren Berg und Thal massenhafte Forste sich ausbreiten, unberührt von des Menschen Hand, Urbildungen der Schöpfung, wildschön, großartig, staunenerregend, ehrfurchtgebietend, worin die Natur seit Jahrhunderten ungestört waltend die riesenhaftesten Holzkörper bildet und wieder zerstört, dort dieser, hier jener Holzart besonderen Standort anweist, dort wieder mehrere Species harmonisch zusammenstellt, immer und überall aber die individuell schwindende Generation durch frisches, auf modernden Leichen keimendes Leben ersetzt. Es sind dies

Urwälder, wie wir sie nennen, ein aufgeschlagenes Buch der Natur, lehrreich für jedermann!" Damals hat vielleicht mancher Forstmann am Kubany, bei Tusset, am Plöckenstein zum ersten Mal gesehen, was ein Wald ist, was dagegen — eine Baumpflanzung.

Mir ward der erste große Eindruck einer Böhmerwaldlandschaft, mit ihren riesigen Urwaldstämmen, als ich im Jahre 1853, am südlichsten Teil des Gebirgs meine Untersuchungen beginnend, an einem schönen Mai-Abend von Unter-Wuldau aus zur Schloßruine Wittinghausen hinaufstieg zu jenem „luftblauen Würfel über dunklem Waldesrücken", dem klassischen Punkt aus Adalbert Stifters „Hochwald". Der Weg führt von Unter-Wuldau aus zuerst über weite Moorgründe, durch welche die Moldau in unzähligen Krümmungen und Biegungen trägen Laufs sich schlängelt. Man muß fein Obacht geben, daß man nicht zu weit hinaustritt über den betretenen Pfad und versinkt in den „zerrissenen Gründen, aus nichts bestehend, als aus tiefschwarzer Erde, dem dunklen Totenbette tausendjähriger Vegetation". Rechts die Waldmassen des Hochfichtel, Plöckensteins, Dreisesselberges, links das St. Thomasgebirge mit der Schloßruine Wittinghausen, dazwischen der Paß, der von Böhmen nach Österreich führt, über den hinweg der merkwürdige fürstlich Schwarzenbergsche Schwemmkanal die Moldau mit der Donau verbindet. Bald ist man im Wald. Nie genoß ich einen Waldspaziergang so voll. Es war die Ruhe der Luft nach einem Gewitter, alle Bäume dufteten, ein Wohlgeruch überall, eine Stille von allem menschlichen Treiben und Wesen, nur das Rauschen frischer Waldwasser hörte man, oder den eintönigen Notschrei des Rehbocks oder die schrillen Töne einer vorüberstreichenden Waldschnepfe. Lange hallte der Schuß nach in den Bergen und Wäldern, und zuckend lag der Langschnäbler vor uns. Die kleinen Federn auf seinen Flügeln, die als die feinsten Pinsel gebraucht werden können, nahm ich mir mit. Wir waren im „Brandl-Wald", einem Hochwald von Fichten und Tannen mit dunklem Schwarzgrün, untermischt mit dem jungen Frischgrün der Buchen und des Ahorn. Aber wie erstaunte ich, als mein biederer Jägersmann mich vor den Riesenstumpf einer Weißtanne führte, und mir den Stamm zeigte, wie er dalag; dabei nahm er andächtig seinen Hut ab. Ja, den Hut ab! Hier stand ein Baum mit seinen Ästen und Zweigen ein ganzer Wald im Walde, mit seiner Krone ein Wald über dem Walde! Der Sturmwind hat den 500jährigen Riesen abgerissen und hingeworfen. Schwärzer haben den hohlen Stumpf angezündet, aber jetzt noch starren die schwarzen verkohlten Reste ehrfurchtgebietend in die Höhe. Ich maß den Durchmesser in Brusthöhe zu 9½ Wiener Fuß, den Umfang zu 30 Wiener Fuß. Dann erkletterte ich den daliegenden Stamm, ging darüber hin und zählte 72 Schritte. Aber die Krone, die schon früher vom Wind abgerissen worden sein mag, fehlte noch. Rechnet man diese und den stehenden Stumpf dazu, und fünf meiner Schritte zu zwei Klafter, so bekommt man eine Gesamthöhe von 60 m, fast die halbe Höhe des Stephansturmes in Wien! Das glaubt freilich nur, wer es selbst gesehen, es ist wohl die größte in

Deutschland bekannte Tanne! Und dieser daliegende Stamm wird zu 30 Klafter 30zölligen Brennholzes geschätzt; er vermodert und verfault, weil keine Säge groß genug ist, dem Riesen den Leib zu zerschneiden. Rings um den toten Baumkoloß stehen nun aber noch eine Menge ebenbürtiger Schwestern in frischem Grün, und des andern Tages maß ich unweit davon im „Schloßwald“ einen Umfang von ungefähr 6 m in Brusthöhe, und der begleitende Förster gab mir die gemessene Höhe des noch stehenden Stammes zu 50 m an. Und dazu die Krone, die abgerissen an einer Stelle, wo der Stamm noch 38 cm Durchmesser hat. Der Urwald ist hier der Kultur schon gewichen, um so mehr fallen aber die riesenhaften Dimensionen der uralten Stämme, den gewöhnlichen Hochwaldstämmen gegenüber, in die Augen. Die größten bleiben hier stehen, um der kleineren Nachwelt zu zeigen, wie groß die Vorwelt war.

Von der Schloßruine Wittinghausen hat man bei hellem Wetter die großartigste Fernsicht ins Land jenseit der Donau bis zu den norischen Alpen. Mir hatte der Himmel nur vergönnt, in die Nähe zu schauen, auf das Waldgebirge, das vor mir lag, ein schwermütig düsterer Anblick; denn zerrissen und phantastisch wie Feengestalten schwebten weiße Nebelwolken an den dunkeln Wäldern, und dazwischen wie ein Silberfaden die spiegelnden Wasser der Moldau. Auf ihrem rechten Ufer am Plöckenstein, Dreisesselberg, Tussetberg, den Schillerbergen hin die Waldreviere Salnau, Neuthal, Tusset; auf ihrem linken Ufer die Reviere Schwarzwald, Christianberg, Müllerschlag, Schattawa u. s. w. mit dem großen Sternberg, den schwarzen Steinwänden in Langenberg, dem Kubany, Schreiner, Basum, und weit dahinter die Gegend von Außergefild, Buchwald, Maader, Pürstling, Stubenbach, die waldbedeckten Hochplateaux, über die sich der Luren und Rachel erheben. Alle diese Gegenden enthalten noch große Urwaldstrecken, und keineswegs bloß auf den unzugänglichsten hohen Gipfeln und Gebirgsrücken, sondern bis weit hinab in die Thalgründe.

Aber ich muß das, was ich auf den langen Wanderungen gesehen, in ein Bild zusammenfassen. Die Urwälder sind sich hier überall ziemlich gleich: wilder an den Gehängen der Berge, wenn zu dem Gewirr der Vegetation noch das Gewirr der Felsmassen sich gesellt, und die Waldbäche schäumend über Baum- und Felstrümmer hinwegstürzen; üppiger in Thalgründen und auf niedrigeren Plateaux, am üppigsten zwischen 600 und 1000 m Meereshöhe, wo neben der Fichte auch die Tanne und Buche noch gedeiht, daher auch im südlichsten, weniger hohen Teil des Gebirges schöner als im eigentlichen Centrum bei Außergefild, Maader, Stubenbach, wo auf den Hochplateaux von 1200 m nur noch die Fichte übrig bleibt, bis an den Hochgipfeln auch sie verschwindet und nur krüppeliges Holz, Kniekiefern und isländisches Moos die nackten Felsmassen ärmlich bedecken.

Schon von einiger Entfernung kann man den Urwald an seinen zackigen, unregelmäßigen Konturen leicht von dem wie nach der Schnur gleichmäßig abgeschnittenen kultivierten Hochwald unterscheiden. Besonders ragt die höhere

Tanne mit ihrer kuppelförmigen Krone und ihren wagerecht abstehenden Ästen weit über die niedrigeren pyramidenförmigen Gipfel der Fichte hervor, wie ein Wald über dem Wald. Noch charakteristischer erscheint bei einem Blick von oben der gipfeldürre, weniger dicht bestockte Urwald als altersgrauer Greis neben dem frischen Grün des festgeschlossenen jungen Hochwaldes. Aber treten wir nun ein in die Wälder selbst!

Wir steigen durch Wiese und Feld einen Abhang hinan. Steine und Felsstücke sind aus Wiese und Feld zu großen Haufen zusammengelesen, oder zu Mauern am Wege hin übereinander geschichtet. Zur Linken am Saum des Waldes noch ein mit verkohlten Wurzelstöcken zerstreut bestandenes Ackerland, zur Rechten ein frischer Holzschlag — das Holz aufgeklaftert, nur einzelne Stämme ragen noch hoch in die Luft; Äste und Zweige haben die Holzhauer zu großen Haufen zusammengeworfen, aus denen dicker Rauch aufwirbelt. Ein wenig betretener „Pascherſteig" führt in den Wald, man muß vorsichtig vorwärts schreiten, will man nicht über die durch die Feuchtigkeit geglätteten Wurzeln abglitschen, oder tief einsinken im moorig schwammigen Boden. Endlich ist man eingetreten in den Wald und schöpft tief Atem in der erquickend kühlen Luft, wenn draußen die Sonne brannte. Wie man aus dem bunten Treiben in Stadt und Land eintritt in die stillen ernsten Hallen eines gotischen Doms — nicht anders ist der Eindruck. Da strebt alles ernst und majestätisch in die Höhe, wie die Säulen des Doms stehen die Säulen des Waldes da, schlank, riesengroß, schweigend, das Auge folgt dem mächtigen Stamm von unten nach oben, die gewaltigen Äste verschlingen sich zu einem dichten dunkelgrünen Gewölbe, durch das, wie die goldenen Sterne eines Gewölbegrundes, das Licht des Himmels in das Halbdunkel hereinstrahlt. Lebenslustig, froh und heiter erregt das offene Laubdach frischgrüner Buchen, zu männlicher Thatkraft begeistert der Anblick narbig rissiger Eichenstämme mit nervigen Ästen und krauser Krone; idealer aber stimmt hochernster Tannen- und Fichtenwald, er macht wehmütig, sehnsüchtig, andächtig. Wer fühlte nicht die ganze Romantik eines Waldlebens mit seinem Frieden und seinen Schauern, die ganze Pracht und Feier einer jungfräulichen Wildnis, wenn er längs des Kanals am Plöckenstein, oder auf dem „Fürstenweg" am langen Berg bei Ernstbrunn, oder auf dem Reitsteig durch den Tussetwald, oder am Kubany, am Schreiner, am Basum mitten durch die schönsten Urwaldstrecken seinen Weg nimmt, und ihm am heitern Frühlingsmorgen das Schwarzblatt, die Amsel und unzählige Vögel ihr Lied singen, oder wenn in tiefster Waldesstille die Seele dem stillen Walten der Natur doppelt nahe zu sein glaubt!

Oft ist aber der Eindruck ein ganz anderer. Sturm, Wetter und die Jahrhunderte haben nur Bilder der Zerstörung und Verwirrung übrig gelassen. Die Stämme stehen „schütter", einzeln und einzeln, dazwischen dichtes Gestrüppe von Himbeeren, Brombeeren, Heidelbeeren, Weidenröschen, ein Gewirr von Felsblöcken, modernden Zweigen, Ästen, Stämmen, Stöcken. Hier steht ein Riesenstamm noch grün, aber der Sturmwind hat ihm die

Krone abgerissen, und von den Ästen hängt, wie greises Haar, das Bartmoos in klafterlangen Fäden, die der Wind hin- und herwiegt; hier steht ein Stamm längst abgestorben, morsch und faul, ausgedörrt, daß er angezündet wie glühender Zunder fortglüht, jene graue, gespenstige Gestalt, die ihre nackten Knochenarme in die Luft reckt. Hier liegt eine Fichte mit der Wurzel ausgerissen, in deren Netzwerk Erdklumpen und Felsstücke hängen, der mächtige Wurzelstock wie eine Mauerruine, und daneben eine breite Grube, dort liegt eine Tanne am Stamm abgerissen; sie vermodert und verfault und auf dem Leichnam keimt üppig junges Leben, eine neue Tannen- und Fichtensaat; und zwischen all dem Gewirr rundliche, von weißen Flechten überzogene Granitblöcke, wie gebleichte Riesenschädel, üppiges Strauchwerk, Farnkraut und Moos, Tod und Stein mit frischem Grün, mit saftigem Leben überwuchernd. Ist man in solchen Wirrwarr einmal hineingeraten, so hat man Mühe und Not wieder herauszukommen. Die morschen Stämme fallen dumpf krachend unter dem Tritt zusammen, weiche Mooshügel überdecken trügerisch lockeres Haufwerk und Felsklüfte, in die man durchbricht. Aber gewiß wird jeder die großen Eindrücke gerne sich zurückrufen, die er empfand, wenn er in solcher Wildnis mühsam emporkletternd über Felstrümmern und Baumleichen durch fest verwachsenes Gestrüppe langsam vordringend endlich hervortrat auf die letzte hohe Felsplatte, und nun von der Kuppe eines Sternberges, Tuffetbergs, eines Kubany, Antigels hinwegsah über die ungeheuren, düstern schwarzen Waldmassen, aus denen nur da und dort ein blauer Rauch aufsteigt, das Zeichen des Holzhauers, der mit Feuer und Eisen sich Bahn bricht in die uralten Wälder.

Wie aber auch das Bild des Urwaldes sein mag, immer ist es gleich interessant und giebt Gelegenheit zu mancherlei Beobachtungen. Die Humusschicht ist gewöhnlich so mächtig, daß der Same den eigentlichen Boden zum Keimen gar nicht findet. Um so üppiger wächst aber die junge Saat auf den faulenden Wurzelstöcken und den liegenden modernden Stämmen. Es ist ein eigener Anblick, wenn man eine solche Leiche daliegen sieht, und auf ihr der ganzen Länge nach Tausende von jungen Tannen und Fichten im frischesten Grün. Daher auch die merkwürdige Erscheinung, daß die Stämme im Urwald auf 150—200 hin oft in einer geraden Linie hintereinander stehen, wie aus einer Reihensaat aufgewachsen. Der lange Stamm, auf dem die jungen Pflanzen aufgewachsen, ist längst vermodert, aber die Richtung, in der nun die großgewordenen Stämme stehen, zeigt noch seine alte Lage. Höchst interessant sind in dieser Beziehung die Aufnahmen, die Forstmeister J. zu Winterberg von größeren Urwaldstrecken machen ließ, auf denen jeder einzelne liegende und stehende Stamm verzeichnet ist, auf denen daher jene Reihen besonders charakteristisch in die Augen treten. Aus demselben Keimen auf Stöcken oder Stämmen erklärt sich auch die häufige Erscheinung, daß die Stämme auf Stelzen stehen, pandanusartig. Der Baum erreicht mit seinem untern Stammende den Boden gar nicht, er steht schwebend auf

einem Unterbau säulenartiger Wurzeln, und man kann hindurchgehen, oder wie unter einem Zelt sich zwischen den Wurzeln lagern.

Der König der Urwaldbäume ist die Tanne (Weißtanne). Sie erreicht die riesigsten Dimensionen und ist im Böhmerwald den Urwäldern fast eigentümlich, bildet hier die üppigsten Bestände, während es der Kultur kaum gelingt, sie zu erhalten. Die kultivierten Wälder im Böhmerwald sind daher fast ausschließlich Fichtenwälder. Wenn auch Exemplare, wie die oben beschriebenen im Alter von 400—500 Jahren, von 60 m Höhe und mit 570 Kubikmeter Holz bloß im Schaftholz mehr Einzelnheiten sind, so trifft man dagegen ganze Bestände von 300—400 Jahren mit 28—40 m per Stamm, kein Stamm unter 20 m. Der zweite Hauptbaum ist die Fichte. Sie erreicht zwar nie die Größe der Tanne, kommt aber mit der Tanne in gleichem Alter vor (im Maximum 300—500 Jahre, einzelne Exemplare bis 700 Jahre alt) und bildet mit ihr gemischte Bestände. Die Fichtenstämme werden durchschnittlich zu 90—150 Kubikmeter geschätzt, erreichen aber in einzelnen Exemplaren eine Größe von 300 Kubikmeter. Der dritte Hauptbaum ist die Buche, im allgemeinen jünger als die Nadelhölzer, meist von 100—250 Jahren; sie bildet häufig das Unterholz, oder ist auch nur einzeln eingesprengt. Ganze Bestände mit älteren Bäumen von bedeutenderen Dimensionen sind selten.

Das größte Interesse verdient aber die übereinstimmende Ansicht vieler erfahrenen Forstleute im Böhmerwald, daß in langen Perioden von 400 bis 500 Jahren der Nadelholzbestand in den Urwäldern mit Buchenbestand wechselt. Die Ansicht gründet sich auf das verschiedene Wachstumsverhältnis von Laub- und Nadelholz und auf den gegenwärtigen Bestand der Urwälder. Nimmt man für einen ursprünglichen Zustand, für eine erste Periode ein gleichmäßiges Vorhandensein von Buchen und Nadelhölzern an, die ihren Samen ausstreuen, so muß das schneller wüchsige Nadelholz die jungen Buchen überholen. Diese werden unter dem Nadelholzbestand der zweiten Periode ein gedrücktes Unterholz bilden, das erst frei wird in einer dritten Periode, wenn die Generation des Nadelholzes abgestorben. Unter diesen Buchen keimt aber für eine vierte Periode schon wieder eine frische Saat von Nadelholz, die das Absterben der Buchen erwarten muß, bis sie zu Licht und Luft kommt. In der That spricht dafür der Charakter vieler Urwaldstrecken, wo die Buche mit den Nadelhölzern nicht in gleichem Alter vorkommt, sondern das jüngere Unterholz bildet, welches die alten Tannen und Fichten, schon jetzt großenteils im Absterben begriffen, überleben muß, und dann frei geworden einen geschlossenen Bestand bilden wird, unter dem dann die jüngste Nadelholzgeneration, die jetzt schon unter den Buchen keimt, ihrer Freiwerdung harrt. Freilich aus dem Lagerholz läßt sich für diese Ansicht nichts schließen, da das Buchenholz schon in wenigen Jahren verwest, während das Nadelholz selbst über 100 Jahre sich gesund erhält. Überall in der Natur zeigt sich Wechsel, und warum sollte die Baumwelt nicht auch ihre Dynastieen haben, die in ewigem Kampf mit einander abwechselnd

herrschen und beherrscht werden, bis der Herrscher der Erde über sie kommt! Forstmänner mögen dies entscheiden.

Vereinzelt kommen noch vor: Kiefern, verschiedene Arten von Ahorn, die Ulme, Esche, Erle, Schwarzbirke, Saalweide und als Seltenheit der Taxusbaum oder die Roteibe, nirgends aber im ganzen Gebirge die Eiche. Dem Botaniker geben die Urwälder wohl eine mannigfaltige Ausbeute an Kryptogamen, Moosen, Flechten und Farnkräutern, um so weniger aber an Phanerogamen. Die Waldwiesen dagegen sind im Julius und August ganz gelb von Arnica montana, der Waldsaum von Impatiens noli me tangere, und auf den Hochgipfeln wird man durch manches schöne Pflänzchen überrascht, das an die Alpen erinnert, wie Soldanella montana, Phyteuma nigrum, Sonchus alpinus, Homogyne alpina, Pyrola uniflora.

2. Das Holz und seine Verwendung.

Auf Glashütten wohl zuerst fanden die massenhaften Holzschätze des Böhmerwaldes Verwendung und Verwertung. Nomadisierend zog man von Revier zu Revier. War rings um den ersten Ansidelungspunkt der Wald aufgezehrt, so wurde die Hütte wieder an einem neuen Punkt mitten im Wald aufgebaut. Durch die Glasfabrikation wurde daher auch das Gebirge zuerst kolonisiert; denn in die verlassenen Gebäude zog nun der Gebirgsbauer ein, schuf die vom Wald befreiten Strecken in Wiese und Feld um, hielt sich einen kleinen Viehstand und baute Kartoffeln, Hafer, Gerste und Korn. Daher die vielen im Gebirge zerstreut liegenden „Einschichten" und kleinen Walddörfer, deren Namen auf — hütten enden; Maierhütten, Tobiashütten, Philippshütten, Alt- und Neuhütten ꝛc. Die bedeutendsten Glashütten im südlichen Teil des Böhmerwaldes sind derzeit bei Kuschwarta (Eleonorenhain), dann bei Außergefild, Hurkenthal und Eisenstein. Die Eisenindustrie hat bei dem Mangel an Eisenerzen nie geblüht. Im südlichen Teil des Gebirgs ist der einzige Hochofen der zu Adolphsthal bei Krumau. In der nördlichen Hälfte des Böhmerwaldes sind dagegen mehrere bei Bischofteinitz, Plan, Tachau ꝛc. Deswegen findet man hier auch mehr Kohlenbrenner, die dem südlichen Teile fast ganz fehlen.

In größerem Maßstabe konnte jedoch der Holzreichtum erst ausgebeutet werden, als durch Anlage von Kanälen, durch Floßbarmachung von Flüssen und Bächen es möglich wurde, die Holzmassen weiter ins Land hineinzuschaffen und teils als Bauholz, teils als Brennholz in holzärmeren Gegenden zu verkaufen.

Schon im Jahre 1789 wurde durch den Ingenieur Rosenauer ein großartiges Werk begonnen und teilweise ausgeführt, der fürstlich Schwarzenbergsche Schwemmkanal am Plöckenstein, um die ausgedehnten Urwälder zu beiden Seiten des obern Moldauthales zur Benützung zu bringen. Im Jahre 1821 wurde das Werk weiter ins Gebirge hinein fortgesetzt. Wie es jetzt vollendet ist, führt diese merkwürdige Wasserstraße $6^3/_4$ deutsche Meilen weit vom Lichtwasser, am Fuße des Dreisesselberges be-

ginnend; in unzähligen Windungen am ersten Drittel der Bergehöhe hin über den Paß bei Aigen hinaus nach Oberösterreich zur großen Mühel. Beim Forsthaus zu Hirschbergen geht der Kanal unterirdisch in einem 414 m langen Tunnel durch Granit. Schöne Portale zieren den Ein- und Ausgang. Wenn im Frühjahr Holz geschwemmt wird, ist es ein interessanter Anblick, wie die Holzmassen, sobald sie aus dem „unterirdischen Kanal" hervorkommen, wirbelnd über einander stürzen auf einer 305 m langen Riese, mit 26 m Gefäll hinabschießen unter donnerähnlichem Getöse, das weithin durch die Wälder hallt. 21 größere und kleinere Bäche, die der Moldau zufließen, werden um diese Zeit aus dem Flußgebiet der Moldau in das der Donau abgeleitet. Die Moldau selbst jedoch ist nicht unmittelbar mit dem Kanal in Verbindung. Ihr Niveau liegt 114 m tiefer. Was auf der Moldau aus dem obern Gebirge, von der Herrschaft Winterberg herabgeflößt wird und nach Österreich gehen soll, muß beim Holzrechen zu Spitzenberg gelandet und auf der Achse eine Stunde weit zum Kanal nach Neuofen geführt werden. Alljährlich werden so aus den fürstlich Schwarzenbergschen Waldungen 20—30,000 Klafter Brennholz der Donau zugeführt und gehen auf ihr nach Wien. Wohl mehr als die doppelte Quantität geht aber auf der Moldau und auf allen ihren flößbaren Zuflüssen, auf der Flanitz, Wollinka, Wotowa ꝛc. ins Land hinein bis nach Prag. Die Moldausektion der Herrschaft Winterberg allein liefert jährlich 36,000 Klafter, die Herrschaft Krumau aber 64,000 Klafter Brennholz. Und immer neue Werke werden in Angriff genommen, um auch die unzugänglichsten Waldstrecken zur Benützung zu bringen. Auf der Herrschaft Winterberg und ebenso auf der Herrschaft Stubenbach werden Straßen gebaut hoch über die Berge weg, durch die Urwälder des Kubany und Basum und durch die sumpfigen Gegenden bei Maader. Auch ein zweiter Schwemmkanal führt bei Maader an der Widra hin durch die Wälder der Stubenbacher Herrschaft zum Kislingbach. Männer von großartigem Unternehmungsgeist, wie Adalbert Lanna in Budweis, haben für Absatzquellen des vortrefflichen Bauholzes, welches der Böhmerwald liefert, auch in weiterer Entfernung gesorgt. Große Quantitäten schwimmen auf der Moldau, die von Hohenfurt an für Flöße und kleinere Holzschiffe schiffbar ist, zur Elbe, und auf der Elbe nach Hamburg und weiter nach England.

So hört man denn überall im Gebirge, wo sonst Todesstille herrschte, die Axt anschlagen und die ächzenden Töne der Säge. Lustig wirbeln aus den Wäldern die Rauchsäulen auf von den Feuern der Holzhauer, die Äste, Zweige und dürres Holzwerk verbrennen. Sommers wird das Holz geschlagen, Winters auf der Schneebahn den Bächen und Flüssen zugeführt, und im Frühjahr, wenn der Schnee geht, fängt das Schwemmen und Flößen an. Da ist ein Leben und Treiben an den Wassern und auf den Wassern, dem man oft gerne zuschaut. Das Forstpersonal leitet die Schwemme und führt die Aufsicht. Kinder, Weiber und Männer ziehen hinaus mit Stangen, mit Rechen, mit Gabeln, um oft mit Lebensgefahr die Rinden und

Splitter, die sich lostrennen von den Scheiten, herauszufischen. So viel hat sich in kurzer Zeit im Böhmerwald verändert; wenn noch vor wenigen Jahrzehnten das Holz im Gebirge kaum einen Wert hatte, so kostet jetzt schon die Klafter überall selbst an Ort und Stelle 3 bis 4 fl. K.-M. Dadurch sind die Wälder für ihre hohen Besitzer zu wahren Schatzkammern geworden.

Und nun, lieber Leser, denkst du wohl auch daran, wenn dir in Wien oder Prag am rauhen Winterabend das Holz lustig im Ofen prasselt und behagliche Wärme zuströmt, daß du vielleicht ein Stück der schönsten Böhmerwaldtanne verbrennst, die ihre Gipfel in der Bergluft kühlte; oder wenn dir die Kunde zukommt, daß ein stolzer Mastbaum auf dem atlantischen Ozean oder auf dem schwarzen Meere Sturm und Wetter Stand gehalten, daß dies ein Böhmerwaldkind ist, das, wenn es reden könnte, dem Seemann, der bewundernd an ihm hinaufschaut, zurufen würde: ich bin ein Gebirgssohn, von Jugend auf an Wind und Sturm gewöhnt; langsam bin ich aufgewachsen auf Bergeshöhe, die Stürme von Jahrhunderten haben durch meine Wipfel gebraust, ich habe ihnen standgehalten; darum ist mein Mark so kräftig, meine Faser so zäh!

Nicht unbedeutende Massen von Holz werden aber auch im Gebirge selbst durch verschiedene Industriezweige aufgearbeitet, vor allem zu Zündhölzchen und zu Resonanzholz. Die Zündholzfabriken von Fürth in Goldenkron bei Krumau und in Schüttenhofen verarbeiten jährlich viele 100 Klafter Holz. Außerdem werden an vielen Punkten Zündholzstäbe geschnitten, oder eigentlich gehobelt, die dann nach Wien gehen, um durch die Kunst des Herrn Pollak salonfähig zu werden. Zu Zündhölzchen müssen die schönsten Scheite mit geradliniger Holzfaser ausgesucht werden. Rechnet man, daß ein 75 cm starkes Scheit Holz 72,000 Hölzchen giebt, eine Klafter Holz zu 1½ Kubikmeter aber 200 Scheite hat, so liefert eine Klafter Holz 14,400,000 Hölzchen, die als Zündhölzchen 1152 fl. K.-M. kosten, wenn ein Kasten Zündhölzchen mit 50 Schachteln, zu je 50 Stück, 12 Kreuzer kostet. Die Klafter ausgesuchten Zündhölzchenholzes aber kostet 11 fl. K.-M. Danach würde die größte Böhmerwaldtanne mit 30 Klaftern, angenommen, daß alles zu Zündhölzchen verarbeitet werden könnte, 432 Millionen Zündhölzchen geben, und ihre Holzmasse hätte in dieser Form einen Wert von 34,560 fl. K.-M.

Zu Resonanzholz wird nur Fichtenholz mit den feinsten Jahresringen verarbeitet. Die betreffende Fabrik, die einzige der Art im Gebirge, ist in Maader bei Stubenbach, im einsamsten, rauhesten Teil des Böhmerwalds. Um so mehr aber wird jeder Fremde, der diese Gegenden bereist, dem freundlichen Besitzer Hrn. Bienert dankbar sein für die offene Gastfreundschaft, die er hier findet. Bei dem langsamen Wachstum der Bäume in dieser rauhen Gebirgsgegend werden die Jahresringe oft so fein, daß sie mit bloßem Auge sich nicht mehr zählen lassen. Eine Fichte von 40 cm Durchmesser aus dem Revier Philippshütte bei Maader zeigte 375 Jahres-

ringe — ein Maximum des Alters und ein Minimum des Durchmessers, wie es selten vorkommt. Zu Resonanzholz werden nicht bloß frische stehende Stämme benutzt, sondern vorzugsweise Lagerholz, sogenannte „Rohnen", weil diese das schönste reinweiße Holz geben; oft liegt ein solcher Stamm schon 100 Jahre; außen ist er mit Moos bedeckt und etwa auf 7—10 cm hinein vermodert, mächtige Fichten, oft von 75 Jahren, wachsen auf ihm, wie das am Kapellenbach bei Schattawa unweit Kuschwarta der Fall war, und inwendig ist das Holz noch so gesund, daß daraus die besten Resonanzböden gemacht werden können. So lange erhalten sich freilich nur gesunde Stämme, die durch Windriß umgestürzt wurden und durch Nässe und schnelle Moosbedeckung vor zu raschem Verfaulen geschützt waren. Eine eigentümliche Anwendung findet solches Rohnenholz noch zu „Schmalztösen", weil es das Fett nicht durchschwitzen läßt.

Tausende von armen Gebirgsbewohnern nähren sich durch Verfertigung von Schindeln, Siebrändern, sogenanntem „Zargholz" und Schachtelholz oder „Schusterspänen", wie die Leute sagen. Aus Buchenholz aber, das nicht geschwemmt werden kann, wird allerlei Wagengeräte gemacht, und vornehmlich Holzschuhe. Ganz besonders blüht diese Industrie im „Mistelholz" des Planskers bei Krumau, wo diese Holzschuhe nach den neuesten französischen Mustern sehr zierlich und hübsch geschnitten werden. Dagegen hört das Brennen von Pech, Wagenschmiere, Teer, die schlechteste Verwertung des Holzes, mehr und mehr auf. Aber den „Buchenschwamm" nicht zu vergessen! Wenn er gehörig groß gewachsen ist, jedoch ehe seine lockere filzige Substanz zu holzartiger Masse verhärtet, wird er abgenommen und zu „Zundfleck" ausgezogen. Daraus macht sich der Bauer sein „Zundelkäppchen", das er immer auf hat, weil „es gesund ist". Der Forstadjunkt aber geht des Sonntags stolz mit seiner „Zundelweste" einher, so stolz als der Städter mit einer kostbaren Sammetweste. Und warum auch nicht, denn eine solche Weste ist wenigstens eben so schön, und jedenfalls „rarer"; denn Buchenschwämme, die so große „Zundelflecke" geben, daß man daraus eine Weste machen kann, sind sehr selten. So wird im Gebirge benützt, was und wozu man etwas benützen kann.

3. Filze und Auen.

Filze und Auen, so heißen im Böhmerwald die Torfmoore. Sie sind das Seitenstück zum Urwald, eben so urwüchsig wie dieser, ja, sie sind selbst Urwald, aber nicht in der großen Welt der Bäume, sondern in der kleinen Welt der Moose.

Wie starrgewordene Wasserbecken liegen sie in den muldenförmigen Einsenkungen der Gebirgsplateaux, oder auf den breiten Rücken, welche die höchste Wasserscheide bilden — öde, fahle, gelb- oder braungrüne Flecken in dem Schwarzgrün des Waldes. Oder wie angeschwemmtes Schuttland begleiten sie Flüsse und Bäche, weithin die ganze Thalsohle ausfüllend — die

einzigen ebenen Flächen, die einzigen Horizontallinien, welche sich dem Auge im Gebirge darbieten.

Jene beiden Namen bezeichnen nicht verschiedene Arten von Torfmooren, sondern sind Lokalnamen aus dem Munde des Volks in verschiedenen Gegenden. Im südlichsten Teil des Gebirges bis in die Gegend von Kuschwarta heißen alle Moore „Auen", z. B. „See-Au", „Habich-Au", „Große Au" u. s. w.; von Kuschwarta an nordwärts aber, mehr im Centrum des Gebirges, ist der Name „Filz" gebräuchlich, z. B. „Seefilz", „Judenfilz", „Zwergbirkenfilz", „Weitsellerfilz" u. s. w. Charakteristisch ist, daß gerade da, wo der eine Name aufhört und der andere anfängt, einer der größten Torfmoore des Böhmerwaldes die „Tote Au" bei Humwald an der Moldau auch „Filzau" heißt, und beide Namen an ihrer Grenze auf diese Weise verbunden sind. In der nördlichen Abteilung des Böhmerwaldes bei Eisendorf und Tachau sagt man weder Filz noch Au, sondern „Lohe", z. B. „Schleißloh", „Brenteloh", „Schwarzloh". Dagegen ist das Wort „Moos" mit den daraus abgeleiteten „Mösler" (Moosbewohner), „möserig", wie das in den Alpen gebräuchlich ist, im Böhmerwald nirgends zu finden.

Mehr durch ihre örtliche Lage und äußere Form, als durch ihre eigentliche Natur, d. i. die Art ihrer Entstehung und Zusammensetzung, unterscheiden sich die Torfmoore längs Flüssen und Bächen von den Hochmooren auf dem Gebirge. Wesentlicher ist die teilweise Verschiedenheit der Vegetation in den niedriger gelegenen Mooren des südlichen Gebirges von den im Centrum des Gebirges höher gelegenen. Dadurch verbindet sich mit dem Namen „Au" auch von selbst eine etwas andere Vorstellung als mit dem Namen „Filz".

Den größten Anteil an der Bildung der Torfmoore des Böhmerwaldes haben Moose, und zwar Sphagnum-Arten: Sph. acutifolium mit seinen matt gelbgrünen Blättern, seltener Sph. cymbifolium mit den breiteren rötlichen Blättchen. Aus der durchnäßten, wie ein Schwamm mit Wasser angesogenen Moosdecke wachsen da und dort Andromeda multifolia, Vaccinium oxicoccus (die „Moosbeere") und Drosera rotundifolia hervor. Zahlreiche Rasenstöcke mit allerlei Gräsern bilden hervorragende Knoten, und bezeichnen dem Wanderer die trockneren und festeren Punkte, wo er den Fuß aufsetzen kann, ohne zu versinken in dem zähen Schlamm. Um diese Rasenstöcke sind auch kleinere Sträucher angesiedelt und Flechten. Und hier gleich begegnen wir dem Unterschied zwischen Auen und Filzen. In den Mooren südlich von Kuschwarta, in den „Auen", findet man fast nur Eriken, Heidel- und Preißel-Beeren, nördlich von Kuschwarta aber auf den „Filzen" ebensowohl an der Moldau bei Ferchenhaid, wie auf den Hochmooren bei Fürstenhut, Außergefild u. s. w., auch die eigentliche Moor-Heidelbeere oder „Trunkel-Beere" (Vacc. uliginosum), die „Grün-Beere" (Empetrum nigrum), und unter den Flechten Gladonien und Cetraria islandica. Hier erst treten nun auch größere Sträucher auf, die Zwergbirke (Betula nana) und die Zwergkiefer (Pinus pumilio), und geben den Filzen im Centrum des Gebirges,

denen sie nie fehlen, deren Flächen sie mit ihrem grünen, niedrigen, abgerundeten Gebüsche überziehen, den eigentlichen physiognomischen Charakter von Urmooren gegenüber dem Urwald.

Wohl mag der Botaniker noch manche interessante Pflanze, manche seltene Flechte, manches schöne Moos auf den weiten Flächen auffinden und ein reiches Verzeichnis von alle dem zusammenstellen können, was in den Mooren lebt und webt, keimt und blüht und Frucht bringt. Aber all diese Mannigfaltigkeit macht den Totaleindruck nicht lebhafter, alle Formen und Farben erscheinen verwandt, alles vermischt und verfilzt sich zu dem unheimlichen Gesamtbild traurig öder Flächen, zu einem wahren Totenbette der Natur, dem alles weicht und flieht, Bäume, Tiere und Menschen. Nur der Sonnenschein lagert sich schattenlos wie in dicken Schichten über die Flächen, die Phantasie und der Aberglaube des Volks bevölkert sie des Abends und des Nachts, wenn weiße Nebel daraus aufsteigen und Irrlichter erscheinen, mit Gespenstern und Geistern.

Wollte man all die Moore zusammenrechnen, es würde sich der Flächenraum eines nicht unansehnlichen Herrschaftsgutes ergeben. Das ganze obere Moldauthal von Unter-Moldau aufwärts bis in die Gegend von Ferchenhaid auf sieben Meilen Länge und durchschnittlich eine halbe Stunde Breite ist nur ein großes Moor in den verschiedenen Gegenden mit verschiedenen Namen: Hutschenau, Tote Au (ein Stück 700 Joch groß), Erlau, Gansau, Seefilz. In unzähligen Windungen schlängelt sich die Moldau träge durch und färbt ihr Wasser mit den braunen Säuren des Moors. Wo Flüsse und Bäche einmünden, da ziehen sich die Moore weit hinauf am Lauf der Wasser ins Gebirge, z. B. am Olschbach bei Unter-Moldau, an der kalten Moldau bei Humwald, an der grasigen Moldau bei Eleonorenhain, am Tierbach bei Ferchenhaid. Sogenannte „Brücken“ aus quer neben einander gelegten Baumstämmen führen an verschiedenen Punkten über die breiten Sümpfe. Mehr einzeln, vom Wald rings abgeschlossen, treten die Torfmoore im Gebirge auf, die „See-Au“ am Plöckenstein, die „Fuchs-Au“ bei Andreasberg, am zahlreichsten in der Gegend von Fürstenhut, Buchwald, Außergefild, Maader, Stubenbach unter den verschiedensten Namen: „Kesselfilz“, „Rebhühnerfilz“, „Torffilz“, „Siebenfilz“, „Stangenfilz“, „Rechenfilz“, „Müllner-Schachtfilz“, „Fischerfilz“ u. s. f.

Bei vielen dieser Filze kann man ihr Größerwerden von Jahr zu Jahr beobachten; diese Moose breiten sich mehr und mehr in den Wald hinein aus, die Bäume sterben ab und weichen zurück, zuerst Tanne und Buche, zuletzt die Fichte, die in krüppeligem Wuchs oft selbst mitten in den Filzen noch lange aushält. Die Bedingungen für das Torfwachstum scheinen in der Mitte der Moore am günstigsten zu sein Sie bauchen sich nach der Mitte zu auf, sind hier am mächtigsten. Oft ist man überrascht, wenn man den höchsten Punkt des Torfmoors erreicht hat, vor einem tiefen Wasserbecken zu stehen, wie im Seefilz bei Ferchenhaid und im großen Seefilz bei Innergefild. Diese Wasserbecken haben weder sichtbaren Zu- noch Abfluß

und heißen dann „Seeen"; haben sie nur einen sichtbaren Zufluß, so nennt man sie „Trichter". In dem See bei Ferchenhaid bildet ein abgerissenes Stück Moor eine schwimmende Insel. Alle diese Erscheinungen erinnern sehr an die Eruptionen der Torfmoore in Irland; die Moore — so wird berichtet — schwellen hier oft an, in der Mitte entstehen Hügel oft von 10 m Höhe, der Boden bewegt sich und mit donnerähnlichem Getöse brechen gewaltige Schlammströme hervor, die oft fürchterliche Verwüstungen anrichten. Nach der Eruption aber senkt sich die Moorfläche wieder und in der Mitte entstehen nun häufig runde, tiefe Wasserbecken. Vielleicht verdanken die Moorseeen des Böhmerwaldes mit ihren schwimmenden Inseln auch derartigen, wenn auch nicht so gewaltsamen Aufberstungen der Torfmoore ihre Entstehung.

Die Tiefe der Moore beträgt im Maximum 3—6 m, im Minimum 1 m. Den Untergrund bildet meist ein blaulicher glimmerreicher Thon und Sand, die Zersetzungsprodukte von Gneiß und Granit. In der untersten bis zum Austropfen nassen, rötlichen oder braunschwarzen Torfmasse, die knetbar ist und plastisch wie Thon, liegen fast gewöhnlich noch gut erhalten mächtige Baumstämme von Kiefern, Fichten und Tannen. Die begrabenen Wälder geben uns Aufschluß über die Bildung der Moore. Große Windbrüche sind nichts Seltenes im Gebirg. Ganze Waldstrecken werden oft umgeworfen, die Bäume entwurzelt und zerknickt, über den Trümmern wachsen Moose auf, breiten sich immer mehr und mehr aus, und nach Jahren findet man statt des Waldes den Torfmoor. Aber schon die ungeheure Menge abgestorbener Baumstämme, gebrochener und geknickter Äste, welche den Boden des Urwaldes bedecken, kann genügen, um durch die auf dem Pflanzenmoder aufwachsenden Sphagnum-Arten die Waldstrecken in Naßländer, auf denen die Waldbäume nur noch kümmerlich fortvegetieren, und endlich in wirkliches Moor zu verwandeln. An Flüssen und Bächen mögen überdies die Wasser selbst Baumstücke in großer Menge zusammengeschwemmt haben und auf diese Weise besonders die Moore an der Moldau entstanden sein. Oft scheinen auch im Wachstum der Moore wieder Stagnationen eingetreten zu sein, es wuchsen wieder Waldbäume auf, dann nahm das Moos von neuem überhand und zerstörte wieder den Waldwuchs. Bei Urbarmachung einer Moosstrecke bei Eleonorenhain an der Moldau fand man 5 Schichten von Wurzelstöcken über einander als Überreste natürlich abgestorbener Generationen des Waldwuchses.

Wo sie vorkommen, gelten die Torfmoore im Böhmerwald als ein für die Produktion total verlorenes Stück Land. Bei dem großen Holzreichtum denkt man noch kaum an eine Gewinnung des Torfes als Brennmaterial. Dagegen sucht man durch Anlegung von Abzugskanälen, durch Umgraben und Überschwemmen die Moore teils zu Wald, teils zu Wiese und Feld zu kultivieren. Alljährlich, besonders an der Moldau, reichen grüne Wiesen und Kartoffelfelder immer weiter hinein in die öden Flächen. Ganze Ortschaften, z. B. Fleißheim, Mayerbach bei Unter-Wuldau, sind solche Moorkolonieen.

Dabei sinken die Torfmoore durch die Kultivierung infolge der Austrocknung zusammen, und die Fleißheimer Bauern sagen, daß sie, als sie sich an der „großen Au" niedergelassen, über die Au hin den Kirchturm von Unter-Wuldau nicht mehr sehen konnten, während er gegenwärtig schon über die Hälfte sichtbar ist.

Es fragt sich aber, wie weit man gehen kann und darf in dieser Kultivierung. Denn abgesehen davon, daß bei den immer steigenden Holzpreisen die Verwendung des Torfes schon jetzt zu einer Lebensfrage für die Glashütten des Böhmerwaldes wird, spielen die Torfmoore eine zu große Rolle im Haushalt der Natur, als daß sich ihre Nichtbeachtung nicht rächen würde. Sie wirken klimatisch und meteorologisch, wie die Wälder, nur kräftiger, konzentrierter. Die Sphagnen haben die Eigenschaft, in kurzer Zeit große Mengen von Wasser einzusaugen und nach allen Richtungen zu den noch nicht gesättigten Teilen zu leiten. Dagegen geben sie in langer Zeit nur sehr wenig Wasser wieder ab. Daher ziehen die Torfmoore wie natürliche Schwämme in wasserreichen Zeiten im Frühjahr, wenn der Schnee geht, oder im Sommer bei starken Gewitterregen, die überschüssigen Wassermassen an sich und verhüten plötzliche Überschwemmungen. Auf der andern Seite aber geben sie in Zeiten der Dürre und der Trockenheit von ihrem Reichtum wieder ab. Sie sind recht eigentlich die Wassersammler, die Wasserreservoirs, dasselbe, was die Gletscher für das Hochgebirge, die den meisten Flüssen und Bächen ihren Ursprung geben, dafür sorgen, daß es ihnen nie an Wasser gebricht und immer gleichen Wasserstand erhalten.

Immerhin mag es daher ein Vorteil sein, daß die Fleißheimer Bauern auf der „großen Au" Kartoffeln essen und dazu noch am Wuldauer Kirchturm auf die Uhr schauen können; ein Nachteil dagegen ist es, wenn dem „Wenzelmüller" seine Mühle nur die Hälfte des Jahres geht und er die übrige Zeit vor Dürre verschmachtet oder Gefahr läuft, mit samt seiner Mühle von den tobenden Fluten des angeschwollenen Gebirgswassers ins Land hinabgerissen zu werden. Vielleicht tritt aber von selbst eine Zeit ein, wo man aufhört, die Moore in Acker- und Wiesenland umzuwandeln, wo es ebensowohl im Interesse des allgemeinen Wohls, wie in dem des Grundbesitzers ist, den Torf als Torf zu kultivieren, ihn zu ernten und wieder nachwachsen zu lassen, wie man einen wohlkultivierten Wald ausbeutet, ohne seine gänzliche Erschöpfung herbeizuführen.

---

4. Zur Vergleichung des Riesengebirges und Böhmerwaldes.*)

Grenz- und Verkehrsverhältnisse.

Als Scheidegrenze für die anliegenden Länder sind beide Gebirge von verschiedener Bedeutung. Der Böhmerwald ist besonders in seinem südlichen Teile zur Landmarke geeignet, und zwar hat er mehr für Bayern den Charakter einer Scheide und Schranke, welche noch der bayerische Wald verstärkt, als für Böhmen. In dieser Gegend tragen auch die Sümpfe wesentlich dazu bei, die Unwegsamkeit zu steigern; auch entstehen für die Passage dadurch Schwierigkeiten, daß sich in dem weit ausgebreiteten bergigen Lande die wichtigsten und schwierigsten Engpässe nicht immer erst auf dem Wasserscheiderücken befinden, Defileeen oft schon in großer Entfernung von dem eigentlichen Gebirgszuge angetroffen werden und die Straßenzüge, z. B. die jetzige große Straße von Prag her über Winterberg und den Paß von Kuschwarta nach Passau, meist mehrere Joche zu überschreiten haben. Trotz dieser Schwierigkeiten wurden schon früh an verschiedenen Stellen Fuß- und Saumpfade mit Erfolg gebahnt, und noch in der ersten Hälfte des Mittelalters wurden diese Übergänge stark benutzt. So erlangte besonders für den Transport des Salzes, woran es Böhmen mangelt, der Weg zwischen Passau und Prachatic über Kuschwarta frühzeitig hohe Bedeutung und hieß vorzugsweise der goldene Steig. Tausende von Saumrossen trugen einst auf diesem Pfade aus dem Salzburgischen Salz nach Prachatic, während dies jetzt die Pferdeeisenbahn von Linz nach Budweis besorgt. Prachatic war einst ein Hauptstapelplatz für Böhmen, von wo die aus dem Auslande gekommenen Waren in das Innere Böhmens und nach Mähren versendet wurden.

Weiter im Süden so wie im Norden ist der Böhmerwald ungleich leichter zu überschreiten; am bequemsten aber auf dem berühmten Passe von Tauß, derselbe liegt in dem aus Hornblendegestein bestehenden 3 Meilen breiten Zwischengebiet zwischen dem nördlichen und dem südlichen Teile des Böhmerwaldes, das im Norden durch den 937 m hohen Cerchow, und im Süden durch den über 1250 m hohen Osser wie durch zwei Riesenpfeiler begrenzt wird. Dieses Gebiet ist innerhalb eigentlich ein Hügelland, das stellenweise kaum über 375 m absolute Höhe emporgeht, und bildet die Wasserscheide zwischen Donau und Moldau. „Dieser weite Paß, in welchem die Städte und Märkte Neuern, Neugedein, Tauß, Neumarkt und Eschelkam liegen, war seit den ältesten Zeiten von Westen her ein Hauptzugang Böhmens; hier ging von jeher eine Hauptstraße, und hier geht seit wenigen Jahren von Prag über Pilsen und Tauß nach dem mittleren, südlichen und westlichen Deutschland eine Eisenbahn. Hier versuchten von jeher

*) Von J. G. Kutzner. (Vgl. Prakt. Schulmann von A. Lüben, XXI. 4.)

feindliche Heere den Einbruch nach Böhmen, aber hier auch wurden sie fast jedesmal siegreich zurückgeworfen, und mit Stolz weist der patriotische Böhme dahin als auf den Schauplatz von 4 Schlachten, durch deren Ausgang das Geschick seines Vaterlandes entschieden wurde; denn bei Tauß (alt: Togast, Tugast) siegte der Slavenführer Samo in der ersten Hälfte des 7. Jahrhunderts über Dagobert und dessen Frankenheer; hier 1040 Herzog Bretislaw I. von Böhmen über die Deutschen unter Heinrich III., hier unfern Neugedein 1431 Procop der Große über das zahlreiche Heer deutscher Kreuzfahrer gegen die Hussiten, hier der Böhmen Heer zur Zeit Königs Georg von Podiebrad über deutsche Scharen. — Diese einstige militärische Bedeutung und Wichtigkeit der Gegend bekunden heute noch verschiedene sichtbare Zeugen; denn da das weite, große Thor zwischen dem Cerchow und Osser feindliche Einfälle begünstigte, war Befestigung und Bewachung derselben umher durchaus nötig; daher standen daselbst einst stark befestigte Burgen, besonders die Burg Riesenberg bei Neugedein, von deren Überresten man heute noch eine so herrliche Rundschau genießt. Ebenso war Tauß, wo gleichfalls jetzt noch Spuren ehemaliger Festigkeit zu erkennen, schon in grauer Vorzeit ein Bollwerk Böhmens gegen feindliche Einfälle. Und für denselben Zweck, zu welchem Tauß diente, waren in der Umgegend die sogenannten Choden angesiedelt und halfen ihn Jahrhunderte lang fördern; denn dieser Volksstamm, der jetzt, etwa in 14 Dörfern umherwohnend, sich still von Ackerbau und Viehzucht nährt, war früher eine Art stehendes Grenzmilitär, dessen ehemalige Bestimmung nur noch teilweise seine Wohnungen mit ihrem hier und da festungsartigen Bau verraten. Er ist nicht böhmischen Ursprungs, obwohl er sich jetzt dieser Sprache bedient, sondern höchst wahrscheinlich polnischen, dorthin mitgebracht von dem Herzoge Bretislaw I., als er 1039 siegreich von den Polen Gnesen eroberte und ihnen den Leichnam des heiligen Adalbert entriß."

Der nördlich vom Passe von Tauß gelegene Teil des Böhmerwaldes ist weit leichter zugänglich als der südliche; er ist auch von geringerer Höhe, denn sie beträgt durchschnittlich nur 685 m.

Das Riesengebirge stellt abweichend vom Böhmerwalde eine ununterbrochene und starre Scheidewand dar: steil, zusammenhängend und plötzlich von allen Seiten emporsteigend, macht es eine bedeutendere Schranke aus, als die Rücken aller übrigen deutschen Mittelgebirge, ja sogar als der zu größerer absoluter Höhe aufragende schweizerische Jura. Der Hauptpaß über die Mädelwiese — die Einsenkung zwischen dem Ost- und Westflügel des schlesischen Kammes, — liegt 1153 m hoch über dem Meere und wird nur von Fußgängern benutzt; die andern Übergänge sind noch höher gelegen, so z. B. die Passage über die Grenzbauden nach Schmiedeberg, welche 1172½ m hoch aufsteigt. Erst an den beiden Enden des Riesenwalles sind Pässe vorhanden, die von Fuhrwerken benutzt werden können, so der Paß von Schreiberhau nach Neuwelt, dessen Chaussee bis 770 m Höhe steigt, so der Paß von Liebau nach Trautenau, der über 500 m hoch ansteigt;

auf ihm drangen 1866 die preußischen Heere nach Böhmen ein und jetzt zieht sich hier die Zweigbahn hin, welche die schlesische Gebirgsbahn mit den böhmischen Nordbahnen in Verbindung setzt. Hier suchten zu verschiedenen Zeiten feindliche Heere den Übergang von einem Lande zum andern. Zum Schutze Schlesiens gegen Böhmen erbaute Herzog Bolko I. im Jahre 1286 auf dem Buchberge eine Burg, welche er „des Landes Hut" nannte; am Fuße des Berges aber entstand die Stadt Landeshut, in deren Nähe 1760 das heftige Gefecht stattfand, in welchem der ritterliche General Fouqué mit seinen 11,000 Mann gegen 33,000 Österreicher nach dem heldenmütigsten Widerstande erlag und selbst gefangen wurde. Von diesem Kampfe sagte Friedrich der Große: „diese schöne That läßt sich nur der des Leonidas und seiner Griechen vergleichen, welche die Thermopylen verteidigten, und ungefähr ein gleiches Schicksal hatten." Als das Pferd des Generals tot zusammenstürzte und der General schon bedeutende Wunden empfangen hatte, da warf sich sein treuer Diener Trautschke, nachmals vom Könige „das Wunder Schlesiens" genannt, über den Leib seines Herrn und fing unter wiederholtem Rufen: Wollt ihr denn den kommandierenden General umbringen? alle Säbelhiebe auf, bis endlich ein kaiserlicher Offizier den General in Schutz nahm.

Klimatische und Kulturverhältnisse.

In Betreff der Bewohnbarkeit ist der Böhmerwald auffallend vom Riesengebirge verschieden. Die vertikale Gliederung des Böhmer Waldes ist für die Niederlassung nicht günstig; daher finden wir in den innern Teilen desselben nirgends größere bewohnte Orte, vielmehr trifft man meist nur einzelne Forsthäuser oder einzelne Wohnungen und kleine Kolonieen von Holzhauern und Waldarbeitern an. „Zahlreichere und stärkere Ansiedelungen liegen in der Regel schon mehr zurück und müssen hauptsächlich nur als Anhang von den herrschaftlichen Forstämtern und von Fabrikanlagen betrachtet werden; denn bei der bedeutenden Erhebung der ganzen Basis des Gebirges und der dadurch bewirkten klimatischen Rauheit jener Gegenden werden wesentliche Bedingungen zu einem behaglichen Leben vermißt. Es fehlt ein weites Tiefthal, mild genug, um ergiebigen Getreide- und Obstbau, um eine starke Ansammlung von Bevölkerung, nach allen Seiten gute Verkehrswege zu veranlassen und auf diese Weise ein beherrschendes Centrum zu werden, dessen Naturschönheiten dann noch die schmückende Zuthat der Kultur erhielten." — Die sparsam verteilte Bevölkerung des Böhmerwaldes steht lediglich mit dem Waldreichtume in Zusammenhang; der Wald wird nicht bloß als Brenn- und Bauholz verwertet, sondern auch bereits innerhalb seiner selbst: zunächst von den immer noch äußerst zahlreichen Glas- und Spiegelfabriken, aus deren einigen das Glas des Böhmerwaldes über die ganze Erdkugel wandert; sodann, außer zu Balken und Brettern, zu Schindeln, Siebreifen, Schlitten, Trögen, Schuhen, Schusterspänen, Bilderrahmen, Möbeln und allerlei Gerätschaften, Parkettafeln, Zündhölzchen und Büchsen. Vier Fabriken sind damit beschäftigt, aus sehr festen, feinjährigen

Stämmen, welche in der Region von 1090—1250 m Höhe gewachsen sind, ein Alter von 600—700 Jahren und doch nur eine geringe Dicke von etwa $^1/_2$—1 m haben, das kostbare Resonanzboden- und Klaviaturholz zu gewinnen. Merkwürdig dabei ist, daß oft seit Jahrhunderten tot lagernde Stämme, Ronen genannt, im innern das brauchbarste Holz zu diesem Zwecke enthalten.

Übrigens ist von den Bewohnern des Böhmerwaldes, die teils Deutsche, teils Czechen sind, noch zu erwähnen, daß sie bei gesundem, kräftigem Körper und heiterem fröhlichem Temperament einen geraden, offenen unverdorbenen Charakter bewahren. Verbrechen sind bei ihnen eine seltene Erscheinung; dem Fremden begegnen sie freundlich. Allerdings lassen sich nicht viele Reisende hier blicken; denn die Beschwerlichkeit der Wanderungen, die weiten Entfernungen, in denen die besonders interessanten Punkte auseinander liegen, laden eben nicht sehr zum Besuch ein.

Der vertikale Bau des Riesengebirges ist im Gegensatz zu dem des Böhmerwaldes von der Art, daß liebliche, freundliche, aller ländlichen Kultur zugängliche Thäler sich bis ins Herz des Riesenwalles hinein erstrecken. Man erinnere sich auf böhmischer Seite nur des Aupa- und Elbthales, auf schlesischer Seite des Zacken-, Lomnitz- und Boberthales, die als Ganzes gefaßt das herrliche Hirschberg-Warmbrunner über 9 □Meilen große Hochthal bilden, das mit freundlichen Niederlassungen, Städten, Dörfern, Schlössern, Fabriken u. s. w. übersät ist und allein mehr als 65,000 betriebsamen Menschen zum Wohnsitz dient. Das ganze Thal gehört noch in das Pflanzengebiet der Ebene, deren charakteristische Bäume die Eiche und Kiefer sind. Bei einer durchschnittlichen Höhe von 342 m ist es etwa 3 Meilen lang und eben so breit und ringsum von Gebirgszügen eingeschlossen, im innern aber durch viele Höhenzüge und Berge reich und malerisch gegliedert, in der warmen Jahreszeit überall in kräftiger, frischer Vegetation prangend. Der Westrand des Thales ist am niedrigsten; er erhebt sich nur 70 — 93 m über dasselbe; über ihn führt die Gebirgsbahn ins Thal nach Hirschberg. Der Nordrand erhebt sich 93—125 m über dieses Thal; der Ostrand, Landeshuter Kamm genannt, steigt bis 218 und 312 m über dasselbe, während der Südrand, das Riesengebirge, 930 — 1100 m über das Thal aufragt. Diese um 930 bis 1100 m das Thal überragenden Gebirgszüge bewirken, daß namentlich in seinen tiefern Teilen die Luft oft wenig oder gar nicht bewegt ist, während in höhern Regionen mehr oder weniger heftige Luftströmungen herrschen, die sich durch den Zug der Wolken deutlich verraten, und die man gewöhnlich auch auf den Hochflächen und Bergen der Umgebung unmittelbar wahrnehmen kann.

Die klimatischen Verhältnisse sind insofern sehr günstig, als die mittlere Jahrestemperatur des Thales fast + 6° R. beträgt, also wenig niedriger ist als im angrenzenden Tieflande, während die des Gebirges in der Höhe von 750 m nur noch + $4^1/_2$° R., die der Schneekoppe gar nur wenig über 0 Grad R. beträgt. Die mittlere Sommertemperatur ist im Hirschberger Thale fast um 2 Grad niedriger, als im benachbarten Flachlande;

sie beträgt nämlich + $12,_{49}$° R.; die mittlere Wintertemperatur ist dagegen kaum ²/₃ Grad niedriger, als im benachbarten Flachlande; denn sie beträgt höchstens — 2° R.

Diese für die Annehmlichkeit bedeutungsvolle Verschiedenheit in der Abweichung der Temperaturen in den verschiedenen Jahreszeiten hat ihren Grund in dem Wasserreichtum des Gebirges und Thales und in der Wärmekapazität des Wassers. Dasselbe hat bekanntlich die größte specifische Wärme; dieselbe Wärmemenge, welche den Erdboden um ca. 4° R. erwärmt, macht das Wasser nur um 1° wärmer. Demzufolge bleibt das Wasser in der Temperatur im Sommer erheblich hinter der des Erdbodens zurück, und es muß daher ein wasserreicher Landstrich durch seine Gewässer, es seien fließende oder stehende, es sei zu Tage tretendes oder einige Fuß unter der Oberfläche sich ausbreitendes Grundwasser, im Sommer mehr oder weniger abgekühlt werden. Diese Abkühlung muß im Sommer am größten sein, weil dann der Abstand zwischen der Temperatur des Wassers und der der Luft am größten ist; in den andern Jahreszeiten, namentlich im Winter, wo das Wasser zu Eisdecken erstarrt, verschwindet dieser Unterschied mehr oder weniger.

Außer diesen Temperaturdifferenzen, namentlich in der Sommerszeit, wo man gern die mäßigeren Temperaturen aufsucht, ist eine Abweichung von den klimatischen Verhältnissen des angrenzenden Tieflandes darin wahrzunehmen, daß im Hirschberger Thale der Frühling 2—3 Wochen später eintritt, wegen der Schneeschmelze auf dem Gebirge, wobei viel Wärme gebunden wird; indessen holt die Vegetation durch schnellere Entwickelung das Versäumte in kurzer Zeit nach. Der Herbst beginnt gewöhnlich etwas früher, als im Tieflande; aber er ist meist besonders schön und der Schmuck des Wiesengrüns erhält sich in der Regel so lange, bis Schnee fällt. Die mäßigere Sommertemperatur, der verminderte Luftdruck, die Reinheit der Gebirgsluft stempeln das Hirschberger Thal zu einem klimatischen Kurbezirk, der alljährlich von Tausenden zu Heilzwecken aufgesucht wird, während andere Tausende Luft- und Vergnügungsreisen in dasselbe, sowie auf das Riesengebirge unternehmen, das alljährlich von mehr als 15,000 Fremden besucht wird.

In betreff der Beschäftigung der Bewohner tritt im Riesengebirge die Waldarbeit erheblich zurück; zwar nehmen Glasfabriken, Holzwarenfabriken, Schneidemühlen, Holzstofffabriken, welche aus Holz einen Stoff bereiten, der als Surrogat bei der Papierfabrikation zur Verwendung kommt, eine große Zahl von Arbeitskräften in Anspruch, noch größer ist aber die Zahl der Viehzüchter, die als Baudenbewohner des Gebirges zumeist von dem Ertrage der Milchwirtschaft leben, der Ackerbauer in den Thälern, welche alle Feldfrüchte der Ebene mit Erfolg anbauen, der Industriellen und Fabrikarbeiter in den zahlreichen Papier-, Pappe- und Strohmassefabriken, welche letztere ebenfalls ein Papiersurrogat anfertigen, der Garn- und Wollspinnereien, der Plüsch- und Teppichfabriken, der Ziegeleien, Thonwaren- und Cementfabriken, der Maschinenbauanstalten, der Glasschleifereien und Glasmalereien, der Obstwein- und Fruchtsaftfabriken,

der Bleichen und Webereien, der Bierbrauereien und Liqueurfabriken. Welch ein vielgeschäftiges buntes Treiben in Thal und Gebirge, welch ein inniger und anmutiger Bund zwischen Natur und Kultur! Auch in dieser Hinsicht gehört das Riesengebirge unbestritten zu den anziehendsten Distrikten des deutschen Landes. Seitdem es durch die Gebirgsbahn noch leichter zugänglich gemacht worden, als es durch die vielen Chausseeen vordem schon war, hat Industrie und Verkehr einen bedeutenden Aufschwung genommen und steht eine weitere Entwickelung der Betriebsamkeit in sicherer Aussicht.

---

5. Freiberg im Erzgebirge.*)

Das Erzgebirge erstreckt sich zwischen der Elbe und Elster in der Richtung von Nordost nach Südwest und trennt das böhmische Kesselland von der norddeutschen Tiefebene. Die höchsten Berge sind der Keil- und der Fichtelberg (3708′ hoch). Das Gebirge ist eine durch vulkanische Kräfte, die wir in den Basaltdurchbrüchen des Pöhlberges, Scheibenberges und Geisingberges, sowie in den Basalt- und Phonolithkuppen des böhmischen Mittelgebirges verkörpert sehen, aufgerichtete große Platte von krystallinischen Schiefern, welche sich im Südwesten an ein großes Granitgebiet anlehnen und hie und da durch langgestreckte, von Porphyren erfüllte Spalten durchbrochen werden. Auf jenem gewaltigen Phänomene der Aufrichtung beruht auch der allmähliche Abfall des Gebirges nach Sachsen und der schroffe nach Böhmen zu. Der sächsische Abhang wird von den wasserreichen, daher industriellen Thälern der beiden Mulden, der Flöha und Zschopau durchfurcht, welche sämtlich durch Eisenbahnen zugänglich gemacht sind; damit ist den Industriezweigen der Erzgebirger: Holz- und Spielwaren-, Posamenten- und Spitzenfabrikation ein neuer Aufschwung angebahnt worden.

Das Erzgebirge ist reich an Nadelholzwaldungen, in denen noch mancher Sechzehnender dem Jäger trotzt; die Felder aber tragen in mittelguten Ernten besonders Roggen, Hafer, Flachs und Kartoffeln.

Während der Forstmann und Landbauer oberirdisch die Gefilde beherrscht, führt unterirdisch der Bergmann das Regiment, unterstützt, wie die erfindungsreiche und sinnige Sage meldet, von den Berggeistern und Gnomen, bisweilen auch in die Irre geführt von den neckischen Kobolden.

Überall treffen wir Merkmale, die den Namen des Gebirges rechtfertigen, überall blicken als das Symbol der segensreichen Thätigkeit des Knappen dessen gekreuztes „Schlägel und Eisen“ uns entgegen, überall schallt im Erzgebirge der schönste deutsche Gruß: „Glück auf!“ Eine stattliche Reihe uralter Bergstädte hat das Erzgebirge aufzuweisen, voran als die vornehmste: Freiberg, ferner Brand, Altenberg, Zinnwald, Ehrenfriedersdorf, Geyer, Marienberg, Johanngeorgenstadt, Schneeberg und Schwarzenberg. Ein Kranz

*) Fr. Wappler in Freiberg.

von Halden umgiebt diese Städte, dem Fremdling gleich Schanzen entgegenblickend; es sind dies die Anhäufungen von taubem (unwertigem) Gestein, welche sich im Laufe der Zeit um die Zechenhäuser herum bilden.

In weitem Umkreise ist Freiberg von stolzen Grubengebäuden umgeben, die schon so manchem Kriege getrotzt haben, um für den nächsten Krieg die Silberbarren zu liefern. Einen Schacht hat die sich rasch vergrößernde Stadt mitten in sich eingeschlossen, und unablässig ertönt zwischen dem Getriebe der Straßen das Glöckchen, welches den regelmäßigen Gang der Wasserräder anzeigt. Nicht lange nachdem im Harz am Rammelsberge der Silberbergbau eröffnet worden, als noch das Erzgebirge weit und breit von dem dichten Miriquidiwald bedeckt war, da sollen Salzfuhrleute, die nach Böhmen zogen, das Ausstreichen eines reichen Erzganges entdeckt haben. Bald siedelten sich denn auch Harzer oder Mansfelder Bergleute in der Gegend von Freiberg an und gründeten zu Anfang des 11. Jahrhunderts die Sächsstadt (denn sie kamen aus Sachsen), welche noch heute einen Stadtteil Freibergs bildet. Nach der Volkszählung 1880 hat diese Stadt 25,000 Einwohner. Ihren Weltruhm verdankt sie der Bergakademie, welche im Jahre 1763 vom Landesverweser Prinz Xaver gegründet wurde und jetzt von 130 Studierenden der Bergwissenschaft, Hüttenkunde, Eisenhüttenkunde, und Markscheidekunst aus aller Herren Länder besucht wird. Und welche berühmten Namen finden wir unter den ehemaligen Docenten der Akademie: Werner, Breithaupt, Weisbach, Cotta! Bis zum heutigen Tage hat die Anstalt ihren Weltruf sich ungeschwächt zu erhalten gewußt. Auch in industrieller Beziehung hat Freiberg in den letzten Jahrzehnten ein reges Leben entfaltet, wozu seine Lage an einem Kreuzpunkte zweier Eisenbahnen die günstigsten Bedingungen erfüllt; namentlich sind die durch die Nähe der Schwefelsäurefabriken in den fiskalischen Schmelzhütten hervorgerufenen Superphosphatfabriken im deutschen Reiche weit und breit bekannt.

Der Stadt am nächsten von allen Gruben liegt Himmelfahrt, in weiterer Entfernung nach Süden zu: Junge hohe Birke, Vereinigt Feld, Beschert Glück, Himmelsfürst; nach Norden zu: der fiskalische Bergbau auf dem Halsbrückener Gangzuge, Churprinz, Alte Hoffnung Gottes, Christbescherung und Gesegnete Bergmanns Hoffnung.

Einige statistische Angaben über Belegung und Produktion werden von Interesse sein. Himmelfahrt, die ausgedehnteste Grube, war im Jahre 1873 mit 1728 ständigen und 224 unständigen Arbeitern belegt und produzierte in genanntem Jahre 239,341 Ctr. Silber-, Kupfer-, Blei-, Zink-, Schwefel- und Arsenerze im Geldwerte von 1,724,154 Mark. Die Grube hat 14 Schächte, deren tiefster, der Abrahamschacht, eine Tiefe von 534 Metern hat. Alle Freiberger Gruben zusammen waren 1873 mit 6460 Mann belegt und produzierten 458,290 Ctr. im Geldwerte von 4,585,557 Mark. Was könnte beredter für die Wichtigkeit des Freiberger Erzbergbaues sprechen als diese Zahlen?

Der sächsische Erzbergmann zeichnet sich vorteilhaft von den Arbeitern in

Fabriken und Werkstätten aus. Beim Fremdling erweckt sein Wesen sofort Sympathie. Er ist ernst, religiös und gewissenhaft; Genügsamkeit jedoch ist der Hauptcharakterzug des Bergmanns, wie denn gerade er sich zu den durch die Finanzkrisen der letzten Zeit bedingten Arbeitseinstellungen und Arbeiterunruhen nicht hat hinreißen lassen. Der Bergmann hängt am Alten; seine Sprache, seine Kleidung, seine Gebräuche sind so alt, wie der Bergbau selbst. Manches alte gutdeutsche Wort klingt hier noch kräftig und lauter, während es draußen in den deutschen Ländern durch ein Fremdwort mangelhaft ersetzt wird. Die Kleidung aber besteht aus einem schwarzen, luftigen Leinwandkittel und Leinwandhose, dem Leder und Schachthut; an einem Riemen um den Hals hängt die Blende.

Wir wollen uns einmal einem solchen Häuer anschließen; zuerst wird er uns die Tagegebäude zeigen. Über der Hängebank (der rechteckigen Mündung des Schachtes über Tage) steht das turmartige Treibehaus, wo die Fördertonnen in Eisenbahnhunde oder in Karren ausgestürzt werden. Die Drahtseile, an denen die Tonnen hängen, wickeln sich an großen Seilkörben auf und ab, die durch Pferde-, Wasser- oder Dampfkraft in Umdrehung versetzt werden.

Unter den Zechenhäusern sehen wir noch eine Bergschmiede und Reparaturwerkstätte, ein Huth- und Bethaus, in welchem vor der Einfahrt die Knappschaft eine kurze Andacht verrichtet, ferner den Ausschlageschauer und die Scheidebank, wo die geförderten Erze von 12- — 16jährigen Jungen mit dem Scheideeisen und Ausschlagefäustel zerkleinert, vom tauben Gestein befreit und nach Gehalt und Güte sortiert werden. Auf einem tiefern Horizonte als diese Gebäude stehen die Abläuterwäschen, Klaubstuben, Walzwerke, Setzwäschen, Pochwerke und Stoßherdwäschen, wo die Gangmassen, welche das nutzbare Erz in unreinem und feinverteiltem Zustande enthalten, aufbereitet werden, d. h. wo ihr Erzgehalt mit Hilfe des bewegten Wassers nach Maßgabe des relativen und specifischen Gewichts der einzelnen Erze konzentriert und klassifiziert wird.

Die Zeit der Einfahrt ist gekommen, und das Treibehaus hat sich mit den düsteren Gestalten der Häuer, Bergmaurer, Bergzimmerlinge und Hundstößer gefüllt. Immer lichter und lichter wird's in dem Raume, denn einer nach dem andern brennt an des andern Lampe die seinige an; einer nach dem andern verschwindet herzhaft in der dunkeln Schachtöffnung und eine lange Reihe hüpfender Flämmchen sieht man von der Hängebank aus die Fahrten (Leitern) sich hinabbewegen. Dabei herrscht eine feierliche Ruhe, kein lautes Gespräch. Jeder weiß, daß in der finstern Tiefe tausend Gefahren ihm drohen; eine Felswand kann sich vom Gestein ablösen und den darunter befindlichen Häuer erschlagen, Zimmerung kann zusammenbrechen, böse Wetter (unatembare Luft) können plötzlich in die Baue eindringen, große Wassermassen aus einer sich aufthuenden Spalte hervorbrechen und den Bau erfüllen, bevor die Häuer den rettenden Schacht erreichen. Diese Gefahren sind der wirkliche Grund für die feierliche Ruhe, mit welcher der Häuer seine Arbeit verrichtet.

Der Aberglaube freilich sagt recht anmutig: Lautes Gesinge und Gepfeife könnten die Berggeister nicht ertragen, sondern machten sich alsdann auf und davon und nähmen selbstverständlich alles Erz mit sich fort.

Neben der Fahrt im Schachte rasseln die Fördertonnen auf und ab, und die auf und nieder in die schwarze Teufe tauchenden Kunstgestänge der Pumpen dehnen und recken sich mit lautem Ächzen und Stöhnen; dazwischen hört man das Herabrauschen der Aufschlagwasser auf die Wasserräder, die in den Radstuben hängen, das Spritzen und Brausen der Turbinen und das Gurgeln der Wasser, welche aus den Steigrohren der Pumpen hervorstürzen. Das Anschwellen und Abnehmen dieses Durcheinanders von Geräuschen, das Flackern der Lämpchen in der tiefschwarzen Finsternis macht auf den Fremdling einen tiefergreifenden Eindruck.

Die Wasser zum Aufschlag auf die Wasserräder, Turbinen und Wassersäulenmaschinen werden in einigen großen Teichen im obern Erzgebirge gesammelt und in einem viele Meilen langen Kunstgraben zugeleitet und genau an die einzelnen Gruben verteilt. So werden die einen Wasser durch die Pumpen aus der Tiefe gesogen, die andern fallen sprungweise von Rad zu Rad hinab bis auf den Stolln, einen wenig geneigten Tunnel, der die Aufschlagwasser mit den Grubenwassern vereinigt einem Thale zuführt. Je mehr Teufe ein Stolln einbringt (d. h. in je größerer Tiefe er die Grubenbaue trifft), desto mehr können die Aufschlagwasser ausgenutzt werden. Auch der Freiberger Erzbergmann hat seinen Gotthardtunnel, den Rotschönberger Stolln, welcher beim Dorfe Rotschönberg im Thale der Triebisch, eines bei Meißen in die Elbe mündenden Flüßchens, „unterkriecht“ und zunächst die uralten ersoffenen (d. h. voll Wasser stehenden) Baue auf dem halsbrückner Gangzuge löst. Dieser Stolln ist 13,870 m lang und kostet 7 Mill. Mark. Damit jedoch die übrigen Gruben der Vorteile eines so tiefen Stollns auch teilhaftig werden können, so verlängern sie auf eigene Kosten den Stolln bis auf 51,250 m! (fast 7 Meilen.) Der Privatstolln kostet den Gruben fast 4 Mill. Mark. Der Rotschönberger Stolln bringt bei den Freiberger Gruben eine Tiefe von 120 m unter dem jetzt tiefsten Stolln ein; um so viel wird also die jetzige Aufschlaghöhe vermehrt, woraus sein enormer Nutzen deutlich hervorgeht. Der Rotschönberger Stolln liegt 191 m über dem Spiegel der Ostsee. Er hat die vierfache Länge des Montcenistunnels. Der Rotschönberger Stolln ist auch die Ursache der Erfindnng der Bohrmaschinen geworden, denn hier erprobte Schumann seine geistreiche Erfindung, das Vorbild aller heutigen Gesteinsbohrmaschinen.

Von den Schächten aus, die in den meisten Fällen saiger (beinahe senkrecht) sind, erreicht man durch in regelmäßigen Abständen getriebene Querschläge die Erzlagerstätte und hat innerhalb derselben von den Querschlägen aus Grundstrecken getrieben, von denen aus die Lagerstätte durch Förstenbaue abgebaut wird. Mit Hilfe von Fäustel und Bohrer werden 40 cm tiefe Bohrlöcher hergestellt. Gar unverdrossen und kräftig schwingt der Häuer sein schweres Fäustel! In die Bohrlöcher wird der Pulversatz oder die Dynamitpatrone eingebracht, deren Explosion durch Zündraketen und Schwefelfaden

herbeigeführt wird. Tausendfacher Donner hallt alsdann in den weitverzweigten Bauen wieder. Wenn dann hinter dem Schuß der Gang sich freundlich aufthut, da leuchtet das Auge des biedern Häuers auf. Jede Veränderung des Ganges in Güte und Mächtigkeit (= Dicke) wird sorgfältig geprüft und verglichen und danach der Abbau geregelt oder als nicht lohnend unterlassen.

Man teilt die Freiberger Erzgänge in 2 große Klassen: die groben (minderwertigen) und die edlen Geschicke. Die Gänge der groben Geschicke (z. B. auf Himmelfahrt, Junge hohe Birke) bestehen aus: Bleiglanz, Kupferkies, Schwefelkies, Arsenkies, Blende, die der edlen Geschicke (z. B. auf Beschert Glück) aus: silberhaltigem Bleiglanz, Fahlerz, Rotgiltigerz, Glaserz und gediegen Silber. In den Jahren 1857—1868 wurden auf Himmelsfürst 86 Ctr. gediegen Silber, darunter eine Platte von 4 Ctrn. gewonnen.

Die Querschläge sind die Pulsadern des Bergwerks; hier werden die mit Erzen oder taubem Gestein in den Grundstrecken gefüllten Eisenbahnhunde dem Füllorte im Schachte zu gestoßen, um ihren Inhalt in die Fördertonnen zu entleeren. Auf den Abbaustrecken aber dient zur Förderung ein sehr kleiner Hund mit niedrigen Vorderrädern, der auf den schmalen Laufpfosten der Strecken von den Hundstößern mit wunderbarer Sicherheit und Schnelligkeit gestoßen wird.

Das Gestein, in dem die Baue umgehen, ist nicht überall fest, sondern brüchige Partieen und faule Klüfte drohen Einsturz; da muß dann die Förste durch Zimmerung und Mauerung unterstützt werden, und nirgends findet man so sorgfältige Arbeit, als die, welche der Bergmaurer ausführt.

Die Gruben verkaufen ihre Erze, nachdem sie in den Aufbereitungsanstalten zerkleinert, konzentriert und klassifiziert worden sind, in Mehlform oder als Stuffwerk an die fiskalischen Schmelzhütten, welche daraus im Jahre 1873: 432,5 Ctr. Silber, 77,177 Ctr. Blei, 869 Ctr. Kupfer, 1322 Ctr. Zink, 4862 Ctr. Arsen und 52,531 Ctr. Schwefel erzeugt haben. Zum Schluß mag noch bemerkt sein, daß durch die Einführung der Reichsgoldwährung und das damit verbundene Sinken des Silberwertes der Freiberger Bergbau empfindlich geschädigt wird.

Vierter Abschnitt.

1. Leipzig. — 2. Elbe. — 3. Hamburg. — 4. Bremerhaven.

1. Leipzig.

Vom Herausgeber.

Die Sachsen sind ein ruhiges, aber geistig sehr regsames, industriöses und dabei anspruchsloses und mäßiges Völkchen, das, mit einem feinen Verstande begabt und stets aufgeweckten Sinnes, mit vielem Glück nach den leiblichen wie nach den geistigen Gütern dieses Lebens zu ringen weiß, und auch mit vielem Geschick den Genuß beider verknüpft. Der meißnische*) Sachse, der das jetzige Königreich Sachsen einnimmt, ist, mit andern deutschen Stämmen verglichen, von einer gewissen Weichheit, Biegsamkeit und Schmiegsamkeit, die ihn vor manchen Extremen bewahrt; er hat nicht die tiefgehende Gemütsenergie des Schwaben, nicht die heitere Lebenslust und derbere Natürlichkeit des Rheinländers und Österreichers, auch nicht die Schärfe und Kühnheit des Preußen, aber er ist auch weniger einseitig als seine Brüder und Vettern, erfreut sich einer Harmonie, eines Gleichmaßes seiner Kräfte, das ihn zum vermittelnden Bindegliede macht von Nord und Süd, Ost und West. Der Sachse ist die Kopula zwischen dem Österreicher und Preußen, Bayern und Schwaben, Pfälzer und Schlesier. Daß der meißnische Dialekt, wie er sich im 15. Jahrhundert im südlichen Teil Obersachsens ausgebildet hatte und in den Kanzleistil der sächsischen Fürsten übergegangen war, zur Zeit der Reformation und vor allem durch die meisterhafte Bibelübersetzung Luthers zur Schriftsprache des ganzen gebildeten Deutschlands erhoben wurde, war nicht zufällig, sondern Ergebnis eben seiner größern Weichheit und Biegsamkeit. Alle Haupteinrichtungen des deutschen Kulturlebens treffen wir im kleinen Sachsen vereint, und es ist, als ob es seine Kraft in dem Maße konzentriert hätte, als unglückliche politische Verhältnisse ein Stück nach dem andern von diesem Lande abgerissen haben.

*) Von den zehn Kreisen, in welche man einst Deutschland teilte, hieß einer Obersachsen; dies umfaßte aber Thüringen, Meißen, Brandenburg und Pommern.

Die glückliche Einheit von Lust an gelehrter Forschung und der Praxis eines regen Fabriklebens, von kaufmännischem Handelsgeist und musikalischem Sinn, von bürgerlicher Einfachheit und Sinn für äußere Eleganz und Schönheit hat sich das meißnische Sachsenland nicht zerreißen lassen. Wie sind doch die mannigfaltigsten Bildungsrichtungen in dem kleinen Sachsen zusammengedrängt! Man denke an die Vergangenheit: Zu Annaberg im Erzgebirge, wo noch jetzt eine Hauptniederlage von Spitzen ist, erfand Barbara Uttmann das Spitzenklöppeln zu Anfang des 16. Jahrhunderts; zu Schneeberg ward um dieselbe Zeit durch Schürer Blauglas bereitet aus Kobalt und Quarzsand; Brand, ein sächsischer Kaufmann, machte zuerst Phosphor, Böttiger in Meißen das erste Porzellan (1705), Schröder aus Hohenstein in Sachsen die ersten Pianoforte (1715). Wie in den Fürstenschulen zu Meißen und Grimma die philologische Gymnasialbildung vorzugsweise einen fruchtbaren Boden fand, so errang sich zu Freiberg im Erzgebirge nicht bloß der Fleiß des Bergmannes, sondern auch die an die Praxis des Bergbaues sich knüpfende Naturwissenschaft die ruhmvollsten Lorbeeren. Wie in Dresdens herrlichen Kunstsammlungen der feine ästhetische Sinn zuerst eine bleibende Stätte schuf und ein Muster für ähnliche Museeen aufstellte, so ward in Leipzig von Alters her die Musik gepflegt. Seb. Bach war der bescheidene Kantor an der Thomaskirche, in neuerer Zeit wirkten namentlich Mendelssohn-Bartholdy, Niels Gade, Rietz und Reinecke durch die berühmten Gewandhauskonzerte und als Leiter des Konservatoriums für Musik. Gellert, der Leipziger Professor, war zwar kein hochfliegender Genius, aber der liebliche Morgenstern am Himmel einer neuen, sonnigen deutschen Litteratur; anspruchslos, fromm, klar-verständig, durch und durch praktisch — ein echter Sachse. Und wie ferner Chemnitz zu einer der ersten Fabrikstädte Deutschlands sich emporgeschwungen hat, ist wiederum Leipzig einer der ersten deutschen Handelsplätze geworden und steht als Meßstadt und Centrum des deutschen Buchhandels einzig da.

Blickt man auf die Geschichte der Stadt Leipzig, so ergiebt sich, daß die vorteilhafte Lage in Deutschlands Mitte wohl etwas zur günstigen Entwickelung beitrug, aber am meisten der industriöse Sinn und die rastlose Thätigkeit der Bewohner in Verbindung mit günstigen historischen Umständen die Handelsblüte zu wege brachte.

Die erste Anlage mag von slavischen Fischern ausgegangen sein, welche dort, wo die Parthe in die Pleiße fällt, ein Dorf baueten, das von den damals vorgefundenen Linden (slav. lipa) L i p z k genannt wurde, woraus der deutsche Name L e i p z i g entstand. Es war aber auch hier das christlich-germanische Kaisertum, welches die S t a d t ins Leben rief. Heinrich I., der wackere Städteerbauer, soll hier zuerst (im Jahre 922) eine Burg wider die Sorben und Wenden angelegt haben, und 1015 kommt Leipzig zuerst unter dem Namen einer Stadt, d. h. einer befestigten Burg, vor. Nachdem der Kaiser Heinrich II. die Kirche zu Leipzig nebst deren Einkünften dem Merseburger Hochstift überlassen hatte, ward Leipzig bald darauf unter Otto dem

Reichen, Markgrafen von Meißen, durch dessen Vater Konrad diese Würde in der Wettinischen Grafenfamilie erblich geworden war, mit einem Stadtrechte begabt, wonach es den Bürgern vergönnt worden war, ihre Einrichtungen nach dem Vorbilde von Halle oder Magdeburg zu treffen. Wir sehen, wie die bereits kräftig emporblühende Stadt durch Mauern und Gräben befestigt wird und seinen friedlichen, nur den Geschäften nachgehenden Bewohnern Sicherheit und Ruhe gewährt. Eben der vorhin genannte Markgraf Otto stiftete auch zwei Märkte zu Jubilate und Michaelis jedes Jahres (die nachherigen Messen!) und knüpfte an diese Stiftung das Vorrecht, daß innerhalb einer Meile kein Leipzig beeinträchtigender Markt gehalten werden sollte. Diese Märkte brachten reges Leben in die Bürgerschaft, welche bald zu solchem Selbstgefühl kam, daß sie Ottos Sohne Dietrich selber den Fehdehandschuh hinwarf, und die Mauern, die sie durch den Vater erhalten hatte, zur Verteidigung gegen den Sohn gebrauchte. Markgraf Dietrich, durch Verrat in die Stadt gelangt, ließ die Stadtmauern niederreißen, dagegen aber drei Schlösser anlegen, wovon sich eines, die Pleißenburg (freilich in oft veränderter Gestalt), noch erhalten hat. Es war dies im ersten Viertel des 13. Jahrhunderts, zur Zeit des mächtigen Emporblühens der deutschen Städte. Die Leipziger Kaufleute traten um diese Zeit zu einer geschlossenen Gilde zusammen, die Zünfte konsolidierten sich und traten in gegenseitigen Wetteifer. So erstarkte die Bürgerschaft, und im hessischen Erbfolgekriege thaten sich die Leipziger hervor durch große Kühnheit und Tapferkeit. Unter Anführung des Schenk Rudolf von Vargula überfielen sie das braunschweigische Lager zwischen Wettin und Halle und nahmen den Herzog Albrecht von Braunschweig gefangen, durch welche kühne That der Friede herbeigeführt wurde. Als einige Jahre später Leipzig durch Teilung an den Markgrafen von Landsberg, Dietrich den Weisen, gekommen war, erteilte dieser der frisch emporstrebenden Stadt einen Freiheitsbrief, worin er allen fremden Kaufleuten Sicherheit, d. i. Schutz für ihre Person und ihre Waren, gelobte, auch wenn er mit ihren Landesherren in offener Fehde sich befinden sollte. Dieser Freiheitsbrief zog viele Käufer und Verkäufer auf den Leipziger Markt und bahnte den Übergang zur Messe. Den beiden bestehenden Jahrmärkten fügte der sächsische Kurfürst Friedrich 1458 einen dritten, den Neujahrsmarkt bei, und trotz aller Anfeindungen des nachbarlichen Halle errang die Stadt Leipzig in den nächstfolgenden Jahren für denselben doch die kaiserliche Bestätigung. Im Jahre 1507 erkannte bereits Kaiser Maximilian I. die Leipziger Märkte unter dem Namen *kaiserliche Messen* dergestalt an, *daß im Umkreis von 15 Meilen kein Jahrmarkt, keine Messe oder Niederlage gehalten werden sollte, Käufer und Verkäufer unter kaiserlichem Geleit standen und sie niemand, bei Strafe der Acht, stören durfte; jede Stadt, die den Gerechtsamen Leipzigs zu nahe trat, sollte in eine Strafe von 50 Mark lötigen Silbers verfallen.* Wenn auch das noch hie und da aufwogende Raubrittertum nicht immer an solche kaiser-

liche Verordnung sich kehrte, so war doch ein Damm gezogen und ein Rechtsboden gewonnen, welcher Leipzigs Bürgerschaft sehr zugute kam, so daß sie auf diesem Grunde die höchst wichtige Niederlags- und Stapelgerechtigkeit erwarb. Nach damaligem Brauch ließ sich Leipzig die errungenen Privilegien durch eine besondere Bulle des Papstes (Leo X.) bestätigen und von den folgenden Kaisern stets erneuern. In anerkennenswerter Weise wandten auch die sächsischen Fürsten den Messen ihre Aufmerksamkeit zu, ließen die Straßen — soweit diese ihr Gebiet berührten und soweit es durch Verträge mit ihren Nachbarn geschehen konnte — in gutem Stande erhalten und sorgten für Sicherheit und Fortkommen der Reisenden.

Zu diesen Begünstigungen durch die Fürsten kamen aber auch manche Einwanderungen von Seiten Fremder, die eben so günstig wirkten. So hatte schon zu Anfang des 13. Jahrhunderts die Reise Konrads von Wettin nach Italien zur Folge, daß lombardische Kaufleute nach Leipzig übersiedelten und durch ihre Gewandtheit im Wechselgeschäft, wie durch ihre Handelsverbindungen mit der Heimat die Handels- und Gewerbsthätigkeit von Leipzig sehr erhöhten. Von diesen Lombarden mögen die noch in Leipzig befindlichen „italienischen Keller" herrühren. Die Bedrückung, welche im 16. Jahrhundert das industriöse Volk der Niederlande durch Spanien erfuhr, führte auch manchen gewerbfleißigen Bürger in die Mauern Leipzigs und nährte die Stadt mit frischen Säften. So gründete der Kaufmann Ryssel aus Mastricht 1588 die erste Gold- und Silberspinnerei, auf Anregung der Eingewanderten ward eine Botenpost errichtet, und noch am Schluß des Jahrhunderts (1599) unter dem Bürgermeister Lotter das Rathaus erbaut. Durch die Aufhebung des Edikts von Nantes kamen ferner manche französische Kaufleute nach Leipzig, und noch sind sehr ansehnliche Leipziger Häuser Sprößlinge jener französischen Kolonie. Die Bedeutung Leipzigs im europäischen Verkehr wuchs, seine Bewohner nahmen fast ohne Ausnahme den regsten Anteil am Handel, mit bewunderungswürdiger Energie und Umsicht haben sie ihre Meß- und Stapelprivilegien zu wahren gesucht und bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts herab gegen mehr denn vierzig Städte meist mit Glück verteidigt.

In den Kriegen, die Deutschland zerfleischten, hatte Leipzig besonders zu leiden, da seine Ebene die Heere anzog und vorzugsweise zum Schlachtfeld sich eignete. Welche Drangsale hatte die Stadt im dreißigjährigen, dann im siebenjährigen und endlich in den Freiheits-Kriegen zu leiden! Dreimal wurde es im erstgenannten Kriege von den Kaiserlichen und dreimal von den Schweden belagert. Aber (auch darin Hamburg ähnlich!) nach jeder Niederlage stand sie um so kräftiger wieder auf. Soll doch der General Seydlitz dem Leipziger Bürger, der sich über die Härte des großen Königs Friedrich II. gegen die Stadt beklagt hatte, erwidert haben: „Seien Sie getrost! Und wenn der König das Pflaster von Leipzig ausreißen und sein Berlin damit pflastern ließe, er würde Leipzig den Segen doch nicht nehmen können." Schon im Jahre 1780 belief sich der Betrag sämtlicher ein-

gegangenen Waren auf 54 Millionen Mark, und 1789 zählte man bereits 270 Krämer, 137 deutsche, 24 französische und 12 italienische Handelsherren, welche insgesamt eine nicht geringe Zahl der übrigen Bürger in Thätigkeit setzten.

Mit dem zunehmenden Wohlstand wuchs auch das Streben nach Verschönerung der Stadt und die Lust an äußerer Eleganz. Von der Nutzlosigkeit der Festungswerke hatte man sich im siebenjährigen Kriege sattsam überzeugt. Die tiefen Festungsgräben, in denen das Wasser versumpfte, verpesteten die Luft; in der Tiefe, wo jetzt ein schöner Teich mit frischem Zu- und Abfluß die Parkanlagen schmückt, pflegte der Stadtkommandant wilde Enten zu schießen. Ein unternehmender Bürgermeister, Dr. Müller, verwandelte die Wälle und Gräben in einen Kranz von Promenaden, der sich zwischen dem Grimma'schen und Halleschen Thore zum wirklichen Park erweiterte und gleicherweise die Schönheit wie die Gesundheit der Stadt aufs beste förderte. Die Energie jenes wackern Bürgermeisters blieb nicht ohne wohlthätige Folgen auf die Leipziger Bürgerschaft, welche fortan einen immer regern Sinn für Anlagen und Verschönerung öffentlicher Plätze entwickelte. Im Jahre 1857 ist der letzte Rest des Stadtgrabens zwischen dem Grimma'schen und Petersthor zugeschüttet, die daneben laufende erhöhte Promenade abgetragen und der so entstandene weite Raum mit Rasen und Blumenbosketts belegt, mit Bäumen und Gesträuch besetzt, von Fahr- und Fußwegen durchschnitten worden. Wo längs der alten Stadtmauer sich unschöne und niedrige Wohnhäuser in ruhiger Abgeschiedenheit angesiedelt hatten, erheben sich stattliche Gebäude an einer breiten und lebhaften Heerstraße, und neue Verbindungsstraßen vermitteln den öffentlichen Verkehr zwischen der innern und äußern Stadt. Am Augustusplatze zieht der prächtige Bau des städtischen Museums und des gegenüberstehenden neuen Theaters die Augen des Fremden auf sich; ersteres ist ein redendes Zeugnis der Liebe eines Bürgers zu seiner Vaterstadt, des Kaufmanns Schletter, der seine höchst wertvolle Gemäldesammlung ihr testamentarisch hinterließ und außerdem zur teilweisen Deckung der Baukosten des Museums sein schönes Haus vermachte; letzteres ist den herrlichsten Kunsttempeln Europas ebenbürtig an die Seite zu stellen. Längs der ganzen Süd- und Nordseite zwischen der innern und äußeren Stadt hat sich ein landschaftliches Bild gestaltet, welches Leipzig zum größten Schmucke gereicht und nur in wenig deutschen Städten in ähnlicher Weise zu finden ist. Und nicht bloß die Freunde der Natur und des Schönen fühlen sich durch die mächtige Umwälzung befriedigt, sondern auch die, welche in dem Leben des städtischen Körpers zunächst das Nützliche und Einträgliche berücksichtigt wissen wollen; denn es ist nahe dem lebhaftesten Teile der Stadt ein weiter Raum teils neu gewonnen, teils besser verwertet und damit dem rastlos vorschreitenden Unternehmungsgeiste sein Recht gewahrt worden.

Im preußisch-französischen Kriege (1806) mußte Leipzig die Beschlagnahme aller englischen Waren um 7 Millionen Franken loskaufen; es sah

alle Häfen gegen England gesperrt, später mußte es sich sogar einen großen Vorrat englischer Waren verbrennen lassen. Dafür entwickelte sich jedoch die inländische Industrie um so schneller, und selbst in den unglücklichsten Kriegsjahren hatte sich Leipzig stark besuchter Messen zu erfreuen. Von den härtesten Schlägen ward die Stadt im Jahre 1813 betroffen, wo die große Völkerschlacht in seiner nächsten Nähe wütete, ja bis in die Stadt selber sich fortsetzte und in jenen denkwürdigen Tagen Leipzig in ein großes Militär-Lazarett verwandelte. Doch auch dies Ungemach ward bald überwunden. Dieselbe Lage, welche die Kriegsheere in den Ebenen Leipzigs so oftmals versammelt hatte, begünstigte ja auch die Meßstadt und machte sie zum Mittelpunkt eines großen Handelsverkehrs. Vermöge dieser Lage ist Leipzig der Mittelpunkt jenes Halbkreises, den die Elbe von Schandau bis Barby macht. Darum bildete sich eben hier ein bedeutender Straßenknoten, wo die Straßen nach Frankfurt und dem Rhein, nach Dresden und Breslau, nach Nürnberg und München, nach Magdeburg und nach Berlin sich kreuzten. Und der gleiche Knoten bildete sich, als die Eisenbahnen ins Leben traten: in Leipzig vereinigt sich die Leipzig-Dresdener, die Leipzig-Berliner, die Magdeburg-Leipziger, die Thüringer und die Sächsisch-Baierische Staatsbahn, zu denen sich neuerdings noch die Plagwitz-Zeitzer Bahn und die Leipzig-Eilenburger (Zweigbahn der Halle-Sorau-Gubener) gesellt haben.

Da Leipzig sehr niedrig liegt, sieht es auch drei Flüsse in seiner Nähe zusammen kommen: die weiße Elster, Pleiße und Parthe. Diese Flußniederungen sind mit schönen Eichenwaldungen bedeckt; das anmutige Rosenthal (der Leipziger Prater) zieht sich bis an die Stadt heran, die sich somit auf vielen Punkten schattiger Spaziergänge zu erfreuen hat. Früher seiner großen Sterblichkeit wegen verrufen, ist Leipzig jetzt eine eben so gesunde als heitere und freundliche Stadt geworden. Sind auch die meisten der großen und schönen Gärten, die früher außerhalb der Stadt lagen, jetzt bereits ein Teil der Stadt selber geworden und mit Gebäuden ausgefüllt: so giebt es doch noch überall freie Durchblicke (mit Ausnahme des enggebauten Centrums) und größere Plätze. Der schönste und größte ist der Augustusplatz, auf welchen die Grimma'sche Straße mündet; auf der einen Seite vom Universitätsgebäude mit seiner freundlichen Kirche, weiterhin vom imposanten Gebäude der 1. Bürgerschule und dem 1857 errichteten städtischen Museum — auf der andern Seite vom prächtigen neuen Theater, das zu Anfang des Jahres 1868 eingeweiht wurde, dann von der Post und andern palastartigen Häusern begrenzt, bietet dieser große Platz eine prächtige Umschau, die namentlich des Abends, wo von allen Seiten her Gasflammen leuchten, ganz feenhaft wird. Dieser Platz ist denn auch ausersehen, zur Meßzeit den Hauptfokus der Buden und des kleinen Handels zu bilden.

Im Jahre 1836 ward Leipzig noch mit 42,000 Einwohnern aufgeführt; die am 3. Dezember 1871 vorgenommene Volkszählung ergab 106,925, die vom Dezember 1875 127,000 Einwohner. Die Volkszählung Anfang Dezember 1880 ergab 149,084 Einw., also eine Zunahme von 16 % seit 1875.

Als nach der Teilung Sachsens die preußischen Schlagbäume bis nahe vor Leipzigs Thore rückten, sank der Verkehr bedenklich schnell, und man sagte der Meßstadt eine trübe Zukunft voraus. Doch der Zollverein trat ins Leben, und wie mit einem Zauberschlage nahm alles eine andere Gestalt an. In die Geschäfte kam neuer Schwung, in die Messen neues Leben; die reicheren Bürger zeigten wieder Unternehmungslust und machten ihre Kapitale flüssig. Man fing an zu bauen und wetteiferte förmlich darin, man fühlte sehr richtig, daß ein großes Haus in Leipzig mehr wert sei, als ein mittelmäßiges Rittergut auf dem Lande. So entstanden in einem einzigen Jahrzehnt im Osten zwei große neue Vorstädte, die Dresdenervorstadt und die Marienvorstadt, mit langen geraden Straßen, schönen Häusern und anmutigen Gärten; auf der entgegengesetzten Seite der Stadt aber, da, wo sonst der Reichelsche Garten sich ausbreitete und weit hinter ihm, hat der einsichtsvolle und unternehmende Dr. Heine durch Austrocknen der sumpfigen Niederungen zwischen dem Gewirre der Flüsse einen unabsehbaren Raum dem öffentlichen Verkehre gewonnen. Breite luftige Straßen, mit palastähnlichen Häusern besetzt, durchziehen jetzt denselben Boden, welcher noch vor wenig Jahrzehnten dem feuchten Volk der Frösche zum unbestrittenen Wohnsitze diente und durch seine giftigen Ausdünstungen in den benachbarten Stadtteilen Fieberepidemieen verbreitete. In gleicher Weise ist die Stadt nach Süden und Norden fortgeschritten, und die Peripherie derselben erweitert sich von Jahr zu Jahr um ein beträchtliches; man glaubt sich in eine nordamerikanische Stadt versetzt, wenn man diesem emsigen Bautreiben zuschaut.

Die Häuser sind hoch, die Zimmer groß und hell, die Verhältnisse einfach, aber elegant, dem Luxus vollen Spielraum lassend. Die früheren pyramidenartig spitz zulaufenden Dächer müssen nun möglichst platten Dächern weichen; freilich fallen nun auch die Erker weg und damit manche malerische Abwechselung in der Häuserreihe. Von aristokratisch sich abschließenden Palästen ist wenig zu finden; selbst die schöneren Häuser behalten, wie sie bürgerlichen Ursprungs sind, auch ein bürgerliches Gepräge, indem der unterste Stock sogleich zu Läden mit mächtigen hellen Spiegelscheiben, zu Gewölben und Geschäftslokalen verwandt wird. Nur selten erhebt sich hie und da in der Straßenzeile ein architektonisch besonders schönes Haus, das ebenso sehr vom Reichtum wie vom Kunstsinn seines Erbauers Zeugnis giebt; in einer betriebsamen Handelsstadt muß auch das Schöne vor allen Dingen praktisch sein, und der Leipziger zumal versteht es, mit seiner geschäftlichen Hantierung möglichste Eleganz, mit dem dulce das utile zu verknüpfen. Die sehr schöne Baumgärtnersche Villa unweit des Zeitzerthores erscheint wie ein Stück Italien in nordischer Luft.

Natürlich wetteifern in einer Meßstadt, wie Leipzig, die Häuser mit den Menschen, um Geld zu verdienen. Ein dreistöckiges Haus bringt an Mietzins seine 12,000 Mark ein, und ist gleich einem Kapital von 250 bis 300,000 Mark. Da mietet sich auch manche arme Familie ein Logis, dessen Miete sie mit eigener Kraft nicht erschwingen könnte, für etwa 600 Mark; aber

zur Meßzeit drückt sie sich in ein Hinterstübchen zusammen, und in zwei Monaten hat sie von den fremden Kaufherren die 600 Mark gewonnen, so daß sie die geräumigen schönen Zimmer den übrigen Teil des Jahres umsonst bewohnt. Da kommt erst ein Lederhändler, dann ein Tuchhändler, endlich ein Buchhändler — sie alle beziehen dasselbe Zimmer. Viele Gasthöfe am Brühl sind lediglich für die Meßzeit da, bringen aber eben deshalb mehr ein, als manche andere spärlich besuchte das ganze Jahr hindurch.

Es finden alljährlich drei Messen statt, welche jedesmal drei Wochen dauern. Der Anfang wird nach einem gewissen Sonn- oder Festtag bestimmt; bei der Ostermesse (der lebhaftesten) ist dies der Sonntag Jubilate; bei der Michaelismesse stets der Sonntag nach Michaelis; bei der Neujahrsmesse (der unbedeutendsten, die mehr einem großen Krammarkt gleicht) der 1. Januar, womit die Meßwoche beginnt und feierlich eingeläutet wird. Dieser Meßwoche geht aber noch eine Vorwoche, die sogenannte Böttcherwoche, voraus, und wiederum folgt eine Nachwoche, die sogenannte Zahlwoche, in welcher der Donnerstag in den beiden Hauptmessen der Zahltag ist, an dem alle zur Messe eingegangenen Wechselverbindlichkeiten gelöst werden müssen. Indes werden jetzt die meisten en gros-Geschäfte schon in der Woche vor der Böttcherwoche abgemacht, obwohl die fremden Kaufleute ihre Waren erst mit der Vorwoche auslegen dürfen. Wer von Fremden seine Firma früher als zum festgesetzten Termin aussteckt, zahlt eine Strafe von 150 Mark; daher kommt es denn auch, daß so viele fremde Handlungsherren Bürger der Stadt geworden sind, als welche sie dem Meßzwang nicht mehr unterliegen. Die Meßfreiheit besteht aber darin, daß jeder Kaufmann ohne Ausnahme seine Waren unbeirrt vom Zunftzwange der Stadt auslegen und verkaufen darf; daß niemand während der Messe gerichtlich zur Zahlung angehalten werden darf (es sei denn, daß die Schuld erst während der Messe kontrahiert wäre); daß jeder Leipziger Bürger während der Meßzeit Gastgerechtigkeit üben darf.

Zwar haben die Messen durch die Eisenbahnen, welche den Handelsverkehr so leicht vermitteln, an ihrer früheren Bedeutung eingebüßt; aber sie sind doch noch lebhaft genug.

In Leder und Tuch, wollenen, baumwollenen und seidenen Waren ist die Warenzufuhr sehr bedeutend. Für den Pelz- und Rauchwarenhandel ist Leipzig geradezu der Hauptweltmarkt geworden. Zur Ostermesse wandert der größte Teil der Pelze von den im Winter erlegten Tieren, ferner die auf den großen russischen Märkten gekauften Feh (Eichhörnchen) u. dergl. Schweife, Fehsäcke, Hermelin, Zobel, weiße und blaue Füchse, Hasenfelle, persische, astrachanische und russische Lammfelle ꝛc.; ferner kommen die sogenannten nordischen Waren aus Grönland, Norwegen und Schweden; die nordamerikanischen, besonders die der Hudsonbailänder, als: Biber, Bisam, rote, schwarze und Silberfüchse, weiße und blaue Füchse, Griesfüchse, Köttfüchse,*)

*) Auch Prairie- oder Steppenfüchse genannt (canis caragan oder virginianus).

Bären, Waschbären, virginische Iltis, Zobel, Ottern, Luchse, Vielfraße u. s. w.; aus Frankreich kommen bereitete und gefärbte Kaninchenfelle, aus Holland Schwäne, Gänse, Grebes,*) Katzen, Iltis ꝛc.; aus Lissa in Posen kommen Kaninchen-Felle und Tafeln, aus dem Harz Hamster u. s. w.

Zur Michaelismesse wiederholt sich diese Zufuhr mit Ausnahme der deutschen Wildwaren, und man berechnet, daß die Durchschnittssumme der jährlichen Rauchwarenzufuhren etwa 21 Millionen Mark beträgt. Dieser bedeutende Handel wird teils direkt, teils durch Kommissionäre und Mäkler besorgt, deren es eine große Anzahl giebt. Die Kaufleute finden sich auf dem Brühl zusammen, der sich in eine fortwährende Börse verwandelt; dann besuchen sie sich gegenseitig in ihren Lagern, fragen nach dieser und jener Ware und bieten die ihrige an. Die, welche die weiteste Reise zu machen hatten, wie die Amerikaner und Griechen, pflegen sich zuerst einzustellen. Die Gesamtzufuhr an Meßgütern im Jahre 1872 umfaßte 859,069 Centner, davon 47,015 Centner aus dem Zollvereinslande. Unter den hauptsächlichsten vereinsländischen Warengattungen waren Baumwollenwaren mit 58,900, Leinenwaren mit 29,600, Wollenwaren mit 165,800, Seidenwaren mit 3700, Leder mit 66,000, Kurzwaren mit 15,400 Centnern vertreten.

Wer noch keiner Leipziger Messe beigewohnt hat, kann sich schwerlich einen Begriff machen von diesem Gewühl und Getümmel, diesem Fahren und Laufen, diesem Handel und Wandel aller Orten und Enden. Zwar sind einige Teile der Stadt, wie die Grimma'sche Straße, auch außer der Meßzeit sehr belebt; aber was will das sagen gegen die Meßwoche, wo man oft Mühe hat, das Fahrzeug des eigenen Leibes durch diesen Strom von Menschen, von Wagen und Karren und Fiakers und Warenballen ohne Verletzung hindurch zu bugsieren! Die Parterrewohnungen Leipzigs scheinen ein großes Warenlager geworden zu sein, und die Durchgänge der Häuser, wie Auerbachs Hof, starren von Buden, Käufern und Verkäufern, daß es schwer wird, durch eine solche Meerenge hindurch zu steuern und breiteres Fahrwasser zu gewinnen. In der buntesten Mannigfaltigkeit sieht man Leder- und Tuchballen, Leinwand und Baumwollenzeuge, Shawls und Spitzen, Hüte und Mützen, Lebkuchen und Bonbons aufgestapelt, und gleich bunt ist das Menschengewühl. Nord- und Süddeutschland, Rheinland und Pommern, Westfalen und Mecklenburg, Bayern und Hannover — ganz Deutschland kommt hier zur Einheit. Leipzig ist auf 14 Tage die Hauptstadt und der Mittelpunkt von ganz Deutschland, ja von Europa; denn auch Russen und Engländer, Franzosen und Italiener, Griechen und Armenier, selbst phlegmatische Türken haben sich eingefunden, Seiner Majestät dem Genius des Handels ihre Huldigung darzubringen. Vor dieser Majestät schwinden alle nationalen Verschiedenheiten, vor diesem Herrn gilt kein Ansehen der Person, nicht Stand oder Rang, Adel oder Bürgertum — alles ist eine große Familie und auch jeder Fremde willkommen, wofern er nur

*) Die Häute von Tauchern (colymbus cristatus etc.).

Geld mitbringt oder Geldeswert. Und damit es den lieben Gästen auch nicht an Unterhaltung fehle, hat besagter Herr und Gebieter dafür gesorgt, daß die Augen und Ohren allerlei Schönes und Merkwürdiges, Ernstes und Lustiges, Fades und Pikantes zu sehen und zu hören bekommen. Da sind Tierbuden und Kunstreiter, Affen- und Menschentheater, Wachsfiguren und Marionetten, Mississippi-Panoramas und Chinesen — und hat man sich hungrig gesehen, kann man sich satt hören von all den böhmischen und sächsischen Musikkonzerten, von der großen Oper und den noch größeren Virtuosen. Wird schon außer der Messe kaum anderswo so viel gegeigt und gesungen und konzertiert, als in dem musiklustigen Leipzig, so ist während der Messe in allen Wirtshäusern Konzert, und jeder Gast kann sein Bratwürstlein mit Musik verzehren.

Von besonderer Wichtigkeit ist die Ostermesse für die Buchhändler. In dem schönen, mit einem großartigen Saale gezierten Gebäude der Buchhändlerbörse (1836 vom Börsenverein der deutschen Buchhändler eingeweiht) halten dann die Herren Buchhändler, denen das Wohl und Wehe von tausend und aber tausend schreiblustigen Federn anvertraut wird, ihren Reichstag, auf welchem wohl 300 auswärtige Buchhändler tagen und über 4000 Buchhandlungen durch ihre Kommissionäre sich vertreten lassen. Da werden dann die jährlichen Rechnungen ausgeglichen und die Zahlungen geleistet; jeder Verleger erfährt da, was die in alle Welt gesandten Bücher ihm Verlust gebracht haben, wenn sie als rückwärts marschierende Krebse wieder zum heimischen Herde zurückkehren, oder was sie ihm Gewinn gebracht haben, wenn das Publikum die Seelenspeise nahrhaft oder doch wohlschmeckend und gaumenkitzelnd gefunden hat. Der Umsatz während dieser Zeit auf der Börse belief sich im Jahre 1872 mit Einschluß der wöchentlichen Börsenzahlungen auf circa 15 Millionen Mark, die Summe der im Laufe des Jahres bar bezahlten Packete über 12 Millionen Mark, so daß der gesamte Umsatz des Buchhandels über Leipzig gegen 27 Millionen Mark betrug, — mancher Kommissionär zahlt dann 300,000 Mark und noch mehr aus (bei einigen Firmen, wie z. B. Köhler, Steinacker, Volckmar, erreicht diese Summe die Höhe von über 900,000 Mark); es gehen da in wenigen Stunden große Summen aus einer Hand in die andere; im Zeitraum eines Tages ist in diesem großen Rat ein freier Überblick gewonnen über Haben und Sollen, und das große, künstlich zusammengesetzte Geschäft des deutschen Buchhandels ist, dank dem persönlichen Verkehr, in wenigen Tagen reguliert!

Ist Leipzig schon als Meßstadt überhaupt für den Handel und die Gewerbthätigkeit Deutschlands ein Centralpunkt, so ist es als Hauptstapel- und Kommissionsplatz des gesamten deutschen Buchhandels, Kunst- und Musikalienhandels für das geistige, ästhetische, ja für das gesamte Kulturleben Deutschlands von größter Bedeutung. Es bildet das lebendigpulsierende Herz jenes großartigen, wunderbaren Organismus des deutschen Buchhandels, dem kein anderes Land etwas Ähnliches an die Seite stellen darf. Dieser Organismus teilt sich in drei Hauptorgane, die aber wieder auf das engste ver-

bunden sind und in einander greifen, — nämlich in das Verlags-, Sortiments- und Kommissionsgeschäft. Die Verlagsbuchhandlung nimmt die Manuskripte der Autoren entgegen, erwirbt gegen Zahlung des Honorars das Recht, unter den mit dem Verfasser des Buches vereinbarten Bedingungen das Werk drucken zu lassen und zu verkaufen; sie sorgt für die Versendung und alles, was zum schnellen Absatz der Ware beitragen kann. Vom Standpunkte des Handels sind also die Verlagsbuchhändler die Produzenten der Ware und Großhändler. Sie schicken nämlich ihre Ballen zunächst an die Sortimentshandlungen, d. i. an die Kleinverkäufer, denen von jedem Buche, das sie absetzen, gewisse Prozente bewilligt werden. Diese Buchhändler sind also die eigentlichen Verkäufer, welche das Buch ihren Kunden zur Ansicht übersenden oder auf Bestellung liefern, oder sonst an den Mann zu bringen suchen. Sie brauchen aber (wie das noch vor 50 Jahren üblich war) die von den Verlagshandlungen zugesandten Bücher nicht fest zu übernehmen, sondern nur bedingungsweise (à condition), d. h. sie dürfen die Ware, die sie nicht absetzen, wieder an den ursprünglichen Eigentümer zurücksenden. Das sind dann die unwillkommenen, gefürchteten „Krebse“. Nun aber wäre es noch immer sehr beschwerlich, wenn jede einzelne Buchhandlung sich immer mit direkter Post an die Verlagshandlung wenden müßte, bei welcher dieses oder jenes Buch erschienen ist; für ein kleines Buch wäre dann nicht bloß viel Schreiberei, sondern auch viel Postporto zu zahlen, was den Verkehr und Preis der Bücher gleich sehr belästigen würde. Da tritt dann das Kommissionsgeschäft hilfreich ein. Es erwählt sich nämlich jeder außerhalb Leipzigs etablierte deutsche und auch mancher ausländische Buchhändler einen in Leipzig selber ansässigen Buchhändler als Beauftragten, durch den er ausschließlich alle an dieses und jenes Haus zu machenden Bestellungen, Zahlungs- und andere Aufträge sendet und durch welchen er alle für ihn eingehende Sendungen und Zahlungen empfängt. Hat er überdies noch eigenen Verlag, so legt er bei diesem seinem Kommissionär ein Lager an, so daß dieser nun die Bücher in seinem Auftrage ausliefert. Man erstaunt, wenn man die gewaltigen Bücherballen erblickt, die bei einem einzigen Kommissionär aufgestapelt liegen! Es waren im Jahre 1880 bereits 5184 auswärtige Handlungen, verteilt über 1380 Städte des In- und Auslandes, in Leipzig durch Kommissionäre vertreten, und das Gewicht aller der Bücher, Musikalien und Kupferstiche, die durch Post oder Fracht oder Eisenbahn von Leipzig aus versandt wurden, belief sich auf 185,000 Centner. An neuen Büchern, Fortsetzungen und neuen Auflagen gelangten über Leipzig 12,000 zur Versendung, sowohl durch Neugründung als auch durch Übersiedelung altberühmter Firmen (wir erinnern hierbei nur an das Bibliographische Institut in Hildburghausen, sowie an den Bädeckerschen Reiseverlag) erhält der Verlagsbuchhandel jährlich einen schätzenswerten Zuwachs.

Neben der großartigen Thätigkeit im Verlagsbuchhandel ist aber auch das Sortimentsgeschäft der Leipziger Buchhändler gleich rührig geblieben und hat sich gleichmäßig auf den Verkauf deutscher, ausländischer und antiqua-

rischer Werke erstreckt. Die Werke der englischen, französischen, spanischen, italienischen, slavischen ꝛc. Litteratur werden für den Absatz in Deutschland zunächst auf die Leipziger Lager gesandt, jede neuerstehende deutsche Firma in London oder Paris, Madrid oder Mailand, Kiew oder Stockholm tritt vor allem mit Leipzig in Verbindung, und bildet somit einen neuen Kanal und Verbindungsweg. Im Antiquariat, d. h. im Handel mit der älteren Litteratur aller Zeiten und Völker, steht Leipzig wiederum einzig da. Der Geschichts- und Altertumsforscher, der sich alte Drucke, selten gewordene ältere Werke und Handschriften verschaffen will, wendet sich an einen Leipziger Antiquar,*) und da die Bibliotheken mit wertvoller älterer Litteratur in der Regel nach Leipzig zur Versteigerung kommen, so fließt hier das Meiste und Beste der Litteraturschätze zusammen. Fünf Auktionsinstitute, wovon drei für Bücher und Handschriften, zwei für Kunstgegenstände bestimmt sind, arbeiten dem Antiquariat wirksam in die Hand. Eine der größeren Antiquariatshandlungen (T. O. Weigel) hat auf ihrem Lager nicht weniger als 150,000 Bände kostbarer, vielfach aus dem Handel geschwundener Werke und Handschriften, nebst 4—500,000 Dissertationen (gelehrten Abhandlungen). Von den in den letzten Jahren in Leipzig abgehaltenen Auktionen lieferte die eine ein Ergebnis von mehr als 90,000 Mark, die andere sogar von nahe an 250,000 Mark für 533 Nummern, worunter ein Werk („Ars moriendi") von nur 13 Seiten Text und 11 Seiten Bildern dem British Museum für 21,450 Mark zugeschlagen wurde. Gewiß von eben so großer Wichtigkeit als der Buch- und Kunsthandel ist der Musikalienhandel, der ebenfalls den größten Teil des gesamten deutschen umfaßt. Am Schluß des Jahres 1880 zählte man in Leipzig 350 Buch-, Kunst- und Musikalienhandlungen nebst 264 polygraphische Anstalten.

Selbstverständlich muß ein solcher schwunghafter Buchhandel auch eine große Thätigkeit in die Presse bringen. Es befanden sich Ende 1880 nicht weniger als 82 Buchdruckereien in Leipzig, und wenn die Anzahl der Schnellpressen sich während der Zeit von 1864—1875 von 144 auf 251 vermehrten, so stieg die Zahl im Jahre 1880 bereits auf 451, welche 1800 gelernten Setzern und Druckern Beschäftigung gaben. Eine einzige Schnellpresse druckt in einem Tage wohl 8000 Bogen; die eisernen Finger fassen den Bogen auf der einen Seite, und indem eine Walze den Satz mit Druckerschwärze bestreicht, wird alsbald der Papierbogen hereingezogen und kommt auf der andern Seite bedruckt wieder heraus, so daß dem Menschen nur das Wegnehmen bleibt. In der großartigen Druckerei von F. A. Brockhaus sind allein 25 Schnellpressen aufgestellt; zwischen 500—600 Leute werden durch dies Haus jahrein jahraus in Thätigkeit versetzt! Von nicht geringerer Bedeutung ist die B. G. Teubnersche Offizin, welche mit 34 Schnellpressen, 7 Handpressen und 20 Hilfsmaschinen arbeitet. Nun erwäge man,

*) „Antiquare" nennen sich auch die Verkäufer gebundener und gebrauchter Bücher neuer Litteratur; dies Geschäft ist aber bloß ein Bücher-Trödel.

wie viel Menschen nur durch die Buchdruckereien Leipzigs, worunter allerdings die von Breitkopf & Härtel, Brockhaus, Giesecke & Devrient, Teubner, Klinkhardt, Meyer, Grumbach zu den bedeutendsten in Deutschland gehören, — beschäftigt werden. Was gehört erst dazu, bis das weiße Druckpapier hergestellt ist! Dann die Schriftgießer, Maschinenmeister, Holzschneidekünstler — die Korrektoren, Schriftsteller, Journalisten, die nach Leipzig gezogen werden — die Kommis und Schreiber in den Buchhändlerkontors, die Markthelfer und Boten, welche in Leipzig selber die Ware von einem Hause zum andern bringen, und man erstaunt billig, wenn man trotzdem ein dickes Buch mit Holzschnitten geziert für 2 Mark kaufen kann! Dreizehn Etablissements beschäftigen sich in Leipzig ausschließlich mit Schriftschneiden, Schrift- und Stereotypengießerei; der Notenstich wird durch 9, der Notendruck durch 8 Anstalten besorgt. Wo so viel Bücher gedruckt, müssen auch viele Bücher broschiert und gebunden werden, und so hat Leipzig über 200 Buchbinderwerkstätten. Dieser Erwerbszweig hat sich während der letzteren Jahre ebenfalls zu einer ungewöhnlichen Höhe emporgeschwungen; — während früher ein großer Teil der in Leipzig gedruckten Bücher nach Berlin wanderte, um sich dort elegant kleiden zu lassen, findet jetzt der umgekehrte Fall statt, und so kommt es, daß manche Buchbindermeister Leipzigs 80, ja über 100 Gesellen beschäftigen. Für die Illustrationen und Verzierung der Bücher wirken 11 Kupfer- und Stahlstechereien und 77 Steindruckereien (lithographische Anstalten). Für die Holzschneidekunst sind 72 xylographische Institute thätig, welche dafür sorgen, daß ein großer Teil der erscheinenden Schriften mit ebenso nützlichem als schönem Bilderschmucke versehen werden.

Doch es mögen diese Angaben genügen, um eine Vorstellung zu erwecken von dem regen Leben und Treiben einer Stadt, die, wenn sie auch nicht die Ehre hat, Residenz eines Fürsten zu sein, sich doch durch die rastlose Thätigkeit, Umsicht und Intelligenz ihrer Bürger den noch größern Ruhm errungen hat, Haupt- und Residenzstadt des deutschen Meß- und Buchhandels zu sein, und damit zwei Hauptpole des deutschen Verkehrs zu verbinden und zum Heil deutscher Nation lebendig wirksam zu erhalten. Dazu ist in neuester Zeit noch eine für das Ansehen und die Würde Leipzigs bedeutende Errungenschaft gekommen. Leipzig ist Sitz des deutschen Reichsgerichts geworden und hat bei der Wahl den Sieg über die Reichshauptstadt davon getragen. Wie auf die Welthandelsstadt Hamburg darf der Deutsche auch auf Leipzig stolz sein, das nächst Hamburg die zweite Handelsstadt Deutschlands und einer der bedeutendsten Handelsplätze von Europa überhaupt ist, zugleich aber auch einen der wichtigsten Centralpunkte bildet für deutsches Recht, für deutsche Wissenschaft und Kunst. Lange vorher, ehe München zum „deutschen Athen“ sich erhob, blühte die 1764 errichtete Akademie der bildenden Künste unter Öser, Tischbein, Schnorr, Jäger u. a. und wirkte kräftig für Malerei, Kupferstecherkunst, Architektur. Die Universität (1409 durch Einwanderung einer großen Anzahl Prager Studierender gegründet) war

Jahrhunderte lang eine der ersten und ward die fruchtbarste Pflanzschule für viele andere Bildungsanstalten Deutschlands. Eine Reihe glänzender Namen verherrlicht die Geschichte dieses Musensitzes. Gellert, dessen Ruf auch Goethe anzog, starb als Professor der Leipziger Universität 1769, und die dankbaren Leipziger haben ihm ein zweifaches Denkmal gesetzt. Der wackere Theolog und Kanzelredner Tzschirner war auch eine Zierde der Universität. Hofrat Beck und Professor Hermann gründeten die philologischen Seminarien und wirkten bedeutend für das aufblühende Studium des klassischen Altertums. In der medizinischen Fakultät (besonders für Anatomie und Klinik) herrschte von jeher außerordentliche Thätigkeit, und noch fort und fort bringt die Universität reges geistiges Leben in die materiellen Interessen. Sie zählte im Sommer 1873 nicht weniger als 2720 Studenten und 160 Dozenten, zu Ende 1877 3304 Studierende, also 200 mehr als Berlin, das um diese Zeit 2834 hatte. Doch hat die Reichshauptstadt nun wieder den Vorrang gewonnen.

Die Pflege der Naturwissenschaften hat sich mit den entsprechenden Instituten gehoben, als da sind: das physikalische Kabinett, das zoologische und mineralogische Museum, die pharmakognostische und zootomische Sammlung, die physiologisch-chemische Anstalt, der botanische Garten, zwei chemische Laboratorien, ein magnetisches Observatorium, endlich eine neu erbaute Sternwarte. Auch für die Technologie ist ein eigenes Kabinett eingerichtet worden. Das wissenschaftliche Studium hat sehr gut eingerichtete Institute zur Seite, unter denen das großartige neue Krankenhaus, das physiologische und pathologisch-anatomische Institut, die neue Anatomie besonders hervorzuheben sind. Im Südosten der Stadt, in einem Teile des ehemaligen, aus Gärten bestehenden Johannisthales erhebt sich eine so stattliche Anzahl von Universitätsanstalten, wie wohl in dieser Ausdehnung und zweckmäßigen Einrichtung in keiner zweiten deutschen Universitätsstadt wieder gefunden werden. Mit den höheren Schulen (den beiden Gymnasien und beiden Realschulen) wetteifert ein trefflich organisiertes Volks- und Bürgerschulwesen. Mit wahrhaft pädagogischem Trieb wird aber auch die Popularisierung der Wissenschaften und das Volksschriftentum gepflegt, und die Vorträge für den Arbeiterstand, für die Frauen ꝛc. sind alle aus diesem Sinn für Hebung und Förderung allgemeiner Volksbildung hervorgegangen. Die Volkszeitschrift „Gartenlaube" ist ein echt Leipziger Gewächs. Mitte Oktober 1865 wurde in Leipzig ein „Frauentag" gehalten, an welchem sich namhafte Gelehrte, Schriftsteller und Journalisten beteiligten, dessen höchst anerkennungswertes Streben dahin geht, unverheirateten Damen eine einträgliche und ehrenvolle Arbeit zu sichern. Zahlreiche Wandervereine haben von jeher gern, gestützt auf die Gastlichkeit und das rege vielseitige Interesse der Bewohner, die Stadt zu ihrem Versammlungsort erwählt. Wenn Goethe von dem Leipzig, welches er kannte, sagte: „Mein Leipzig lob ich mir, es ist ein klein Paris, es bildet seine Leute", so würde er gewiß das Urteil auch vom heutigen Leipzig gelten lassen; denn in allen Verhältnissen hat die Stadt zu ihrem

Vorteile Fortschritte gemacht, und ihre Bürger, die es durch Fleiß und Tüchtigkeit zu Wohlstand gebracht haben, zeichnen sich aus durch Gemeinsinn und Mildthätigkeit, die sie in allen Fällen, wo ihre Hilfe und Teilnahme verlangt wird, kund geben.

---

2. Die Elbe.*)

(Im Gebirgsdialekt „Albe", böhmisch „Labe".)

1.

Wie am Scheitel des Brockens sich eine feuchte Moos- und Moorwiese hinaufzieht, welche einem Schwamme gleich die Feuchtigkeit der Wolken aufsaugt, so lagern an der Schneekoppe gleichfalls solche Schwämme. Der eine, die Elbwiese, reicht unserm Elbstrome die erste Muttermilch. Ringsum hohe Berghäupter, nirgends ein Blick in die Ebene, oben der Himmel mit seinen Wolken, die das Bett des zarten Kindes mit ihrem weichen, aber kalten Flaum decken, während das Unterbett den größten Teil des Jahres über der weiße Schnee ist. Man zählt wohl sieben Quellwasser, die aus eben so viel hochgelegenen sumpfigen Schluchten zwischen der Schneekoppe, Teufelswiese, Sturmhaube und dem Ziegenrücken ihr Wasser auf der naworer Wiese zusammenziehen. Diese Wiese wird freilich vorzugsweise Elbwiese genannt, und doch liefert sie nicht die stärkste der Elbquellen, sondern muß diesen Vorzug der weißen Wiese einräumen, welche überdies noch 15 Klafter höher liegt als alle übrigen Elbquellen. Sie liegt auf dem östlichen Gebirgsflügel (die Elbwiese auf dem westlichen) wohl eine Quadratstunde groß, lehnt sich an den obern Gipfel der Schneekoppe, und bricht hier als Rand des Riesengrundes, dort zum düstern Teufelsgrunde ab. Das Weißwasser ist von vornherein ein starker Bach, und zieht auch die stärkeren Zuflüsse an, unter denen das Silberwasser, der krumme Seiffen, der Sturmgraben und das Mädlwasser die bedeutendsten sind. Unterhalb des „Festungshübls", von einer großen Granitgruppe also genannt, vereinigt sich das Weißwasser mit dem „Elbseiffen", der nach einem prächtigen Sturze von der Höhe der Elbwiese in beständigen Fällen durch den wilden Elbgrund herabbraust. Auch das Weißwasser bildet in seinem Laufe durch den langgedehnten schauerlichen Teufelsgrund eine Gallerie von Kaskaden, deren mehrere durch die Stärke und Höhe ihres Gefälles und die wilderhabene Dekoration ihrer Umgebung zu den sehenswürdigsten Gegenständen des Riesengebirges gehören. Und doch bieten die beiden ersten Hauptnebenflüsse der Elbe, die Aupe und

*) Blätter f. Handel, Gewerbe u. sociales Leben (Beibl. zur Magdeburger Zeitung). 1853.

Iser, noch großartigere Scenen dar, ja der Iser gebührt unter den Flüssen des Riesengebirges selbst vor der Elbe die erste Stelle.

Es ist in den Haupt- und Nebenflüssen der Elbe eine Jugendlust und Frische, eine Kraft und Tollkühnheit, an welche die Flüsse des Böhmerwaldes oder Erzgebirges, Thüringerwaldes oder Harzes nicht im entferntesten hinanreichen. Es fehlen dort aber auch diese mächtigen, stufenweis über einander gelagerten Granitbänke, welche das Riesenkind ohne Gnade zu den waghalsigsten Sprüngen hinreißen. Gneißgranit liegt unter den Quellen und steht an den Ufern als eine geschlossene Kolonne von Polizeisoldaten, welche der mutigen Tochter des Gebirges den Weg nach der böhmischen Ebene weisen, und sie zu einem gehorsamen kaiserlichen Unterthan machen. Bald wird das Bett weicher, und von Spindelmühl bis Hohenelbe bildet Glimmerschiefer die Unterlage. Wenn wir nicht irren, verirrt sich zuweilen noch bis in die norddeutsche Ebene ein Fragment dieses Gesteins, um Zeugnis von dem fernen Quellgebiet zu geben. Die Ufer werden weniger steil, die Gefälle sanfter; die Elbe tritt in das Gebiet des Steinkohlengebirges ein; aber wenn sie auch schon zahlreiche Mühlen treibt, so ist sie doch noch an den Schultern zu schwach, um Kähne mit dieser unterirdischen Last zu tragen. Die Hauptumgebung in Böhmen bildet ferner der Quadersandstein mit seinen Gefährten, und er ist es, der ihr die Thür öffnet, aus welcher ihr die Moldau entgegentritt, aber nicht mit freundlichem, sondern mit neidischem Blick. Denn sie kommt von Süden und hat schon früher die Richtung des Flusses, den man nun bis zur Nordsee mit dem Namen der Elbe beehrt; sie ist früher schiffbar als die Elbe, und doch entgeht ihr die Ehre, ihren angeerbten Namen weiter als bis zur Vereinigung mit ihrer Nebenbuhlerin zu führen.

Indes den Ansprüchen des Moldauweibchens setzt das Elbweibchen die seinigen mit siegreicher Kraft entgegen; die Moldau macht kurz vor ihrem Ende einen Fehltritt; sie verläßt den geraden Weg nach Mitternacht und wendet sich nach Osten, um sich erst dann wieder nach Norden zu wenden. Aber das klügere Elbweibchen hat schon eine geraume Strecke vorher in der Ahnung seiner Zukunft ebenfalls eine Wendung gemacht, so daß bei der Zusammenkunft beider nicht die Elbe, sondern die Moldau die Herzukommende, also das Accidens wird. Das Elbweibchen ist zum Elbweibe geworden, und die Nebenbuhlerin weist vergeblich darauf hin, daß sie weit früher als die Elbe Schiffe und Kähne getragen hat. Nicht die Elbe wird von der Moldau, sondern diese von jener angezogen, wie die Gerinne beweisen, in welchen die Moldau schon vor ihrer Hauptmündung Wasser, und darum Rechte, an die Elbe abgiebt.

Die Elbe geht nun von Melnik, dem Vereinigungspunkte mit der Moldau, als deren lachende Erbin auf dem ihr schon längst eigenen Terrain, dem der Kreideformation, noch einige Meilen fort. Da tritt ihr in der Gegend von Lowositz, aus der Tiefe der Erde aufsteigend, Vulkan in den Weg. Er hat den Fluch der sterbenden Moldau gehört und ladet die Elbe vor sein Tribunal. Er wirft der Angeklagten einen Damm von Basalt, Trachyt und

Phonolith, gleichsam als Häscher, entgegen, und seine Batterieen öffnen die Feuerschlünde gegen die heranziehende Feindin. Aber des Pluto Sohn ist nicht mehr stark genug gegen die neptunische Tochter; das Wasser siegt über das Feuer; die Elbe zieht als Hilfstruppen die Wogen der Eger an sich und durchbricht den aufgetürmten Wall, dessen Werkstücke fortan zu beiden Seiten ihr eine Ehrenpforte bauen, an deren Romantik sich die Siegerin jetzt täglich erfreut. Aber kaum hat sie auf väterlichem Boden sich wieder heimisch fühlen gelernt und die befreundeten Gestalten ihres ersten Mittellaufes, die Ufer und das Bett von Kreide und Quadersandstein, deren widerstandslose Natur das Zeugnis für die Freude des Wiedersehens ist, von neuem begrüßt, so stellen sich auch schon zwei Bergriesen, das Erzgebirge und das lausitzer Gebirge, in geschlossener Phalanx ihr entgegen, mit dem Harnisch des Granits (und Syenits) und dem krystallinischen Schiefer (Gneiß, Glimmerschiefer, Thonschiefer) gepanzert. Und zur eisernen Rüstung fügen sie eine Kriegslist. Es ist die Kriegslist, welcher sich einst die Feinde der alten Ägypter gegen diese in offener Feldschlacht bedienten, indem sie in der linken Hand eine Katze hielten, welche bei den Ägyptern als ein geheiligtes Tier galt. Über jenen Gebirgsrücken und an deren Gehängen haben sich die Gesteinsschichten gelagert, welche wir als die befreundeten Gestalten der Elbe bezeichneten. Aber eben darum wendet sich die Kriegslist in ihrem Erfolge gegen die, welche sich ihrer bedienen. Die Bundesgenossen wider Willen öffnen die Festungsthore dem Belagerer; dieser durchbricht mit lautem Hurra die Verschanzungen; der Durchbruch wird für ihn zum Triumphbogen, die Siegerin spannt die besiegten Feinde vor ihren Triumphwagen; die Wahlstatt heißt die sächsische Schweiz, deren Besucher zwar noch immer die Zeugen des gewaltigen Kampfes sehen, aber durch dessen Resultate so befriedigt sind und darum ein so liebliches Bild des Friedens genießen, daß sie sich nicht mit der antiquarisch-geologischen Frage quälen, ob man die Elbe dort den Felsen oder diese der Elbe zu verdanken habe. In der Anschauung des Friedensbewußtseins sind beide Wahrheiten vereinigt und haben ihr Recht. Große Schlachten geben einen großen, segensreichen Frieden, die Völkerschlacht bei Leipzig nicht minder wie die Naturschlacht bei Dresden. In der That, wenn irgendwo Deutschland eine liebliche Romantik in den mannigfaltigsten Draperieen aufzuweisen hat, so ist es die sächsische Schweiz. Es vereinigen sich hier nicht bloß die malerischen Gestalten der starren, senkrechten (weil aus Quadersandstein gebildeten) Felsen mit dem lebensvollen Bilde eines großen fließenden Gewässers, welche eine schöne Vegetation und eine lachende Industrie an seine Ufer fesselt, so daß zwischen beiden Mächten ein unübertreffliches Gleichgewicht herrscht, sondern es sind auch die Gruppen so gedrängt, daß für den Besucher fast alle Vermittelungsglieder der langgestreckten und langweiligen Wege hinwegfallen. Er biegt nur um eine Ecke, und ein neues liebliches Gelände thut sich lachend hervor. Darum ist die sächsische Schweiz die Partie der Damen und der lustreisenden jungen und alten Ehepaare. Hier hat die Elbe mit dem Sandstein eine eben so harmonische Ehe geschlossen.

2.

Mit dem Durchbruche durch das böhmische Thor und seine Außenwerke begrüßt die Elbe die norddeutsche Ebene. Doch sie soll zunächst davon nur einen Vorgeschmack haben, und diesen hat sie, indem sie, ausruhend von den Kämpfen mit den Berggeistern, ein Mittagsmahl an dem Dresdener Kessel einnimmt, welchen sie mit dem eigenen Wasser füllt und in welchen der nordische Gott einige Brocken aus seiner Vorratskammer wirft. Ja man kann sagen: In dem Thal von Dresden genießt sich die Elbe selbst; sie kommt hier zum ersten Male zu sich selbst, zur gemächlichen und doch nicht stagnierenden Siesta. Die Mittagshöhe ihres Naturlebens ist erreicht, die Arbeit gethan, welche dem spätern Alter die Ruhe sichern soll. Aber noch einmal beginnt ihr Kampf mit den harten Naturmächten; unterhalb Dresdens begegnet sie der Arrièregarde der am böhmischen Thor geschlagenen feindlichen Hauptarmee, und der Granit hat hier auch seinen jüngern Bruder, den Porphyr, zu Hilfe gerufen, wie ihrerseits die Elbe sich durch allerlei Gewässer, gleichsam durch Flanceurs, verstärkt. Der Kampf ist kurz und leicht; der Feind ist schwach und weicht bald zurück. Die Felsenufer werden niedrig und niedriger, ziehen sich mehr und mehr, besonders auf dem rechten Ufer zurück. Die Glocke von St. Afra verkündet, daß die vorüberziehende Göttin in die arva (Gefilde) Norddeutschlands eintritt.

Es beginnt ihr Unterlauf; ihr Angesicht färbt sich, das reine Wasser des Felsenbettes wird trübe. Doch es hebt bei dem Eintritt in die norddeutsche Ebene, nach der Arbeit des Kampfes, für die Elbe die Arbeit des Segens, des positiven Schaffens an. Das Diluvium der deutschen Ebene hat ihr zwar die allgemeine geognostische Unterlage in den Thon-, Lehm- und Sandschichten gegeben; aber sie gräbt sich nun ihr Bett mit Leichtigkeit selbst und hat daher Zeit und Muße, um nicht mehr an sich allein, sondern auch an ihre Umgebung zu denken und die mitgebrachten Schätze, gleich dem Nil, als fruchtbringendes Alluvium ihrer Nachbarschaft mitzuteilen. Diese Arbeit ist ihr aber durch die Konfiguration des umgebenden Landes bedingt. Ihr Arm reicht so weit, als die überflutenden Wogen gehen oder einst gegangen sind, indem sie an sich selbst, d. h. an ihrer erschöpften Kraft, oder an den Füßen der Höhenzüge ihr Ziel finden. Hatte die Elbe bisher vorwiegend eine negative Arbeit, d. h. das Hinwegräumen vollbracht, so beginnt sie jetzt vorwiegend eine positive Arbeit, indem sie nicht bloß fruchtbaren Schlamm nach rechts und links auf die Felder führt und so in geognostischer Hinsicht die horizontalische Thalsohle bildet, welche als das spezifische Gebiet der Elbe, gleichsam als ihre Hausmacht, zu betrachten ist, sondern auch neue Richtungen ihres Stroms und neue Ufer schafft. Doch hat sie eben nur noch innerhalb ihres Alluviums Macht, solches zu thun. Die Höhen treten ihr zwar nicht mehr so trotzig und so nahe entgegen, aber schon der gegenseitige Anblick aus der Ferne hält die beiden Mächte in gegenseitigem Schach. Beide sind matter geworden.

Schon auf königlich sächsischem Gebiete drängen die Höhen am linken

Elbufer härter heran, als auf dem rechten, und ziehen sich so auf preußischem bis nahe vor Wittenberg, so daß bis dahin der Strom mehr auf dem rechten Ufer die oben angedeutete Arbeit zu entwickeln vermag. Von Wittenberg an, welches ja auch in der Geschichte der christlichen Kirche Chancen hervorrief, wechseln diese Rollen; die Höhen treten am rechten Ufer heran und ziehen sich vom linken zurück. Diese Wendung ist aber zugleich ein Hinlenken nach dem Harze und seinen Vorbergen, welche bei Magdeburg weit nach Osten auslaufen. Man sollte meinen, die friedlich gewordene und kampfentwöhnte Elbe müßte, den Harz fliehend, sich nach Osten wenden, wo ihr der Feind Brücken, wenn auch nicht goldene, gebaut hat. Aber es ist, als fühlte sie sich von ihm angezogen. Indes rekognosziert sie bloß die feindlichen Vorposten und zieht weiter, ohne ihnen ein Gefecht geliefert zu haben. Zwar tritt der märkische Sand bei Hohenwarte (in der Nähe von Burg) herausfordernd an den Fremdling aus Böhmen heran und hebt vor ihm den Kopf, allein er zieht bald wieder ab und überläßt von Tangermünde an bis zum Einfluß der Havel seine Rolle dem altmärkischen Sande u. s. w. Es muß überhaupt als ein Charakteristicum der Höhen an der Elbe in der norddeutschen Ebene hervorgehoben werden, daß, so wenig bedeutend sie auch an sich und in Hinsicht auf eine durch sie hervorgerufene Naturscenerie sind, sie doch den angedeuteten Wechsel fast bis zum Ausflusse in die Nordsee fortsetzen. Bei Blankenese (unweit Hamburg) erheben sie sich, der vor ihrem Tode noch einmal aufflackernden Flamme gleich, noch einmal zu nicht unbedeutender Höhe über dem Elbspiegel und bilden eine treffliche Naturlandschaft. Hier hört der Kampf der Elbe mit dem Berggeiste auf; dieser stirbt, ein Kind geworden, einen schönen friedlichen Tod; aber auch jene überlebt den letzten Sieg nicht lange; denn der aufhörende Reiz des Gegensatzes (zwischen Berggeist und Flußgott) ist der Tod, und ihr Leichenstein die größte deutsche Handelsstadt.

Nimmt man eine nur einigermaßen gute Karte und einige Hirsekörner zur Hand, so lassen sich die oft höchst interessanten Wassergebiete eines Flusses sehr genau begrenzen; denn die Wasserscheiden der einzelnen Flußgebiete sind an den Quellen der Zuflüsse leicht aufzufinden. Es ergeben sich dabei zuweilen die überraschendsten Resultate. Das Wassergebiet der Elbe hat seinen südlichsten Punkt in dem Winkel, welchen das mährische Gebirge und der Böhmerwald bilden, einige Meilen nördlich von Linz, wo es hart an das Donaugebiet heranrückt. Von hier läuft die Grenze des Elbreiches nordöstlich auf dem Kamme des (böhmisch-)mährischen Gebirges, dessen Südostabfall der Donau angehört, welche hier eine mächtige Anziehungskraft auszuüben beginnt, nachdem sie bis dahin auf der Nordseite wenig Terrain hat gewinnen können. Wo das mährische Gebirge sich an den Zug der Sudeten anschließt, am großen Schneeberge, wendet sich unsere Grenze nordwestlich und geht auf dem Kamme des Riesengebirges bis in die Gegend von Görlitz. Hier hört die durch hohe Gebirge markierte Scheidewand zwischen Elbe und Oder auf und verflacht sich in niedrige Hügel, wo sie an-

fangs zwischen der lausitzer Neiße auf der Oderseite und der Spree auf der Elbseite in einer weiten Strecke verlaufen, und zwar so, daß beide genannten Flüsse ziemlich langgestreckte nahe Parallelen bilden. Die Elbgrenze tritt hier immer näher an die Oder heran und erreicht in der Gegend von Frankfurt den nächsten Punkt. Aber auch von hier an zieht sich das Elbgebiet, resp. das Havelgebiet, ziemlich hart an der Oder hin, welche demnach auf dem linken Ufer ihres Unterlaufes das Recht des Wasserholens fast gänzlich an die Elbe abtreten muß. Von den Havelquellen an nötigt die Ostsee die Grenze des Elbgebietes zu einem Rückzuge, und letztere nimmt nun ihren Verlauf durch das südliche Mecklenburg in einer ungefähr ostwestlichen Richtung, welche sich auch nach Holstein hinein bis nahe an Hamburg fortsetzt. Hier jedoch steigt sie plötzlich nach Norden und geht erst wieder von der Westseite des plöener Seees nach Westen, um zwischen Eider und Elbe in der Nordsee zu endigen.

Beginnen wir wieder mit dem südlichsten Punkte des Elbgebietes, so nimmt dessen Grenze auf der linken Seite zunächst einen nordwestlichen Verlauf und zwar auf der Höhe des Böhmerwaldes, welcher die Abflüsse seines nördlichen Endes auch auf der Westseite der Elbe durch die Eger abtritt. Die Fortsetzung der Grenze für das Elbgebiet wird hier durch die Höhen des Fichtelgebirges gebildet, welches die Saale entsendet und das Elbgebiet auf eine kleine Strecke mit dem Rhein- resp. Maingebiet in Berührung bringt. Da, wo an das Fichtelgebirge der Frankenwald sich anschließt, zieht sich die Grenze der Elbwasser auf dem Kamme des letzteren und des Thüringerwaldes bis in die Nähe des großen Beerberges, des höchsten Punktes des Thüringerwaldes, hin. Hier tritt eine interessante Erscheinung auf: die Weser greift durch die Hörsel in den Nordostabfall des Thüringerwaldes ein, ein Gebiet, welches dem Anscheine nach der Elbe zukommt, weil es wahrscheinlich ist, daß spätere Bodenerhebungen den Besitztitel an dieser Stelle geändert haben. Gotha gehört zum Wesergebiet, welches von dort an seine Vorposten bis hart an die Cyriaxburg bei Erfurt vorschiebt, aber dann durch die Unstrut wieder nach Westen zurückgedrängt wird. Von den Quellen der Unstrut bei Dingelstedt nimmt die Wasserscheide zwischen Werra und Elbe ihren Weg in nordöstlicher Richtung. Wird sie durch den Oberharz etwas nach Nordwest hingedrängt, so rächt sich dafür die Weser dadurch, daß sie vermittelst der Aller ihre Marksteine bis nahe vor Magdeburg vorrückt. Von hier aus zieht sie sich nordwestlich in einer fast genau mit der Weser parallelen Richtung bis zur Nordsee, indem sie das zwischen Elbe und Weser liegende Terrain je nach der Bedeutung beider Flüsse mit gerechter Wage verteilt.

3.

Überblicken wir das so abgegrenzte Elbgebiet, welches in betreff der Schiffahrt, der Kanäle, der Straßen, der Eisenbahnen, sowie der gesamten Industrie, ein individuelles Ganzes bildet, wie wir später sehen werden, so

hat es seine südöstlichste Basis in dem böhmisch-mährischen Gebirge; auf dieses sich stützend, legt es sich in der anfänglichen Gestalt eines Rechteckes, dessen kurze Seite das böhmisch-mährische Gebirge ist, auf die Karte der norddeutschen Ebene. Aber während sich seine nordöstliche Seite gegen die Oder hin ausbiegt, wird die südwestliche Seite durch die Herrschaft der Weser bedeutend nach Nordost hin zurückgedrängt, und das ganze Gebiet ist so am Ausflusse der Elbe bedeutend eingeengt. Es umfaßt ziemlich genau den vierten Teil von Deutschland, also etwa 3000 □Meilen. Fast die ganze Provinz Brandenburg gehört dem Elbgebiete an, und was die Provinz Sachsen betrifft, so müssen wir auf die eigentümliche Thatsache hinweisen, daß sie mit Ausnahme einiger weniger Landstriche an ihrer Westseite ebenfalls fast ganz in den Bereich der Elbe fällt. Ihre Westgrenze wird ziemlich genau von der Wasserscheide zwischen Weser und Elbe gedeckt. Sachsen und Brandenburg gravitieren nach der Elbe hin, und als gemeinsamen Gravitationspunkt können wir füglich Magdeburg bezeichnen, wenn es sich darum handelt, eine Stadt als solchen hinzustellen und die Linie der Abscisse oder Basis sich in einen Punkt kontrahieren zu lassen.

Es existiert auf dem Festlande kein so streng abgegrenztes Gebiet wie das neptunische Reich eines Flusses: diese Gebiete sind die natürlichen Individuen der Kontinente, am schärfsten in dem Ober- und Mittellaufe, weniger scharf in dem Unterlaufe des betreffenden Flusses oder Stromes. Berge trennen, Flüsse vereinigen. Ein Hauptfluß ist der natürliche Beherrscher seines Reichs und seine Nebenflüsse sind seine Vasallen. Es darf deshalb nicht als eine falsche, unkritische Vorstellung bezeichnet werden, wenn man gewohnt ist, von den Nebenflüssen als den Herrscherarmen des Hauptflusses zu reden, obgleich die umgekehrte Vorstellung, nämlich daß der Hauptstrom erst das Resultat der Nebenflüsse sei, in demselben Grade berechtigt ist. Die Anziehungskraft der erstern für letztere muß als das Fundament des Verhältnisses gelten. Die vier Hauptzuflüsse der Elbe, die Moldau und Saale auf der einen, die Elster und Havel auf der andern Seite, halten sich in regelmäßigem Wechsel ihrer Mündung fast das Gleichgewicht. Doch liefern die westlichen Nebenflüsse mehr Wassertribut als die östlichen, da sie einen schnellern Lauf haben und auf ihrer Seite sich größere Erhebungen befinden. Die Nebenflüsse von Osten sind daher die Venen mit dem trägern Blute, die von Westen dagegen sind die Arterieen mit dem raschern Blute. Und dürfen wir den physiologischen Vergleich mit dem menschlichen Körper fortsetzen, so erweist sich die rechte Seite der Elbe als die linke oder schwächere, die linke dagegen als die rechte oder stärkere. Oder, damit das Bild sofort in die rechte Lage kommt, warum dürfen wir uns die Elbkarte nicht auch von Norden nach Süden ansehen?

4.

Hat denn aber die Elbe, dieser größte rein deutsche Fluß, stets den gegenwärtigen Lauf und ihr jetziges Wassergebiet gehabt? Wie interessant

auch diese Frage ist, so läßt sie sich doch begreiflicher Weise nur mutmaßlich beantworten. Wir müßten zum Zweck einer erschöpfenden Antwort über die Naturgeschichte der Elbe mit Genauigkeit die äußern Umrisse der nach und nach aus dem Meere auftauchenden Inseln und Kontinente, ihre oberflächliche Konfiguration, ihre geognostische Beschaffenheit nach den einzelnen geologischen Perioden zeichnen können; wir müßten wissen, wie die einzelnen Erhebungen und Einsenkungen auf einander gefolgt sind. An die jetzige Gestalt der Elbe und ihres Wassergebiets, auch nur in einzelnen Teilen, ist für die Zeit des Übergangsgebirges und der Steinkohlenformation nicht zu denken; denn damals ragten über dem Meere da, wo jetzt Deutschland liegt, nur erst einzelne Inseln empor, und ein Fluß von der Länge der Elbe gehörte wohl zu den Unmöglichkeiten. Bei den späteren Formationen vergrößerten sich zwar die Landstücke und verlängerten sich die Flüsse, aber letztere hatten bereits auch andere Läufe, Richtungen und Gebiete. Erst in der neuesten Zeit, also nach der Diluvialperiode, in einer Zeit, wo die jetzigen Kontinente fertig waren und sich durchaus nicht mehr wesentlich, weder in ihrer Ausdehnung, noch in ihrer Oberflächengestalt modifizierten, haben die Flüsse, mithin auch die Elbe, ihre jetzige Gestalt gewonnen, wenngleich vorher einzelne ihrer Teile eine Änderung erfahren haben mögen. Die Elbe in ihrem untern Mittellaufe, also von Böhmen an bis einige Meilen unterhalb der Stadt Meißen, setzte sich in ihrem jetzigen Bette fest, resp. grub und erweiterte es, als das böhmische Meer oder ein Teil desselben, durch Hebungen veranlaßt, abfloß. Dies muß notwendig nach der Kreideperiode geschehen sein, vielleicht erst nach der Braunkohlenzeit. Aber es währte noch lange Zeit, ehe die Elbe in der norddeutschen Ebene sich ein sicheres Bett grub. Das Meer reichte hier viel weiter als jetzt nach Süden herauf, und die Elbe ergoß sich in dasselbe zu einer gewissen Zeit etwa in der Gegend von Torgau, dann in der Gegend von Magdeburg u. s. w., was aber nicht so zu verstehen ist, daß ihr damaliges Bett genau das gegenwärtige gewesen sein müsse. Ihr Unterlauf war seeartig und sumpfig, und bei großer Wasserfülle grub sie sich nicht selten einen andern Abfluß, wie dies für gewisse Stellen durch Steingerölle und andere geognostische Charaktere gemutmaßt werden kann. Unter andern hat es Fr. Hoffmann, dessen bedeutende geognostische Forschungen über das nördliche und besonders das nordwestliche Deutschland bekannt genug sind, als wahrscheinlich erwiesen, daß vor Zeiten die Elbe von Magdeburg aus in die Vertiefungen der heutigen Ohre, Aller und untern Weser sich ergoß und bei Bremerhafen in die Nordsee mündete, gleich wie später Girard u. a. darzuthun Veranlassung hatten, daß früher das jetzige Flußbett der Oder höher gelegen habe, und daß dieser Fluß durch die Einsenkung des müllroser Kanals in das Thal der mittlern Spree, von hier in das havelländische Luch und dann bei Havelberg in den jetzigen Lauf der untern Elbe gelangt sei. Aus ähnlichen Gründen läßt sich nachweisen, daß die Weichsel früher durch die Niederung des bromberger Kanals, der Netze und Warte floß und in zwei breiten Armen, deren östlicher die jetzige Oder,

deren westlicher die jetzige Randau war, den Weg nach der Ostsee fand. Die vielen sogenannten „Alten Elben“, welche kurz unterhalb Meißens beginnen, sind ein Beweis, wie sehr noch in historischer Zeit die Elbe ihren Lauf geändert hat, bis in neuester Zeit die Hand des Menschen dem Strome Zaum und Gebiß anlegte und ihm den Lauf auf fester Wasserstraße anwies.

Auf dem ganzen, 3000 □Meilen großen Wassergebiet der Elbe ist, mit Ausnahme der wenigen Seeen, der durch Erdfälle entstandenen Löcher, der durch Kunst gegrabenen Schächte u. s. w., kein einziger Punkt der Erdoberfläche, welcher nicht höher als das Bett der Elbe da, wo sein Wasser dieser zufließt, läge. Daher ist ein Fluß das in der tiefsten Einsenkung des ganzen Gebiets zutage abfließende Wasser, und die Wassermasse, welche 1830 der Nordsee zuströmte, war eben so gut die Elbe, als es die wenigen Tropfen waren, welche 1842 so traurig und langsam ihren Weg dahin zogen. Aber auch die Seeen, wiefern ihr Wasserspiegel nicht unter dem Niveau des Meeres liegt, unterwerfen sich mehr und mehr dem allgemeinen Gesetz des Stromgebiets, innerhalb dessen sie sich befinden, indem sie zu Thälern werden, welche sich ihres Wassers bis auf eine Rinne im tiefsten Thale entledigen. Dieser Prozeß währt so lange, als nicht neue unterirdische Erhebungen und Einsenkungen des Bodens erfolgen. Die letzte dieser Katastrophen war diejenige, welche wir die Zeit des Diluviums oder die Diluvialperiode nennen. Der Theolog bezeichnet sie als die (letzte) Sündflut. Sie gab im wesentlichen der Elbe ihr jetziges Gebiet und ihren jetzigen Lauf, und wenn sich in dieser Zeit irgendwo größere Wasseransammlungen gebildet hatten, so flossen sie nach und nach im Elbbett dem Meere zu. Die früher erwähnte Entstehung des böhmischen Mittelgebirges fällt daher in die Zeit, wo die jetzige Elbe noch nicht existierte.

5.

Von dem allgemeinen Wassergebiet der Elbe unterscheidet sich sehr bestimmt das engere Elbgebiet oder die Thalsohle der Elbe. Dieses spezielle Gebiet reicht so weit — nicht einen Zoll weiter — als das in der Elbeinsenkung, also zu beiden Seiten des Bettes für die wasserarme Zeit, zusammen abfließende Wasser des weitern Gebiets bei seinem höchsten Wasserstande, wobei z. B. auch Eisschütze lokale Verbreiterungen der Wassermasse verursachen. Im Ober- und Mittellaufe, also da, wo markierte Höhenzüge oder Felsenberge nahe an den Fluß herantreten, hat dieses engere Gebiet ein für allemal seine scharf bestimmten Grenzen. Anders ist es im Unterlaufe, für die Elbe in der norddeutschen Ebene, wo das nur um ca. $^1/_3$ m höher steigende Wasser sich um viele □Meilen weiter ausbreitet. Hier wird die Grenze des speziellen Elbgebiets durch diejenigen Punkte bezeichnet, bis zu welchen irgend einmal das Elbwasser vorgedrungen ist; aber die eigentliche, scharf bestimmte, ins Auge fallende Thalsohle hört hier an vielen Stellen ganz auf. Kurz, wir haben es mit den Elbüberschwemmungen zu thun,

welche für die Bewohner des speziellen Elbgebiets von der eingreifendsten Wichtigkeit sind. Sie verschütten ganze Strecken des frühern Schiffahrtsbettes, aber sie graben auch neue, oft bessere Kanäle den dahin segelnden Fahrzeugen; sie zerstören in wenigen Tagen die Arbeit von Jahrzehnten, aber sie geben auch Tausenden von armen Arbeitern auf viele Jahre Lohn und Brot: sie vernichten in wenigen Augenblicken Kapitalien von Millionen, aber sie locken auch andere Kapitalien hervor, welche der Strom seinen Besitzern gegeben hatte, und zerteilen sie nicht bloß wie man das Geschwür nationalökonomischer Ungleichheiten zerteilt, sondern zugleich so, daß die Teile zu Anteilen für arbeitende Hände werden und ein wohlthätiger Ausgleichungsprozeß entsteht; sie reißen hier eine fruchtbare Uferstrecke fort, aber sie setzen dieselbe an einer unfruchtbaren Strecke wieder ab; sie überschütten mit Sand und Kies ein üppiges Weizenfeld, aber sie füllen anderwärts einen Sumpf oder eine andere bis dahin unfruchtbare Strecke mit fruchtbarem Boden aus und locken die Steine von den Bergen, um eine Bühne zu bauen; sie graben meilenlange Löcher, aber sie gründen auch die Wasserschädenversicherungen; sie machen die teuersten Kunstwerke zu Schanden, aber sie wecken auch den größten Scharfsinn und lassen den Verstand des Anwohners nicht in faule Ruhe versinken. Kurz, wo diese Königin eines Flusses baut, haben die Kärrner zu thun. Und die Rührigkeit der Arbeit für die Elbanwohner beginnt vorzugsweise da, wo die Elbe in die Provinz Sachsen eintritt.

Dem natürlichen Walten der Elbe hat ihr Anwohner besonders durch die Dämme Schranken zu setzen gesucht. Zum Glück sind die ersten Elbanwohner noch nicht zu einem allgemeinen großen Dammbau gekommen; denn wäre es ihnen gelungen, so würde die Elbe jetzt das nicht sein, was sie ist, die weitgreifende Wohlthäterin. Es mußte ihr eine längere Zeit gegönnt werden, um zu beiden Seiten die fruchtbaren Felder und Wiesen zu schaffen. Ehe sie zahm ward, mußte sie wild sein, um das fruchtbare Land ungehindert bis zu den äußersten erreichbaren Punkten zu tragen. Jetzt, wo diese Arbeit im wesentlichen vollbracht ist, mag der Mensch seine Arbeit beginnen, daß er behalte, was er hat. Die Elbe ist kein Nil, dessen Anwohner um so größere Freude haben, je höher seine Fluten steigen. — Man hat in neuerer Zeit wiederholt auf einen Nachteil der großen vollständigen Deichsysteme für gewisse Flüsse, namentlich in der norddeutschen Ebene, hingewiesen, nämlich auf den Nachteil für die Schiffahrt. Es könnte nun zwar im ersten Augenblicke scheinen, als müßten die Dämme, je näher sie in paralleler Richtung an den Fluß heranrücken, um so mehr dessen Wasser zusammenhalten und den Tiefgang vermehren; allein je mehr das Flußbett in die gerade Richtung gelegt wird, desto kürzer wird die Linie des Falles, und desto schneller fließt das Wasser ab, desto geringern Fortgang haben die Fahrzeuge. Deshalb sind bei vielen Flüssen die Krümmungen die natürlichen Schleusen, welche das Wasser verhindern, zu schnell abzufließen, also seicht zu sein. So ist die Wassersnot der Oder zum Teil eine Folge der wenigen Flußkrümmungen, und bei der Elbe trifft dies in ziemlich demselben

Grade zu. Die nähere Erörterung der Elbschiffahrt kann erst weiter unten folgen. Hier haben wir es vorzugsweise noch mit den Naturverhältnissen zu thun, welche indes gegenwärtig durch die Macht der Kunst, mindestens an der Unterelbe, zumeist in der Provinz Sachsen, wesentlich umgestaltet sind. Die ursprüngliche rohe Kraft ist milder, der Mann (der Albis der Römer) ein Weib (die Elbe) geworden.

6.

Gehen wir jetzt zu den eigentlichen Industrieverhältnissen der Elbe über, so könnten wir zunächst als recht eigentliche Elbprodukte die Fische und andere Wassertiere registrieren; allein was die Elbe davon gegenwärtig bietet, ist nicht bedeutend und wenig charakteristisch. Der alte Fischreichtum ist verschwunden; an feinen Fischen ist so gut wie nichts vorhanden, etwa mit Ausnahme der Elbmündung und des ersten Oberlaufes; die Störe und Welse, welche bis in das Königreich Sachsen hinaufgehen, paradieren auf den Märkten vorzugsweise als Kuriositäten, und je mehr die menschliche Industrie mit ihren Brücken, Mühlen, Kähnen, Dampfschiffen u. s. w. sich auch der Elbe bemächtigt, desto geringer wird der Fischreichtum. Von andern merkwürdigen Wassertieren waren bis vor einigen Jahrzehnten, namentlich im Dessauischen, noch Biber zu sehen; allein jetzt dürften sie wohl gänzlich vertilgt oder ausgestorben sein.

Weit wichtiger ist die Vegetation. So weit die Alluvionen (Anschwemmungen) der Elbe reichen, also bis zu den Grenzen der höchsten ehemaligen und jetzigen Fluten, so weit ist auch durch sie eine eigentümliche Flora bedingt, wozu wir sogar einen Teil der unterirdischen Flora rechnen dürfen. Was von mehreren anderen Flüssen, das gilt auch von der Elbe. Sie bildete früher in ihrem Unterlaufe teilweis Sümpfe, Torfmoore und Seeen, welche eben durch die Elbe verbunden, resp. mit Wasser gespeist waren. Hier setzten sich Lagen von Torf ab; die Elbe überdeckte diesen mit Geröllen, Sand und Lehm, und so entstand ein fossiles Brennmaterial, eine Art von Braunkohle, welche freilich nicht in mächtigen Lagern auftreten kann. Aber auch Braunkohle von älterer Formation ist durch den Elbeinschnitt bloßgelegt worden; wir erinnern an das linke Ufer bei Belgern. Wenn es sich um die gegenwärtige wilde Flora der Elbgegend handelt, so kann überhaupt von der charakteristischen Naturvegetation eines Stromes in einem Kulturlande nicht wohl die Rede sein, besonders nachdem die ehemals so gewaltigen Wälder, von denen einzelne Baumstämme noch jetzt im Sande des Elbbettes gefunden werden, verschwunden sind. Kann auch der Botaniker an der Oberelbe in Böhmen einige Pflanzen als charakteristisch namhaft machen, so sind doch diese, als ein Teil der Uferdraperie, von wenig eigentümlicher und unterscheidender Bedeutung, so wie sie anderenteils nicht eigentlich der Elbe, sondern der geognostischen Formation, etwa dem Glimmerschiefer in Böhmen, angehören. Im Mittel- und Unterlaufe hat die Kultur so sehr die wilde Flora ausgerottet, daß von ihr fast gar keine eigentümlichen Formen

mehr übrig sind. Zwar pflegt hier vor allem die Weide ein treuer Begleiter der Elbe zu sein; allein sie wächst auch an andern Flüssen, und ihre Existenz verdankt sie zum großen Teil der Menschenhand, welche sie als ein Schutzmittel für Ufer und Dämme benutzt. Desto wichtiger sind die Kulturpflanzen. So weit die Anschwemmungen durch das Elbwasser gehen, oder einst gegangen sind, findet sich auch jener überaus fruchtbare Boden, welcher eine glückliche Mischung von Thonerde, Sand, Kalk, Gips, Kali, Eisenoxyd, Humus u. s. w. ist und nur in verhältnismäßig geringem Grade der künstlichen Düngung bedarf. Die Elbe hat darum herrliche Wiesen, wie man sie durchaus nicht an jedem Flusse trifft; aber vor allem sind ihre Ufer ein vortreffliches Weizenland. Die Elbe giebt in dieser Hinsicht ihren Schwestern, der Oder und Weichsel, nichts nach; aber der schwere Boden, welcher oft vier Pferde vor einem Pfluge erfordert, und wenn er infolge einer Überschwemmung und einer plötzlich folgenden Sonnenhitze rissig wird, mit Keulen zur Raison gebracht werden muß, eignet sich eben nur zu einigen Kulturgewächsen, worunter noch Ölfrüchte angeführt werden mögen, wogegen die Elbe z. B. keine Roggenkammer und kein Zuckermagazin genannt werden darf. Auch Pflaumen, Äpfel und andere Obstsorten gedeihen meist sehr gut in der Elbaue, welche freilich meist kaum 1—2 Meilen breit ist.

Aus dem großen industriellen Gemälde, dessen einheitliches Motiv die Elbe ist, tritt zunächst dasjenige hervor, was wir die eigentliche oder spezielle Elbindustrie nennen dürfen. Sie besteht in der Gewinnung, Verarbeitung und Versendung der in und an der Elbe (in dem speziellen Elbgebiet) vorhandenen Produkte und den dazu etwa erforderlichen Instrumenten, Manipulationen u. s. w. Vermag auch die Elbe vielleicht keinen Industriezweig als einen ihr ganz eigentümlichen aufzuweisen, so liegt doch in dem Ensemble aller ihrer gewerblichen Verhältnisse das Gewicht der charakteristischen Eigentümlichkeit. Handelt es sich um die Produkte in und aus der Elbe selbst, so bietet sich zunächst die Fischereiindustrie dar, welche zwar in den älteren Zeiten von hervorragender Wichtigkeit war, aber gegenwärtig, was die Masse der Produkte betrifft, sehr gesunken ist, und in dem Maße der fortschreitenden Schiffahrt u. s. w. immer mehr zu sinken bestimmt zu sein scheint, eine Erscheinung, welche mehr oder weniger bei allen Flüssen oder Strömen der Kulturländer hervortritt. Auch die Elbe geht immer mehr aus der Eigenschaft eines Fischteiches in die einer Wasserstraße über; denn das Schlagwort der modernen Industrie ist die Beschleunigung, die möglichste Beseitigung der Schranken des Raumes und der Zeit; und sollen wir nicht bloß den Fortschritt der Industrie, sondern das Wesen des Fortschritts überhaupt definieren, so wissen wir nichts anderes zu nennen, als eben die Beschleunigung, welche an und durch sich die Vermehrung der Produktenmasse ist. Wenn nun in dieser Weise die Elbe immer mehr die Aufgabe, eine gute Wasserstraße zu sein, zu realisieren hat, so baut sie auch aus sich und durch sich selbst die Landstraßen ihrer Umgebung. Und zwar gilt dies nicht bloß in dem Sinne, daß die durch Kähne, Brücken u. s. w. vermehrte Bewegungs-

fähigkeit auf der Elbe in demselben Grade einen Einfluß auf die Vermehrung und Besserung der von der Elbe ausgehenden und in sie mündenden Wege und Straßen ausübt, sondern es gilt auch in seiner recht eigentlichen Bedeutung das Wort, daß die Elbe sich ihre Straßen selber baut, sofern diese in ihrer unmittelbaren Nähe, auf dem engern Gebiete ihrer Alluvionen liegen. Ein Fluß wie die Elbe nimmt in seinem Unterlaufe auf der einen Seite dem Straßenbau sein Material, indem er es tief unter seinen Lehm- und Schlammanschwemmungen vergräbt, welche den dadurch erzeugten Nachteil in ihrer Fruchtbarkeit mehr als aufwiegen; allein auf der andern Seite führt er in seinen Geröllen ein reichliches Material zum Chausseebau mit sich, und zwar bis auf die letzten Hammerschläge zubereitet, indem das Wasser die Arbeit übernimmt, welche sonst das Feuer des Pulvers beim Felssprengen so mühsam auszuführen hat. Nirgends ist der Boden unwegsamer, als an den flachen Ufern eines Stromes; aber die Elbe, welche hier die Füße der Menschen und Tiere und die Räder der Wagen auf den grundlosen Wegen versinken sieht, hat dies in ihrem Oberlaufe vorausgesehen, und was sie zum Bau der Wege hier nicht brauchen kann, führte sie ohne Achse und Kahn der Niederung zu. Was es in der ganzen Bitterkeit der Thatsache heißt, fern von einem Flusse kein Material zum Wegebau haben, davon ist z. B. das südliche Texas ein sprechendes Beispiel.

7.

Aber die Elbe hat sich nicht bloß ihre Straßen, sondern auch ihre Brücken und Dome gebaut, und dadurch für tausende von Menschen, Tieren und Wagen eine lohnende Industrie geschaffen. Hätten wir die Elbe nicht, so hätten wir die pirnaischen Sandsteine nicht, deren Profil sie so lockend dem Hammer und dem Meißel zeigt. Freilich gäbe es auch ohne sie diese herrlichen Bausteine, aber sie würden tot und unbenutzt im Schoße der Berge ruhen. Als daher die Elbe das linke von dem rechten Ufer schied, verband sie dieselben sofort durch diese Trennung, und die Brücken von Dresden, Meißen, Riesa, Torgau u. s. w. sind die schlagenden Zeugnisse dieser Wahrheit, die Auflösung jener Paradoxie, daß die trennende Kraft zugleich die verbindende sei. Wasser war die Wiege des wohlthätigen Steines, Wasser ist sein Lebensweg, Wasser das Ziel seiner Aufgabe, und diese Harmonie sich gegenseitig korrigierender Thatsachen dürfte nicht in demselben Grade der Vollendung bei jedem Flusse gefunden werden, wie sie bei der Elbe auftritt. Doch diese hat durch ihren Sandstein auch die prächtigen Dome an ihren Ufern, diese Brücken zwischen Himmel und Erde gebaut. Gäbe es keine Elbe, so gäbe es auch keine katholische Kirche in Dresden, keinen protestantischen Dom zu Magdeburg, vielleicht keine Festungen zu Torgau und Magdeburg! Und welche gewaltigen Konsequenzen lassen sich knüpfen an diese Werke des Krieges und des Friedens, zumal wenn wir die Geschichte zu Hilfe nehmen, so weit ihre Stätte das Elbthal gewesen ist! Ferner: die Elbe speist hunderte von Ziegelöfen mit einer Thonerde, welche

für diesen Zweck nicht besser sein kann. Diese Ziegelsteine bilden nicht minder wie die Felsblöcke von Pirna einen beträchtlichen Teil der Elbschiffahrt.

Gehen wir zu dem Pflanzenreiche über, so bedeckten zwar in früheren Jahrhunderten weit zahlreichere Holzflöße den Spiegel der Elbe; allein noch gegenwärtig gehört dieser Industriezweig zu einem hervorragenden Erwerbsquell der Elbanwohner, obgleich die das meiste Holz liefernden Wälder vorzugsweise an der Moldau, so wie an der Saale (im Frankenwalde) u. s. w. wachsen. Bekanntlich werden hunderte von böhmischen Kähnen samt dem Inhalte in Berlin verkauft und dann weiter zu Holzarbeiten verwendet. Neben dieser Industrie des Nadelholzes steht die des Weidenholzes, welches den Elbanwohnern die Erwerbsquelle der Korbflechterei darbietet. — Einen weit höhern Anteil an der gewerblichen Arbeit der Elbe und ihres engeren Gebietes haben indessen die eigentlichen Kulturgewächse, von den Ölfrüchten und dem Weizen der „Auen" bis zu den Gemüsen der „Dithmarschen". Zwar haben diese Weizenbauern einen kürzern Weg bis zu einem sichern Markte, als ihre Nachbarn, allein dafür haben sie auch zum Teil eine längere und schwierigere Arbeit bei dem Feldbau. Während in anderen Ländern die herkulische Keule längst der Mythe und dem Räuber überlassen worden ist, wird sie hier noch immer geschwungen, um die centnerschweren Schollen zu zerschlagen, welche sich in dem Boden bilden, wenn derselbe erweicht gewesen ist und dann schnell trocknet, so daß Risse entstehen, in welchen man die Beine brechen kann. Dies und noch manches andere in den Ackerinstrumenten, in der Düngung, in der Fruchtfolge u. s. w. ist dem Nachbar auf dem Höhenfelde gänzlich unbekannt. Eine Folge des schweren Bodens, so wie der reichen Wiesen ist der stärkere Zugviehbestand. Man kann hier nur schwere Pferde und schwere Ochsen brauchen, und wo diese Tierklasse schwerer und zahlreicher ist, da pflegen es auch andere zu sein. Was aber diesen Vorteil erzeugt, hat auch manchen Nachteil im Gefolge, wohin z. B. die Wasserböden für den Fall einer Überschwemmung, die oft weniger schmackhafte Milch, die nicht selten eintretenden Krankheiten u. s. w. gehören. Also auch hier wirkt der Strom ausgleichend, d. h. vermittelnd.

Eine sichtbare, wir dürfen sagen, die am meisten sichtbare und in die Augen fallende Vermittelung, ist in den Brücken gegeben, deren Bauart, Zahl, geschichtliche Entstehung u. s. w. bei jedem Flusse eine andere zu sein pflegt, und zu dessen charakteristischen Eigentümlichkeiten sie gehören. Wir behaupten, daß man an der Größe der Fenster einem Gebäude das Alter ansehen könne: je kleiner jene, desto höher dieses. So ist die Zahl der Brücken an einem Flusse der Maßstab nicht bloß für seine Breite und Stärke, sondern auch für die Größe seiner industriellen Bedeutung, und zwar früher mehr in geradem Verhältnis als gegenwärtig, wo bei sehr breiten Strömen das Dampfschiff die Brücke vertritt. Dennoch machen die großen Städte, diese Konzentrationspunkte für ein bestimmtes Gebiet mit den in ihnen mündenden Straßen, namentlich mit den Eisenbahnen, den Brückenbau auch über große Flüsse immer mehr notwendig, so daß diese früher nur in ihrem Ober-

und Mittellaufe Brücken hatten, gegenwärtig aber sich mit ihnen auch in ihrem Unterlaufe bedecken. Beweise dafür bei der Elbe sind die in der neuesten Zeit entstandenen Brücken bei Harburg, Lauenburg, Dömitz, Schönhausen, Magdeburg, Riesa und Meißen, so daß die Elbufer von Dresden abwärts jetzt durch 14 Brücken verbunden sind, wovon auf die Provinz Sachsen allein 7 fallen. Kannte die frühere Zeit fast nur hölzerne Brücken, so hat die neuere Zeit steinerne resp. eiserne geschaffen, und jene (z. B. bei Torgau und Wittenberg) durch diese ersetzt. Aber dieser Vergleich der Zeit ergiebt noch manche andere Differenz; so sind es jetzt bei der Elbe meist die Lokomotiven, welche die Brücken aus dem Wasser steigen lassen (wie bei den obigen), während z. B. die Brücke bei Torgau, welche das Mittelalter baute, ein religiöses Motiv hatte, nämlich die Steuer für die in der Fastenzeit gestattete Butter.

Während wir von den sogenannten Fähren hier nur so viel sagen wollen, daß sie wegen der Unbequemlichkeit, Kleinheit und Art der Bewegung, wegen der damit verbundenen Gefahren, wegen der Unerfahrenheit der meisten Fährleute im Schwimmen u. s. w. meist recht mangelhafte in der Entwickelung zurückgebliebene Transportmittel sind, wie sie wohl kaum bei einem andern norddeutschen Flusse gefunden werden, gedenken wir noch der Schiffmühlen, welche ebenfalls an vielen Gebrechen leiden, wohin z. B. ihre Neigung zum Verbrennen gehört. Die Zeit ist noch nicht lange her, wo man's einem solchen Dinge oder einem gewissen Gesicht ansehen konnte, ob der „Zufall" bald neben dem eisernen Anker auch nach dem Feueranker der Rettung greifen werde. Das gab zwar ein herrliches Schauspiel, wenn die brennenden Balken elbabwärts fuhren und das Wort wahr machten: die Elbe brennt; allein die Nichtversicherten verbaten sich dieses Feuerwerk, und seitdem die Schiffmühlen — wir nehmen viele aus — das Vergnügen der abgesonderten Assekuranz haben, außerdem durch Dampfmühlen und Dampfschiffe vielfach beeinträchtigt worden sind, dürfte eine Zahl derselben bald auf den Aussterbeetat gesetzt werden.

8.

Die vergleichende physikalische Geographie der neuesten Zeit hat bezüglich der Frage nach der Abhängigkeit der geistigen Physiognomie des Menschen von der Naturbeschaffenheit seines Wohnorts höchst beachtenswerte Resultate, einen bleibenden Gewinn für die Wissenschaft, zutage gefördert. Wir erinnern beispielsweise an die Vorlesungen von Guyot, worin eine Übersicht der neuesten Resultate gegeben ist. Wenn nun hier in großen Zügen die von den physischen Bedingungen abhängige geistige Signatur der Europäer im Unterschiede von den Asiaten, der Südeuropäer im Unterschiede von den Nordeuropäern (d. h. denen, welche nördlich von den Alpen wohnen) u. s. w. entworfen wird, so ist es freilich eine andere Aufgabe, diese Vergleiche zwischen dem Menschen verschiedener Flußgebiete aufzustellen, welche einer so homogenen Ebene, wie die norddeutsche ist, angehören. Denn soll der Elbanwohner in seiner geistigen Eigentümlichkeit hervortreten, so kann dies nicht dadurch

geschehen, daß man ihn neben den Fellah des Nil oder den Yankee des Mississippi stellt, sondern dadurch, daß ihm etwa der Mann von der Weser, der Oder u. s. w. als Folie und Maß dient. Wollte man in aller Gründlichkeit den Vergleich ausführen, so müßte man die vier Parallelen mit der Oder, der Weser, der Donau und dem Main, resp. Rhein ziehen, und würde in dieser schulmeisterlichen Gründlichkeit ein ganzes Buch füllen. Übrigens wohnt, zum mindesten gegenwärtig, in dem weitern Elbgebiete kein einziges homogenes Volk, dessen innere Unterschiede gegen die Unterschiede zwischen ihm und den Nachbarn entschieden in den Hintergrund träten, und so weit geschichtliche Kunde zurückreicht, ist niemals die Grenze eines Volksstammes mit der Wasserscheide der Elbe zusammengefallen. Und das ist ganz natürlich, denn dieses 3000 (näher 2800—2900) □Meilen umfassende Gebiet grenzt sich von seiner Nachbarschaft durchaus nicht überall durch scharf markierte Linien, etwa hohe Gebirgskämme, ab, wie dies z. B. bei dem Po der Fall ist. Eine abgeschlossene Landschaft bietet die Elbe nur in ihrem Oberlaufe, also in Böhmen, sowie auf der Westseite eine Strecke weit gegen das Weserterrain. Aber selbst im böhmischen Kessel ist der einheitliche Volkscharakter in die Nationalitäten der Czechen und der Deutschen gespalten. Der Anwohner des untern Nil hat auf der einen Seite das Meer, auf der andern die von seinem Grund und Boden total verschiedene Wüste, welche scharfe Ränder bietet; der Acker hört genau da, wohin das Nilwasser nicht mehr reicht, auf, Früchte zu tragen; der Mensch, der sich zur Wüste wendet, fühlt sich immer wieder auf den Nil zurückgeworfen; dieser Fluß ist sein Eins und sein Alles; hörte der Nil auf zu fließen, so müßte Ägypten und der Ägypter ohne Rettung zu Grunde gehen. Dieses absolute Abhängigkeitsverhältnis findet weder im Mittel- noch im Unterlaufe der Elbe statt, was nämlich das gesamte große Wassergebiet betrifft.

Anders steht es um das speziellere Elbgebiet, um das Elbthal in der engern Bedeutung des Wortes, also da, wo der Fluß seine unmittelbare Anziehungskraft ausübt und der Mensch seine Wogen sieht und rauschen hört, wo er oder mindestens sein Acker aus diesem Kelche trinkt. Hier ist die Menschennatur zunächst im allgemeinen eine Fluß- oder Wassernatur, um sie noch genauer zu bezeichnen und, was sie eigentlich ist, als die Diagonale zwischen Land und Wasser darstellend, eine Amphibiennatur. Wer täglich das perpetuum mobile eines großen Wassers, also das Bild der Unruhe, der eilenden Zeit, vor Augen hat, und auch im härtesten Winter auf die Eisdecke des Stromes mit einem Gefühle tritt, welches ihm sagt, daß er auf einer erstarrten Schlange steht, welche in jedem Augenblick erwachen und ihn überfallen kann, wer stündlich darauf bedacht sein muß, wie er Weib und Kind, Haus und Feld, welche dem Wasser ihren Wohlstand verdanken, gegen die Überfälle der belebenden Kraft schütze; wer in den frischen Gewässern eines Stromes das stärkende Wellenbad nimmt und in seinen Sumpfmiasmen, in seiner allzu wasserhaltigen Atmosphäre sich leicht das Fieber holt, welches das handgreifliche Bild von den Wechseln des

Guten und Bösen ist; wer immer auf der schwankenden Wellenlinie zwischen Land und Wasser steht: der muß in seiner geistigen Natur sich unterscheiden von dem, welcher den Anblick starrer Felsen und gewaltiger Bergmassen hat und das Flußfahrzeug gleich dem Wechselfieber, dessen Äquivalent für ihn das Nervenfieber ist, nur vom Hörensagen kennt; welcher seine Dämme nicht parallel mit den Wasserläufen, sondern in senkrechter Richtung gegen sie zieht, um die Gewässer aufzuhalten, daß sie seine Mühlen treiben. Daher auch an der Elbe ein volubler, beweglicher, für Neuerungen empfänglicher Volkscharakter, wobei wir selbstverständlich diejenigen Striche ausnehmen, wo die Elbe entweder noch zu ohnmächtig, d. h. ein Bach ist, oder bereits den Seecharakter angenommen hat. Ein Fluß ist das Bild, darum das Vorbild der Arbeit; die Elbanwohner sind fleißige, thätige Leute. Zwar ist die Aussaat ihrer Arbeit vielfach der Einsatz in eine Lotterie, aber auf der andern Seite auch wiederum eine sichere Quelle des Wohlstandes, und wo dieser waltet, da findet sich ein gewisser Geldstolz ein, sofern er nicht durch die Macht einer höhern geistigen Bildung neutralisiert wird.

Gilt das Vorhergehende im allgemeinen von den Elbanwohnern und im besondern von der ländlichen Bevölkerung, ohne daß man von diesen eine hervorstechende Eigentümlichkeit aussagen kann, so nehmen dagegen die Städte mehr eine charakteristische Farbe, die Elbfarbe, an. Die eigentlichen Elbstädte beginnen erst mit Dresden, und es können als solche nur die größten in Betracht kommen. In Dresden hält sich die Elbe den Spiegel ihres lieblich-romantischen Wesens vor; Dresden mit seinen höflichen, gefälligen, sächsisch-gemütlichen Bewohnern faßt die Elbe, das Thal, die Höhen in eins zusammen; daher mußte hier die Kunst der Plastik, der Malerei, der Tonkunst, der Poesie gedeihen und die Fremden von weit her locken. Weder der Fluß, noch der Berg dominiert hier einseitig; das Thal ist die glückliche Vermittelung und die Stadt die schöne Mitte. Das Auge hat nicht den Anblick schwerer Last- und Kauffahrteischiffe, welche ausgeprägte Bilder des Materialismus sind; es hat den Genuß der leichten, zierlichen Dampfschiffe, deren Dimensionen mit den benachbarten zierlich schmucken Uferpartieen harmonieren. Kann Meißen als eine Vorstadt von Dresden, als das nach der norddeutschen Ebene führende Thor der sächsischen Hauptstadt betrachtet werden, so beginnt mit Torgau ein mehr exklusiver Wassercharakter. Wie Torgau neben dem jetzt entschwundenen Ruhme des Bieres und des Zwiebacks zu dem Ruhme der Grobheit gekommen sei, kann hier nicht erörtert werden; vielleicht daß hier zuerst der Unterschied zwischen sächsischer Weichheit und preußischer Härte hervortrat, wie auch die Elbe hier zum ersten Male die Fassung des straffen preußischen Geistes annimmt. Ferner liegt Wittenberg an der Elbe und diese hat in den ersten Jahrzehnten die Reformation zu Berg und zu Thal bis an ihre beiden Endpunkte getragen, so daß selbst Böhmen protestantisch ward. Man kann, seitdem Böhmen aus dem deutschen Reiche geschieden, im vollen Sinne sagen, daß die Elbe der protestantische Strom Deutschlands sei. Noch mehr! sie ist der größte prote-

stantische Strom der Welt. Denn obgleich der Protestantismus an der Elbe nicht die Energie gehabt hat, in Böhmen die Zurückführung in die katholische Kirche, in Sachsen die Bekehrung des Fürstenhauses zu derselben zu hindern, so ist dennoch die Elbe der größte Fluß, welcher vorwiegend dem Protestantismus angehört. Wenn wir uns erinnern, wie schnell Luthers Wort in Sachsen und Böhmen Eingang fand, wie Torgau die Amme, Wittenberg die Mutter des Protestantismus war, wie ernst es Magdeburg mit dem Protestieren bis in die neuere Zeit genommen, hat wie überwiegend in Hamburg die lutherische Konfession ist, wie also gerade hier eine Reihe protestantischer Burgen sich gebildet hat, so dürfen wir wohl mit gutem Recht die Elbe den protestantischen Strom der Welt nennen. In Hamburg geht der Elbcharakter in den Seecharakter, der spezielle deutsche Geist in eine Art von Kosmopolitismus über, obgleich es die Elbe gewesen ist, welche Hamburg von A bis Z zu Hamburg gemacht hat. Dagegen hält sich Magdeburg weit genug vom Meere entfernt, um sich eben recht eigentlich und fest an die vorüberziehende Freundin zu halten. Außer der Elbe dominiert hier keine charakteristische und einflußreiche Naturmacht; der Harz ist zu weit entfernt, die Bodenfruchtbarkeit zu weit nach rechts und links verbreitet, die geognostische Beschaffenheit nicht charakteristisch genug, die Festung zum großen Teil eben ein Kind der Elbe, der Katholizismus nicht massenhaft und nahe genug, um seinerseits ein bemerkbares Element zu bilden. Daher tritt der Protestantismus nirgends so einseitig auf als in Magdeburg; früher mehr positiv, ist er hier jetzt mehr negativ, d. h. ein formelles Protestieren geworden. Aber für das aufgegebene Positive in der Religion hat diese Elbstadt ein anderes positives Element, den Materialismus des Handels und somit des Geldes, in sich aufgenommen. Sie ist auch in dieser Hinsicht die eigentliche Elbstadt, eine Position, welche früher Wittenberg einnahm.

Wenn in früheren Jahrhunderten, man darf sagen bis auf die Gegenwart, der Gang der Kultur dem Laufe der Flüsse folgte, so wird zwar in der Zukunft dieses Gesetz', weil es ein physisch bedingtes ist, nicht absolut beseitigt werden, und das um so weniger, als ja auch die modernen Träger der Kultur, die Lokomotiven, welche recht eigentlich den Namen von der That führen, vielfach gezwungen sind, den Stromeinschnitten nachzugehen; aber diese Ausschließlichkeit der an den Flußlauf geknüpften Bildung ist für immer dahin und daher hat auch die Elbe für die Zukunft nicht mehr jene Bedeutung, wie ihre Vergangenheit sie besaß. Dennoch wird auch ferner die Elbe mithelfen, daß die Czechen germanisiert und die anliegenden Länder in eine Einheit verschmolzen werden.

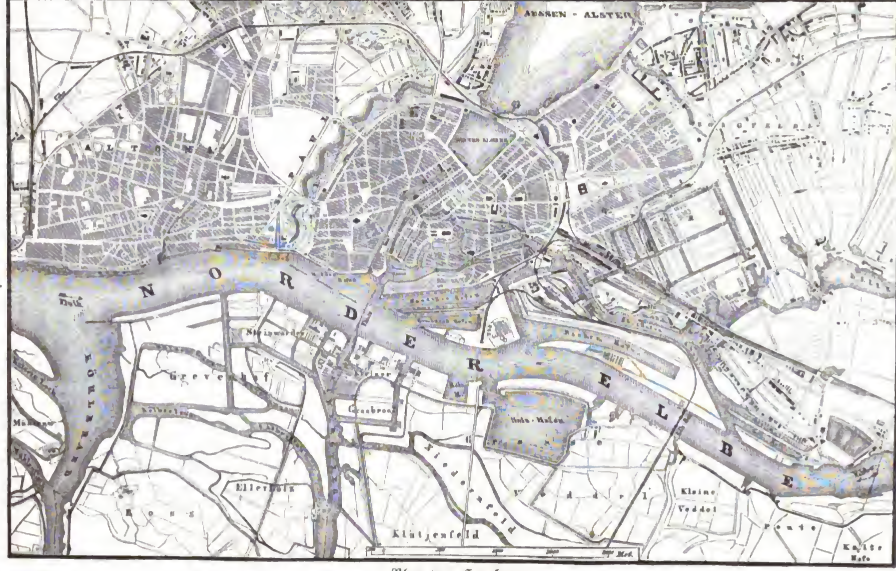
3. Hamburg.*)

Hamburg, nach Berlin die größte Stadt des deutschen Reichs, ist nicht nur die größte und bedeutendste Handelsstadt Deutschlands, sie ist der erste Fluß- und Seehafen des ganzen europäischen Kontinents, da ihr Gesamt-Handel gleich nach dem von London und Liverpool folgt, also die dritte Rangordnung unter allen europäischen Handelsplätzen einnimmt. Gegen 6000 Seeschiffe kommen jährlich in Hamburgs Hafen an; die Stadt selber, d. h. die Reeder derselben, besaßen Ende 1872 bereits 408 Seeschiffe, darunter 60 Dampfer. Zu Anfang des Jahres 1875 hatte Deutschland 299 Dampfschiffe; davon kamen auf Hamburg allein 102. Diese übertrafen die 117 Dampfschiffe, welche die ganze preußische Küste aufweist, in der Ladungsfähigkeit fast um das Dreifache, in der Maschinenkraft um mehr als das Doppelte. Im Jahre 1880 betrug die Gesamtzahl der Dampfschiffe des deutschen Reichs 374, wovon auf Hamburg 111, also fast ein Drittel kamen. Hamburgs jährlicher Import beläuft sich auf 1800 Millionen Mark; ihr Export ist höher zu berechnen. Der Handel dieser einen Stadt übertrifft die Ein- und Ausfuhr von ganz Holland und dem auf drei Seiten vom Meer umspülten Königreich Spanien. Die Handelsflotte von Hamburg ist achtmal größer als die von Belgien und noch einmal so groß als die von Dänemark und Belgien zusammengenommen.

Nach Hamburg, Bremen und Bremerhaven sollte jeder Süddeutsche und deutsche Binnenländer wenigstens ein Mal in seinem Leben wallfahrten, um der Tüchtigkeit und ausdauernden Kraft des niederdeutschen Volkes sich zu freuen, um die Macht und Herrlichkeit dieser alten Hansestädte, die ihre Freiheit und Selbständigkeit bis zur Gegenwart erhalten haben, zu bewundern, um das Leben und Weben in den Häfen in all seiner Größe und Mannigfaltigkeit anzuschauen und über die weit ausgreifende Thätigkeit dieser Hansestädte zu staunen. Hamburg und Bremen sind in noch höherem Maße zur See, was Frankfurt und Leipzig im Binnenlande sind und Augsburg und Nürnberg waren.

Ihre Lage ist aber auch höchst günstig. Beide liegen an Flüssen, die in die Nordsee münden, unfern der Mündung da, wo diese Flüsse sich zu weiten, dem Ozean zu öffnen beginnen, so daß sie an der Flut desselben Anteil haben. Bremen, an der kleineren Weser gelegen, welche größere Seeschiffe nicht heraufzubringen vermag, hat doch seinen Hafen nahe genug; die Einmündung der Geeste am rechten Ufer der Weser bietet vortreffliche Buchten zur Anlage von Häfen, welche die größten Seeschiffe empfangen können. Hamburg aber ist noch mehr im Vorteil, daß es den Hafen (die Häfen) unmittelbar vor der Thür und in seiner Mitte hat, da, gleichfalls am rechten Ufer, zwei Flüßchen, die Alster und Bille, in die Elbe münden und sehr praktikable Buchten erzeugen. Hamburg hat den größeren, volleren

*) Vom Herausgeber. (Zur Ergänzung des im 1. Teil mitgeteilten Artikels.)



Plan von Hamburg.

Strom, der ihm bei Flutzeit die größten Seeschiffe zuzuführen vermag; die Flut ist so mächtig, daß sie noch mehrere Meilen oberhalb Hamburgs bis nach Lauenburg hin zu spüren ist. Und doch sind's von Hamburg bis nach Kuxhafen, dem äußersten Hafen- und Lotsenort der freien Hansestadt am Ausfluß der Elbe, noch volle 12 Meilen!

Lübeck, das nur über die Trave, ein Küstenflüßchen der Ostsee, gebietet, mußte von seiner Höhe herabsinken, und konnte sich als Vorort der Hansa nicht mehr behaupten, sobald der Welthandel eine andere Richtung nahm und aus einem vorherrschend kontinentalen, durch Binnenmeere vermittelten, ein ozeanischer wurde. Da mußten Seestädte und Hafenorte emporkommen, welche zum atlantischen Meere leichteren Zugang hatten, als die demselben fast verschlossene Ostsee.

Zwar ist die ganze Nordseeküste von der Mündung des Rheins bis zum Ausfluß der Elbe von der Natur keineswegs begünstigt. Die lange Dünenkette, die einst das Meer aufgetürmt hatte und welche einen Schutz für das tiefliegende Küstenland bildete, ward von den Sturmfluten desselben Meeres wieder durchbrochen, es bildeten sich Düneninseln, die zum Teil wieder fortgeschwemmt oder überflutet wurden, und an vorteilhafte Hafenanlagen war auf dieser Flachküste nicht zu denken. Dennoch bildete sich der friesische Volksstamm, der das Küstenland des deutschen Meeres inne hatte, unter diesem beständigen Kampfe mit Ebbe und Flut, mit Versandung und Überschwemmung zu tüchtigen Schiffern und Lotsen aus, zu seegewohnten kühnen tapferen Männern, mit denen eine deutsche Handels- und Kriegsflotte Ehre einlegen kann. Und in Bremerhaven und Hamburg konnten, was an der Küste Frieslands nicht möglich war, Hafenanlagen zustande gebracht werden, die mit den besten in Europa wetteifern.

So überaus leicht wurde es auch den Hamburgern nicht gemacht; es war auch ihnen vorbehalten, zu zeigen, daß zu der Gunst der Lage, zu dem, was die Natur bietet, auch die Thatkraft und Ausdauer, die Entschlossenheit und Rührigkeit der Menschen hinzukommen muß, wenn etwas Großes geschaffen und die Größe behauptet werden soll. Zuerst galt es, die verschiedenen Arme, in welche sich die Elbe teilt, bevor sie Hamburg erreicht, einzudeichen und manche Durchstiche zu machen, um die Norderelbe (den nördlichen Arm) der Stadt zu sichern. Diese sendet noch einen Seitenarm in die Stadt, der wieder in einzelne Kanäle oder Fleete geteilt ist, welche, an die Wasserstraßen von Venedig erinnernd, den Transport der Waren auf Kähnen sehr erleichtern. Die aus dem holsteinschen Binnenlande kommende Alster bildet dicht vor Hamburg ein großes Wasserbecken — die Buten-Alster, d. h. die äußere — und sobald sie das Gebiet der Stadt erreicht hat, ein zweites kleineres — die Binnenalster —. Beide Becken sind durch eine der breitesten Brücken Deutschlands, die Lombardsbrücke, von einander geschieden. Auch dieses Flüßchen hat man zu „Fleeten“ benutzt, die alle in die Elbe führen. Zur Ebbezeit fast trocken gelegt, füllen sie sich mit Eintritt der

Flut und zahllose kleine Kähne schwimmen heran, ihre Warentransporte in die verschiedenen Speicher abzuliefern.

Auf diesem echt holländischen Terrain, auf einem von Flußarmen und Kanälen durchschnittenen, nur noch wenige Fuß über dem Meere liegenden Niederlande, zum Teil Heideland, zum Teil Sumpfboden und Sandfläche, die einem früheren Elbbette angehörte, hat sich eine der reichsten und mächtigsten, schönsten und prächtigsten Städte erhoben, der es sogar an landschaftlichen Reizen nicht fehlt. Welche Stadt hätte wie Hamburg in ihrer Mitte ein Alsterbassin! Dieses prächtige seeartige Wasserbecken, belebt durch Schwäne, Gondeln und eine kleine Dampfbootflottille, ist auf der einen Seite von der Palastreihe des alten, auf der andern Seite von den Palästen des neuen Jungfern-Stieges, auf der dritten von denen des Alsterdammes eingefaßt und von Spaziergängen eingerahmt, die durch eine doppelte Reihe schöner Lindenbäume beschattet werden. An lauen Sommerabenden, wenn hunderte kleinerer und größerer Fahrzeuge sich auf dem Wasser tummeln und tausende von Gasflammen aus dem dunkelblauen Spiegel ihr helles Licht zurückstrahlen, ist der Anblick dieses Stadtteils bezaubernd, feeenhaft. Auch im Winter fehlt es nicht am regsten Leben. Um die Mittagsstunden wimmelt es auf dem zugefrorenen Alsterbecken von Schlittschuhläufern und von der spazierengehenden und fahrenden eleganten Welt, welche die kühnen Bewegungen der rüstigen Jugend betrachtet. Zelte und Hütten, große und kleine, sind auf dem Eise errichtet, welche Erfrischungen aller Art darbieten.

An dem am meisten besuchten alten Jungfernstiege befindet sich der ca. 100 m lange Bazar, eine mit allerlei Bilderwerk gezierte mit fortlaufender Glaskuppel überwölbte Straße mit ihren reichen Kaufläden auf beiden Seiten. Die größten Hotels und Restaurationen reihen sich da aneinander. Am neuen Jungfernstiege, als Fortsetzung des alten, stehen die Bürgerpaläste mit den elegantesten Wohnungen dicht gedrängt.

Der frühere Festungswall, welcher die Stadt auf der Landseite umgab, ist jetzt in einen herrlichen Stadtgarten mit malerischen Aussichten verwandelt. Man braucht auf einer großen Tiefebene nur wenige Fuß Bodenerhebung, um der weitesten Umschau sicher zu sein. So an der Ostecke der Binnen-Alster. Dort steht, mäßig erhöht über dem Verkehrswege, die Kunsthalle auf der „Alsterhöhe", von der man einen reizenden Blick auf das Alsterbecken hat. Auf einem Hügelchen hinter der neuen Lombardsbrücke hat man einen schönen Blick über beide Alsterbassins. Zwei andere Höhenpunkte, welche reizende Aussichten gewähren, sind im Osten die Altmannshöhe, im Westen die Elbhöhe oder der Stintfang, von wo man auf den Hafen und die Elbe niederschaut und nach rückwärts einen Teil der Stadt überblickt. Man ist hier schon nahe der zwischen Hamburg und Altona gelegenen Vorstadt St. Pauli, welche ihrer erhöhten Lage wegen den stolzen, aber auch wegen der Ausgelassenheit der dort sich vergnügenden Matrosen berüchtigten Namen des „Hamburger Berges" führt.

Diese Vorstadt St. Pauli wäre allein schon groß genug, um die Haupt-

und Residenzstadt eines deutschen Fürstentums vorzustellen, denn sie zählte schon 1870 31,775 Einwohner.*) Sie ist, im Gegensatz zu dem feinen, eleganten, vornehmen Viertel der beiden Jungfernstiege, das plebejische Viertel, wo das „gemeine Volk" sich erlustigt und die Matrosen ihr Geld möglichst schnell verprassen, auch wohl aus anderen Ständen mancher lockere Vogel einfliegt, hat Überfluß an Tanzlokalen, Schaubuden, Karussells, Volkstheatern — man bekommt den Eindruck, als werde da alle Tage Jahrmarktsfest gefeiert. Es fehlt auch nicht an ansehnlichen Hotels und von dem hochgelegenen Wiezelschen Hotel hat man einen herrlichen Niederblick auf den Hafen, wo Schiff an Schiff sich reiht und ein Mastenwald emporragt. Fast bis unter die Fenster reichen die Landungsbrücken der Dampfschiffe und es ist da ein unaufhörliches Ein- und Ausschiffen und Sichkreuzen von Passagieren, Matrosen, Gepäckträgern, Ballen und Fässern, Kisten und Kasten.

Nur ein 2 m breiter Graben trennt St. Pauli von der Stadt Altona. Die Häuserreihen und Häusermassen nehmen kein Ende, nach welcher Richtung man sich auch wendet. Bis Blankenese sind's von Altona noch zwei Stunden. Dort haben sich die Norder- und Süderelbe und die Nebenarme wieder zu dem einen breiten und herrlichen Strom vereinigt, dessen Breite schon über eine halbe Stunde beträgt; vom hohen Uferrande schaut man wie von einem Vorgebirge nach Altona und Hamburg hinüber, auf die von Gärten, Villen und Palästen eingefaßten Ufer, auf den golfartig erweiterten blauen Strom mit seinen zahllosen Dampfern und Seglern; es ist ein Bild landschaftlicher Größe und Pracht, und von einem so bewegten Leben, wie es der Süden unseres deutschen Vaterlandes trotz seiner Seeen und Alpenherrlichkeit nicht zu bieten vermag.

Auch auf der Ostseite dehnt und reckt sich die Stadt und wachsen Straßen empor, wo vor ein paar Jahrzehnten nur erst vereinzelte Landhäuser standen. Die Außenalster ist auf allen Seiten mit Villen, duftigen Gärten und Häuserreihen besetzt; am östlichen Ufer dehnt sich die Vorstadt St. Georg (seit 1868 definitiv mit der Stadt vereinigt), der Wohnsitz reicher Kaufleute und gemächlich lebender Rentiers. Stattliche Häuserketten strecken sich bis Wandsbeck und Horn (1 Stunde östlich von St. Georg), und wie in nicht allzuferner Zeit Charlottenburg zu Berlin, werden auch Wandsbeck und Horn zu Hamburg gehören.

Am niedrigsten, zum Teil auf Sumpfboden, liegt die Altstadt, auf dem linken Ufer der Alster im Südosten, in welcher sich der Großhandel konzentriert. Am gleichen Ufer der Alster liegt etwas höher die Neustadt, westlich nach Altona hinübergreifend, den Überschwemmungen bei Hochflut enthoben. Doch hat man auch in der Altstadt durch Höherlegung der Straßen die Gefahr möglichst beschränkt. Beide Stadtteile mit ihren engen Straßen und den aus Fachwerk mit Ziegelsteinen aufgesetzten Häusern sind

*) Die Einwohnerzahl Hamburgs betrug nach der Zählung vom 1. Dez. 1880: 290,055 — des ganzen Stadtgebietes 454,041 Seelen.

schlecht gebaut. Der große Brand von 1842, welcher 1749 Wohnhäuser, 1508 Säle, 488 Buden, 474 Kellerwohnungen verzehrte, hat jedoch von der Altstadt die krummen engen Straßen und Schlupfwinkel hinweggenommen und auch die ungesunden Kellerwohnungen getilgt oder doch zur Verbesserung genötigt und so ist nun zwischen Alt- und Neustadt der Neubau entstanden mit moderner Eleganz und Regelmäßigkeit, Schönheit und Bequemlichkeit. Den Glanzpunkt, das Alsterbassin mit den beiden Jungfernstiegen, haben wir bereits genannt. Die ehrwürdigen alten Kirchen St. Petri und St. Nicolai, letztere am Hopfenmarkt, welche mit abbrannten, sind durch Neubauten in gotischem Stil ersetzt worden, welche der Stadt alle Ehre machen und zeigen, daß der Hamburger nicht bloß für Gelderwerb Sinn hat, sondern auch seinen Reichtum würdig anzuwenden weiß. Namentlich die aus hartem Sandstein, der eine ins feinste ausgearbeitete Ornamentik erlaubt, aufgeführte Nicolaikirche, deren Inneres von schwarzem und weißem Marmor belegt, deren Chor, Altar und Kanzel mit Säulen von farbigem Marmor geschmückt sind, während über dem Altar ein Christus am Kreuz und unter demselben ein Reliefbild, Christus am Ölberge betend, aus weißem Marmor ausgeführt ist — und mit ihrem schönen 144,2 m hohen, den Straßburger Münster also an Höhe übertreffenden — Turme ist wohl unter allen kirchlichen Bauten im Norden Deutschlands der schönste und einer der großartigsten und prächtigsten Neubauten Europas. Die größte Kirche von Hamburg liegt in der Neustadt auf dem höchsten Punkte der Stadt; es ist die Michaeliskirche (auf vier kolossalen Tragepfeilern ruhend) mit einem 120 m hohen Turm. Sie wurde in der Mitte des vorigen Jahrhunderts an der Stelle der alten vom Blitz getroffenen und in Asche gelegten erbaut. Von älteren gotischen Kirchen hat Hamburg nur die Katharinen- und Jakobikirche, die vom Brande verschont blieben.

An Bildungsanstalten für Wissenschaften und Künste fehlt es der großen Hansestadt nicht. Ihr Johanneum (von Bugenhagen am 24. Mai 1529 in dem Johanneskloster eingeweiht) ist eine seit der Reformation hervorragende Lateinschule gewesen, die sich jetzt in eine gelehrte Schule (Gymnasium) und in eine Realschule gliedert; mit dem früheren akademischen Gymnasium sind polytechnische und Lehrerbildungsanstalten verbunden, so daß es nun in ein akademisches und Real-Gymnasium sich gliedert. Die Hebung des Volksschulwesens wird vom Senat wie in Bremen eifrig gefördert, an Privatbildungsanstalten für Knaben und Mädchen ist kein Mangel und der Name mancher ihrer Vorsteher hat auch im deutschen Reich guten Klang.

Vor dem Dammthore (nach der Binnenland- oder Ostseite) liegen der botanische Garten und hinter den Friedhöfen der zoologische Garten. Auch an einem wohl ausgestatteten Aquarium, für welches einer Seehandelsstadt wie Hamburg die reichsten Mittel zu Gebote stehen, fehlt es nicht.

Daß in einer so mächtigen und thätigen Handelsstadt wie Hamburg eben der Handel den Lebensnerv bildet, daß alle Energie seiner Bewohner sich auf den Handel und die mit ihm zusammenhängende Industrie vorzugs-

weise richtet, ist selbstverständlich. In einer kleinen Landstadt die eine Universität hat und von den Studenten lebt, dreht sich alles um das Universitätsleben; in der Hauptstadt eines kleinen Königreichs oder Herzogtums bildet der Hof des Fürsten den Mittelpunkt, wenn auch, wie das in unserer Zeit nicht anders sein kann, die Industrie gleichfalls sich geltend macht. In der Haupt- und Residenzstadt Berlin ist zwar der Hof immer ein Mittelpunkt, aber es vereinigen sich alle übrigen Lebensinteressen der Industrie und des Handels, der Kunst und Wissenschaft mit den politischen und militärischen, regierungs- und verwaltungsmäßigen, so daß weder der Hof allein, noch die Universität allein, noch die Industrie allein, noch die parlamentarische Thätigkeit allein auf bevorzugte Geltung Anspruch machen kann. In Städten aber wie Hamburg und Bremen ist das ganze Leben so zu sagen in den Handel eingetaucht; dieser bildet den belebenden Odem, den nie intermittierenden Pulsschlag, der nicht minder im Centrum wie auf der äußersten Peripherie zu spüren ist. Hamburg würde seinen Charakter, seine Macht, seine Bedeutung verlieren, wenn es anders wäre. Das Bewußtsein davon durchdringt jeden Hamburger und nicht am wenigsten die Karrenführer und Lastenträger, die, gut bezahlt, den umherschlendernden Reisenden fast verächtlich wie einen Müßiggänger betrachten und, wohlwissend, daß Zeit Geld ist, ihm kaum Rede stehen. Eine Stadt wie Hamburg giebt auch dem Handwerker und tüchtigen Arbeitsmann Verdienst genug, so daß wer Kraft, Fleiß und guten Willen hat, auch eine ehrbare Existenz gewinnen kann. So durchdringt das stolze republikanische Selbstgefühl, das Bewußtsein, ein freier Hamburger zu sein, nicht minder den Holzhauer wie den Millionär.

Das seelische Centrum dieses Lebens ist in der neuen Börse auf dem Adolfsplatze. In dem furchtbaren Brande von 1842 fielen die alte Börse, die Börsenhalle und die Bank der Zerstörung anheim; doch war bereits einige Jahre vor der Feuersbrunst der Bau der neuen Börse begonnen — an der Stelle des ehemaligen Maria-Magdalena-Klosters. Es ist ein Prachtgebäude von 75 m Länge und 54 m Breite. Der für das Börsenpublikum bestimmte innere Raum hat noch die imposante Länge von 38 m, eine Breite von 18 m und eine Höhe von 23 m. Er ist auf allen vier Seiten von Bogengängen umgeben und von oben durch große Fenster erleuchtet. An den Seiten befinden sich die Geschäftszimmer und Mäklerkontore. Zwei Haupt- und zwei Nebentreppen führen zu den oberen Räumen, zur Börsenhalle samt Lesezimmern. Da der Raum noch nicht genügte, so ward an den Hauptbau noch ein Flügel angebaut — auf der südöstlichen Seite. Ein zweiter Flügel auf der nordwestlichen Seite ist im Plan.

Die Kommerzbibliothek, welche reich ist an geographischen, statistischen und geschichtlichen Werken, ward 1873 in genannten Nebenflügel verlegt. In dem mächtigen Börsensaale kommen alle Tage drei bis viertausend Menschen aus der Handels- und Geschäftswelt zusammen; da wimmelt es von Käufern und Verkäufern, welche ihre Waren: Zucker, Kaffee, Gewürze, Holz, Seiden- und Wollstoffe, Kunstgegenstände aus aller Herren Länder anbieten oder verlangen.

Selbst Gold und Papiere werden zu Waren, mit denen spekuliert und Handel getrieben wird. Die Mäkler sind besonders rührig und in steter Bewegung, schreiben stehend oder auch im hastigen Schritt ihre Kurszettel, suchen hier zu überreden, dort zu schlichten, sind aller Aufträge gewärtig und haben für alle Fragen eine Antwort. Das Hamburger Adreßbuch weist an 60 verschiedene Arten Mäkler auf, die nicht bloß die Geschäfte anderer vermitteln, sondern auch auf eigene Rechnung oft ganze Schiffsladungen ankaufen, mitunter schon, bevor noch das betreffende Schiff den Hafen erreicht hat.

Es ist höchst interessant, in dem Börsensaale das Gebahren und den Gesichtsausdruck der sich hier zusammenfindenden Männer zu studieren. Die ruhige Würde des durch redlichen Fleiß Reichgewordenen, die stolze Sicherheit des Millionärs, der über Hunderttausende verfügt, als hätte er bloß mit Ziffern zu thun; die Hast und Unruhe des Gefährdeten und Unsicheren; die angenommene Zufriedenheit und bloß maskierte Ruhe des einen, die lauernde List des anderen: es entgeht das alles dem geübten Auge nicht. Dort steht ein so eben angekommener Schiffskapitän, mit gespreizten Beinen wie auf dem Verdeck seines Schiffes stehend, den breiten Hut in die Augen gedrückt und beide Hände in den Rocktaschen, vor seinem Reeder, dessen Schiff und Ladung er glücklich heimgebracht. Es ist ein junger elegant gekleideter Mann mit schönen ernsten Zügen; daneben sehen wir seinen Bruder, älter, gebräunt von der tropischen Sonne — er hat als Cargador der Ladung zwei Mal den Äquator passiert! Das sind Kaufleute, die kennen Welt und Leben, ihr Blick umfaßt die Verhältnisse aller Erdteile, ihre Kontore liegen an den fernsten Gestaden des Ozeans, wo man ihre Namen nennt und kennt wie in Hamburg selber! Wie kleinlich sind damit verglichen alle Börsengeschäfte des Festlandes und drehten sie sich auch um Millionen in Staatspapieren! Ein solcher Geld- und Papierhandel verengt und erkältet das Herz, während ein Hamburger Kaufmann mit seinem Handel die Welt umfaßt.

Wer mit einem geistigen Blicke alle die Geschäfte, die in den zwei Börsenstunden von 1—3 Uhr abgemacht werden, überschauen könnte, der würde sich eine ungefähre Vorstellung von der Bedeutung einer Handelsstadt wie Hamburg bilden können. Was sich aber hier dem nicht geschäftskundigen Auge entzieht und hinter hieroglyphenartigen Ziffern und Zeichen verbirgt — im Hafen mit seinem Gewimmel von großen und kleinen Schiffen tritt es ihm anschaulich, so zu sagen in handgreiflicher Größe entgegen. Wer aus dem Inneren Deutschlands sich hier zum ersten Mal der Nordsee nähert und den Odem des Ozeans spürt, obwohl er noch weit von der Küste entfernt ist, dem weitet sich auch mit dem sich weitenden Elbstrom, der die gewaltigen Dampfer und hunderte von Segelschiffen heimführt, das Herz. Und wenn er auf winziger Jolle in den Hafen hinein zwischen den stolzen Dreimastern hindurch sich rudern läßt und die mächtige Hansestadt durch einen Wald von Masten und lustigwehender Wimpel erschaut, wenn er diese unabsehbaren Massen von Waren aus allen Erdgürteln, dieses Getümmel und

Gewimmel von Matrosen, Kaufleuten, Reisenden und Auswanderern, die in allen Zungen reden, erschaut, dann wird er auch von einem Gefühl des Staunens nicht nur und der Bewunderung, sondern auch vom stolzen patriotischen Gefühl erfüllt werden, daß diese Welthandelsstadt Hamburg eine deutsche Stadt, eine Perle des deutschen Reiches ist.

Am Süd-Ostende der Stadt bildet der mit der Bille vereinigte Elbarm den sogenannten Oberhafen für die stromabwärts nach Hamburg kommenden Schiffe; im Süden der Stadt bildet die Norderelbe den gegen den Eisgang sicheren Niederhafen, der wieder sich in den äußeren und inneren (Binnen-) Hafen gliedert. Am äußeren, mit 6 m Tiefe, liegen die Landungsplätze der Hamburger-Amerikaner Dampfschiffe; der Binnenhafen, mit 5 m Tiefe, ist für kleinere Seeschiffe bestimmt. Er liegt in schlauchförmiger Gestalt zwischen der mittleren Stadt und einer langen schmalen nach Westen streichenden Halbinsel. Südlich von derselben hat man (auf dem sogenannten Grasbrook) zwei prächtige Docks angelegt, welche die größten Seeschiffe aufzunehmen imstande sind. Der erstere und längere hat den Namen „Sandthorhafen“ erhalten; er ist von zwei prächtigen Kaien (dem Sandthor- und Kaiserkai) eingefaßt, an welche die großen Schiffe unmittelbar anlegen und löschen können, Schienenstränge führen die Waren sogleich weiter nach dem Berliner und Pariser Bahnhofe. Der zweite Dock hat den Namen „Grasbrookhafen“ erhalten. Was noch vom Grasbrook übrig geblieben ist, trägt die Gasanstalt. An den östlichen Rand dieses Festlandstückes grenzt der Magdeburger- und Brookthorhafen. Gegenüber am linken Uferrande des Stromes ist der kleine und große Holzhafen.

Die soliden riesigen Kaie, äußerlich als kahle aus dem Wasser aufragende Wunder sich darstellend, mit Schuppen und Speichern besetzt, die auf Formenschönheit keine Ansprüche machen, sind dennoch wahre Muster und Meisterstücke der Wasserbaukunst, für deren Errichtung die Hamburger Millionen auf Millionen willig geopfert haben. Der neue im Februar 1875 eröffnete Kaispeicher hat 6 Stockwerke und vermag ein Warengewicht von 300,000 Centner zu tragen. Ein Turm desselben trägt den sogenannten Zeitball, der jeden Mittag genau um 12 Uhr nach Greenwicher Zeit fällt und den Schiffskapitänen im Hafen zur Regulierung ihrer Chronometer dient. Die mächtigen Krähne, welche die Waren aus den Schiffen in die Lagerräume heben und aus diesen wieder in den Schiffsraum, werden je nach der zu hebenden Last entweder durch Menschenkraft oder durch Dampfmaschinen in Bewegung gesetzt, welche gleich den Lokomotiven auf Rädern stehen. Das Ein- und Ausladen der schweren Warenballen geht mit einer Schnelligkeit und Präzision vor sich, die bewundernswert ist, namentlich, wenn ein Packetdampfer, der etwas verspätet angelangt ist, schnell entladen werden soll. Vor den derben, vierschrötigen, muskelkräftigen Kaiarbeitern, die unter Anleitung der Inspektoren mit sicherem Blick und Griff das Ein- und Ausladen besorgen, muß man Respekt haben; unter diesem urkräftigen Geschlecht fühlt man so recht das Stählende und Stärkende geregelter wichtiger und wuchtiger Arbeit.

Stellt man sich vor den neuen Kaispeicher oder noch besser, schaut man aus einem der oberen Stockwerke herab, so übersieht man links den Sandthor-Kai, in der Mitte den Kaiser-Kai, rechts den Dalmann-Kai, zu Ehren des unlängst verstorbenen Wasserbaudirektors so benannt.

*

Karl der Große hätte gar keinen bessern Punkt auswählen können, als er nach Niederwerfung der Sachsen auf dem linken Elbufer, auf dem rechten Ufer, da, wo die Alster einmündet, im Jahre 811 ein Kastell gegen die Slaven und sodann eine Kirche erbauen ließ, um auch das Ostufer der Elbe und die slavischen Völker daselbst zu christianisieren und zu germanisiern, und die nördliche Grenze seines weiten Reiches sowohl gegen die Normannen als gegen die Slaven zu schirmen, die beide oft genug Einfälle versuchten. Da das von ihm auf der Alsterhöhe angelegte Fort inmitten eines Waldes (altdeutsch Hamma) lag, erhielt es den Namen „Hammaburg", so viel bedeutend wie „Waldburg";

Die für Fischerei und Schiffahrt höchst günstige Lage zog bald sächsische (später holländische) Kolonisten herbei und so oft auch die ersten Ansiedelungen zerstört wurden, sie stiegen größer und fester wieder empor. Der Missionseifer der ersten Bischöfe trug nicht wenig zum Aufblühen des jungen Hamburgs bei, trotz aller Befehdung durch Normannen, Dänen, Obotriten, Wenden und andere slavische Stämme, die das heutige Jütland, Mecklenburg, Pommern und die Marken bewohnten. Heinrich I., der ruhmreiche Städteerbauer, der erste deutsche König aus sächsischem Geschlecht und sein Sohn Otto der Große, thaten viel zum Schutze des Ortes. Doch lag Hamburg zu fern an der äußersten Grenze des deutschen Reichs, ferne Kriegszüge beschäftigten die deutschen Kaiser und Könige und es mußte sich, so viel es vermochte, in allen Nöten selber helfen.

Schon im Jahre 847 war das Erzbistum Hamburg mit dem Erzbistum Bremen vereinigt worden, doch nahmen der größeren Sicherheit wegen die Erzbischöfe in Bremen ihren Sitz. Aber sie kamen oft nach Hamburg herüber und namentlich Erzbischof Adalbert von Bremen kam gern nach Hamburg und feierte daselbst die Oster-, Pfingst- und Muttergottesfeste. Er trug sich mit dem großen Plan, Hamburg zu einem nordischen Rom, zur Mutterkirche aller Völker des Nordens zu erheben.

Die Abwesenheit der Erzbischöfe kam den Bewohnern Hamburgs insofern zu statten, als sie die bürgerlichen Rechte und Freiheiten vor den erzbischöflichen Eingriffen retteten und sicherstellten, wie denn auch das in Hamburg gebliebene Domkapitel sich dem bremischen Erzbischof gegenüber immer selbständiger zu stellen wußte.

Zweimal war Hamburg dem gänzlichen Untergange nahe; im Jahre 1012, als die vereinigten Wendenfürsten mit ihren Heerhaufen heranstürmten, die Stadt anzündeten, die Einwohner niederhieben und, was der Klinge entkam, in die Gefangenschaft schleppten — und zu Anfang des 12. Jahrhunderts,

als der Wendenfürst Kruko ganz Nordalbingien mit Krieg überzog. Da übertrug Kaiser Heinrich IV. die nordalbingischen Gebiete dem Grafen von Schauenburg als Lehen und mit den Schauenburgern kam ein kräftiger Schutz wider die Überfälle der slavischen Horden. Auch die Einwanderung der Holländer gereichte Hamburg zum großen Nutzen. Die Überschwemmung der niederländischen Küsten durch den Einbruch des Meeres trieb viele fleißige Bewohner nach Hamburg, dessen Gegend sie anheimelte. Sie legten neue Deiche und Dämme an, machten sich um die Landwirtschaft verdient und von ihrer eigentümlichen Sitte, Sprache und Kleidung ging nicht wenig auf die Hamburger über.

Das Glück schien immer bald wieder gut machen zu wollen, was das Unglück den Hamburgern Übeles zugefügt. Eine mächtige Nebenbuhlerin Hamburgs, die reiche große Stadt Bardewiek am Nordrande der Lüneburger Heide, wurde beseitigt. Sie ward von ihrem eigenen Fürsten, Heinrich dem Löwen, zerstört, aus Rache für eine von der Stadt erlittene Unbill. Ein Teil der betriebsamen und handelskundigen Einwohner wandte sich nach Hamburg, das die Granitquadern der Mauern und Häuser Bardewieks kaufte, um sich selber damit feste Dämme gegen die Elbe zu bauen. Um die Anhöhe, der „Berg“ genannt, wo die erste Ansiedelung gegründet ward, reihte sich bereits ein ganzes Netz von Straßen, der Gewerbfleiß blühte und namentlich die „Kramer und Gewandschneider“ (Tuchfabrikanten) thaten sich unter den Gilden hervor.

Die Stadt war zwar im Jahre 1201 von dem Dänenkönig Kanut und seinem Bruder Waldemar erobert worden und wurde 1216 dem dänischen Statthalter, einem Grafen Heinrich von Orlamünde, verkauft. Dieser verkaufte aber wiederum seinerseits im Jahre 1224 seine Hoheitsrechte den Bürgern, und als der Schauenburger Graf Adolf IV. sein Land sich wieder zurückeroberte, war er großmütig genug, die Freiheitsbriefe den Hamburgern zu lassen und zu bestätigen. Dafür hat ihm die dankbare Stadt (nach Abschüttelung des napoleonischen Jochs) auf dem Wall am Steinthor ein Denkmal errichtet.

Die großen Hohenstaufenkaiser vernachlässigten in dem Maße, als sie sich in die italienischen Händel verwickelten, das viel geteilte und zerrissene Deutschland. Fehden und Räubereien der großen und kleinen Herren nahmen überhand und schädigten den Handel und Gewerbfleiß der Städte. Diese waren sich jedoch ihrer Stärke bewußt geworden. Im Jahre 1241 traten Lübeck und Hamburg zu einem Handelsbund (Hansa genannt) zusammen, deren Glieder sich zu gegenseitigem Schutz und Trutz verbündeten. Immer mehr Städte schlossen sich an, zuletzt zählte die Hansa über 80. Lübeck, der Vorort, wo die Abgeordneten der Hansa tagten, Braunschweig, Köln und Danzig standen an der Spitze und in den nächsten Jahrhunderten erlangte die Hansa eine solche Macht, daß sie in den skandinavischen Reichen Könige ab- und einsetzen konnte und von England und Frankreich gefürchtet war. Die Hansa war damals die erste Seemacht Europas und zeigte, was deutsches Bürgertum vermag, wenn es seine Kraft zu einem Zweck und Ziel zusammenfaßt.

Auf die glorreiche Zeit der Hansa darf jeder Deutsche mit Stolz zurückblicken; Hamburg hat die Macht und Herrlichkeit der freien Hansestadt bis in die Gegenwart sich gerettet, wenn ihm auch noch in diesem Jahrhundert die härtesten Prüfungen nicht erspart wurden; das Vordringen der Franzosen hatte 1803 die Blockade der Elbe durch die Engländer zur Folge, wodurch der Handel Hamburgs gelähmt ward. Dazu kamen die Opfer, die es den Franzosen durch erzwungene Anleihen bringen mußte und nach unaufhörlichen Gelderpressungen und Bedrückungen ward es 1810 dem französischen Kaiserstaat einverleibt! Die Handelsverbindung mit England hörte auf, der ganze überseeische Handel lag darnieder. Sobald die Kunde von der Vernichtung des französischen Heeres im russischen Feldzuge 1812 anlangte, schüttelten die Hamburger (1813) das französische Joch ab. Doch die Freude war vorläufig nur kurz, denn neue französische Heerhaufen unter Davoust drangen ein, besetzten die Stadt und übten neue grausame Erpressungen. Erst 1814, Ende Mai, räumten die Franzosen die Stadt, deren Verluste auf 210 Millionen Mark berechnet wurden. Dennoch erhob sich Hamburg nach langem Druck um so elastischer, und wenn auch der große Brand vom 5.—8. Mai des Jahres 1842 eine neue Störung und schwere Schädigung brachte, so war auch diese Kalamität für den kräftigen kleinen Freistaat nur ein vorübergehendes Gewitter. In den letzten Kriegen Preußens gegen Österreich und Deutschlands gegen Frankreich hat die alte und stets junge Hansestadt wacker auf deutscher Seite gestanden und im neu erstandenen deutschen Reich unter dem glorreichen Scepter der Hohenzollern hat sie den kräftigsten Schutz und die vollste Gewähr ihrer Freiheit gefunden.

So ist ihr ganzes L e b e n ein gesundes, frisches, volles, dem noch eine große Zukunft bevorsteht. Es ist diese Gesundheit und Kraftfülle vom Palast des reichen Senators bis zur Kellerwohnung des Diensthelfers zu spüren, sie umschlingt alle Stände, die als handeltreibendes Volk solidarisch mit einander verbunden sind. Hungerleider sind in Hamburg eine Seltenheit. Der Hamburger lebt gut und läßt gern, wie man sagt, etwas darauf gehen. Der Wohlhabende und Reiche will seines Reichtums auch froh werden, er gefällt sich im Luxus und liebt eine reichbesetzte Tafel. Die Lage Hamburgs kommt dieser Opulenz zu statten. Die Elbe spendet Lachse, im Winter Dorsche und Goldbutten auf der Axe (die im Sommer nicht genossen werden); aus den Süßwasserseeen Mecklenburgs und Holsteins kommen Brassen, Sandarten, Barsche, Pleeten, Rotaugen 2c. Die Nordsee liefert Austern und Hummern, Steinbutten, Kleiste, „Zungen", die Ostsee Krabben (Garnelen) und Flunder, welche man räuchert. Holstein liefert fettes Rindfleisch, Lüneburg Wildbret, Westfalen Schinken. Den Kaviar erhält man von russischen Schiffen aus erster Hand, die Westindienfahrer bringen Schildkröten. Der Stör, aus dessen Rogen der Kaviar bereitet wird, kommt in großen Massen auf den Hamburger Markt und trägt nicht wenig zu dem belebten Marktbilde bei, das man nahe dem Hopfenmarkte, wo die Fisch-Ewer anlegen, bei guter Jahreszeit alltäglich sich entfalten sehen kann. Die Zahl der bloß mit Fischen

versehenen Fahrzeuge beläuft sich durchschnittlich im Jahre auf 5000, und 4500 davon führen nur Flußfische, wie Aale, Butten, Hechte, Stinte der Stadt zu.

Die Elbkähne bringen Obst aus Böhmen und Sachsen. Die edelsten Südfrüchte aus Südfrankreich, Portugal, Italien nicht nur, sondern auch der heißen Zone kommen massenweis nach Hamburg. Während der schönen Jahreszeit erscheinen täglich fünf, auch wohl sechs große Fracht-Ewer*) nebst einigen zwanzig Jollen, allein mit Kirschen gefüllt. Es ist mir eine Notiz aus dem Jahre 1863 in Erinnerung geblieben, nach welcher die Zahl aller mit Obst und Gemüse beladenen Fahrzeuge 16,000 betrug! Die Tausende von Karren und Wagen aber, welche auf dem Landwege ihren Fruchtsegen in die Thore Hamburgs einführten, sind da gar nicht mit gezählt. Die frischen und blühenden Bäuerinnen, namentlich die schmucken Mädchen und Weiber aus den „Vierlanden" (gesegnetes Marschland zwischen Elbe und Bille, zum Gebiet Hamburgs gehörend) haben Blumen, Früchte, besonders große Erdbeeren im Sommer, und Geflügel feil. Es giebt in den Vierlanden neben großen Gemüsefeldern wahre Blumen- und Erdbeerenfluren; von letzteren werden ca. für 90,000 Mark der duftigen Frucht nach Hamburg verkauft.

Was Hamburg alljährlich an Eiern verzehrt, grenzt ans Fabelhafte. Der Hamburger, der überhaupt vieles mit dem Engländer in Sitte und Gewohnheit gemein hat, übertrifft in dieser Beziehung noch seinen Geschäftsfreund jenseits des Kanals. Hühnereier sind ein von allen Ständen gleich sehr begehrter Artikel; sie kommen in Frachtwagen, in Karren und Körben (sogenannten Kiepen) und in zahlreichen Schiffen auf den Markt. Mecklenburg, die Elbinseln und die hannöverschen Küstengebiete sind die Hauptbezugsquellen. Manch ein Wagen enthält wohl 60,000—70,000 Stück Eier. Die Berliner Eisenbahn bringt auch ungeheure Mengen. Der Eier-Konsum Hamburgs beträgt alljährlich über 20 Millionen Stück. Einen noch wichtigern Verzehrungsartikel bildet aber die Milch. Vom Milchhandel nähren sich Tausende und der Milchverbrauch der großen Hansestadt setzt alles Land drei bis vier Meilen im Umkreise in Kontribution. Selbst die Eisenbahn führt der nimmersatten Stadt wohl an 10,000 Eimer jährlich zu. Die Milch-Ewer bringen jedoch die Hauptmasse. Sie kommen auf den Kanälen und Elbarmen in kleinen Geschwadern herangefahren, Tag für Tag, bei Regen und Sturm, und im Winter, wenn es gilt, das Treibeis zu durchbrechen, nicht ohne Gefahr.

Charakteristisch für die Seestadt Hamburg ist, wie leicht alles einen schiffsmäßigen Anstrich und Ausdruck bekommt. Wenn man sich dem Hafen nähert, stößt man auf Schiffe mit stehenden Wohnungen, mit Gartenbeeten auf dem Verdeck und Blumentöpfen mit den verschiedensten Kindern Floras, die jahrein jahraus zum Verkauf geboten werden, nebst Früchten aus Sachsen und Böhmen, Brettern (Dielen) und Latten. In den Kellern der hohen Häuser sind Garküchen, aus denen das Beefsteak und Kotelett herausduftet,

*) „Ewer" heißen die mit einem Segel versehenen Elbkähne.

oder auch Grog- und Punschschenken, Bierhallen mit englischem Ale und Porter, in- und ausländischen Bieren. An Weinkellern ist natürlich auch kein Mangel; dieser Kaufmann bietet Gin (Branntwein) und Spiritus, jener spanische und französische Weine, ein dritter Ankertaue und Teer, ein vierter rote und blaue Matrosenhemden, ein fünfter Schiffszwieback in englischer Sprache feil; die Inschriften auf den Schildern sind oft in englischer, mitunter auch in spanischer Sprache. Es ist, als kämen die Sprachen, die Genüsse und Bedürfnisse aller Völker im Hamburger Hafen zusammen.

Der Matrose verschwelgt wohl in drei Tagen und Nächten, was er in drei Monaten sich mit schwerer Arbeit verdient hat, namentlich wenn er ohne Familie ist. Aber er arbeitet dann wieder unverdrossen und die Arbeit ist auch in der Welthandelsstadt Hamburg selber das Korrektiv, das die Freude am materiellen Genuß nicht ausarten läßt in entkräftende Schwelgerei und Üppigkeit. Diese Erwerbslust und Erwerbstüchtigkeit, die mit dem kaufmännischen Leben im großen Stil unzertrennlich verbunden ist, wirkt wie ein frischer Luftzug aller Versumpfung entgegen. Sie befähigt zugleich den reicheren Hamburger, seinem längst bewährten Zuge der Wohlthätigkeit zu folgen und für die Armen und Kranken seiner Stadt bedeutende Opfer zu bringen. Außer dem großen Waisenhause, dem Krankenhause in der Vorstadt St. Georg und anderen Wohlthätigkeitsanstalten im Gebiete der Stadt (auch das von Dr. Wichern gestiftete Rauhe Haus im Dorfe Horn für innere Mission verdient ehrende Erwähnung) erfreut sich Hamburg einer Menge wohlthätiger Stiftungen, unter welchen das Schröderstift, vom Kaufmann Schröder gegründet, hervorzuheben ist.

---

3. Bremerhaven.

1.*)

Wenn uns der Dampfer von Bremen aus stromabwärts trägt, wenn längst die Türme der alten ehrwürdigen Hansestadt dem Auge verschwunden sind, auch der freundliche Hafenort Vegesack mit seinen Schiffswerften und gartenumgebenen Landhäusern, das waldgrüne Blumenthal und die Fabrikschornsteine Ronnebeks hinter uns liegen, dann tritt plötzlich das hohe und steile, in den Fluß abfallende Sandufer zur Rechten ins tiefere Land zurück; aber davor legt sich nun niedriges, thoniges und üppigbegrüntes Schwemmland, das von jetzt an hüben wie drüben den Fluß einfaßt und ihn begleitet bis zu seiner Mündung.

Die reichen Marschen sind es, zwischen denen nun der Dampfer hin-

*) Vgl. A. A. Zeitg. 1857. Nr. 211.

rauscht. Da folgen der Reihe nach am rechten Weserufer die alten Distrikte Osterstade, das Land Wührden, das Vierland, und zuletzt, wo schon salzige Wogen rollen und eine echte Meerstrandflora die Ufer schmückt, das Land Wursten; am linken dagegen haben wir das Stedingerland, das Stadland und endlich Butjadingen.

Voll prächtiger Kornfelder, voll üppiger Weiden und Wiesen, belebt von tausenden und tausenden mächtig schwerer Rinder, reich besäet mit freundlichen Kirchtürmen, Windmühlen und großen stattlichen Bauerngehöften, vor allem aber bewohnt von einem freien, wackern Bauernvolk friesischen Stammes, dem eine ruhm- und sturmvolle Geschichte, ein vielhundertjähriges Kämpfen und Ringen für Recht und Freiheit, für Herd und Heimat, sei's mit Menschen oder Naturkräften, endlich wohl jenes Gepräge echten Selbstbewußtseins und echten Stolzes aufdrücken mußte, wie wir es wohl bei wenigen andern deutschen Volksstämmen wiederfinden: so liegen sie da zu beiden Seiten, diese reichen und so vieles Interesse bietenden Marschen. Aber dennoch selten nur werden sie von Fremden besucht, selten geschildert, fast gänzlich unbekannt sind sie dem großen Publikum des übrigen Deutschlands. Eine mit ebenso viel Liebe als Sachkenntnis geschriebene Schilderung dieser seiner Heimat hat uns Herm. Allmers in seinem Marschenbuch (2. Ausg. 1861) gegeben.

Indes wenn man auch mitten zwischen diesen gesegneten Landen den Strom hinabschwimmt, man sieht von all dem Reichen, Schönen und Stattlichen doch so gut wie nichts; denn viele Meilen lang zieht sich wie ein starker Festungswall der hohe Deich schützend vor ihnen her, und höchstens erblickt man hie und da einige Häusergiebel, Baumkronen, eine Turmspitze oder ein Windmühlenkreuz darüber emporragen.

Die beiden kleinen Hafenorte Elsfleth und Brake, am oldenburgischen linken Ufer, unterbrechen noch einmal die Szenerie recht angenehm, sonst rauscht der Dampfer nur zwischen jenen hohen Deichen, den einzelnen, grünen Inseln, den gelben Sandbänken und längs den mächtigen Rohr- und Binsenfeldern der Ufer hin.

Ist endlich die letzte Insel passiert, die sogenannte Lunenplatte, dann erweitert sich plötzlich das Flußbild, und es ändert sich nun der ganze Naturcharakter; man merkt, der Strom schickt sich an, sich dem alten Ozean in die Arme zu stürzen. Eine frischere Luft weht uns entgegen, mächtiger und in langgezogenen Linien rollen die grauen schaumgekrönten Wogen; die weiße Möwe, die zierliche, langbeschwingte Seeschwalbe bevölkert die Luft oft in ungeheuren Scharen, hie und da tauchen aus den Fluten seltsame, schwärzliche Körper, fast wie eine Tonne anzusehen, und sinken schnell wieder unter. Es sind Delphine, oder wie sie hier genannt werden, Tummler; selbst der runde Kopf eines Seehundes schaut wohl einzeln aus dem Wogenschaum, und noch manch andere Erscheinung läßt die Nähe des Meeres ahnen.

Vor allem aber fesselt uns das Bild, welches sich auf dem rechten Ufer ausbreitet.

Eine Menge roter Ziegeldächer leuchtet uns von dort entgegen, Türme steigen auf, die plumpe Mauermasse eines bewaffneten Forts lagert am Ufer, ein paar Molos greifen in den Strom und endlich — ein wahrer Mastenwald bildet den bedeutsamen Mittelpunkt des reichen Bildes.

Der neu aufgeblühte Ort Geestemünde und die jüngste Seestadt Deutschlands, Bremerhaven, liegen vor unsern Blicken, und nun lenkt in wenigen Minuten der Dampfer in die Geeste ein, jenes Binnenflüßchen, dessen Mündung die beiden Orte von einander trennt. Wir sind am Ziel unserer Fahrt.

Geestemünde, gerade im äußersten Winkel gebaut, den der Zusammenfluß der Weser und Geeste bildet, hat eine für Handel und Schiffahrt ausgezeichnet treffliche Lage. Dennoch wollte der Ort anfangs nicht so recht aufblühen. Zwar hatte schon länger die hannöversche Regierung das Ufer der Geeste durch ein tüchtiges Bollwerk zum Anlegen der Seeschiffe in einen Kai verwandelt und Geestemünde zu einem Freihafen erklärt; indes nur sehr wenige Schiffe löschten oder überwinterten hier, denn Kapitäne und Reeder fürchteten mit Recht diesen noch allen Sturmfluten und Eisgängen ausgesetzten Ankerplatz. Erst mit der Anlage eines gegen alle Fluten gesicherten Hafenbeckens und der aus dem Binnenlande herabführenden Eisenbahn hob sich Geestemünde und in kurzer Zeit entstanden die stattlichsten Gebäude neben den kleinen einstöckigen Giebelhäusern.

Ungleich rühriger und lebhafter ist jedoch der Nachbar drüben — Bremerhaven. Kaum hat uns das Fährboot der Geeste ans andere Ufer gebracht, als auch schon das ganze rege und bunte Treiben und Lärmen einer echten Seestadt uns entgegenwogt. Alles rund um uns her arbeitet, schleppt und rennt in geschäftiger Eile durcheinander; die nahen Schiffswerften und Drydocks hallen und dröhnen früh bis spät von fortwährendem Sägen, Rumoren und lautem hundertfachem Hammergepoch; während vom Hafen her aus dem Dickicht der Masten und Taue buntes Flaggengeflatter leuchtet und das „Ho i ho“ und der eigentümlich melancholisch klingende Gesang arbeitender Matrosen zu uns herüberschallt.

Im ganzen Mittelalter bis in unser Jahrhundert hinein bildete Bremen den Seehafen für die Weser. Als aber die Schiffe an Größe und Tragkraft zunahmen, konnten sie nicht mehr bis Bremen gelangen. Die Hansestadt empfand das um so schmerzlicher, als ihr Handel namentlich mit den Ver. Staaten von Amerika nach Beendigung der Freiheitskriege einen großen Aufschwung genommen. Sie erhielt, dank der Energie ihres thätigen weitblickenden Bürgermeisters Smidt, im Jahre 1827 von der hannöverschen Regierung ein Stück Land an der Stelle, wo die Weser sich seebusenartig zu weiten beginnt und erbaute dort einen für die größten Seeschiffe zugänglichen Hafen unter Leitung holländischer Techniker. Der Ort hob sich unglaublich rasch, schon nach wenigen Jahren standen ganze Straßen; 1853 wurde Bremerhaven zur Stadt erklärt, hatte 1857 bereits 9000 Einwohner. Von Tag zu Tag erhält es einen städtischern Charakter. Die kleinen Giebelhäuser,

aus denen anfangs fast der ganze Ort bestand, werden nicht nur nicht mehr gebaut, sondern sogar zum Teil wieder eingerissen, und mit bewundernswerter Schnelligkeit erhebt sich dafür ein hohes stattliches Gebäude neben dem andern, namentlich nach Norden zu, wohin sich der Ort am meisten ausdehnt.

2.*)

Wohl kein Stückchen deutscher Erde hat sich innerhalb der letzten 50 Jahre so bedeutend verändert, als die beiden Winkel, welche die Geeste bei ihrer Mündung mit der Weser bildet. Hier lag, etwa 1/4 Stunde südöstlich, das von Bauern bewohnte Geestendorf mit etwa 700 Bewohnern, und 3/4 Stunden nördlich der gleichfalls meist von Ackerbauern bewohnte Flecken Lehe mit etwa 12—1500 Einwohnern. An der Geeste selbst standen nur ein paar hüttenähnliche Häuser. Jetzt aber leben auf diesem Boden nahe an 30,000 Menschen meist in Wohlstand, nämlich in Geestendorf über 6000, in Lehe noch etwas mehr, in dem neu erstandenen Geestemünde reichlich 3000 und in der den Mittelpunkt bildenden jungen Stadt Bremerhaven über 12,000. Als der (alte) Hafen, welcher eine Länge von 700 m und eine Breite von etwa 90 m hatte, nicht mehr genügte, wurde nördlich von demselben der neue Hafen gebaut und 1852 eröffnet. 1861 wurde der alte Hafen bis auf die Breite von 115 m gebracht, 1863 der neue bis auf 800 m verlängert und zugleich der Geestemünder Hafen eröffnet, welcher 543 m lang und 125 m breit ist und mit einem weniger tiefen Kanal von 876 m Länge und 47 m Breite in Verbindung steht. 1871 wurde der neue Teil des neuen Hafens auch bis auf 115 m Breite erweitert, und 1873 ein dritter begonnen, der Kaiserhafen, welcher auch schon eröffnet ist und eine Länge von 585 m und eine Breite von 115 m erhalten hat. Welche Geldmittel aber der kleine Bremer Staat auf die Herstellung dieser Anlagen verwandt hat und noch verwendet, erkennt man, wenn wir mitteilen, daß der Kaiserhafen auf 2½ Millionen Goldthaler veranschlagt, aber schwerlich dafür hergestellt worden ist. Und die Häfen bringen dem Staat nicht einmal so viel Einnahme, als die Erhaltung u. s. w. kostet.

Wer jetzt von Geestendorf über Geestemünde und Bremerhaven nach Lehe geht, oder die Straßen Bremerhavens durchwandert, vermag kaum zu glauben, daß hier noch vor kaum 50 Jahren die Kühe weideten. Die Straßen sind gerade, breit und gut gepflastert (mit behauenen Steinen von der Oberweser). Unter allen Straßen liegen, mit großen Kosten hergestellt, Kanäle, durch welche zur Zeit der tiefsten Ebbe ein starker Wasserstrom vom Hafen aus nach der Geeste geleitet werden kann. Von den ersten Häusern, welche meistens nur ein Erdgeschoß und Dach hatten und aus Holz (Bindwerk) und Ziegelsteinen leicht aufgeführt waren, steht nur noch ein kleiner Teil. Der immer höher steigende Preis der Bauplätze nötigte bald dazu, und der wachsende Wohlstand erlaubte es, größere und schönere Häuser zu

*) Von J. H. Friedrichs in Bremerhaven.

bauen, so daß jetzt die Häuser von zwei Stock (außer Erdgeschoß) zur Regel geworden und höhere Häuser nicht mehr selten sind. Der Hauptstraße (Bürgermeister-Smidtstraße) mit ihren durchgängig schönen Häusern und reich ausgestatteten Läden brauchte sich keine Großstadt zu schämen, während enge Straßen mit alten Häusern und engen, dunklen Wohnungen selbstverständlich in Bremerhaven nicht zu finden sind. Doch gar häufig wird der Fremde daran erinnert, daß er sich in einer Hafenstadt befindet, und zwar nicht bloß durch die Läden, in denen die Schiffbedürfnisse ausgelegt sind, und den zahlreichen Speditions- und Geldwechselgeschäften, Heuerbasen (welche Matrosen anwerben) und Schlafbasen (wo die Seeleute auf eine Heuer-Anstellung warten). Da sieht er einen schönen Laden, in welchem außer fertigen Kleidern, Wäsche und was dazu gehört, auch Cigarren, Pfeifen, Stiefeln, Messer u. s. w. vor dem Schaufenster liegen, denn viele Seeleute und namentlich die Deutschamerikaner (aus Amerika zurückgekehrte Deutsche) lieben es nicht, ihre Bedürfnisse in mehreren Geschäften zusammen zu suchen. Wer ihnen den Rock liefert, muß womöglich auch eine Spieldose feilbieten. Hier dieses Haus kündigt seine Geschäfte in deutscher und spanischer Sprache an, oder nur in dieser, jenes trägt eine schwedische, das dritte eine italienische Geschäftsankündigung. Überall aber, in Restaurationen und in Gasthäusern, im Theater und auf der Straße hört man neben Hoch- und Plattdeutsch bald englisch sprechen, bald russisch, bald holländisch, norwegisch, portugiesisch u. s. w. Häufig gehören auch die Inhaber der Geschäfte, namentlich der Gasthäuser, denjenigen Nationen an, aus welchen sie ihre Kundschaft erwarten. Hier wohnt ein Schwede, dort ein Amerikaner ꝛc. Die Geschäftsleute verstehen auch meistens etwas von mehreren Sprachen, und wo eine Verständigung wegen Unkenntnis der Sprache sonst nicht möglich ist, da hilft man sich mit englischen Brocken, wovon fast jeder Seemann, aber auch jeder Kellner und Ladendiener, jede Wäscherin und jeder Handwerker einen kleinen Vorrat besitzt.

Die Tochter Bremerhaven verleugnet aber auch den frommen Charakter der Mutterstadt nicht. Ausbrüche der Roheit werden mit bestem Erfolge überall verhütet und obgleich zu Zeiten weit über tausend Seefahrer in der kleinen Stadt anwesend sind, welche alle den kurzen Aufenthalt am Lande zu einem möglichst vergnüglichen machen wollen, so geht es am Tage wie am Abend in den Straßen doch so anständig zu, wie in einer Binnenstadt. Der fremde Matrose nimmt selten von der verdienten Heuer (Lohn) etwas wieder mit an Bord, und da er z. B. nach einer Reise von Ostindien oft über 300 Mark ausgezahlt bekommt und ihm nicht viel Zeit bleibt, so giebt er sich mitunter wirklich Mühe, sein Geld los zu werden. Aber im allgemeinen ist der Seemann nicht ein so roher, ungeschlachter Gesell, wie er oft dargestellt wird. Er kleidet und vergnügt sich heutzutage gern wie andere Menschen, ist gutmütig und vor allen Dingen mildthätig, gefällig und willig, aber gern vergnügt. Ausnahmen freilich giebt es, und namentlich zeichnet sich der amerikanische Matrose irischer Herkunft im allgemeinen durch

Roheit aus. Auch die Neger und Mulatten sind im ganzen keine angenehmen Gäste, während die einzeln hierher kommenden Kanacker (Südseeinsulaner) und Malaien stille und ordentliche Leute sind.

Doch nun wollen wir uns die Häfen mit den Schiffen etwas genauer ansehen. Ein wahrer Wald von Masten liegt vor uns, die mit ihren Raaen (Querbalken zur Befestigung der Segel) und ihrem Tauwerk ein so dichtes Durcheinander bilden, daß kein Blick hindurch dringt. Im alten Hafen liegen zwar im ganzen nur die kleineren Seeschiffe, aber ihre Masten, gewöhnlich aus drei Teilen zusammengesetzt, überragen doch die Giebel dreistöckiger Häuser. Der Fremde schaudert, wenn er dort oben im Tauwerk die Matrosen beschäftigt sieht, und doch sind hier diese Arbeiten für die Seeleute nur Spielereien. Schwer und gefahrvoll werden sie aber, wenn dabei das Schiff bei Sturm auf hoher See von einer Seite zur andern schlenkert, daß die Masten fast auf die Wogen schlagen. Wenden wir uns zuerst nach dem Eingange des Hafens. Ein stromaufwärts (nach Süden) gebogener, etwa 200 Schritte langer Vorhafen empfängt zuerst die einkommenden Schiffe. Feste, durch 3 m dicke Mauern geschützte Landzungen (Molos oder Molenköpfe) schließen ihn ein, und der westliche hält bei stürmischem Wetter die aus dem Westen kommenden Wellen ab. Er trägt an der Spitze einen kleinen Leuchtturm mit einem kräftigen roten Licht, welches am Abend und in der Nacht den kleinen Fahrzeugen und Schleppdampfern den Weg zeigt; größere Schiffe werden bei Nacht nicht hereingebracht. Am innern Ende des Vorhafens ist eine Schleuse, bestehend aus zwei Paar mächtigen Thüren, von denen das äußere Paar, die Flutthüren, sich nach außen öffnen und geschlossen das Wasser zurückhalten, wenn es draußen höher steht. Die innern Thüren öffnen sich nach innen und schließen sich fest an einander, wenn draußen das Wasser niedriger ist. Der alte Hafen hat aber noch eine zweite, dieser ähnliche Schleuse, und zwischen beiden ist ein Raum, welcher ein großes Schiff oder einige kleinere faßt. Indem man nun in diesem Kamp durch Kanäle in den Seitenmauern beliebig Wasser aus- und einlassen kann, ist die Möglichkeit gegeben, bei jedem Wasserstande Schiffe herein oder hinaus zu lassen. Der neue Hafen hat nur eine Schleuse und kann nur dann geöffnet werden, wenn das Wasser in der Weser so hoch gestiegen ist, als im Hafen.

Es ist bald Hochwasser, und dann wird ein Lloyddampfer, der nach New-York fährt, den Hafen verlassen. Da hält schon der Extrazug, welcher die Reisenden, meist Auswanderer, von Bremen gebracht hat. Nur die Passagiere aus hiesiger Gegend gehen direkt an Bord, alle anderen müssen nach Bremen kommen und dort sich ausrüsten. Das eigentümliche Gepräge, welches Bremerhaven in Zeiten starker Auswanderung dadurch erhielt, daß sich die Auswanderer in den Straßen und am Hafen herumtrieben, hat die Stadt verloren. Man sieht jetzt diese aus allen Teilen Deutschlands zusammengekommenen Menschen hier nur noch an Expeditionstagen höchstens für wenige Stunden: aber das Bild ist ähnlich. Wenn der Zug hält,

stürzen hunderte von Menschen jeden Alters und Standes aus den Wagen. Sie werfen einen halb erstaunten, halb erschrockenen Blick auf das Schiff mit seinen hohen Masten und seinem rauchenden Schornstein, aber es bleibt ihnen keine Zeit; ihre Kinder und Gepäck in dem Gedränge zusammen zu halten und glücklich an Bord zu bringen, nimmt ihre ganze Thätigkeit und Aufmerksamkeit in Anspruch. Habt ihr denn nicht noch einen Blick für das Vaterland, dessen Boden euer Fuß jetzt zum letzten Male berührt? Ach nein, die Sorge und Unruhe lassen sie nicht dazu kommen, und meistens ist auch schon durch die Drangsalen der weiten Eisenbahnreise der Geist abgestumpft und ermattet. — Wer ist denn jener Herr dort mit dem doppelten Goldrande um die Mütze, der jedem Passagiere so forschend ins Gesicht schaut? Es ist der Schiffsarzt, der das Einschleppen ansteckender Krankheiten verhüten soll, denn auf der See ist erklärlicher Weise das Ausbrechen einer Epidemie ein schreckliches Unglück. Deshalb sieht er jeden Ankommenden so scharf an, untersucht die Verdächtigen genau und weist jeden unnachsichtig von Bord, der an der Cholera, den Blattern ꝛc. erkrankt ist. Nun einige rasche Schläge an die Schiffsglocke, alle Fremden müssen das Schiff verlassen; da sieht man denn doch noch einige Thränen fließen. Noch ein Zeichen mit der Glocke, jetzt werden die Schiffstreppen heraufgezogen, Ketten und Taue am Lande gelöst und die mächtige Schraube macht einige Drehungen. Langsam wendet sich das Schiff, langsam fährt es unter dem Befehl des Hafenlotsen durch die schon geöffneten Schleusen, langsam auch durch den Vorhafen. Die Auswanderer haben inzwischen ihre Sachen vorläufig in Sicherheit gebracht und stehen auf Deck. Der eine ruft noch ein paar Abschiedsworte herab, jene alte Mutter kann kein Wort mehr hervorbringen und winkt nur noch mit dem Tuche ihren Verwandten den Abschiedsgruß zu. Dieser junge Mann sucht noch einen Scherz zu machen, aber seine Stimme versagt — glückliche Fahrt! Jetzt stößt der Vorderteil des Schiffes in die Weser, „vull Spriet!" ertönt der letzte Befehl des Hafenlotsen, indem er in sein Boot hinabsteigt und stolz fährt das mächtige Schiff in die Wogen hinein. Glückliche Fahrt!

Fünfter Abschnitt.

1. Thüringen. — 2. Kurhessen. — 3. Schwaben. — 4. Das württembergische Neckarland. — 5. Aus dem Schwarzwald.

1. Thüringen.

Thüringen ist die Grenzscheide des Südens und Nordens, und wer diesen verläßt, um jenen zu betreten, mag mit dem auffallenden Wechsel der sandigen Ebenen, die sich an die fruchtbarsten Partieen Thüringens keck heranwagen, sehr zufrieden sein. Ohne Übergang gerät man in den Segen eines Landes, das von jeher der Höhenpunkt Obersachsens war.

Thüringen hat von der Natur seine Grenzen erhalten, und wenn auch der Name in der deutschen Statistik erlosch, im Munde des Volks und der Geschichte wird er länger fortleben, als die neueren Zustände und politischen Zerstückelungen, die an die Stelle des alten Thüringerlandes traten. Im Osten umsäumt die Saale mit ihren bunten Bergen und Hügeln diesen Landstrich; im Norden umrauscht ihn der Wellenschlag der zwar kleinen, aber wilden, ausgelassenen Unstrut, im Westen überragt der Harz die thüringischen Ebenen und das hagere Eichsfeld erhöht ihre üppigen Reize; im Süden spannt sich in einer Entfernung von 18—22 Meilen der Thüringerwald aus, eine Mauer aus Wald und Fels, oder vielmehr ein Meer von Bergen, die wie Wellen nebeneinander liegen, als könnte man von der einen Höhe auf die andere hüpfen, aber unbeweglich — ein grün verwachsenes Meer. Hinter dem Thüringerwald liegt Franken mit seinen fruchtbaren Ebenen, und weiter und immer weiter verbreiten sich die Mannigfaltigkeiten der südlichen Natur, die in Thüringen auf dem Wendepunkte steht, gleichsam im Kampfe mit den Zumutungen des Nordens. Nicht selten bricht dieser noch mit Hagel und Schnee in den Frühling ein, der aus Süden über den Thüringerwald hinabstieg und nun im Thüringerlande in die Enge getrieben wird.

Man leitet den Namen Thüringen von den Hermunduren ab, die an die Stelle der Katten traten, oder von dem Gotte Thor, oder auch von den Theroingern, oder Toringern, einem westgotischen Stamm, deren Reich von großer Ausdehnung gewesen sein soll. Etymologen wollen sogar

duros homines*) in Thüringen finden, eine Behauptung, die durch den tüchtigen und ausdauernden Menschenschlag unterstützt wird, aber schwerlich durch die Geschichte, die nirgends darthut, daß germanische Stämme lateinische Bezeichnungen angenommen hätten. Am richtigsten unter diesen Vermutungen mag die von den Theroingern oder Toringern sein, die sich zweifelsohne auf die Hermunduren werden zurückführen lassen, ein Name, der immer als die Grundlage von Thüringen zu betrachten ist. Übrigens bezeugt der eigentliche Thüringer bis auf den heutigen Tag seinen deutschen Ursprung, und selbst ohne geschichtliche Seitenblicke wird man aus der Individualität des thüringer und meißnischen Sachsen den Unterschied herausfühlen, der zwischen diesen germanischen Stämmen und den Sorben und Wenden, die sich bis an die Saale ausdehnen, stattfindet. Aber auch vom meißnischen Sachsen unterscheidet sich wieder scharf genug der Thüringer, denn sein Dialekt ist viel voller und derber, als das zugespitztere, feinere Meißnische. So sind auch die Züge des Thüringers grob und phlegmatisch, seine Augen haben jenen einförmigen Ausdruck, der von Zufriedenheit und Sorglosigkeit Zeugnis giebt. An dem meißnischen Sachsen dagegen muß man die Beweglichkeit hervorheben, die aus dem runden und ausgefüllten Gesichte des Thüringers nur selten hervorblitzt. Eben so wenig wie äußerlich hat der Thüringer innerlich die Gewandtheit des meißnischen Sachsen, dessen Geist viel biegsamer und schmiegsamer ist. Feinheit und Konvenienz sind — bis auf die Verfeinerung einiger Städte — zwischen der Saale, der Unstrut, dem Harz und dem Thüringerwalde noch immer im Rückstande geblieben; noch immer macht sich hier ein unverdorbener Naturlaut der Bevölkerung geltend und eine einfache Gefühlsweise, die auch durch die Vorliebe des Thüringers für Musik und teilweise durch die Virtuosität in dieser Kunst bezeugt wird. Weil das Land gesegnet ist, hält man auch auf Pflege des Leibes mehr als im Königreiche Sachsen, und Biederkeit und Gastfreundschaft sind Tugenden, die man in Thüringen noch heute, wenn auch bereits nicht mehr wie früher, antrifft. Denn die Kultur der Neuzeit hat auch Thüringen beleckt. Seitdem das Land allsommerlich von zahllosen Gästen überschwemmt wird, sind die Eigentümlichkeiten des Volkscharakters mehr oder weniger verwischt worden.

Die kultiviertesten Thüringer sind die Gothaer: im Großherzogtum Weimar dagegen ist nur die Stadt Weimar Sitz der Kultur und Civilisation des Jahrhunderts geworden, das Land selbst hat jenen thüringischen Grundton, der die Kultur des B o d e n s bevorzugt, beibehalten.

Man trifft in vielen Distrikten Thüringens eine Behaglichkeit und Lebensfülle, die an die holsteinischen und mecklenburgischen Länder erinnert, an Jever und an Butjadingerland. Wenn die freundlichen Dörfer und ansehnlichen Rittergüter, die blühende Städte einfassen, im allgemeinen diesen Zustand darthun, so wird er insbesondere durch die gesellschaftlichen Ver-

*) Harte Leute.

hältnisse erwiesen, die man in der Nähe von Kurhessen nicht vermutet. In Thüringen trifft man einen Aufwand bei den Gastereien der Bauern und eine Gastfreundschaft, die eben nur da Stoff finden kann, wo die Natur ihnen eine breite Grundlage bietet und keinerlei Sorge eingreift. Es kommt bei Hochzeiten, wenn auch seltener als früher, noch vor, daß ein gemästeter Ochse und zwei bis drei Schweine verzehrt werden; dazu trifft man nur in Thüringen jenen leichten Ton und die innige Hingebung, wie sie dem Süddeutschen eigen ist, wie sie aber weder der Hesse noch der Sachse kennt. Die Bauern im Norden sind auch wohl gastfrei, aber sie thun stolz mit ihrer Gastfreundschaft; doch die Thüringer leben darin, wie denn auch die meisten Dorfnamen mit dem Worte „leben" *) endigen. Aber die Bauern in Jever, Butjadingerland, Dithmarschen u. s. w. haben ihre Ernte aus den Gefahren des Lebens zu retten, aus Sturm und Wetter, Deichbrüchen und Überschwemmungen; und solche Besorgnisse rufen eine Stimmung hervor, die sich wenig mit einem heitern und hingebenden Herzen verträgt. Der Bauer jener nördlichen Gegenden trägt es auf seiner Stirn geschrieben, er müsse auf seiner Hut sein, und wird er lustig und guter Dinge, so ist es nur eine materielle Lustigkeit; der Reichste selbst spült trinkend nur seine Sorgen hinunter, nicht die Prosa des Lebens, die ihm immer bleibt. In Thüringen dagegen ist die Lustigkeit etwas Positives. Gott hat dieses Land gesegnet und mit der Poesie der Fülle geschmückt; man kann von Herzen lustig sein und eine Festfeier drückt hier nicht die Sorgen nieder, sondern hebt vielmehr nur die Freude. Diese Stimmung aber, die über fast ganz Thüringen verbreitet ist, ich meine die Lebenslust, die Lust am Leben, wird auch da in keinem geringeren Grade angetroffen, wo es keine goldenen Auen und duftige, getreidefunkelnde Thäler giebt. Der Wäldler ist so heiter und freudevoll, und fast noch genußsüchtiger und sorgenloser, als der reichste Bauer des Landes. Er hat sich sogar die höchste Poesie verschafft, die Kunst; die thüringische Musik ist bekannt und man hört es ihr an, daß sie nicht die Grillen verscheuchen, sondern mit der Freude zum Tanze aufspielen soll.

Der Thüringerwald, der sich von den Ufern der Werra bis zur Saale erstreckt, ist durch einen ununterbrochenen und überall mit hohen Rainsteinen (Grenzsteinen) besetzten fahrbaren Pfad in zwei Hälften geteilt, den man mißbräuchlich statt Rainweg „Rennweg" oder „Rennstieg" heißt. Dieser Pfad war sicherlich bereits in den ältesten Zeiten Grenze zwischen Thüringen und Franken, und noch bis auf den heutigen Tag nennen die Thüringer den südöstlichen Teil des Waldes Frankenwald. Die höchsten Spitzen des Thüringerwaldes sind der Schneekopf (978 m hoch) und Beerberg (984 m hoch), der bekannteste aber der Inselsberg, der für den Brocken des Thüringerwaldes gilt. Er liegt in der nordwestlichen Hälfte der Bergkette und seine kahle Kuppe ist 916 m hoch, also noch 227 m niedriger als der

*) Das „leben" als Endung thüringer Dorfnamen kommt von „leuben", „läuben", „Laube".

Brocken. Das Gestein des Inselsberges ist rötlichbrauner Thonporphyr, durchzogen von Quarz und Feldspat.*) Oben sind jetzt zwei Gasthäuser. Man sieht zunächst zwar nur die bewaldeten Höhen und Tiefen des Bergwaldes um sich, in der Ferne aber südwestlich die hohe Rhön, nordwestlich den Meißner bei Kassel, nördlich sogar den Harz. Eine volle Rundsicht ist von der Turmwarte auf dem Kulm des Berges, auch über das nördliche Hügelland mit seinen Städten und Dörfern. Man überblickt Thüringens Gaue bis zur Sachsenburg und den Ettersberg bei Weimar. Um die nächsten Vorberge des Inselsberges, an deren Fuße Schnepfenthal und Reinhardsbrunn, windet sich die Hörsel. Im Durchbruch zur Werra trennt die Hörsel den Thüringerwald von der Fortsetzung der Höhen an der Werra, eine anmutige, drei Stunden lange Pforte bildend, wo die Stadt Eisenach und dicht daneben auf waldiger Höhe die Wartburg liegt, der Lieblingssitz thüringischer Landgrafen bis ins 13. Jahrhundert hinein, und noch berühmter durch den Aufenthalt Luthers 1521. Noch zeigt man sein Arbeitszimmer, mit dem vielbesprochenen Tintenfleck, sowie ein Saal voll trefflicher Rüstungen an die alte Ritterzeit erinnert. Neuerdings hat man die zum Teil morsch gewordenen Gemäuer der Wartburg mit vielem Geschick restauriert; im Stil des frühen Mittelalters neu aufgeführt, bietet sie mit ihren weiten Sälen, namentlich Ritter- und Sängersaal, dem Besucher einen seltenen Genuß.

Die engen Thäler der Gera und Ilm sind reich an malerischer Schönheit, aber es fehlt dabei nicht an schauerlich düstern Tannengründen, namentlich im Thal der Schwarza, wo die alte Schwarzburg auf steilem Felsabhange thront, um den sich der Fluß windet. Diese Schwarzburg ist das Stammhaus der Fürsten von Rudolstadt und Sondershausen und bewahrt noch eine Sammlung von Ritterrüstungen und Waffen des Mittelalters. Nicht weit davon sind die immer noch großartigen Ruinen der einst reichen und blühenden Abtei Paulinzelle. So stößt man in Thüringen überall auf Baudenkmäler, die an die merkwürdige Geschichte des Landes erinnern.

*) Ein gemütvoller thüringischer Dichter, Ad. Bube, singt:

Sieh dort den Inselsberg
Aus dem Gebirge ragen;
Einst war von Wogenschaum
Sein Riesenleib geschlagen,
Und nur sein Porphyrhaupt,
Gerundet, rötlich braun,
Von Möwen dicht umschwärmt
Als Fels im Meer zu schaun.

Jetzt blickt er auf ein Meer
Von hohen Waldeskuppen,
Sieht frischen Wiesengrund
Mit Bach und Felsengruppen,
Und schön bebautes Land,
An Stadt und Dörfern reich,
Darin ein biedres Volk,
Dem bravsten Volke gleich.

Wie ein Pilot, der lang
Das wilde Meer durchzogen,
So eilt ich oft zu ihm;
Müd von des Lebens Wogen
Stand ich auf seinem Haupt;
Meist wogte dann umher,
Wie vormals Flutenschwall,
Ein graues Nebelmeer.

Doch wenn zum Himmelszelt
Die Nebel sich erhoben,
Wenn sie im Sonnenglanz
Tief unter mir zerstoben,
Dann dankt ich staunend Gott
Mit hoher Herzensglut,
Daß er mein Vaterland
Erhob aus öder Flut.



Schwarzburg in Thüringen.

Der Thüringerwald ist als eine Fortsetzung des Fichtelgebirges bis zur Saale anzusehen, und der Wald, den dieses Gebirge vorzugsweise bezeichnet, besteht nordwestlich aus den schönsten Buchen und Eichen und östlich aus Fichten und Tannen. Nur drei kahle Gipfel ragen aus dem dichten Kranze der thüringischen Bergkette hervor: der Gerberstein (teilweis bewachsen), der Tröhberg und Hermannsberg, dienen aber nur dazu, das bunte Kolorit zu erhöhen, das hier durch ein Meer voll Laub und bei heiterm Wetter durch einen blauen Horizont über diesen grünen Wogen eines Riesenwaldes gebildet wird. Der Thüringerwald ist holzreicher als der Harz und das Erzgebirge; man kann wohl sieben Stunden lang in einem Walde von Fichten fortgehen, und es ist schon erfahrenen Wandersleuten und Jagdmännern begegnet, daß sie sich in dieser Waldwildnis verirrt haben. Übrigens ist in neuerer Zeit sehr viel für Wegebauten, namentlich im gothaischen und weimarisch-eisenachischen Anteil, geschehen.

Bietet so der Zug des Hauptkammes wenig Abwechselung, da kaum Thäler ihn durchbrechen, und wird eben hierdurch die sinnende Phantasie mächtig angeregt, so ist hinwiederum der Kontrast mit den lieblichen und doch pittoresken Hügelthälern der Gera und Ilm, der Hörsel und Schwarza, Saale und Unstrut um so größer. Die mittleren Distrikte Thüringens geben freilich nur die lachende, aber auch einförmige Ansicht einer reichen Ernte; aber in solchen „goldenen Auen“ ist es doch behäbig und gemütlich zu wohnen, und das Herz wird ganz anders erfreut, als durch den märkischen Sand und die pommerschen Triften des Preußenlandes. Steigen doch nicht bloß auf jeder Bergkuppe, sondern selbst im innern der Ebene (die drei Gleichen) Bergruinen auf, an die reiche Geschichte erinnernd und den Quell der Sage lebendig erhaltend. Thüringen hat auch das mit Schwaben gemein, daß es sagenreich ist. So tritt uns auch auf vielen Wegen die ehrwürdige Gestalt Winfrieds (Bonifacius) entgegen, dessen Glaubensthaten die heilige Legende bewahrt. Bei Georgenthal, einer der lieblichsten Pforten des Thüringerwaldes, oberhalb der von ehrwürdigen Linden umschatteten Imanuelskirche des Dörfchens Altenbergen, glänzt aus dunkeln Tannen weiß und hell der sogenannte „Kandelaber“ hervor, die 10 m hohe Winfriedssäule in Form eines Leuchters, auf welchem 3 goldene Flammenzungen lodern (hindeutend auf die drei kirchlichen Bekenntnisse der abendländischen Christenheit). Sie steht an der Stelle, wo früher eine sehr alte christliche Kirche, angeblich die erste in Thüringen, von Bonifacius erbaut, gestanden hat. Um die hehren Gestalten der alten Landgrafen hat die Sage auch ihren Nimbus gebreitet, sie hat dem alten Kaiser Friedrich Barbarossa, als Volkshelden in Vergangenheit und Zukunft, den geheimnisvollen Palast im Kyffhäuser gebaut, sie hat dem Sängerkrieg die Wartburg erschlossen, der frommen Elisabeth den Scheitel mit unvergänglichen Rosen bekränzt und auch das Andenken Luthers auf Weg und Steg mit inniger Treue erhalten. Hier sehen wir den Hörselberg wie einen ungeheuren Sarg sich erheben; um denselben wandelt der getreue Eckart, jedermann warnend; drinnen aber sitzt der

Tannhäuser bei der Venus, den schönen Frauen und all den Heidengöttern, die darin gebannt sind. Die drei Gleichen erzählen die Geschichte von der Doppelehe des Grafen, den die Liebe der Sarazenenjungfrau aus Ketten und Banden befreite. Jedes Dorf, jede Höhle, jeder Denkstein, mancher Baum sogar hat eine Sage, die bald eigentümlichen Wuchses, bald aus einem allgemein gültigen deutschen Sagenkorn aufgegangen ist.*)

Volksfeste.

Die Haupttummelplätze volksfestlichen Lebens in Thüringen sind Jahrmärkte, Vogelschießen und Kirmßen. Von den Jahrmärkten sind besonders die zu Günstedt und auf der Eselswiese bei Querfurt bemerkenswert; der erstere knüpft sich an einen weiland Ablaß, den die Mönche aus Erfurt und Griesstadt in der Woche vor Himmelfahrt den zu einem Christusbilde Wallfahrenden erteilten; der letztere gleichfalls an einen Ablaß, der seinen Ursprung auf einen Esel zurückführt, und zwar auf einen prophetischen, den des heiligen Bruno, der auf der Stelle, wo später eine Kapelle als Ablaßstätte erbaut wurde, des Heiligen Märtyrertum voraussagte.

Will man den thüringer Bürger in seiner vollen Freudigkeit sehen, so ist dazu die Zeit des Scheiben- und Vogelschießens (einer uralten echtdeutschen Bürgerlust) die beste; da schallt Musik, da knallen die Böller, da sieht man die stattlichen Aufzüge der Schützengesellschaften mit Fahnen und Prunkscheiben, da prangt der Reichsadler auf hoher Stange weit ab vom freundlichen Schützenhause; vor dem letztern aber (auf dem saftigen Wiesengrün lodern die Feuer, an denen gekocht und gebraten wird) zapft man das schäumende Bier, gehen die Bürger mit lieben Gästen einher zwischen all den bunten Schaubuden und mancherlei Glücksspielen; es ist ein Leben und Gewimmel aller Stände in der Freiheit und Gleichheit der Lust.

Die Kirmßen (Kirmessen, Kirchweihen) sind des Landvolks tüchtigstes Behagen. Da bilden die lustigsten Burschen eine eigene Brüderschaft mit gemeinschaftlicher Kasse, dingen für die Dauer der Kirmße (drei bis vier Tage) Musikanten und mieten einen Tanzsaal. Zu Pfingsten pflanzt man Maien (Birken), die mit Kranz und bunten Bändern geschmückt werden. Außerdem ist „Anger“ mit der Dorflinde, der meist ummauerte Gemeindeversammlungsort, nach altem deutschen Brauch der Platz dieser ländlichen Festlust. Mit aller Feierlichkeit wird der Kirchweihmorgen von den Musikanten angeblasen, dann ziehen die Kirmßeburschen paarweise unter Vorantritt der Musik zur Kirmeßpredigt nach der Kirche. Nach Beendigung des Gottesdienstes geht es unter die Linde oder ins Wirtshaus zum Gelag, wo eigene „Platzmeister“, welche die Kasse führen, sowohl für Aufrechthaltung der Ordnung, als auch für Beschaffung der Bedürfnisse und möglichste Regelung des Tanzes sorgen. Einer von ihnen, mit weißer Zipfelmütze und vorgebundener weißer Schürze, trägt die hölzerne oder lackierte Bierkanne (thüringisch

*) Vgl. E. Duller a. a. O. Bechstein, Thüringen in der Gegenwart.

„Schleifkanne“, hennebergisch „Rätze“). Bei den Gutsbesitzern, Pachtern, Pfarrern, Förstern folgt auf das Festessen, wobei es an Kuchen nicht fehlt, zunächst der Kaffee und dann Spiel und Scherz; ein Lieblingsspiel der jungen Welt heißt der „Kirmßenbauer“.

An manchen Orten durchzieht das Landvolk gleich nach der Kirche das ganze Dorf mit Musik, festlich geputzt mit Bändern und Blumen. Die Kirmßeburschen tragen ein auf die Achsel gestecktes buntseidenes Tuch, das sie von ihren Mädchen erhalten, und aus jedem Haus, wo erwachsene Töchter sind, die zu den Kirmßejungfern gehören, wird Kuchen zum Fest gesteuert, den man auf einem Schubkarren voraus und zum Gelage fährt. Auch ziehen wohl die Kirmßeburschen und Mädchen in die Häuser der Honoratioren und tanzen dort einige Reihen.

An vielen Orten ist noch der Hahnenschlag üblich, ferner der Bärentanz, wobei der den Bären Vorstellende in Gerstenstroh gebunden wird und teils Gaben, teils Scherzprügel bekommt; ferner Vermummungen und Verkleidungen, Ritte und Wagenzüge nach befreundeten Nachbarn. Zum Überflusse laufen noch hin und wieder Bursche wie Mädchen nach Tüchern und anderen Gegenständen; die besten Renner haben den Vorantritt bei allen Kirmßefeierlichkeiten. Doch sind alle diese Lustbarkeiten jetzt vorzugsweise bei Hochzeitsfesten üblich.

---

2. Kurhessen.*)

Es giebt wenig Deutsche, welche in allen ihren Gewohnheiten so beim Alten geblieben sind, wie die Nachkommen der Chatten, die Kurhessen. Überall findet man in ihrem Lande die frugalste Lebensweise; namentlich der Schwälmer ist alter einfacher Sitte treu geblieben. Er zeigt uns eine hohe kräftige Gestalt, ein offenes schönes Gesicht und meist ein bläuliches Auge. Sein Haar ist in der Regel blond und fällt in langen Ringeln über den Nacken herab; erst in neuerer Zeit hat man hin und wieder begonnen, dieselben zu kürzen. Er ist gerad bis zur Grobheit, aber bieder und brav. Treu und Glauben ist bei den Schwälmern noch heimisch; machen sie sich ein Darlehn, so geschieht das in der Regel aufs Wort oder auf einen einfachen Handschein, und es ist schon ein Zeichen von Kreditlosigkeit, wenn der Schuldner die Verbriefung gerichtlich machen muß. Der Schwälmer ist ferner eben so fleißig als sparsam; noch ist der Kaffee bei ihm nicht heimisch geworden, und wie der Vater und Großvater es that, genießt auch der Sohn und Enkel noch seine aus Hafer bereitete Morgensuppe. Auch die weißen Kittel, der niedergekrempte Hut, die kurzen Beinkleider sind hier noch in vollem Ansehen und die Frauen halten noch fest an ihrem Kleid aus selbstgefertigter Leinwand. Das muß man dem Kurhessen besonders nachrühmen,

*) Vergl. Beschreibung des Kurfürstentums Hessen von G. Landau.

daß er dem Flachs und der Leinwand als vaterländischen Erzeugnissen vor allen andern Stoffen huldigt. Unter den Erwerbszweigen des hessischen Volkes nehmen das Spinnen des Flachses und Weben der Leinwand eine der obersten Stellen ein; außer der Landwirtschaft, mit der beide in der Regel verbunden sind, findet sich kein anderes Gewerbe so allgemein verbreitet und zugleich so alt und tief mit dem Leben des Volkes verbunden.

Die hessische Weberei dehnt sich vorzüglich über die Kreise Schaumburg und Hofgeismar, einzelne Gegenden der Kreise Kassel, Fritzlar und Homberg, die gebirgigen Teile des Kreises Witzenhausen und manche einzelne Ämter aus; diese Gegenden gleichen zum Teil einer großen Fabrik. Nur ist die Thätigkeit nicht immer gleich und beschränkt sich vorzugsweise auf den Winter, denn neben dem Webstuhle hat der Weber auch noch seinen Acker. Man kann die Weber in drei Klassen teilen, nämlich in solche, welche den Flachs selbst erzeugen, bereiten und spinnen, also ihr eigenes Produkt verweben; in solche, welche das Garn kaufen und verweben, aus denen der ärmere Teil besteht; und in solche, welche für Lohn weben.

Die Spinnerei, bei der man sich des gewöhnlichen Handspinnrades bedient, bildet die Winterbeschäftigung des hessischen Landhaushaltes und nimmt da vorzüglich die weibliche Thätigkeit in Anspruch, von dem Kinde, sobald dasselbe das Rad zu bewegen und den Faden zu drehen vermag, bis zur hochbejahrten Greisin. Nur in einzelnen Gegenden, wie z. B. im Amt Oberaula, nimmt auch die männliche Bevölkerung an dieser Beschäftigung anteil. Das leichte, mit dem sauber gewundenen und geputzten Rocken versehene Spinnrad auf dem Arm zieht das Mädchen nicht nur zum Nachbar, sondern auch zum nachbarlichen Dorfe, um im frohen Kreise der Genossinnen und in der Gesellschaft der eben wohl anwesenden Burschen unter Lust und Scherz, Gesang und Erzählung, die langen Winterabende zu verspinnen. Diese „Spinnstuben“ sind zwar oft verboten, aber keineswegs beseitigt worden.

Das Sprichwort „Wo Hessen und Holländer verderben, kann niemand Nahrung erwerben“ deutet auf den Fleiß und die Ausdauer des hessischen Volks, und wahrlich, in dem Schweiße seines Angesichts muß es dem meist dürftigen Boden sein Brot abringen, obgleich schon Tilly den alten Vers:

Im Lande zu Hessen hat's große Berg und nichts zu essen,
Große Krüge und sauren Wein,
Wer wollte gern im Land zu Hessen sein!

nicht bestätigen wollte. So viel ist aber sicher, daß der eigentliche Hesse den geraden Gegensatz zum Thüringer bildet. Wenn dieser lebensmutig und lebenslustig das Leben von der heitern Seite nimmt, ist der Hesse mehr ernst und im Kampfe mit seiner Subsistenz wie in manchem Mißgeschick seiner Vergangenheit mehr todesmutig geworden. Seine Tapferkeit ist ein wahrer Todesmut, mit dem er wie blind auf die Gefahr geraden Wegs losgeht, ohne sich lange zu besinnen. Das Wort „blind“ soll, wie Arndt*)

*) Versuch in vergleichender Völkergeschichte.

gut bemerkt, gewiß kein Gebrechen bezeichnen, sondern eine feste, derbe, unerschütterliche Art, die keinen Wechseln und Erschütterungen unterworfen ist; es soll gewiß den stillen festen Mut bezeichnen, mit welchem der Hesse mit offenem Aug', wie ein anderer mit geschlossenem Aug', dem Tode entgegengeht. Schon Tacitus weiß hohe Dinge von der Tapferkeit und Kriegskunst der Chatten zu erzählen, wodurch sie sich vor allen ihren Landsleuten und Nachbarn auszeichneten. Traurig genug, daß früher die hessischen Fürsten so schmählich mit der Tapferkeit ihres Volkes Wucher getrieben und diese wackern Menschen gewaltsam gepreßt haben, ihr Blut zu verspritzen für fremde Interessen auf fremder Erde! Allenthalben ist hessisches Blut geflossen, nicht bloß in Deutschland, Frankreich und Italien, auch auf Morea und in Ungarn und im fernen Amerika!

Im Wesen und in der Geschichte des Hessen liegt viel Tragisches; man bemerkt an den stattlichen Männern eine ganz eigentümliche Ernsthaftigkeit und Ruhigkeit. Nirgends in Deutschland sind die Menschen so wenig neugierig und gesprächig und überhaupt nur dem Fremden zugänglich.

Das germanische Heidentum mit seinem Aberglauben und seiner Zauberei steckt noch zäh im Hessenblut, es ist das aber doch ein schöner Zug historischer Beharrlichkeit und Treue. So sind durchs ganze Land die Sagen von den Wichtelmännchen verbreitet, überall finden sich Spuren von ihren Wohnungen — die Wichtelkammer bei Riechelsdorf, das Wichtelhaus unweit Frankenberg bei Ernsthausen, das Wichtelloch am Dosenberg bei Uttershausen an der Schwalm, ein anderes in der Nähe von Ziegenhain. Um die Geister zu vertreiben, ziehen die jungen Bursche im Ziegenhainschen in der Nacht vor Walpurgis vor die Dörfer und knallen mit den Peitschen die halbe Nacht hindurch. Sehr charakteristisch, an das von Kaulbach in seiner Hunnenschlacht benutzte Motiv erinnernd, ist die Sage von der „Totenhöhe“, einer Hochebene bei Frankenberg, wo einst in unvordenklichen Zeiten eine Schlacht soll geschlagen worden sein, und wenn sich's jährt, stehen jedesmal in der Nacht die Erschlagenen wieder auf und beginnen den Kampf. Neuerdings wollen Holzknechte, die einst in einer Winternacht über die Höhe gingen, die Geisterschlacht gesehen haben; sie warfen ihre Äxte weg, flohen heim, von Graus übermannt, fanden aber am andern Morgen, da sie ihre Äxte zu suchen wiederkamen, nichts als ihre eigenen Fußtritte im Schnee.

Am Meißner in Niederhessen ist der uralte Holle-Mythus noch nicht ganz erloschen; ein kleiner See an der Ostseite des Meißners heißt der „Frauhollenteich“, in der Nähe quillt der Gottesborn. Wenn es am Meißner nebelt, hat Frau Holle ihr Feuer im Berge; wenn es am Meißner schneit, macht Frau Holle ihr Bett; aus dem Frauhollenteiche, welcher den Badenden Fruchtbarkeit verleiht, werden die kleinen Kinder geholt; Frau Holle bestraft die unordentlichen und trägen Spinnerinnen und verwirrt ihnen Flachs und Garn; die alten Spinnerlieder, worin der Frau Holle gedacht wird, sind zwar verklungen, aber noch bleiben am Sonnabend die Spinnräder unberührt, und von Weihnachten bis Neujahr wird die Spindel nicht gedreht und es

darf kein Flachs am Rocken bleiben. Es erinnern noch viele Ortsnamen in Kurhessen an die altdeutschen Götter-, Kobold- und Riesensagen, so Gudensberg (früher wuodenesberk), Donnerskaute, Donnersgraben, Donnershauch (hauck), Ermenswart, Hermensassen (jetzt mißbräuchlich Hartmutsachsen), Ermetheis, schöne Herme, Hermannshain; — die Nixbitten (Wiese bei Betziesdorf), der Oldenberg (Hulda, Holle) an der Weser oberhalb Beckelshagen, das Mänkenloch im Schaumburgschen.

3. Schwaben.*)

Wir kommen zum Allemannen (Schwaben). Der Allemanne beginnt in den ersten Schattierungen von der Mosel an, haust am Oberrhein, in Schwaben und Helvetien. Feurigkeit, Leidenschaftlichkeit, Lebens-, Kriegs- und Gesangslust tritt uns entgegen, das Vaterland der Helden, Ritter und Genies. Was willst du mehr? Nun, wir sollen uns nicht loben, doch diese sind eines der herrlichsten Bestandteile des deutschen Volkes, ein begeisternder, belebender Stoff.

Wir haben von dem blinden Hessen sprechen müssen und uns diese hessische Blindheit, was die Leute wohl darunter verstehen, zu erklären gesucht. Wir stoßen hier nun sogleich auf das Schwabenalter, auf die dummen Schwaben. Doktor Luther hat einen hübschen Waidspruch gesprochen, also lautend: „Wer im zwanzigsten Jahre seines Lebens nicht schön, im dreißigsten nicht stark, im vierzigsten nicht klug, im funfzigsten nicht reich ist, der wird weder schön, stark, gelehrt, noch reich.“ Schwabenalter gleich vierzig Jahren, erst im vierzigsten Jahre fällt dem Schwaben das Gelbe vom Schnabel und fängt er an klug zu werden. Mich erinnert's mit Lächeln, wie ich mir einmal beinahe einen Zweikampf auf den Hals gezogen hätte, indem ich einem nicht schlechten Maler in bester Meinung zusprach: Sie sind nach ihrer Aussprache wohl Schwabe? und er mir mit wütend rotglühendem Gesicht trotzig entgegenrief: Nein, mein Herr, ein Zweibrücker. Was meint dieser dumme Schwabe? Gewiß ist, wie beim plumpen Pommer und dem blinden Hessen, etwas Ursprüngliches, Unvertilgbares in diesem Stamme. Und es ist wahr, die Dummheit ist eine echt schwäbische Tugend. Wir müssen nur bei der ursprünglichen Bedeutung des lieben Wörtleins „dumm“ stehen bleiben, wo es eigentlich das Starre, Taube bedeutet, was fremde Töne und Art nicht vernehmen, noch aufnehmen kann. Also dieser Ausspruch über den Schwaben stellt ihn offenbar in eine gewisse Ähnlichkeit zu dem Friesen und Westfalen, der auch von vielen im Vaterland für dumm gescholten wird. Warum? Weil er schwer aus sich heraus will und heraus kann, weil er etwas in sich Abgeschlossenes, Festes hat, was schwer in anderes und fremdes

*) E. M. Arndt, a. a. O.

übergeht, weil er gleichsam in sich versperrt und abgesperrt ist, wie man von einem sehr abgeschlossenen Manne wohl zu sagen pflegt: Er hat die Thür seines Zimmers in der Leidenschaft zugeschlagen und zuerst die Schlüssel hineingeworfen. Was nur bei dem Friesen und Westfalen ein Kühles und oft ein Kaltes ist, das ist bei dem Schwaben ein Warmes und oft ein Heißes. Er hat ein gewisses unbeschreibliches Zuviel, einen gewissen Ungestüm, eine gewisse innerlich spielende, oft wogende Leidenschaft, die ihn häufig wie im Traum hinwandeln läßt und bei einem Überfluß von Trieben und Strebungen in einer gewissen Verdunklung hält, in einer scheinbaren Verwirrung und Unklarheit, worin die Gegenstände und ihre Gestalten sich nicht sondern wollen. So taumelt und purzelt er, von den Seinigen wohl verstanden und wohl gelitten, häufig mit einer eigenen Unbehilflichkeit und Verworrenheit hin, und es muß ihm das Leben mit seinen äußeren Verhältnissen und bösen und guten Künsten sehr spät erst klar werden; er muß also den Fremden sehr häufig täppisch, kindisch, wunderlich erscheinen, und so rufen sie denn dumm über ihn!

In dieser seiner Art und Weise scheint der Schwab ein deutschester Deutscher, scheint die Untugend des Deutschen, welche die klaren und pfiffigen Welschen und Slaven so viel an uns belächeln und bespötteln, in ganzer früherer Fülle darzustellen. Aber dieser Art und Erscheinung, wie die Schwaben und Allemannen sie dem fremden Blick zeigen, liegt wohl noch etwas Anderes zu Grunde, und zwar ein recht deutscher Grund, nämlich das alte Wesen und Unwesen des deutschen Reichs.

Alle deutschen Kaufleute und Handwerksburschen, wenn sie gen Augsburg, Heilbronn, Stuttgart und Basel zogen, pflegten weiland, d. h. noch vor 50 Jahren, zu sprechen: „Wir gehen ins Reich!“ Hier in diesem Schwaben und Allemannien war wirklich auch das alte Reich, hier lag es, wenn gleich in mannigfachen Trümmern, mit seinen Scherben und Splittern ausgeschüttet, und der Liebhaber des deutschen Altertums und Mittelalters konnte noch an diesen schimmernden Bruchstücken sich den Glanz und die einst lebendige Herrlichkeit des Gewesenen vergegenwärtigen. Schwaben und Allemannien ward bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts, bis zum Untergang der Hohenstaufen, von allen deutschen Landen am meisten erhalten und zusammengehalten. Nachher fiel es freilich auch aus einander, blieb aber in seinen Stücken, eine alte zugleich bewunderte und gescholtene deutsche Mannigfaltigkeit, bis zum Jahre 1790 ziemlich unaufgeräumt liegen. Es bildeten sich hier keine großen Fürstentümer und Herrschaften wie aus einem Stück — denn Württemberg war bis dahin immer nichts Großes und Mächtiges —, es ward hier nichts fertig in dem Sinn, wie man im 17. und 18. Jahrhundert diese und jene Staaten Deutschlands schon fertig und geordnet zu nennen beliebte: es blieb die reizendste, ergötzlichste Mannigfaltigkeit und Unordnung, ein Musterbild des mittelalterlichen Deutschlands aus den Tagen, wo von Reichseinheit und kaiserlicher Macht und Majestät kaum noch geredet werden konnte. — Bistümer, Abteien, Fürstentümer, Reichsstädte, Ritter-

schaften, Reichsdörfer, Reichsvogteien u. s. w. in unzähliger Menge. Und die Schweiz im Süden, obgleich seit einigen Jahrhunderten ein dem Namen nach von dem großen Reiche abgerissenes Wesen für sich, auch sie in der Mannigfaltigkeit ihrer Republiken, Staaten, Abteien, Vogteien abhängigem, zinsbarem und zugewandtem Lande und Orte gab immer noch ein echt deutsches und schwäbisches Bild, und giebt es heute noch am meisten. Diese eigentümlichen politischen Zustände Schwabens und Allemanniens, diese vielen immer noch mehr oder weniger lebendigen Bruchstücke des alten Deutschlands, diese vielen Miniaturbilder, diese auf die verschiedenste Weise entwickelten Einzelheiten mußten im Verlauf von sechs Jahrhunderten den Menschen hier teils ein ältestes deutsches Gepräge lassen, teils dies Gepräge, das vormals in kaiserlicher und königlicher Münzstatt herrlich ausgeprägt war, mit verkleinertem Bilde in Kupfer- und Hellerwert rundlaufen lassen. Also auch eine gewisse kleinliche Einseitigkeit und Absperrung des Äußern, wovon die Menschen auch innerlich etwas abbekommen mochten. Eine Fülle der Erinnerungen an alte deutsche Herrlichkeit spielte in den Menschen hinein, und weil der Schwabe sich nicht mehr in einer großen Einheit, von einem großen politischen Ganzen getragen fühlen konnte, gefiel er sich in seinem absonderlichen Wesen, ward in mancher Beziehung kleinlich und ungefügig, und das wollen wir ihm keineswegs als Tugend anrechnen. Da mag er immer noch der dumme Schwabe heißen; und er ist reich genug in einer tiefen Leidenschaft, in vielen wallenden und unbewußten edlen Trieben und Kräften, daß er sich auch einen tüchtigen Tadel wohl kann gefallen lassen. Darf er doch uns andern Deutschen zur Beschämung und stillen Widerlegung kühn hinweisen auf die Hohenstaufen, die Frundsberge, die Emser, die Christoffe, Reuchlin, Zwingli, Melanchthon, Kepler, Euler, Haller, Schiller, Holbein, Uhland, Schelling u. s. w. Nur ein Blinder mag übersehen, daß in diesen Allemannen und in den Hessen, Westfalen ein echtester, man möchte sagen, ein doppelter und dreifacher furor teutonicus verborgen steckt.

Einige haben auch aus den Ergebnissen und Erlebnissen des Augenblicks, wie eben der Wind weht und wie es denn zu geschehen pflegt, die Allemannen eben wegen der tiefen Überschwenglichkeit ihrer Triebe das poetischste und am meisten lyrische Volk der deutschen Zunge genannt, das klangreichste und sangreichste aller Deutschen. Ei, ei! was soll der Thüringer und Franke, der Österreicher und Tiroler u. s. w. denn dazu sagen, die edlen Enkel der Hermunduren und Goten? Und ist nicht der Deutsche allenthalben und überall der große Musikant und Saitenspieler Europas, der auch in der kleinen Musik, in dem Gebiet der Töne, den europäischen Reigen führt? Und weil einige ihrer Vögel herrlich singen, soll man dem Schwaben, dem verständigen Menschen, einbilden, daß alle Schwaben geborne Nachtigallen sind?

4. Das württembergische Neckarland.*)

Es zieht sich von der kaum merklichen östlichen und nordöstlichen Grenze, an der es Franken berührt, in südsüdwestlicher Richtung zwischen dem Schwarzwalde und dem schwäbischen Jura bis in den innersten Winkel beider und ist somit gewissermaßen wie ein Keil zwischen das Oberdonau- und das Oberrheinland hineingetrieben; jenes wendet ihm seinen sanfteren Ostabhang zu, dieses tritt mit seinem steilen Nordfuße in dasselbe vor. Die Oberfläche ist eigentlich Hochebene; gleichwohl sind seine welligen Gelände mit einer Fülle von Mannigfaltigkeit ausgestattet, und nur in wenigen Gegenden Deutschlands ist die Natur so lachend, so frisch und gütig. Woher dieser überraschende Vorzug? Er ist dem Lande durch die Flußthäler zu teil geworden, die meistens eng und so tief sind, daß sie teilweise nur 130—160 m abs. Höhe haben. Ungleich den meisten Flußthälern in den Alpen, ehemaligen Erdspalten und ursprünglichen Weitungen, sind es Rinnen, allmählich von den Flüssen in die verschiedenen Landrücken eingegraben, einen Ausgang sich bahnend zu dem tieferen Rheinbecken.

Zu der hierdurch entstandenen großen Mannigfaltigkeit der Uferlandschaften gesellt sich der Schmuck der Vegetation und des Anbaues, und das klimatisch milde südliche Gepräge, das über die Landschaft ausgebreitet ist. Welcher Unterschied gegen die nahe bayerische Hochfläche mit ihren kahlen Ried- und Moosgegenden, mit der Einförmigkeit ihres Lechfeldes und ihren ebenso einförmigen großen Forsten! Aber die Niveauverschiedenheit ist auch nicht gering, denn die höchsten Ebenen des schwäbischen Plateaus erreichen kaum die tieferen Stellen des bayerischen.

Unter den Thälern fesselt am meisten unsere Aufmerksamkeit das des Hauptflusses, des Neckar. Da, wo der Schwarzwald und deutsche Jura (die rauhe Alp) im Süden unfern der Donauquellen zusammenstoßend einen Winkel bilden, entspringt in dessen Innerem auf demselben Moore, welches südwärts jenem Flusse Wasser spendet, auch der Neckar, der als ein schmales, oft wildbrausendes Berggewässer an 15 Meilen weit in nordöstlicher Richtung mit der rauhen Alp gleichlaufend zieht, durch vorspringende Zweige von dieser genötigt oberhalb Eßlingen plötzlich sich nach Norden wendet, in den schönen weiten Thalbusen von Kannstadt und Stuttgart eintritt, und nun, in einem breiteren und tieferen Bette fließend, schon schiffbar wird. Bei Heilbronn, wo er, wie bei Eßlingen, einen bedeutenden Landrücken durchbricht, wendet er sich nach Westen, nimmt bald darauf seine beiden größten Nebenflüsse, die Jaxt und den Kocher, auf, bahnt sich weiter nördlich durch eine Schlucht des Odenwaldes zwischen Granitfelsen einen Weg nach Westen und tritt bei Heidelberg, wo sein Thal noch alle Reize einer anmutigen Natur entfaltet, ins flache Rheinbecken ein.

*) Das deutsche Land, Skizzen und Bilder von Dr. J. Kutzen.

Es ist für den Natur- und Geschichtsfreund ein hoher Genuß, diese schwäbischen Gegenden, in deren anziehender Physiognomie die Landschaft des Neckars die interessantesten Züge bildet, unter einem frohsinnigen, treuherzigen und talentreichen Volke zu durchwandern. Im Thale alte, turmreiche, wenn nicht große, doch meist sehr belebte Städte; am Fuße des Geländes wohlhabende reinliche Dorfschaften in Mitte ihrer von munteren Gewässern durchflossenen Ackerfelder, Wiesen und obstreichen Gärten; an den Thalhängen häufig in lieblichem Wechsel kleine Laubgehölze und Rebenpflanzungen mit vielen Winzerhäuschen. Oben auf den Höhen kleine Dörfer, einzeln stehende Kirchen, Villen, Paläste; auf kühnen Bergvorsprüngen oder auf ganz isolierten Kegelbergen, wie der Hohenzollern, die Lachen, der Plettenberg, Rosenstein und Nipf, erheben sich die Stammburgen edler Geschlechter, — manche noch wohlerhalten, manche in Trümmern; manche, wie Schloß Hohenstaufen, sind ganz verschwunden.

Das Neckarland wurde in seinem allgemeinsten Umrisse seit dem ersten Jahrhundert der römischen Kaiser-Periode bekannt. Die Römer drangen gleichzeitig von der obern Donau und dem oberen Rhein dahin vor, denn nachdem sie an beiden ihre Standquartiere befestigt hatten, mußte ihnen daran gelegen sein, den zwischen beiden von Bergen eingeschlossenen versteckten Landwinkel in ihre Gewalt zu bekommen. Daher ihre Angriffe, teils von Westen, teils von Osten, von Argentoratum (Straßburg) und von Augusta Vindelicorum (Augsburg) her. Als sie glückliche Fortschritte gemacht, suchten sie sich den nun zusammenhängenden Besitz zwischen Rhein und Donau gegen die nördlichen Barbaren durch jenen berühmten Grenzwall zu sichern, zu welchem auch das Ufer-Noricum (Noricum ripense) und Pannonien gehörten. Aus einer bald einfachen, bald mehrfachen Reihe von Wällen, Gräben, Wachthäusern und festen Lagern bestehend, an deren Seiten, wie gewöhnlich bei Militärgrenzen, auch Marktplätze und bewohnte Ortschaften erwuchsen, vervollständigte er die Befestigungszone an der Donau und am Rhein.

Aber dieses Winkelland zwischen Donau und Rhein gewährte nur dem Starken Schutz und Vorteile. Die ringsum geschwächte römische Macht erlag darin den Allemannen, die vom Main her die Umwallung des Neckargebietes durchbrachen und jenen „Busen des Reichs“, wie Tacitus das Land zwischen dem oberen Rhein und der oberen Donau bezeichnend nannte, bewältigten. Ihnen gelang nun, von demselben, wie von einer Centralstation aus, nach den beiden Strömen hin ihre Herrschaft auszubreiten und ein großes Allemannien zu stiften, welches das ganze obere Rheingebiet umschloß. Als es darauf der stärkeren und geschickt geleiteten Macht der Franken erlag, verfiel das mehr gesicherte Neckargebiet diesem Schicksal zuletzt und kam nur in losen Abhängigkeitsverband.

Von denselben Seiten, von welchen einst die erobernden Waffen und darauf die Wein- und Ackerbau pflegenden Kolonisten der Römer, kamen nun auch die Segnungen christlicher Kultur. Die wilden noch heidnischen allemannischen Sieger hatten alle Kultur in dem ehemaligen römischen Neckargebiete

(dem sogenannten Decumaten- oder Zehntenlande) vernichtet; jetzt, unter der Herrschaft der Franken, wurde von Westen, Süden und Osten — von Worms, Speyer, Straßburg, St. Gallen, Konstanz, Augsburg — das Christentum ins Neckargebiet gebracht, und dieses blieb in kirchlicher Beziehung den Sprengeln der genannten Orte immer untergeordnet. So ist aus der Lage desselben in Verbindung mit jenem Verhältnisse der Einführung des Christentums erklärlich, daß sich nie dort ein eigenes Bistum entwickelte. Dieselbe Lage des Landes, vermöge der es wie ein danubisch-rhenanisches Mesopotamien erscheint, trug dazu bei, daß nach Zerstückelung des großen fränkischen Reichs, als sich allmählich wieder Herzogtümer bildeten, das Neckarland samt Oberdonau und Oberrhein dem Herzogtum Allemannien oder Schwaben (ducatus Sueviae) zugehörte.

Als nach dem Erlöschen der Hohenstaufen die Herzogtümer in Schwaben und Franken aufhörten, als darauf am Neckar wie in andern Gegenden allmählich die großen Gebiete in eine Menge Ländchen kleiner reichsunmittelbarer Herren auseinander fielen, erhob sich (um die Mitte des 13. Jahrhunderts, zur Zeit der größten Zersplitterung) aus der Mitte des Neckarlandes, wo ihre Stammburg Wirtineberg auf der Spitze des Rotenberges lag, die Macht der Grafen und späteren Herzoge von Württemberg, und war im Laufe der Jahrhunderte glücklich genug, dasselbe ganz zu bekommen.

Keine Gegend im ganzen Neckarlande bietet sich in dem Grade als Centrum dar, wie der weite und freundliche Thalkessel von Kannstadt, in welchem mehrere Nebenthäler in das Hauptthal einlaufen, sich von allen Seiten die Landesrücken absenken und so auf natürliche Weise alle Straßen, die über diese kommen, konzentrieren — ein Verhältnis, welches schon in der römischen Kaiserzeit stattfand, indem sich daselbst von verschiedenen Seiten her römische Heerstraßen vereinigten. In der Mitte, ungefähr auf der bequemsten Passage zwischen Donau und Rhein, von Ulm her nach Pforzheim und Durlach hin gelegen, mußte ihm eine erhöhete Wichtigkeit werden, indem sich hier so leicht die Beziehungen und Interessen der Donau- und Rheinvölker berührten. Es ist dies im ganzen dieselbe große Centralrichtung Württembergs, welche die Eisenbahn von Ulm durchs Kannstadter Thal nach Bruchsal genommen und die zu den großen Straßenzügen des Rheins führt.

Wie man sich daher nicht wundern darf, daß Kannstadt auch der Hauptort des alt-württembergischen Neckargebietes wurde und später das nur drei Viertelstunden davon gelegene Stuttgart, das fast dieselben Vorteile der Lage genießt (in einem Seitenflügel des Kannstadter Kessels gelegen, ist es als die Tochterstadt von jenem zu betrachten), durch den Willen und Geist seiner Fürsten so leicht emporkommen konnte: eben so natürlich finden wir es, daß von diesem Punkte aus unter begünstigenden geschichtlichen Verhältnissen ein politisches Ganze enstehen konnte.

Österreich, von der Donau her mächtig geworden, und Frankreich, über den Rhein vordringend, mußten um das Neckarland kämpfen, das oft genug der Tummelplatz der Heere geworden ist. Dem Scharfblick Napoleons bei

seinen Bemühungen, Deutschland seinem Willen zu unterwerfen, entging die Wichtigkeit der geographischen Stellung Württembergs nicht, und eine Folge der Verbindung Württembergs mit ihm war für dieses nicht bloß der vollständige Besitz des ganzen Neckargebietes von den Quellen bis zum Unterland des Flusses, sondern auch die Erweiterung des Staates über die rauhe Alp hinaus ins Donaugebiet bis zum Bodensee, welcher Teil, ein Viertel von jenem, bei den Alt-Württembergern vorzugsweise Schwaben heißt.

---

5. Aus dem Schwarzwald.

1. Allgemeine Charakteristik.*)

So lange Elsaß-Lothringen den Franzosen gehörte, bildete der Schwarzwald den äußersten südwestlichen Grenzwall Deutschlands; jetzt ist es der Wasgenwald oder die Vogesen. Zwischen beiden liegt die Ebene des oberen Rheinthals. Beide Gebirge, von Süden nach Norden ziehend, zeigen einen merkwürdigen Parallelismus. Sie fallen beide steil zum oberrheinischen Becken ab.**) Der Schwarzwald ist aber dem Rheinstrom viel näher gerückt und bildet von Schaffhausen bis fast nach Karlsruhe hinab das schroff ansteigende Ufergebirge desselben. Auf seiner Nordflanke und an seiner Ostseite hingegen verläuft er ganz allmählich in das schwäbische Hochland, ganz so wie der Wasgenwald gegenüber in entgegengesetzter Richtung (nach Westen zu) allmählich in die Plateaulandschaften von Lothringen übergeht und nach Norden gleichfalls in sanften Wellen sich absenkt. Am steilsten und mächtigsten setzen beide Gebirge im Süden ein: das eine im Feldberg, das andere im Elsasser Belchen. Auch ist die ganze Südhälfte beider Gebirge die bei weitem höhere; sie besteht beiderseits aus krystallinischem Gestein: Gneis und Granit —; beide gehen nordwärts mit mäßigen Hochflächen in den Buntsandstein über, treten aber auch da noch mit scharfgezeichneten Wänden an das Rheinthal heran.

An dem Nordende beider Gebirgswälle liegen ferner die Hauptthore für die Straßen von Ost nach West: dem Thor von Zabern am linken Ufer des Rheins steht rechts das Thor von Pforzheim gegenüber. Bis zu diesem Thor erstreckt sich der Schwarzwald vom Rheinknie bei Basel an gerechnet 22 Meilen lang und 5–6 Meilen breit. Die Berge weiter dem Neckar zu noch zum Schwarzwald zu rechnen, ist weder geognostisch noch durch den Sprachgebrauch des Volks gerechtfertigt.

Den Kern und Knotenpunkt des Gebirgs bildet im Süden die Gruppe des Feldbergs, welcher Gipfel übrigens nicht so frei und ansehnlich aufragt, wie der Brocken im Oberharz, obwohl er über 350 m höher ist als dieser; denn er mißt 1494 m. Als Knotenpunkt charakterisiert er sich

*) Vom Herausgeber. — **) S. den folgenden Artikel: Der Rhein.

dadurch, daß fünf Thäler von ihm ausgehen, oder wenn man lieber will, zu ihm hinstreben; ein über 1000 m hohes, sehr rauhes Plateau lehnt sich an seine Ostflanke, durchschnitten von der Landstraße, die aus dem Höllenthal nach Lenzkirch führt. Dort lagern auch die Hochseeen des Schwarzwaldes: der kleine Feldsee (1112 m hoch), der Titi-See und Schluch-See.

Von den vier Bergästen, die vom Feldberg ausgehn, ist ein südöstlicher gegen diesen Schluch-See gerichtet und erreicht in der Bärhald noch eine Höhe von 1320 m, der südwestliche Teil kulminiert im Belchen mit 1415 m — zwei Meilen vom Feldberg entfernt — und endigt ob Badenweiler mit dem am weitesten vorgeschobenen und daher aussichtsreichen Blauen, 1167 m. Die zwei nordwestlichen Äste verlieren sich in der Ebene.

Einige Meilen nördlich von der Feldberggruppe erhebt sich der Kandel (1213 m südlich von Waldkirch), östlich von diesem der Hornkopf, nordwestlich (durch ein tiefes Thal geschieden) der Rostock.

Im unteren Schwarzwald ist die Hornisgrinde (1164 m) der höchste Punkt. Auf dem 1050 m hohen Seekopf liegt der kleine, fischlose, sehr tiefe, dunkle Mummelsee, dessen Rand oft Nebelstreifen ganz unheimlich umlagern und aus dessen Tiefe es bei stürmischer Witterung ebenso unheimlich grollt und aufsprudelt. In der Sage und Poesie des Volks spielt der Mummelsee eine große Rolle. Der weit sich ausbreitende Rücken des Kniebis, obwohl derselbe nur 972 m Meereshöhe hat, bietet eine schöne und großartige Fernsicht ins Rheinthal, auf die Vogesen, auf die Schweizer Alpen und den größten Teil des Schwarzwaldes selber. Er hat überdies die meisten Flußquellen, das Murgthal ist das schönste des Schwarzwaldes; an den Abhängen des Kniebis sprudeln vier Heilquellen: Ripoldsau, Griesbach, Petersthal und Antogast — im Bezirk einer Quadratmeile.

Am östlichen Fuß des Feldbergs rinnen die Quellen der Kinzig zusammen; das Flüßchen gewinnt ein geräumiges freundliches Thal, das zuletzt, nach Westen sich umbiegend und das ganze Gebirg in seiner Breite durchschneidend, ins Rheinthal (bei Kehl, Straßburg gegenüber) mündet. Ebenso biegt die Elz nach Nordwesten um; bei Freiburg mündet das rasche Flüßchen Dreisam in die Elz, deren oberes Thal, von pittoresken Felsen eingeengt, das Höllenthal genannt wird.

Im Schwarzwald sind rauhe, öde, wilde Partieen ganz nahe an warme, fruchtbare, lachende Thäler gerückt. Von den kahlen mit dürftiger Grasweide bedeckten Stufen des Feldberges, deren Höhe über 1300 m ein ganz nordisches Klima haben, oder vom Niederwald der Krummholzkiefer auf den moorbedeckten Hochflächen des Sandsteingebiets (der nördlichen Hälfte des Schwarzwaldes) steigt man zunächst durch größere und kleinere Wälder schlanker Tannen und Fichten in die mildere Region stämmiger Eichen herab, die bei 800 m Höhe beginnen und als Niederwald bis 500 m herabgehen. In den Einschnitten der Berge, in den warmen Thalgründen entfalten Buche, Birke, Ahorn, Esche ihre mächtigen und zierlichen Laubkronen. Diese Vorberge des Schwarzwaldes thun dem Auge wahrhaft wohl durch ihren reichen

Laubwald, in den sich die Obstgärten hinein drängen. Die echte Kastanie und die Walnuß zieren die unteren Hänge mit ihren weitschattigen urkräftigen Bäumen, die an Stärke des Wuchses mit den Eichen wetteifern. Es breiten sich die Weizen- und Spelzäcker aus, umsäumt von Obstbäumen und riesigen Nußbäumen, deren Schatten der Fruchtbarkeit dieser Gefilde kaum Eintrag thut. Die letzten Hügel auf der Rheinseite sind alle mit edlen Reben bepflanzt. Dort an den südwestlichen Hängen gedeiht der würzige feurige Markgräfler Wein (der Landesfürst hieß früher Markgraf von Baden) und die Sonne hat in dem tief eingeschnittenen Rheinthal schon solche Macht, daß sie sogar Mandelbäume im Freien erblühen und Frucht bringen läßt.

Welcher Gegensatz zu den unwirtlichen Höhen im oberen Gebirg, wo die Kirschen erst im September reifen und die armen Bewohner schon froh sind, wenn ihre Felder nur Kartoffeln, Hafer und Wicken geben! Einer dieser unwirtlichsten, doch aber noch bewohnten Teile des hohen Schwarzwaldes zwischen den Flüßchen Alp und Enz heißt Dobel und ist sprichwörtlich geworden. Das kleine Pfarrdorf besteht nur aus niederen Hütten mit Schindeldächern. Auf der kahlen Hochebene kann kein Obstbaum gedeihen, nur verkrüppelte Birken fristen noch einigermaßen ihr Dasein. Auch im Sommer wehen mitunter sehr kalte Winde, welche geheizte Stuben zum Bedürfnis machen. „Wie auf dem Dobel“ — sagt man, um eine recht rauhe unfruchtbare Gegend zu bezeichnen.

Doch fehlt es auch dem ärmsten Schwarzwälder an Brennholz nicht, da der Tannenwald nirgends weit entfernt ist. Und da auch der Rhein nicht weit ist, so kann mancher hohe schlanke Tannen- und Fichtenstamm den Strom hinab bis in die Niederlande geflößt werden, von wo er, in Gold und Silber umgesetzt, in die Heimat zurückkehrt. Auf den Bergwassern werden jahraus, jahrein die Holzscheiter und wo die Wassermasse es erlaubt auch große Stämme hinabgetrieben ins Rheinthal. Vom Holzfällen erhält manche kräftige Faust ihre Schwielen und — den Lebensunterhalt für eine zahlreiche Familie. Vor allem hat der Holzreichtum des Schwarzwaldes jene Uhren-Industrie in Aufnahme gebracht, die noch immer sein Ruhm und Stolz und seine wenn auch nicht reiche doch anhaltende Nahrungsquelle ist.

2. Die Uhrenfabrikation.*)

Ich bin jetzt im Uhrmachergebiet des Schwarzwaldes angelangt, und Sie wissen wohl, daß aus den ursprünglichen hölzernen Wanduhren nach und nach immer bessere Messingwerke, Spieluhren und endlich sehr komplizierte Musikinstrumente, selbst spielende Drehorgeln, hervorgegangen sind, die gar nichts mehr von einer Uhr an sich haben, als das bewegende Gewicht. Diese Instrumente werden besonders in Föhrenbach und in Kirnach gefertigt, und vorzugsweise nach Rußland verkauft. Dort stellt man sie in den Wirts-

*) Bernh. Cotta.

und Theehäusern auf und der Russe trinkt und tanzt nach der Schwarzwälder Pfeife, deren Noten von Petersburg bis Odessa gern gehört und pünktlich befolgt werden. Herr M. Welte in Föhrenbach hat vergangenes Jahr das größte Instrument der Art, welches je gemacht worden ist, selbst nach Odessa gebracht, und dort in einem Theehause aufgestellt. Es hatte nicht weniger als tausend Pfeifen und wurde ihm mit 20,000 Fl. bezahlt, dem Wirt kostete es aber bis zur Aufstellung in seinem Haus gegen 13,000 Silber-Rubel. So großen Wert legt man also in Odessa auf musikalische Unterhaltung beim Theetrinken!

Gegenwärtig sah ich bei Herrn Welte ein Instrument von 203 Pfeifen ziemlich fertig, das kostet nur 900 Fl., führt aber auch keine Trommeln und Pauken in seinem Leib, wie jenes große. Das Instrument besteht aus einem Blasebalg, welcher die Pfeifen von ungleicher Größe bläst. Eine Walze mit kleinen Stiften hebt Tasten auf und reguliert dadurch die Musik. Die Stifte der Walze vertreten somit die Finger des Orgelspielers und bringen durch ungleiche Höhe sogar ungleiche Stärke des Tones hervor. Auf einer Walze sind natürlich nur ein oder zwei kleine Musikstücke um die ganze Peripherie verteilt, während sie gleichzeitig unter der Umdrehung langsam nach einer Seite geschoben wird, um ihren Raum besser benutzen zu können, weshalb denn alle Stifte in engen Spirallinien stehen. Die Walzen, welche den höchsten Zoll geben, werden auch in Rußland von dahin ausgewanderten Schwarzwäldern gefertigt, man sendet daher von hier aus gewöhnlich nur eine Walze zu jedem Instrument, während dort beliebig viele dazu eingerichtet werden. Für die übrigen Teile der Instrumente würden die Arbeitslöhne in Rußland zu hoch sein — wenn sich nicht etwa später eine Schwarzwälder Kolonie am Ural niederläßt — auch ist der Eingangszoll für dieselben durch besondere Ukase sehr niedrig gestellt, um diese Art von musikalischer Unterhaltung zu erleichtern. Auch nach England gehen einige solcher Spielwerke.

Die Fabrikation der Pendeluhren ist natürlich viel weiter ausgebreitet als die der Spielwerke. Sie nimmt das ganze Quellengebiet der Donau ein und greift noch weit darüber hinaus. Fast in jedem Orte findet man eine Anzahl Uhrmacher, die für sich arbeiten, d. h. die allein oder mit einem Gehülfen ganze Uhren fertig machen; selbst auf den höchsten Höhen des Waldes findet man vereinzelte Häuser und Hütten, in denen die Drehbank schnurrt und die sich meist durch größere, hellere Fenster vor den anderen Wohnungen auszeichnen. Das ist natürlich die niederste und ursprünglichste Stufe der Fabrikation, da immer derselbe Arbeiter alle Teile einer Uhr, mit Ausnahme des Zifferblattes, anfertigt, folglich für keinen Teil eine vorzugsweise große Übung erlangt. Aus diesen Werkstätten gehen die großen Pendeluhren der Bauernstuben hervor. Dann giebt es aber in den kleinen Städten der Gegend, wie in Triberg, Lenzkirch u. s. w. eine Menge Werkstätten, in welchen viele Arbeiter beschäftigt sind, von denen jeder nur bestimmte Teile macht. Das größte Unternehmen der Art ist jetzt in Lenzkirch für 300 Arbeiter eingerichtet worden. Da werden denn besonders die kleinen Pendeluhren mit

niedlichen Porzellanzifferblättern gefertigt, die weit versendet werden, aus Triberg allein jährlich gegen 30,000. Trotzdem klagt man über Abnahme des Geschäfts. Der Grund dieser Klage mag teils in den ähnlichen Unternehmungen anderwärts, z. B. im Erzgebirge, beruhen, teils aber darin, daß die Zahl der Uhrmacherbevölkerung unverhältnismäßig zum Absatz zunimmt. Die großherzoglich badische Regierung hat sich neuerlich dieses Industriezweigs angenommen, und sucht namentlich durch besondere Schulen auf stete Vervollkommnung der Kunst hinzuwirken. Offenbar sind solche Industriezweige vorzugsweise für Gebirgsgegenden geeignet, in welchen das Leben und folglich die Arbeitskraft billig, die Feldarbeit aber nicht alle Kräfte des bewohnten Raumes in Anspruch nimmt. Der indirekte Zusammenhang zwischen den geologischen Ereignissen der Vorzeit und dem gegenwärtigen Leben der Menschen ist auch hier unverkennbar. Es wäre eine unglückliche Idee, solche Beschäftigungen in fruchtbare Niederungen verpflanzen zu wollen. Ihr Aufblühen, besonders wenn es zu sehr unterstützt wird, vermehrt aber auch die Bevölkerungsanzahl selbst in unwirtlichen Gegenden und untergräbt somit nach und nach die Grundbedingungen der eigenen Existenz.

3. Brennende Berge und stürzende Flüsse.

Wer die Eigentümlichkeiten des Schwarzwaldes recht kennen lernen will, der muß in der ersten Hälfte des Septembers seine Thäler durchstreifen. Feuer und Wasser sind da in großer Thätigkeit. Brennende Berge überall, hie und da die lustige Fahrt eines großen Floßes. Jene brennenden Berge sind eine Folge der eigentümlichen Niederwaldwirtschaft, welche auch im Odenwald und im Siegenschen sehr verbreitet ist, und die man dort Hackwaldwirtschaft nennt. Eichen, Haseln, Birken und anderer Stockausschlag bildet den Bestand, der alle 15 oder 20 Jahre abgetrieben wird. Der Abtrieb erfolgt im Frühjahr, die Eichen werden geschält, um die Lohe zu benützen, die geeigneten Hasel- oder Birkenruten werden zu Reifen und Floßseilen ausgesucht, alles dünne Reis mit dem Laube bleibt an Ort und Stelle liegen, um während des Sommers zu trocknen, wird aber durch dazwischengelegtes Stangenholz in einzelne, 15 Schritte breite Streifen geschieden. Wenn nun im September das Reisig trocken ist, so zündet man es an der oberen Seite eines der 15 Schritte breiten Streifen an, die sich stets an Bergabhängen herabziehen, und 4 oder 5 Männer mit langen Stangen und eisernen Haken daran wälzen die Feuerwelle nach und nach den ganzen Berg herab, wobei sie sich vorsehen müssen, daß nicht mehrere Streifen zugleich in Brand geraten, oder ein Nachbarstreifen sich von unten entzündet und aufwärts brennt, weil sie dann leicht alle Macht über die Ausbreitung des Feuers verlieren würden. Erst vergangenes Jahr ist bei Wittichen ein Haus dadurch abgebrannt. Das Abbrennen bezweckt teils Düngung durch Aschenbildung, teils die Zerstörung vieler Unkräuter, während den Stöcken und Wurzeln des Holzes dadurch kein Schaden geschieht. Die abgebrannte Stelle wird, soviel es Steine und Felsvorsprünge erlauben, zwischen den Stöcken bearbeitet und

ein Jahr lang mit Korn bestellt. Im zweiten Jahr sind hier auf dem fruchtbaren Granitboden die neuen Holztriebe schon wieder zu groß, während man z. B. im Odenwald auf Sandsteinboden zwei Jahre nacheinander Frucht bauen kann. Da im Kinzigthal und seinen Seitenarmen alle die kuppigen Granitabhänge unter dem hohen Sandsteinplateau mit Niederwald bedeckt sind, und der Prozeß des Abbrennens sich alle 15 oder 20 Jahre für jede Stelle wiederholt, so ist es begreiflich, daß zur Brennzeit aller Orten Flammen auflodern und Rauchsäulen emporsteigen. Dazu kommt noch, daß auch auf vielen Feldern die Stoppeldecke mit den Wurzeln durchgebrannt wird, und zu all diesen Vertilgungsfeuern mischen sich noch hie und da die Rauchsäulen der Kohlenmeiler; kein Wunder also, wenn zuweilen ein feiner bläulicher Rauch alle Thäler durchzieht.

Außer dieser Niederwaldzone nützt aber der Schwarzwälder auch seine großen Hochwälder oben auf den Sandsteinhöhen und in den engen Thälern tüchtig aus. Während sie noch wachsen, müssen sie ihm vielfach ihre Säfte als Harz abgeben. Dann aber folgt mit dem Abtrieb die Hauptnutzung. In den vielen Privatwaldungen ist die Ausnutzung freilich nicht immer ganz forstlich, weshalb denn auch jetzt eine neue Forstordnung für Baden beabsichtigt wird. Der Umtrieb ist 60- oder 70jährig; einzelne Stämme läßt man aber eine doppelte Umtriebszeit stehen, um so das beste und teuerste, sogenannte Holländerholz zu erziehen. Doch davon wollte ich Ihnen eigentlich nicht erzählen, sondern von den hier sehr ausgebildeten Holztransporteinrichtungen.

Oben in den Bergen und an den steilen Abhängen da findet man überall Schlittwege oder feste Holzriesen für Stammholz und für Scheitholz. Einige bleiben für immer, andere baut man für den einzelnen Holzschlag. Der Transport erfolgt durch Zugtiere oder durch die eigene Schwere. Ein Teil des abzuführenden Scheitholzes wird oft zunächst verwendet, um den Weg zu bahnen, auf dem die Schlitten hinabgleiten. Die letzten Schlitten nehmen dann zugleich alle die Schienen, oder vielmehr Querschwellen der gelegten Holzbahn mit sich. Nun aber folgt der interessanteste Teil des Transports, obwohl nicht der schwierigste und gefährlichste. Am ersten Floßbach angelangt, werden die geschälten und an den Enden durchbohrten Stämme mit gedrehten Haselruten zusammengebunden zu sogenannten Gestören. Die längsten dieser Gestöre, die sogenannten „Holländer“ (weil sie besonders nach Holland gehen) sind 25, 30, selbst 35 m lang. 20 oder 30 solcher Gestöre verbindet man zu einem 600—900 m langen Floß. Jetzt liegt es noch ruhig und leblos im Bette des kleinen Baches, schon aber beginnt auf und neben ihm ein reges Treiben. 20 und 30 Männer und Knaben mit Stangen, Beilen und großen Spitzhauen bewaffnet, stellen sich in bestimmten Abständen auf das Floß. Auf ein gegebenes Zeichen werden die Schleusen der Weiher davor und dahinter geöffnet. Das Floß wird lebendig, der Wasserschwall hebt es. Jetzt setzt sich die gewaltige Riesenschlange in Bewegung. Vorn auf der Spitze, aus nur drei Stämmen mit

einer Art Schiffsschnabel gebildet, steht ein kühner kräftiger Mann mit einer Leitstange, auf den nächsten 3 oder 4 Gestören ähnliche. Dann auf dem breiteren Teil folgen ganze Gruppen von solchen, die teils nur zum Vergnügen mitfahren, darunter Kinder von sechs oder acht Jahren. Zuletzt die geübtesten Flößer, welche den Gang regeln durch dicke Sperrbalken, die sie auf den Boden stemmen, da das Floß sonst bald über das Fahrwasser hinausschießen würde, aus dem Grunde, weil in jedem Bach das obere Wasser, in welchem das Floß schwimmt, schneller strömt, als das untere durch die Unebenheit des Bodens gehemmte. Die Region des Fahrwassers aber ist in diesen kleinen Bächen nie sehr viel länger als das Floß, da sie eben nur künstlich, durch verhältnismäßig kleine Wasseransammlungen erzeugt wird. Jetzt erreicht das Floß ein Wehr von 6 oder 8 Fuß Höhe. Seine schmale Spitze senkt sich hinab, der vordere Leitmann stemmt sich fest auf seine Stange und gleitet ruhig in die wilden Fluten hinein, die ihn fast bis zur Hüfte umspülen. Weniger tief sinken die folgenden ein, weil die Steifheit des Floßes es etwas verhindert. Da kommt aber ein Gestör mit drei kleinen Knaben, jubelnd fahren sie dem Wehr entgegen; sie halten sich freilich fest an den emporstehenden Binderuten, aber das Wasser umspült sie auch fast bis zu den Armen. Sie sind das schon gewohnt und müssen sich eben früh daran gewöhnen, um einst tüchtige Flößer zu werden. Mit reißender Schnelligkeit schießt das lange Ungetüm knarrend an uns vorüber, es ist nicht möglich, ihm im schnellsten Laufe zu folgen. So geht's im Thal hinab, von Station zu Station. Es muß etwas ungemein Anregendes in solcher Wasserfahrt liegen, sicher nicht ohne Einfluß auf die Entwickelung des Charakters und die Manneskraft der Bewohner dieser Thäler; sie sind Wasserhelden so gut als die Schifferbevölkerung vieler Küstenländer.

Der Schwarzwald nährt seine Bewohner fast nur durch die Erzeugnisse der Oberfläche, sehr wenig durch innere Bodenschätze. Die Steingut- und Porzellanfabriken zu Zell am Hammersbach und zu Schramberg beziehen ihren Thon vom äußeren Rand des Gebirges, die Porzellanerde sogar aus Frankreich. Ihre lokale Existenz ist lediglich durch billiges Brennmaterial und billige Menschen- und Wasserkraft, sowie durch Zollverhältnisse bedingt. Dasselbe gilt für die Granatschleifereien derselben Gegenden, die rohen Granaten kommen aus Böhmen. Die früher vorhandenen Schmaltefabriken bezogen die Kobalterze aus Oberitalien; als man etwas Kobalt im Lande selbst kennen lernte (z. B. bei Wittichen), da waren sie bereits eingegangen. Metallbergbau wird nur wenig betrieben; nennenswert sind jetzt eigentlich nur noch die Eisengruben bei Kandern, die Silbergruben im Münsterthal und im Schappachthal.

6. Aus dem Elsaß.*)

Wenn wir im Schnellzug unter vollem Dampf die Bahn Mühlhausen ab nach Straßburg rasch durchziehen, so überschauen wir mit einem Blick die Gestaltung des elsässischen Bodens. Derselbe stellt sich in drei von einander unterschiedenen Zonen dar. Im Westen erhebt sich die Gebirgskette der Vogesen — der Wasgenwald unserer deutschen Altvordern, der Wasichenstein der Sage —**) gleich einem natürlichen Wall zwischen dem Innern von Frankreich und dem Becken des Rheins. Ein Saum von Hügeln und Weinbergen umfaßt den Fuß der Kette, den Übergang bildend von der höhern Region zu der Ebene. Dann dehnt sich das Flachland selbst aus, einförmig, niedrig, eben, dem Rhein entlang ziehend in einer Länge von 200 Kilometern oder 27 deutschen Meilen, von Basel bis Lauterburg, die Hügelregion und den zu Elsaß gehörenden Teil der Vogesen zusammen an Flächeninhalt übertreffend.

Diese drei Zonen sind durch ihre geognostische Beschaffenheit, durch den Anbau, wie durch die äußere Gestalt des Bodens scharf getrennt. Jede hat ihr eigentümliches Klima, ihre eigentümliche Vegetation. Im Hochgebirge sehen wir nur Wald und alpenähnliche Weiden; die Hügelregion ist mit Reben bedeckt, das Flachland hat besonders Kornbau.

Dem Rhein parallel, das Elsaß von Süden nach Norden durchströmend, läuft die Ill oder die Ell (lateinisch Alsa), welche Land und Leuten den Namen gegeben hat: Elsassen oder Elsässer. Sie entspringt im Jura, ihre Zuflüsse empfängt sie aber alle auf linker Seite von den Vogesen. Ihr Wasserstand ist sehr ungleich; auf lange Trockenheit folgen Überschwemmungen. Ein oberelsässisches Sprichwort lautet: „Die Ell geht wo sie well!"

Der Boden der elsässischen Ebene erhebt sich kaum einige Meter über den Rhein, dessen Meereshöhe in Kolmar 200, in Straßburg nur 144 m beträgt. Er besteht aus Lehm, Sand oder kleinen Rollsteinen, welche teils durch den Rhein, teils durch die Ill und ihre vogesischen Zuflüsse abgelagert wurden. Eine schwache Bodenfalte, auf deren Rücken sich der Rhône-Rhein-Kanal von Süden nach Norden hinzieht, zeichnet die Grenze zwischen den Diluvium-Gebilden von vogesischem Ursprung und denen des Rheins, dessen Rollsteine andere sind. Wo das Geröll vorherrscht, ist der Boden dürr und trocken, mit Gebüsch bewachsen, wie im Hardtwald, im Kardenwald (Kartenwald) und in der Gegend zwischen Hagenau, Sulz und Selz. An den fruchtbaren Stellen erscheinen große Wiesen. Kommt aber der fruchtbare Lehm über die Oberfläche, so gedeihen fröhlich die Getreidefelder, mit

*) Nach Charles Grad, einem geborenen Elsässer, Verfasser der Essais sur le climat de l'Alsace et des Vosges (Mulhouse 1870), Skizzen aus Elsaß und Vogesen im Ausl. 1871, 20 ff.

**) Der römische Name Mons Vōsĕgus wurde von den Franzosen in les Vosges umgebildet, aus welchem die Deutschen dann wieder „Vogesen" machten.

Pflanzungen aller Art gemischt, auf beiden Ufern der Ill, von Mühlhausen bis unterhalb Straßburg.

Ein gesegnetes Land ist dieses Flachland des Elsasses; allein die mittlere Hügelregion erfreut sich eines noch reichern Wohllebens. Vor allem wird dort der Weinbau getrieben. Nirgends giebt der Boden einen so hohen Ertrag, nirgends hat er einen so hohen Wert. Prachtvolle Reben bedecken die unteren Bergabhänge und ziehen sich am Eingange der Thäler unter der erwärmenden Mittagssonne hin, bis auf eine Höhe von mehr als 400 m ü. M. Die absolute Höhe der Hügelregion schwankt meistens zwischen 300 u. 400 m. Die Hügel liegen teils wellenförmig am Fuße des Gebirgs, teils strecken sie sich wie Vorgebirge der Ebene entgegen. Sie bieten die schönsten Blicke in die lachende Rheinebene und in die grüne Romantik des Berglandes; eine Menge von Schlössern prangen eines neben dem andern, an das alte Wort erinnernd:

Drei Schlösser auf einem Berg,
Drei Kirchen auf einem Kirchhof,
Drei Städte in einem Thal
Hat ganz Elsaß überall!

Diese Hügelregion, 1—3 Kilometer breit, erweitert sich gegen Norden zwischen Zabern und Weißenburg, aber auch im Sundgau zwischen Thann, Belfort und Mühlhausen, wo sie das ganze südliche Elsaß bis zu den ersten Stufen des Juragebirges einnimmt. Sie besteht meistens aus Tertiärbildungen (Grobkalk, Süßwasserkalk), bisweilen aus Sandstein oder Kalkschichten des Jura und buntem Sandstein.

Durch tiefe Thäler erheben wir uns über die Weingaue und betreten das Innere der Bergregion. Grüne Wiesen, die sich längs der rauschenden Gebirgsbäche ausdehnen, deuten hier besonders auf Viehzucht. Auf die Wiesen folgt Wald, dann wieder Alpenweiden oder kahle Felsstürze. Der obere Teil der Vogesen ist ganz von unübersehbaren Waldungen und stellenweis mit Weiden bedeckt. Die strenge Witterung erlaubt kaum auf einigen gut geschützten Abhängen den Anbau von kleinen Korn- und Kartoffelfeldern, auf den höchsten Gipfelflächen liegt der Schnee von Anfang Oktober bis in den Maimonat hinein.

Wie im Schwarzwald, gegenüber auf der andern Seite des Rheins, finden sich auch im Wasgenwald auf den höchsten Flächen, von finstern Tannenwäldern umgeben, kleine dunkelfarbige Seeen; einige derselben, wie der Sternsee und der Weiße See, zeichnen sich durch die kraterartige Gestalt ihrer Becken aus, und die Bergbewohner behaupten, sie hätten eine unermeßliche Tiefe, bis zu den untersten Abgründen des Meeres reichend. Einige dieser kleinen Seeen verdanken ihre Entstehung wahrscheinlich den Gletschern, welche während der Eiszeit auch in die Thäler der Vogesen hinabstiegen und dort unverkennbare Spuren ihres Daseins zurückließen — geritzte Rollsteine und moränenartige Steinwälle.

Die Masse der oberen Vogesen, von vorwiegend krystallinischer Beschaffen-

heit, hat abgerundete Kuppen von bedeutender Höhe (der Elsässer Belchen — ballon d'Alsace — hat 1244 m = 3730'; der Große oder Sulzer Belchen bei Gebweiler 1426 m = 4380'). Der mittlere Wasgenwald ist wie der untere Schwarzwald ein breitrückiges Buntsandstein-Plateau, das sich nach Norden abstumpft. Die Thäler der oberen Vogesen sind tief eingeschnitten und in ihrem unteren Teile herrscht große Fruchtbarkeit, wenn auch die Dörfer nicht die Größe und Bedeutung derer in der Rheinebene erreichen.

Die Bewohner der Ebene und der Hügelregion sind meistens von germanischer Abstammung und sprechen deutsch mit Ausnahme des Bezirkes Belfort. In der oberen Bergregion herrscht die französische Sprache vor, mit einem wohl keltischen Patois gemischt, da die Bewohner des Hochgebirgs von Kelten abstammen und sich während der letzten Völkerwanderung dorthin zurückzogen.

In dem fruchtbaren angeschwemmten Boden der Ebene hat deutscher Fleiß die Landwirtschaft auf einen hohen Grad der Entwicklung gebracht. Kein Stück Boden, kein Privatgut bleibt unangebaut. Trifft man auf sumpfige Stellen oder magere Triften an steinigen Flußufern, so sind das gewöhnlich Gemeindebesitzungen; die Privatbesitzer haben seit langem auch die unfruchtbaren Strecken auf ihren Gütern umgeschaffen. Brachfelder sind verschwunden. An ihrer Stelle kommen Kartoffeln und Futterkräuter vor. Nicht selten zieht der elsässische Bauer in einem Jahr zwei Ernten aus seinen Feldern, da er die Fähigkeit seines Bodens kennt und sie zu benutzen weiß. In den besten Landstrichen werden alle drei Jahre wiederkehrende Pflanzungen durch den abwechselnden Anbau gezogen (Dreifelderwirtschaft). Man sieht dann Gerste und Weizen einerseits, Tabak, Raps, Mohn oder Flachs andererseits ohne Unterlaß auf demselben Felde sich folgen. Getreidearten, die einem armen Boden eigentümlich sind, finden sich nicht mehr. Das Heidekorn wird im Elsaß nicht mehr gebaut und der Roggen umfaßt nur einen geringen Teil des Areals, während Weizen, Gerste, Hopfen, Tabak und andere industrielle Pflanzen einen immer größeren Raum einnehmen.

Das Areal der Ebene beträgt ungefähr 400,000 Hektaren, das der Gebirgsregion 190,000 und das der Weinregion (die ganze Hügellandschaft von Molsheim bis Weißenburg und den Sundgau mitgerechnet) 274,843 Hektaren.

Die Bevölkerung ist dicht, denn es kommen im Durchschnitt auf den □Kilometer 129 Bewohner. Natürlich wechseln sie vom Flachland bis auf die höheren Lagen im Gebirge; während in der Ebene 157, in der eigentlichen Weinzone sogar 160 Einwohner auf den □Kilometer kommen, zählt man in den hohen Thälern nur 80 auf demselben Raume.

Die größeren Städte fallen alle auf das Flachland: Straßburg (hatte 1876: 94,275 Einw., 1880: 106,000) Mühlhausen, Kolmar, Schlettstatt und Hagenau. Diese ehemalige Reichsstadt liegt am Eingange des wichtigsten Passes, der quer durch die Vogesen führt und den auch die von

Straßburg nach Paris führende Eisenbahn benutzt hat. Straßburg an der Ill, nur eine halbe Stunde vom Rheine entfernt, ist nächst Köln die größte Rheinstadt. Ihr berühmtes Münster, die größte Zierde der Stadt, das Werk des deutschen Meisters Erwin von Steinbach, hat bei der Belagerung nur wenig gelitten; diese Belagerung selber gab uns die frühere deutsche Reichsstadt, welche 189 Jahre lang unter französischer Herrschaft stand, wieder.

Daß die Elsässer nicht nur im Ackerbau und im Obst- und Weinbau, sondern auch in der Industrie eine der höchsten Stufen unter allen europäischen Völkern erreicht haben, ist weltbekannt. Billige Arbeitslöhne infolge der Anzahl unbeschäftigter Bewohner entwickelten frühzeitig größere Gewerbsanstalten in den Thälern des Elsasses und der Vogesen. Anfangs wurde die Baumwolle von der Hand gesponnen und gewebt; damals fand die Fabrikation besonders in dem geringen Lohn der Handarbeit ihren Vorteil. Als später die mechanischen Kräfte (Maschinen) die Oberhand gewannen, wurden die vereinzelten Werkstätten durch gemeinsame ersetzt und die Fabrikanstalten ließen sich am laufenden Wasser nieder.

Bald aber reichte die Triebkraft des Wassers nicht mehr aus, zumal da die Bergströme, welche von den Vogesen herabfließen, sehr veränderlich sind in ihrer Wasserfülle. So nahm man zu Dampfmaschinen seine Zuflucht. Daraus ergab sich die Notwendigkeit, für solche größere Fabrikanstalten die Ebene zu wählen, weil diese durch die Nähe der Eisenbahn die wohlfeilste Fracht für Kohlen und Baumwolle ermöglichte. Städte wie Mühlhausen, Sennheim, Kolmar liefen den Vogesen den Rang ab. Aber es dauerte nicht lange, so brachte der wachsende Reichtum und die immer mehr zunehmende Entwickelung der Fabriken es dahin, daß auch Eisenbahnen in die Gebirgsgegenden geführt wurden, welche diese mit der Hauptbahn von Mühlhausen nach Straßburg verbanden. Die Thäler von Markirch, von Münster, von Wesserling, von Maasmünster und Gebweiler haben jetzt alle ihre Zweigbahnen, von denen einige sogar mit den Lothringer Bahnen verbunden werden sollen, durch neues Durchbrechen der Vogesen.

Die Wichtigkeit der Baumwollenindustrie überragt jede andere im Elsaß. Nach der Spinnerei, Weberei und Druckerei der Baumwolle kommt die Fabrikation der wollenen Tücher, der Stoffe aus Wolle und Baumwolle, aus Garn und aus Seide, darnach der Maschinenbau, die Fabrikation chemischer Produkte, die Wollkämmerei, die Gerberei und verschiedene Gewerbe von minderer Wichtigkeit. Wenn das niederrheinische Departement eine unstreitige Überlegenheit besitzt durch seinen blühenden Ackerbau, so hat sich die große Industrie besonders am Oberrhein niedergelassen. Unter 450,000 Menschen, welche von industriellem Arbeitslohn leben, giebt es deren 250,000 am Oberrhein, obwohl die Bevölkerung dieses Departements viel geringer ist als im Niederrhein.

In Mühlhausen, dem Hauptcentrum der Industrie, befand sich im Jahr 1866 bei der Volkszählung, nach offiziellen Angaben, eine Bevölkerung

von 55,000 Seelen,*) ohne die Bevölkerung der Nachbargemeinden mit einzurechnen, welche so zu sagen die Vorstädte von Mühlhausen bilden. Die Baumwollenindustrie allein beschäftigte im Jahre 1870: 80,000 Arbeiter an 1,800,000 Spindeln, 37,000 Webstühlen, und 100 Druckereimaschinen mit einer Triebkraft von 18,000 Pferden, wovon 2 Drittel durch Dampf geliefert werden.

Die gedruckten Tücher von Mühlhausen zeichnen sich nicht nur durch ihren guten Geschmack aus, selbst die Erfindungen in diesem Industriezweige rühren besonders aus dem Elsaß her, obschon in England die Fabrikation gedruckter Tücher ausgedehnter ist und eine größere Menge von Arbeitern beschäftigt. Nach Mühlhausen reisen Industrielle aus allen Ländern wie nach einer Hochschule, um sich zu belehren und den Geschmack zu bilden.

Die Fabrikstadt Mühlhausen wird noch lange den deutschen, österreichischen und selbst den schweizer Fabriken zum Muster dienen. Auch mit der Erbauung einer „Arbeiterstadt", aus beinahe 700 kleinen wohnlichen Häusern bestehend, welche die industrielle Gesellschaft ins Dasein gerufen hat, um sie den Arbeitern gegen allmähliche Abtragung der Herstellungskosten zu überlassen — ist Mühlhausen allen Fabrikstädten vorangegangen.

Wohl ist die Stadtbevölkerung des Elsaß überwiegend französisch gesinnt und es wird noch manche innere Kämpfe kosten, bis sie sich an die deutsche Herrschaft gewöhnt. Hoffentlich wird aber Deutschland sein ehemaliges Reichsland, das es mit so blutigen schweren Opfern wiedererrungen hat, auch zu behaupten wissen und dann wird auch die Zeit kommen, wo die Elsässer sich erinnern werden, daß sie selber keine Welschen, sondern Deutsche sind.

*) 1879: 60,000; — 1880: 63,000.

Sechster Abschnitt.

1. Der Rhein. — 2. Das Moselthal. — 3. Aus der Pfalz. — 4. Köln. — 5. Wanderungen durch die Hauptorte des bergischen Fabriklandes.

1. Der Rhein.*)

Stellt man eine vergleichende Betrachtung über sämtliche Hauptströme der Erdoberfläche an, so kommt man schließlich zu dem Resultate, daß der Rhein, alles in allem genommen, den ersten Rang einnimmt. Auch unter den Flüssen findet eine Rangordnung statt. Es stehen diejenigen Flüsse am tiefsten, welche den eigentlichen Bestimmungsort eines Flusses, das Meer, nicht erreichen, sondern im Sande verlaufen. Afrika und Australien sind am reichsten an solchen Flüssen. So untergeordnet aber auch ihr Rang sein mag, so sind sie doch ein wahrer Segen für die Wüstengegenden. Mit Freuden werden sie von den Karawanen begrüßt, die in der Richtung ihrer Handelswege vorzugsweise durch sie bestimmt werden.

Wichtiger sind diejenigen Flüsse, die in einen Binnensee münden. Da sie gleichfalls das offene Meer noch nicht erreichen, so kann bei ihnen natürlich nur vom Binnenhandel die Rede sein. Es gehören dahin die Wolga, der Ural, der Amu und Syr, der Hilmend u. s. w. Die Wolga nimmt unter diesen den ersten Rang ein, nicht sowohl ihrer Größe wegen, als weil auf ihr der bedeutendste Binnenhandel getrieben wird. Von Osten her führt ihr die Kama die Waren aus Sibirien und China zu, während die Oka dieselben bis tief in das Innere von Rußland weiter transportiert. Städte, wie Twer, Nischnei-Nowgorod, Kasan 2c., verdanken ihre Entstehung und Größe vorzugsweise dem Binnenhandel auf der Wolga.

Von den Flüssen nun, welche in den Ozean gehen, sind wiederum diejenigen von geringer Bedeutung, welche in das Polarmeer münden, das auch nicht viel mehr als ein Binnensee ist, indem die Eisschollen dasselbe den größten Teil des Jahres unzugänglich machen. Der Ob, der Jenissey, die Lena in Asien, der Mackenzie in Amerika haben trotz ihrer Größe für den Welthandel keine Bedeutung, da das Eis des Polarmeeres den Schiffen den Zugang zu ihrer Mündung verwehrt.

*) Von C. Gude.

Faßt man nun die Flüsse ins Auge, die in ein zugängliches Meer sich ergießen, so sind diejenigen, welche in ein Meer mit Ebbe und Flut münden, wiederum wertvoller, als solche, die ein Meer ohne Ebbe und Flut erreichen, indem bei jenen die Schiffe tiefer landeinwärts dringen können, als bei diesen, was für den Handel nicht unwichtig ist. Die Flut stauet das Wasser der Flüsse an und erhöhet es, so daß die See eigentlich bis dahin geht, wo die Flut zu wirken aufhört. Stark beflutete Küsten, wie die des nordwestlichen Frankreichs und Deutschlands, haben die Mündungsstädte 10—20 Meilen an den Flüssen stromaufwärts liegen, was bei der flutlosen Ostseeküste nicht der Fall ist, und wenn Bremen, Hamburg, Rotterdam, Bordeaux ꝛc. als Flußmündungsstädte einen höheren Rang einnehmen, als Stettin, Danzig, Königsberg, so hat das in dem Angeführten mit seinen Grund.

Für die Bedeutung eines Flusses ist es aber auch nicht gleichgültig, ob derselbe sich in meridianer oder in äquatorialer Richtung bewegt. Ein Fluß, der von Süden nach Norden oder umgekehrt geht, durchschreitet Länder von verschiedenartigen Zonen und Produkten, begründet daher einen lebhafteren Verkehr, als ein Fluß, der in äquatorialer Richtung sich bewegt. Dieser durchschneidet meistens denselben Vegetationsgürtel; das Bedürfnis nach gegenseitigem Austausch ist im allgemeinen zwischen Ost und West nicht so groß, als zwischen Nord und Süd.

Der Wert eines Flusses hängt aber außerdem auch davon ab, ob er der Schiffahrt durch Stromschnellen oder durch große Krümmungen Hindernisse in den Weg legt, oder ob dies nicht der Fall ist. Der Nil würde ohne die Katarakten seines Mittellaufes dem Verkehr der an ihm gelegenen Länder bei weitem mehr Vorschub leisten, als es wirklich der Fall ist, ebenso der Orinoco, der außerdem noch durch seine fast kreisförmige Windung an Wert für die Schiffahrt verliert.

Wenden wir das Gesagte auf den Rhein an, so vereinigen sich bei ihm alle jene Bedingungen, die einem Flusse Wert verleihen. Er ist ein Strom, der in ein Meer mit Ebbe und Flut mündet; sein Lauf geht von Süden nach Norden, ist ohne erhebliche Krümmungen und wird durch Stromschnellen nur an einer einzigen Stelle, und zwar sehr weit von seiner Mündung ab unterbrochen.*) Hierbei können wir jedoch nicht stehen bleiben. Die Bedeutung eines Flusses ersieht man schon aus der Menge der Ansiedelungen an seinem Ufer: je größer der Städtereichtum eines Flusses ist, desto bedeutender muß er auch sein. Nun aber ist der Rhein der städtereichste Fluß der Welt. Da liegen unmittelbar an seinen Ufern Konstanz, Speyer, Mannheim, Worms, Mainz, Koblenz, Bonn, Köln, Düsseldorf Wesel ꝛc. Ja, das Bedürfnis nach einer Ansiedlung am Rhein ist so groß gewesen, daß eine zweite eben so schöne Städtekette in nächster Nähe des Rheins sich gebildet hat, wie Freiburg, Rastadt, Karlsruhe, Heidelberg,

*) Durch Sprengung der Klippen unter dem Wasser ist die früher gefährliche Stromschnelle des „Binger Lochs“ ziemlich ungefährlich geworden.

Darmstadt, Frankfurt, Wiesbaden, Elberfeld, Barmen, Krefeld. Und das sind Städte von gar gutem Klange. Von Freiburg und Mainz gingen zwei wichtige und folgenreiche Erfindungen aus, die Erfindung des Schießpulvers und die Erfindung der Buchdruckerkunst, dieses Kleinodes in dem herrlichen Strahlenkranze deutscher Erfindungen. In Kolmar erblickte Lebrecht Ruft, Zeitgenosse Gutenbergs und Erfinder der Kupferstecherei, das Licht der Welt. Frankfurt, vielgenannt und weit gekannt schon im 11. Jahrhundert, ist die Vaterstadt Goethes. In Frankfurt wurde lange Zeit das deutsche Reichsoberhaupt gewählt und die Krönung des deutschen Kaisers vollzogen; in Frankfurt tagte, nachdem Napoleon niedergeworfen war, der deutsche Bundestag, der es zu keiner Einheit Deutschlands kommen ließ und mit kurzen Unterbrechungen sein Schattendasein bis zum Jahre 1866 fortsetzte, wo ihm das Waffenglück Preußens im Kampf wider Österreich ein Ende machte, und wo zugleich Frankfurt aus der Reihe der souveränen Staaten Deutschlands gestrichen ward. In Frankfurt trat im Jahre 1848 das erste deutsche Parlament zusammen, das in der Paulskirche tagte, die dadurch eben so bekannt geworden ist, als das Rathaus, worin die Kaiser gekrönt wurden, und das „der Römer“ heißt. Nach Frankfurt zogen im Jahre 1869 Tausende Schützen von Nord und Süd, von Ost und West, um dort ein Volksfest zu feiern, das größte, welches Deutschland seit dreihundert Jahren gehabt hat. Und zwei Jahre später, am 10. Mai 1871, wurden in Frankfurt die Friedensverhandlungen abgeschlossen, die den von Deutschland glorreich geführten Krieg mit Frankreich beendeten.

Die Wichtigkeit und Anziehungskraft dieser Stadt bekunden außerdem viele deutsche Reichstage und Konzile, die dort abgehalten wurden, nicht minder die Messen, die einst zu den bedeutendsten im mittleren Europa gehörten. Auch Aachen hat als Wahl- und Krönungsstadt deutscher Kaiser geschichtlichen Ruf, während man in dem ehrwürdigen Dome des hochberühmten Speyers acht Kaisergräber findet, unter denen das Grab Rudolfs von Habsburg das wichtigste und das Denkmal des Nassauers Adolf das bedeutendste ist. Nicht minder berühmt als diese Totenstadt deutscher Kaiser ist das alte Worms, in welchem Luther das weltberühmte Wort sprach: „Ich stehe hier, ich kann nicht anders, Gott helfe mir!“ Nicht minder berühmt ist Köln, das in seinem Handel mit Rotterdam wetteifert und einst mächtig genug war, eine Flotte ins Mittelmeer zu senden, in Kunst, Wissenschaft und Handwerk keiner deutschen Stadt nachstand, und so ließe sich noch manche Stadt am Rhein anführen, die als leuchtender Punkt in der Geschichte unsers Vaterlandes steht und eine wahre Zierde desselben ist, ich brauche nur an Koblenz und Heidelberg, an Bonn und Düsseldorf, an Elberfeld und Barmen, Solingen und Krefeld zu erinnern. Welcher Fluß hätte ferner solche Baudenkmale, wie der Rhein in seinen Domen zu Freiburg, Straßburg, Speyer und Köln? Der Kölner Dom mit seinen zwei Riesentürmen, das großartigste Werk gotischer Baukunst, an welchem Jahrhunderte gebaut haben, ohne es zu vollenden — er steht nun in all seiner Herrlichkeit da und unser

Geschlecht darf mit Stolz auf das große Werk als ein Bild deutscher Beharrlichkeit und idealen Strebens hinschauen. — Welcher Fluß zählt so viel große Männer und ist so geschmückt mit ihren Statuen? In Mainz steht die von Thorwaldsen entworfene, in Erz gegossene Statue Gutenbergs, in Bonn das stattliche Denkmal Beethovens, des Meisters der Töne, in Frankfurt das Standbild Goethes, der mit Schiller unsere Litteratur zur Weltlitteratur erhob; in Worms ist Luther ein Denkmal errichtet worden, das an Großartigkeit und Schönheit seinesgleichen nicht hat. Das rechts am Rhein an der Neckarmündung gelegene Mannheim empfing im November 1862 die schöne Schiller-Statue. Und wie diese Denkmäler des Friedens von deutscher Kunst und deutscher Wissenschaft ein Zeugnis ablegen, so erzählen die ergrauten Burgen und Schlösser, welche in reicher Fülle von den starren Felsen des Rheins herab auf seine grünen Wogen schauen, von dem Lanzen- und Schwertgeklirr der Ritter, von ihren Harfnern und Edelfrauen, von deutscher Minne und deutscher Heldenkraft. Manche dieser Ritterburgen, wie Rheinstein bei Bingen und Stolzenfels bei Koblenz, sind ganz im Stil des Mittelalters wieder hergestellt worden und stehen nun da als stattliche Zeugen einer kräftigen Zeit; andere sind mehr oder weniger zerfallene Ruinen, und wo einst Eisenharnische klirrten, da flüstert jetzt das Rebenblatt, und wo Edelfräulein lauschten, da schauet die Traube aus dem offenen Fenster. Und wie diese Burgen von den mächtigen Flügelschlägen einer längst vergangenen Zeit umkreist werden, so rauscht, einer noch älteren Zeit entquollen, ein mächtiger Strom der schönsten Sagen um alle Orte des Rheinthals. Da ist kein Plätzchen, an dem die Sage nicht weilte. Von großen Königen und tapfern Helden, von holden Jungfrauen und schrecklichen Drachen, von guten und bösen Geistern weiß ihr Mund zu erzählen und Berg und Thal, Burgen und Kirchen, Städte und Dörfer in den Zauber ihrer Dichtungen zu verweben. Wo der Rhein das Hochland durchbricht, um in das Flachland zu treten, steht als Grenzstein das Siebengebirge, in einer Gegend, die noch einmal allen Zauber, die der herrliche Strom von Mainz bis Bonn in so reicher Fülle aufzuweisen hat, in sich vereint. Dort, in jenem Paradiese des Rheins, erhebt fast unmittelbar aus dem Strome der Drachenfels „wie ein erzgepanzerter Riese das helmbewehrte Haupt“ und dort war es, wo, wie die Sage erzählt, Siegfried den Drachen erschlug. Dem Drachenfels gegenüber erheben sich die Ruinen von Rolandseck, einst eine Klause, in der Roland um die schöne Hildegund trauerte. Zwischen Drachenfels und Rolandseck liegt mitten im Rheine eine Insel, auf welcher das Kloster stand, in welches Hildegund sich von der Welt zurückgezogen hatte, um nur dem Himmel zu leben. Und wie die Sage die Heldengestalt eines Roland und Siegfried mit mehreren Orten am Rhein in Verbindung gebracht hat, unter anderen auch mit Worms, wo der Nibelungen oft gedacht wird, so hat sie auch die Heldengestalt Karls d. Gr. an mehr als einem Orte verherrlicht: in Aachen, in Köln, in Frankfurt, Rüdesheim u. s. w. Wem wäre ferner die Sage vom Mäuseturm bei Bingen unbekannt; wer kennte nicht, wenn

auch nur aus Heines reizendem Gedichte, die Sage vom Loreleyfels bei Kaub?

Denkmale aus der Zeit der Römer führt uns der Rhein ebenfalls in reichem Maße zu. Noch jetzt werden alljährlich an seinem Ufer aus dem Schoße der Erde römische Münzen, Grabsteine, Spangen, Hausgeräte u. s. w. ausgegraben. Verdanken doch viele Städte, wie z. B. Köln, Mainz, Worms, ihre Entstehung geradezu den Römern, und so spiegeln die Fluten des Rheins jedes Blatt der Geschichte unseres Vaterlandes wieder. Wohl mag der Nil eine ältere Geschichte aufzuweisen haben, aber so reich an historischen und mythischen Erinnerungen ist er nicht, ist überhaupt kein Fluß der Erde. Nimmt man dem Nil seine Pyramiden und Obelisken, seine Sphynxe und Mumien, was bleibt ihm noch? Er hat längst seine Blütezeit in Sand und Schlamm vergraben, ist längst mit seiner Geschichte zur Mumie geworden, während der Vater Rhein ewig jung geblieben ist und durch alle Jahrhunderte bis auf die Gegenwart die edelsten Blüten der Kultur in seinem Schoße entfaltet hat. „Das ganze Mittelalter hindurch hat er den vornehmsten Schauplatz der deutschen Geschichte hergegeben, alle Schicksale unseres Volks sind auf ihm entschieden worden, und wäre seine Vergangenheit nicht so reich und groß, könnten wir alles auslöschen, was auf den Blättern der Geschichte von dem Rheinlande geschrieben steht, so würde die Gegenwart den rheinischen Boden von neuem zu klassischem stempeln."

Doch der Rhein zeichnet sich auch noch in anderen Beziehungen aus. Jeder vollkommen entwickelte Fluß muß in seinem Laufe drei Stufen aufzuweisen haben: einen Oberlauf, einen Mittellauf und einen Unterlauf. Dem Amazonenstrome, diesem Riesen unter den Strömen, fehlen diese, und so wenig er sich in kulturgeschichtlicher Hinsicht mit dem Rhein messen kann, so wenig kann er es auch, was Ebenmaß und Gliederung betrifft. Der Oberlauf des Rheins liegt im nordöstlichen Teile der Alpen und der Vorderrhein beginnt am St. Gotthard. Die Quellen des noch wasserreicheren Hinterrheins hängen hoch oben an den himmelhohen Felsgipfeln des Rheinwaldes, liegen also hier und dort der italienischen Grenze ganz nahe. Mehr als 300 Gletscher senden ihm aus dem Reich der Wolken und Stürme, des Eises und des Schnees, ihre tobenden Gewässer zu. Raschen Laufes stürzen sie über graue Felsblöcke und schwarze Schlünde und läutern sich in etwa 15 kleinen Seeen, die noch in dem obern Stockwerk der Alpen liegen, wo nur der Schrei des Adlers und der Donner der Lawinen die schaurige Stille unterbricht. Später in einem Bette vereint, eilen sie den tiefern Thälern der Alpen zu. Immer reicher wird die Dekoration, immer belebter Ufer und Wasser. Statt der Eiskronen und Eisurnen, der Gletschermeere und Schneehörner erscheint der bunte Teppich der grünen Matten der mittleren Alpen. Ansehnliche Ortschaften treten nun auf: die Stadt Ilanz, die höchstgelegene, der Flecken Reichenau, wo Vorder- und Hinterrhein zusammen kommen, Chur, die Hauptstadt Graubündens, Ragatz, der berühmte Badeort u. s. w., bis der tief gelegene, 7 Meilen lange und beinahe 2 Meilen

breite, mit Städten reich bekränzte Bodensee den Fluß aufnimmt. In ihm beruhigt und läutert er sich. Bei dem Orte Stein verläßt er den See wieder und fließt westwärts nach Schaffhausen, wo er den weltberühmten Wasserfall bildet. Bald darauf empfängt er das schöne Alpenkind, die Aar, die ihm die Limmat und die Reuß zuführt. Letztere, durch Schiller in seinem Bergliede, wie in seinem Tell verherrlicht, bahnt der berühmten Gotthardsstraße den Weg, die in unzähligen Windungen und Zickzacklinien bald auf der rechten, bald auf der linken Seite dieses Flusses hängt, ängstlich dem wilden Laufe desselben folgend. So viel Sanftes und Wildes, so viel Liebliches und Grausiges hat die Natur an dem Oberlaufe keines deutschen Flusses ausgegossen, als am Rhein. Die Eisenbahn, welche in seinem steinigen Bette entlang von Chur bis Rorschach führt, gehört wohl zu den schönsten. Man hat hier die ganze Romantik der Alpenwelt, wie in dem mittleren Laufe des Flusses die der deutschen Kaiser- und Ritterzeit und das ganze katholische Mittelalter. Bei Basel verläßt der Rhein die Schweiz; sein Lauf ist nun weniger ungestüm. Da, wo sich die beiden ersten, von hohen Gletschern herabgeschossenen Bäche des Rheins bei Schamut vereinen, ist seine Seehöhe 1730 m. Bis Reichenau, wo der Hinterrhein hinzutritt, also nur auf einer Strecke von acht Meilen, beträgt sein Gefäll 1145 m, denn die Seehöhe des Flusses bei Reichenau ist 585 m. Von hier aus bis zum Bodensee fällt er noch über 180 m, denn der Spiegel dieses Seees liegt 398 m über dem Spiegel der Nordsee. Bei Basel hat er nur noch 248 m Seehöhe und also auf seinem langen Lauf zur Nordsee nur geringen Fall. Zwar ist zwischen Basel und Straßburg die Bergfahrt immer noch beschwerlich, so daß auf dieser Strecke nur Kähne von 5—600 Centnern Ladung gehen können, aber von Straßburg an bis Mainz kann man die Kähne schon mit 2500 Ctrn. beladen, und so steigert sich seine Tragfähigkeit bis zur Mündung, indem sein Fall immer geringer wird und sein Wasser in immer volleren Fluten strömt.

Bei seinem Eintritt in das Mittelgebirge Deutschlands verläßt er die westliche Richtung. Plötzlich nach Norden sich wendend, tritt er zwischen dem Jura und den Vogesen in eine Tiefebene ein, die gegen 40 Meilen lang ist und in den sie einrahmenden Gebirgen eine Symmetrie zeigt, wie wir solche auf der ganzen Erdoberfläche nicht leicht wiederfinden. Auf der Ostseite der Ebene erhebt sich von Süden nach Norden gehend, der Schwarzwald mit seiner Fortsetzung, dem Odenwalde; auf der Westseite streichen parallel mit dem Schwarzwalde die Vogesen. Wie in der Richtung, so zeigen auch in andern Stücken diese Gebirge einen merkwürdigen Parallelismus. Beide, der Schwarzwald wie die Vogesen, steigen sogleich im Süden imposant empor, sinken gegen die Mitte und erstreben dann weiter nördlich noch einmal eine größere Höhe, die jedoch dem südlichen Teile nicht gleichkommt; beide fallen steil nach der Rheinebene ab, allmählich nach den angrenzenden Hochflächen, der Schwarzwald nach Schwaben, die Vogesen nach Lothringen; beide haben eine gleiche Bewaldung, indem die hohe Edeltanne der vor-

herrschende Baum ihrer Wälder ist; beide werden endlich von einem Flusse umströmt, der Schwarzwald vom Neckar, die Vogesen von der Mosel.

Tiefe Gebirgslücken, tiefe Einschnitte und schiffbare Flüsse sind die natürlichen Straßen, welche aus der 3—6 Meilen breiten Rheinebene hinausführen. Der Rhein selbst führt aufwärts nach Schwaben und zum Bodensee, abwärts in das Innere des rheinischen Schiefergebirges und in die Ebenen des nördlichen Deutschlands. Die wichtigste Gebirgslücke auf dem linken Rheinufer ist zwischen den Vogesen und dem Jura. Hier kämpfte Cäsar mit den Deutschen; hier nahmen die verbündeten Heere im Jahre 1814 ihren Weg nach Frankreich. Eine bequeme Straße und seit kurzem sogar eine Eisenbahn und ein Kanal zum Doubs und der Rhone führt durch diese Lücke hindurch und verbindet das mittelländische Meer mit der Nordsee. Von hier an bleibt aber die Kette der Vogesen undurchbrochen. Kurze Thäler geleiten auf die Höhe, aber nicht hindurch. Nur beschwerliche Pfade führen hinüber zur Saar und zur Mosel. Weit mehr durchbrochen ist dagegen die östliche Gebirgsreihe. Quer durch die höheren Gipfelreihen des Schwarzwaldes senken sich einige große Seitenthäler hinab zum Rhein. Durch das Höllenthal und durch das Thal der Kinzig ziehen Landstraßen und Eisenbahnen ohne Schwierigkeiten bis zum Bodensee und nach Schwaben. Sie gehen über die höchsten Gegenden des Schwarzwaldes. Auch das Murgthal durchschneidet das Gebirge. Ganz offene Verbindungen bietet die große Gebirgslücke zwischen Schwarzwald und Odenwald dar. Sie führt zum Neckar und Main und tiefer nach Schwaben und Franken. Zwischen Spessart und Odenwald tritt der Main hinaus in den großen nordöstlichen Busen der Rheinebene. Er bietet eine natürliche Wasserbahn, die bis an den Fuß des Frankenwaldes und des Fichtelgebirges leitet und sich den Flußgebieten der Donau, der Weser und der Elbe nähert. In dem nordöstlichen Busen der Rheinebene liegt so recht im Herzen des ganzen Rheingebiets Frankfurt und in seiner Nähe Mainz, beide gleich wichtig und gleich bedeutend. Kein Wunder, daß in dem großen, schönen Becken, das vom Main und Rhein gebildet wird und das man mit Recht Wonnegau genannt hat, zwei solche Städte erblüheten. Kreuzen sich doch hier Land- und Wasserstraßen von N. und S., von O. und W. Der Kaufmann und der Krieger haben von jeher diesen Punkt, der seinesgleichen in Deutschland nicht wieder findet, im Auge gehabt. Schon die Römer erkannten die Wichtigkeit dieses Punktes und bestimmten ihn zu ihrem vornehmsten Waffenplatze, von wo aus sie bequem zu Wasser und zu Lande nach den verschiedensten Richtungen hin ihre Legionen vorrücken lassen konnten. Später bildete Mainz den Mittelpunkt des rheinischen Städtebundes und erhob sich zu einer kirchlichen Metropole, deren Sprengel beinahe halb Deutschland umfaßte.

Wie im Nordosten die Rheinebene eine Verbindung mit den Main-, Weser- und Elblanden eröffnet, so bietet sie im äußersten Südwesten ein Thor zu dem Gebiete der Saone-Rhone, und wie dort Mainz und Frankfurt, so hat hier Basel durch seine Lage eine große Wichtigkeit erlangt. Zur

Blütezeit des deutschen Reichs gehörte Basel zu den ansehnlichsten und reichsten Handelsplätzen und war die wichtigste freie Reichsstadt am Oberrhein. Basel ist eine Flußstadt, die an dem Scheitel eines Stromwinkels liegt, der ungefähr gleich einem rechten ist. Es ist die vorteilhafteste Lage, die ein Fluß einer Stadt bieten kann. Alle Waren des Rheins, die über Schaffhausen u. s. w. herabkommen, werden von Basel teils auf dem Rheine weiter spediert, teils ausgeladen, wenn sie nach dem Westen Frankreichs gesendet werden sollen; kommen die Waren den Rhein herauf, so treten sie ebenfalls bei Basel aufs Land über, wenn sie nach Bern und überhaupt nach der südwestlichen Schweiz gehen sollen. So kreuzen sich also auch hier Land- und Wasserstraßen, wie im Nordosten der Rheinebene.

Die Ebene selbst, wahrscheinlich einst ein See, hat ein fast wagerechtes Niveau. Nur in der Nähe von Freiburg erhebt sich inselartig eine kleine, bewaldete Gruppe von Bergen, der Kaiserstuhl genannt, ein Lustgarten für die Umgegend und eine herrliche Warte zum Überschauen der reichen, offenen Landschaft, die überall gut angebaut, mit Städten und Dörfern gesegnet ist. Der beste Fruchtboden lagert am Fuße der Berge. Hier wechseln treffliche Weingärten und Obsthaine in üppigster Fülle mit einander ab; ja Mandeln und süße Kastanien sieht man an den warmen untern Abhängen der Berge, während höher hinauf altes Burggemäuer, mit Epheu und wildem Wein umkränzt, in die Ebene schauet. Herrliche Wiesengründe breiten sich mit mildem Glanze selbst noch in den hochgelegenen Thälern aus. Ihr Teppich bringt einen neuen Wechsel in das dunkelfarbige Grün der majestätischen Edeltanne, die oft tief ins Thal hinabsteigt und sich dort mit ihren weißen Stämmen uud silbrigen Nadeln in den Kastanienwäldern verliert. Dicht am Fuße des Gebirges ziehen auch die Landstraßen und Eisenbahnen hin. An den Ufern des Rheins wehren Dämme den Überschwemmungen. Mächtige Tannen, zu Riesenflößen verbunden, schwimmen hier den Rhein hinab nach den Niederlanden, um dort reichen Städten feste Unterlagen, schwellenden Segeln Stützen zu gewähren. Diese Flöße, die so charakteristisch für den Rhein sind, haben oft den Wert von je 5—900,000 Mark. Die zu 4—5 Lagen übereinander geschichteten Stämme gehen 2 m tief im Wasser, Bretter, Bohlen und andere zum Schiffsbau nötige Stücke sind darauf geladen. Am vordern und hintern Ende sind 20—22 Ruder, deren jedes durch kräftige Männer in roten Westen und weißen Hemdsärmeln regiert wird. Außerdem führt es noch Masten und Segel und alle Lebensmittel für die ganze Reise. Nicht selten sind 500 Mann, Fleischer, Bäcker, Köche und Aufwärter mit eingerechnet, auf einem solchen schwimmenden Walde. Für Holz tauscht der Schwarzwälder das Brotkorn ein, das ihm sein Boden auf den Bergeshöhen verweigert. Seine Holzschnitzereien, seine Uhren und Strohhüte gehen durch ganz Deutschland, ja nach Amerika. Die Wohnungen der kräftigen, gesunden und wackern Bergbewohner, die Auerbach so trefflich gezeichnet hat, liegen in wildschönen Thälern zerstreut umher. Mit ihren weit hervorspringenden Dächern und herumlaufenden Gängen erinnern sie an die Schweizerhäuser

in den hohen Alpen. Keine dieser Hütten ist ohne plätschernde Brunnen, und nicht selten steht eine kleine Kapelle daneben mit einem Glöckchen zum Morgen- und Abendgebete.

Das schönste Kleinod der Rheinebene ist Straßburg mit seinem Münster. Fast in der Mitte der Ebene gelegen, steigt dieser wundersame Bau hoch und ernst in die Luft empor. Straßburg, einst eine starke Vormauer des heiligen römischen Reichs, so daß Kaiser Karl V. äußerte, wenn Straßburg und Wien zu gleicher Zeit belagert würden, er zuerst Straßburg retten würde; Straßburg war auf die schmachvollste Weise in die Hände des uralten Feindes von Deutschland, an die Franzosen, gekommen. Dadurch hatte Frankreich sich das ganze Rheinbecken offen erhalten und hatte so zu sagen „einen Keil mitten in unser Herz gebohrt". Nirgends in der Welt giebt es aber eine Landschaft, welche von der Natur selbst als etwas so ganz und gar Zusammenhängendes geschaffen wurde, wie das Rheinthal zwischen Schwarzwald und Vogesen. Derselbe Menschenstamm, derselbe Boden, dieselben Erzeugnisse und eine gemeinsame, geschichtliche Entwickelung von zwei Jahrtausenden. Diesen historischen Faden durfte Ludwig XIV. durchschneiden. Aber seit den großen Kämpfen der vereinigten deutschen Völker ist er wieder angeknüpft worden. Auch die übrigen Stücke am Rhein, welche uns von diesem herrlichen Flusse verloren gegangen waren, sind durch jene Großthaten wieder mit dem deutschen Reiche vereinigt worden.

Gänzlich verschieden von der Rheinebene ist die Gegend, welche der Fluß, wenn er den Hundsrück und Taunus durchbrochen hat, in seinem weitern Laufe durchströmt. Zwischen engen Felswänden eingeklemmt, ohne breite Thalebene, rauscht er stolz und majestätisch dahin bis zum Siebengebirge. Von da an begleiten ihn nur noch auf der rechten Seite die Berge bis gegen die Mündung der Ruhr. Dichter und Reisende haben ihn, wo er von Bingen bis Bonn das Gebirge durchströmt, vielfältig und nie zu sehr gepriesen. Die Berge enthüllen hier ihren innersten Gliederbau und zieren ihn mit prächtigen Felsgruppen; die Rebe breitet sich an seinen Ufern aus und hat selbst die gefährlichsten Stellen erklettert, um ihn von den Felsen herab noch mit schönen Weingeländen zu schmücken und an der milden Sonne köstliche Trauben zu reifen; hohe prachtvolle Walnußbäume beschatten die schmalen Ebenen am Strome; alle Arten von Obstbäumen schütten im Sommer und Herbst ihren reichen Segen in großer Fülle aus und bezaubern im Frühjahr durch eine unvergleichliche Blütenpracht; Städte und Felsenschlösser, mächtige Vesten und herrliche Kirchen, Klöster und Landhäuser zieren die Ufer des Flusses, während auf demselben sich die Wolken der stolz einher schwimmenden Dampfschiffe hoch in die Luft wälzen.

Die ganze rheinische Berglandschaft, welche sich bis zu einer Höhe von 700 m erhebt, wäre eine sehr einförmige, wellige Ebene, wenn sie nicht von tiefen Thälern in ihrer ganzen Ausdehnung durchschnitten würde. Während auf den Hochflächen nur Kornbau, oft nur Hafer gedeihet, schmücken Obsthaine und Weinreben die sanften Abdachungen, wie die steilsten Bergwände

der tief eingeschnittenen Thäler. Die Bäche bewässern schmale Wiesengründe, treiben Mühlen oder Hammerwerke. Diese engen Thäler sind reizende Oasen, denen die geschütztere Lage ein milderes Klima verleiht, als den hochgelegenen Umgebungen. Sie haben sich mit blühenden Ortschaften und wohlhabenden Städten angefüllt. Es sind außer dem Rhein namentlich die Lahn, Sieg, Ruhr und Lippe, welche das rheinische Hochland in verschiedene Gebirgslandschaften spalten. Etwas dem Verwandtes suchen wir vergebens bei den übrigen deutschen Strömen. Keiner von ihnen hat ein so regelmäßig gespaltenes, von parallel gehenden Flüssen durchfurchtes, mit so kostbaren Schätzen der Ober- und Unterwelt so mannigfach ausgestattetes Gebirgsland aufzuweisen. Im Siegenschen Lande sieht man überall den Boden von Stollen durchwühlt, sieht man Rauchwolken an Rauchwolken aus den Hüttenwerken aufsteigen und hört überall bergmännischen Gruß und bergmännische Gespräche. Im Ruhr- und Wupperthale reiht sich ebenfalls Fabrikort an Fabrikort. Das Gebiet der Lahn dagegen ist reich an berühmten Heilquellen. Tausende von Gästen, aus den reichsten und vornehmsten Klassen aller Teile von Europa, suchen in Ems, Wiesbaden, Schwalbach, Schlangenbad Heilung; Millionen von Wasserkrügen von Selters, Fachingen u. s. w. bringen selbst über den Ozean hin eine erwünschte Erquickung. So zeichnet sich das rheinische Schiefergebirge durch eine Fülle der Produktion, durch einen Wechsel der Landschaften und des Klimas aus, wie eine solche Mannigfaltigkeit weder auf der Südseite der Alpen im heißen Tieflande des Po, noch in der rauhen Hochfläche der oberen Donau zu finden ist.

Nachdem der Rhein das Schiefergebirge verlassen hat, teilt sich der mächtige, 600 m breite Strom in mehrere Arme und schüttet durch dieselben eine Wasserfülle in den Ozean, wie kein zweiter deutscher Fluß. Das Deltaland, welches zwischen seinen weit ausgebreiteten Armen liegt, verdankt seine Entstehung recht eigentlich deutscher Erde, die von Alters her der Rhein hier absetzte. Noch jetzt trägt er so große Erdmassen in seinen Wellen fort, daß man jährlich 600 Millionen Ziegelsteine daraus gewinnen könnte. Einst hieß das Meer, in welches er mündet, das deutsche Meer. Das Gestade desselben ist der Ursitz des germanischen Stammes, und bis 1648 hatte das heilige deutsche Reich hier seine wichtigste Meeresprovinz, die Niederlande. Zur Zeit der Hansa war diese zu einer solchen Blüte gelangt, daß Antwerpen seine Mauern hinausrücken mußte, um die Menge der aus aller Welt zuströmenden Menschen aufnehmen zu können, da an Markttagen nicht selten 800 Schiffe in seinen Hafen einliefen. Amsterdam vermochte ein Stadthaus zu bauen, das 36 Millionen Mark kostete, und Brügge war so bedeutend, daß alle Handelsvölker Gesandte dort hielten. Auch jetzt noch zeichnen sich die Niederlande durch ihren Handel wie durch ihre Fabriken aus. Überall weben und spinnen die Maschinen in den zahlreichen Städten, in allen Kanälen und Flüssen steuern schwerbeladene Schiffe, und aus den Häfen schnauben die Seerosse nach allen Himmelsgegenden.

„Wo wäre ein Strom, der eine Schweiz an seinen Quellen, ein Holland

an seiner Mündung hätte? Den seine Bahn so durch lauter fruchtbare, freie, gebildete Landschaften führte? Haben andere weit größere Wasserfülle und Breite, so hat der Rhein klare, immer volle, sich fast gleichbleibende Fluten, so ist seine Breite gerade die rechte, hinreichend für Floß und Schiff, für allen Verkehr der Völker, und doch nicht so groß, daß sie die beiden Ufer von einander schiede, daß nicht der erkennende Blick, der laute Ruf ungehindert hinüber reichte. Mächtig und ehrfurchtgebietend erscheint er, als ein bewegter Wasserspiegel in den heitersten Rahmen gefaßt, nicht als eine wässrige Öde mit nebligen Ufern."

„Von jeher," sagt Simrock, „war der Name dieses Flusses ein süßer Klang in jedem deutschen Ohre. Wie oft und gerne flochten die Minnesänger ihr sehnsüchtiges alumbe den rîn ihren schönsten Liedern ein, zuweilen ohne weitern Grund, nur des lieben Namens willen. Heute noch, wenn es in unserm Nationalgesang, in dem Rheinweinliede des trefflichen Claudius, an die Stelle kommt, wo es heißt: „Am Rhein, am Rhein!" wie stimmen da alle Kehlen vollkräftig mit ein, wie klingen alle Römergläser an, wie schüttelt der Deutsche dem Deutschen die Hand, wie fühlen sich alle Teilnehmer des Festes, so zufällig sie zusammengekommen seien, in dem Gedanken an den geliebtesten unserer Ströme befreundet und verbrüdert."

„Ja, der Rhein ist uns ein heiliger Strom und seine Ufer sind die wahre Heimat der Deutschen, der ehrwürdige Herd aller deutschen Kultur. Was dem Indier der Ganges, das ist dem Deutschen der Rhein. Religion, Recht, Kunst und Sitte haben sich von ihm aus über die Gauen unseres Vaterlandes verbreitet." Darum ist es unsere heilige Pflicht, Gut und Blut einzusetzen, sollte je sein Besitz uns streitig gemacht werden.

Bilder aus dem Rheinthal. *)

Rüdesheim (im Zimmer eines in den alten gotisch verzierten Wartturm hineingebauten Wirtshauses, dicht am Rhein).

„Hoch auf dem alten Turme steht" — der Pilger des Rheins und betrachtend breitet er seine Blicke über die mächtigen Fluten des grünlich-klar vorüberziehenden Stromes, gern gestehend, daß er von diesem ganz eigentümlichen Reiz echt-rheinischer Gegenden durchaus keinen Begriff gehabt hat. Dieses Meer- und doch Flußhafte, dieses Deutsche und doch so Italische, ich kann es noch gar nicht im Geiste ordnen! Ist es hier von dem alten Turme gesehen nicht wie ein neapolitanischer Strand! — dieser weite bläuliche Wasserspiegel, dieses gelblichweiß im hellen Sonnenlicht leuchtende Ufer, diese breiten, mächtigen Ruinen zunächst am Rhein, manchen alt-römischen Überresten von Türmen nicht ungleich, diese hochansteigenden duftigen Berge, zwischen denen der Rhein verschwindet, so daß er um so mehr ein seemäßiges Ansehen gewinnt, diese hohen und breiten geschnäbelten Schiffe mit Masten

*) Paris und die Rheingegenden von Dr. C. G. Carus.



Bingen.

und Takelwerk, welche an die Kauffahrer des Meeres erinnern, und zwischen ihnen die mächtigen Dampfer hindurchbrausend, ihren schwarzen Rauch in die helle, blaue Luft wirbelnd: das giebt ein großartig-heiteres, schönes Lebensbild.

Mir gerade gegenüber liegt Bingen am Einfluß der Nahe, weiter nach links sehe ich die Rochuskapelle auf ihrer weinumgrünten Höhe — alles winkt mir gleich alten Bekannten, obwohl ich's zum ersten Male sehe; ich fühle, es sind deutsche Bilder, die hier dem entzückten Auge sich öffnen.

Ich steige in eine Barke, zwei tüchtige Knaben rudern, während der Vater das Steuer führt, und so schwimme ich die prächtigen Fluten im heißen Sonnenschein zwischen den bläulichen Höhen hinter Bingen und den Weinbergen des hohen Niederwaldes hinab. Wie schön streckt sich nun, wenn man zurückblickt, Rüdesheim mit seinen Türmen und den massigen, fast felsartigen Ruinen der auf den Trümmern eines altrömischen Kastells erbauten Burg am Rheine und der Bremserburg längs des Ufers dahin! Wie grandios tauchen die Ruinen des Ehrenfels unterhalb der Höhe des Niederwaldes aus den Weinbergen hervor, welche hier alle Berglehnen bedecken! — Es war zu reizend; ich ließ an einem aus dem Strom hervorragenden Felsen anfahren, um zu zeichnen.

Da saß ich nun auf dem schilfumwachsenen Felsen inmitten der Wogen dieses langersehnten Stroms, dicht vor mir der Kahn mit dem Fischerknaben und dem alten Schiffer, und von allen Seiten die sonnigen Höhen auf mich herabschauend! Ich wüßte seit Italien nicht, wann ich dieses Gefühl echten Genügens in freier Natur gehabt hätte. — Mit einem Male rauschte ein holzbeladenes Schiff, von Pferden gezogen, den Rhein herauf, das Schleppseil, am Wasser hinstreifend, trieb mich, auf kurze Zeit nach dem Ufer zu fahren, und wieder war es nun schön, wie das in Tauwerk und Masten ganz seeschiff-ähnliche Fahrzeug mit seinem unter dem Bugsprit aufgehangenen Anker die Wellen durchschnitt, während gegenüber die Kirche von Bingen, die Brücke über die zum Rhein fließende Nahe und die Uferhöhen der letzteren abermals zu einem vollkommenen Bilde sich zusammenordneten!

Ich fuhr weiter; die Wellen über dem sonst übel berüchtigten Binger Loch (eine Brandung über einem den Rhein hier durchziehenden Felsenriff, von dem aber die gefährlichste Stelle weggesprengt ist) wallten in unruhigster Bewegung, eine Gewitterwolke zog die Gegend beschattend herauf, als wollte sie der hier gelegenen flachen, wüsten Insel mit der Ruine jener alten viereckigen Warte, die unter dem Namen des Mäuseturms bekannt ist, die rechte Beleuchtung geben.

Nicht lange, und ich landete unter dem Felsen der auf dem linken Rheinufer liegenden kleinen Veste Rheinstein, welche Prinz Friedrich von Preußen zu moderner Wohnlichkeit aus altem wüsten Gemäuer sich hat herstellen lassen. Der Geschmack altritterlicher Burgen mußte besonders am Rhein beliebt werden, wo so viel Geschichtliches aus deutscher vergangener Herrlichkeit sich zusammendrängt. Über schmale Fallbrücken und unter spitzigen

Fallgattern hindurch gelangte ich in den halb in Felsen eingehauenen Burghof, stieg dann über manche Freitreppe und eine außen am Turme schwindelnd sich herumwindende Wendeltreppe. Über zackige, freistehende Klippen wachsen breite Gehänge der Waldrebe, ein Adler wohnt da im Eisenbauer am Turme, von welchem die lange preußische Flagge herabweht, und prächtig breiten sich Strom und Ufer mit dem gegenüberliegenden Aßmannshausen vor dem Blick des Beschauenden aus.

Ich fuhr nach dem durch seinen trefflichen roten Wein berühmten Aßmannshausen hinüber und stieg alsbald zum Niederwald hinan, wohin der Wirt von Rüdesheim egoistisch-fürsorglich einen Knaben mit elegantem Reitesel zur Erleichterung des Bergsteigens vorausgesendet hatte. Die Thalschlucht hinter Aßmannshausen hinauf ist wirklich sehr anmutig und man genießt köstlicher Rückblicke auf den Ort selbst und seine alte Kirche, auf den Rhein und nach den jenseitigen bewaldeten Uferbergen. Als ich dann noch höher hinauf, mehr der wieder hervorbrechenden heißen Sonne wegen, als des Berges halber, wirklich zu Esel gestiegen war und so durchs Gebüsch und niedere Waldung hinaufritt, knüpfte ich mit meinem kleinen Eseltreiber ein Gespräch an und fragte ihn unter anderm, wie er vom Schloß Rheinstein erzählte: „Habt ihr denn auch hier am Rhein jetzt die Preußen recht lieb?“ Da sah mich der Junge wie um der verfänglichen Frage willen ganz bedenklich an und sagte dann: „I! die Preußen haben wir ja wohl lieb, aber wenn sie mit dem Esel über den Niederwald reiten, da bezahlen sie immer so schlecht!“ — Ich mußte lachen und trieb mein gutes Tier bequem noch bis zu den alten Gebäuden des Schlosses von Niederwald hinauf, wo ich den Esel entließ, während mir sein kleiner Meister ein hell und vielmal sich wiederholendes Echo dieser Stelle bemerklich machte.

Wichtiger als dieser Widerhall war mir der besondere Charakter der Waldung auf dem Kamm dieser Rheinberge. Der fast graslose, mit wenig Moos bedeckte Boden ohne alles Untergehölz, die 0,75—1 m im Durchmesser haltenden Eichen und Rotbuchen mit ihren einfachen, gedrängten, viel gewundenen, oft abgeschälten Ästen und dichtem, buschigem, in einzelnen Massen zusammengedrängtem Laube, dazwischen auch Birken und Kiefern, alles aber mit dem eigentümlichen, auf felsigen Boden und Aushalten vieler Winterstürme deutenden Wuchse — es sieht viel anders aus, als in unsern Hochwäldern.

Von dem höchsten Punkte einer künstlichen Ruine, die „Russel“ genannt, war es mir interessant, mich in der Gegend noch einmal gründlich zu orientieren. Der Lauf des Rheins von Mainz bis gen Koblenz, das Thal der hier einfließenden Nahe, die Lage der Bergstraße, des Hundsrück und Donnersberges würden mir erst hier recht deutlich.

Bacharach.

Nach erlangter Stärkung in meinem gastlichen Wartturm von Rüdesheim fuhr ich mit Pferd und Wagen über den Rhein nach Bingen und

dann auf der schönen Straße des linken Rheinufers wieder unter Rheinstein vorbei bis hierher nach Bacharach. Ihr denkt euch wohl, wie anmutig es auf diesem Wege sein mußte! Hüben und drüben Rebengelände, wechselnde Felsen und Waldungen, hochragende Burgen, gegenüber das alte Kloster Lorch, schattende Nußbäume mit windendem Epheu, und immer in aller Mitten der von Schiffen belebte Rheinstrom.

Aber doch so Gewaltiges wie diesen Morgen wollte anfänglich nichts erscheinen. Das erste, was mich länger festhielt, war vor Bacharach die Ruine einer links am Wege gelegenen Kapelle. Die jungen hohen Nußbäume drangen so malerisch durch das alte Mauerwerk! Ich ließ halten, stieg hinauf und drang in das Innere.

Ich wüßte lange nicht, wenn ich etwas Friedlicheres, Stilleres, Eigentümlicheres gesehen hätte, als diese zerfallene, kleine Kirche. Wie der Epheu zu den gotischen Tragknäufen der eingestürzten Kreuzgewölbe hinanwuchs, wie üppiger Pflanzenwuchs den Schutt des Bodens überstreckte, wie das junge Nußlaub zu den offenen, schmalen gotischen Fensterbögen hinaussah, während die Berge des rechten Rheinufers von drüben hereinblickten, und wie so die Abendsonne noch die Reste alter Verzierungen an den noch stehenden Pfeilern erleuchtete. Ich lehnte lange zeichnend in diesem Innern, in welchem jetzt stilles Naturleben den wahren, geheimen, ewigen Kirchendienst gegen den höchsten Quell alles Lebens verwaltete.

Endlich mußte ich mich gegen das alte Bacharach selbst wenden. Der Ort hat das Gepräge hohen Altertums — sein Name schon, Ara Bacchi, deutet auf römischen Ursprung — dann aber die Menge verfallener Türme an den Stadtmauern, das höchst besondere, wunderliche Bauwesen der Häuser mit ihrem braunen Gebälk, ihren vorgebauten Stockwerken, überall von Wein umrankt, die alten Kirchen, wie das alles so in die enge, nach dem Rhein geöffnete Thalschlucht hineingelagert ist, es giebt einen höchst eigentümlichen, aber auch durch und durch deutschen Anblick.

Mein erster Gang in Bacharach war zu den Ruinen der Wernerikirche. Aus enger Straße durch ein altes Kirchpförtlein manche Stufen hinauf kam ich erst auf den kleinen Kirchhof, der mit vielem Anbau alter Kapellen umgebenen und mit einem alten, durch byzantinische Bogenstellung verzierten Turm geschmückten Stadtkirche, und vor mir lagen auf naher mittler Anhöhe am Fuße eines viel höhern, mit Bergruinen gekrönten Felsens die öden Mauern der Wernerikirche, durch deren leere, nur noch mit den zierlichsten steinernen Rosetten gezierte Fenster die Luft zog, während die Wolken von oben frei auf den grasbewachsenen Boden der ehemaligen Kirche hereinsahen. Schnell stieg ich die Stufenreihe bis dahin noch hinan, durchging die Räume der nicht großen, aber den besten Stil des 14. Jahrhunderts verratenden und aus einem festen, roten wasgauer Sandstein gebauten Kirche, und suchte mir dann einen Standpunkt aus, von welchem das reiche Gemälde sich am schönsten ausnahm.

Wie ich nun so dastand, die im reinsten Verhältnis geschwungenen

hohen gotischen Bögen mit den zierlichen Fensterverzierungen sich in den Abendhimmel erhoben, die glatten Strebpfeiler und zierlichen Spitzsäulen in dem eigentümlichen, gesättigten braunroten Ton ihres Gesteins — und noch so scharf, als wären sie eben erst aus der Hand des Steinmetzen gekommen, das späte Tageslicht wiederschienen, dahinter aber das gelbliche Mauerwerk des Stadtkirchenturms mit seinen rundbogigen Fenstern und hoher schiefergedeckter Turmspitze aufragte; als ich weiterhin über der tiefer unten liegenden Stadt mit ihren alten Warttürmen, und dann durch die Fensterbogen der Ruine das zwischen Bergen sich durchschlingende Silberband des Rheins erblickte, und dabei das sonore, den morgenden Sonntag ankündende Abendläuten nah und fern erklang: da ergriff mich ein Gefühl tiefer, nachhaltiger Rührung! Es war mir, als habe ich nun erst ein Vaterland, **mein** Vaterland gefunden! — Hier ist ja dasselbe, was uns in Italien so mächtig ergreift: eine großartige Natur, ein weltgeschichtlicher Boden und bedeutende Monumente, in deren Fortbildung wie in deren Zerstörung mannigfaltige vorübergehende Perioden einer großen Zeit ihre tiefsinnigen Lettern gegraben haben! Ja, mir ist es mehr als Italien, denn es ist mein Land, es ist Deutschland, und nimmer werden römische Bauwerke so zu unserm Geiste sprechen, als der unserm Volke ganz eigene, in ihm geborene, mysteriöse reine Stil, wie er in diesen Bogen noch atmet und in der kleinsten Fensterrose sich spiegelt! — Und tönt nicht selbst in dem sonoren Klange dieser Abendglocken das reine Silber wieder, welches in jenen Jahrhunderten das Volk in Glaubensfreudigkeit als Glockenspeise herzubrachte, wenn eine neue Glocke gegossen werden sollte; ja, ist es nicht am Ende gerade die **Pietät**, wann und wo wir sie auch nur gewahr werden, was am Menschen das Herrlichste bleibt, und klingt eben diese Pietät nicht auch in unserer Seele wieder, wenn das Ohr in abendlicher Stille den feierlichen und doch so anmutigen Glockenklang vernimmt?

---

2. Das Moselthal.*)

(Zur Charakteristik eines Weinberglandes.)

Wir trafen es so glücklich, daß, trotz der späten Jahreszeit, doch diejenige Beschäftigung, welche für die Moselanwohner die wichtigste ist und welche die ganze Bevölkerung des Thales in die regste und freudigste, jährlich wiederkehrende Bewegung bringt, die **Weinlese**, noch nicht vorüber war. Der Sommer war besonders kalt gewesen, die Trauben waren nur sehr langsam gereift, und da ihre Ernte gewöhnlich zu Anfang Oktober vor sich geht, so war sie diesmal bis ans Ende aufgeschoben worden. Es entwickelte

*) J. G. Kohl, Skizzen aus Natur- und Völkerleben, II.

sich daher mit dem wachsenden Tage allmählich eine äußerst unterhaltende Thätigkeit längs der Ufer des Flusses, und es füllten sich die Bilder der Landschaften, an denen wir vorbeikamen, überall mit einer sehr mannigfaltigen und belebenden Staffage. Aus den Dörfern zogen ganze Gesellschaften von Winzern — Männer, Weiber und Kinder, denn bei der Weinlese kann ein jedes sich nützlich machen, jede Kraft gebraucht werden — hervor mit Körben auf dem Rücken, mit ihren Winzermessern in der Hand, zuweilen in ihrer Mitte ein Ochsen- und Pferdegespann, das auf dem knarrenden Wagen die Kufe, in der die Trauben getreten werden, schleppte. Bei der Weinlese sind die Leute sehr munter, denn sie legen nun die Hand an die schöne, unter so vielen Bemühungen und Besorgnissen gereifte Frucht. Jetzt endlich wird man des langen und unter mancherlei Gefahren in der Luft schwebenden Besitzes sicher. Ist auch nicht jede der in die Kufen fallenden Beeren so gut wie ein Groschen im Beutel, so tritt doch nun die Aussicht auf Lohn und Gewinn ganz nahe heran. Der Familienvater richtet seine Gedanken auf die Bezahlung einiger ihn schwer drückender Schulden, oder auf die Anschaffung eines lange gewünschten Gegenstandes. Auch ist ja die Arbeit der Weinlese die leichteste, im erfreulichsten Gegensatze zu den vorangegangenen, vorbereitenden Geschäften stehend. Während im Frühling und Sommer der Winzer einsam in seinem Weinberge thätig war, ist nun die ganze Familie in großen Gesellschaften bei einander. Selbst wenn die Lese nur unbedeutend zu werden verspricht, ist es doch eine alte hergebrachte Sitte, dabei zu jubeln, zu schießen, sich zu necken, lustig zu sein und Freunde zu traktieren.

Die Wagen mit ihren Kufen und ihrem Ochsengespann blieben im Thal stehen, und die Leute verteilten sich dann in den Felsen und Klüften, um das edle Bergnaß herabzuholen und den gewonnenen Reichtum in den Bottichen am Uferwege wie zur Parade auszustellen. Und wie die Festlandufer und Hügel, so belebte sich allmählich unser Fluß selbst. — Die Moselbewohner haben häufig ihre Weinberge auf der einen Seite des Flusses, während ihr Dorf und ihre kleinen Äcker und Wiesen auf der andern Seite liegen. Sie haben daher bei der Weinernte und bei allen ihren Weinbergsarbeiten der Schiffe noch häufiger nötig, als der Wagen und Ochsen. Fast alle größeren Wirtschaften oder mehrere kleinere zusammen haben daher auch ihre eigenen Moselnachen, und es entsteht eine Thätigkeit auf dem Wasser, wie man sie auf dem Rhein oder andern Flüssen, welche den Besitz zu beiden Seiten ihrer Ufer mehr aus einander halten, als die Mosel, nicht kennt.

Man kann das Moselthal von Trier bis Koblenz als einen sehr langen und sehr schmalen Landstreifen betrachten, der — die Krümmungen des Flusses nicht mit eingerechnet — etwa 13 Meilen lang und dabei im Durchschnitt von der einen Thaluferhöhe zur andern, so weit zu beiden Seiten der Weinbau geht, etwa eine Meile breit ist. Das Ganze hat also etwa einen Flächenraum von 13 □Meilen. Und auf diesem Streifen giebt es wenigstens 200 menschliche Wohnorte, Städte, Flecken, Dörfer, Weiler, Schlösser, Klöster,

deren Gesamtbevölkerung (Koblenz und Trier eingerechnet) man wohl auf 160,000 Menschen anschlagen kann. Demnach kommen hier im Moselthal auf jede □Meile über 10,000 Seelen, eine Bevölkerungsdichtigkeit, wie man sie zu beiden Seiten des bezeichneten Striches weit und breit nicht findet.

Der Rhein von Bingen bis Bonn durchbricht das rheinische Schiefergebirge, dessen Schichten im allgemeinen von Südwest nach Nordost streichen. Das enge Querthal, worin der Rhein im Zickzack sich windet, ist bekanntlich das an malerischer Schönheit reichste, besuchteste und berühmteste Stück des ganzen Stromlaufs. Die Zuflüsse des Rheins rechts und links bilden Längenthäler im Schiefergebirge, dessen Richtung sie teilen. In den Quellgegenden sanft, sind sie nach ihrer Mündung zu tief eingeschnitten und wie in fast allen Thonschiefer- und Grauwacke-Gegenden laufen sie in mäandrischen Windungen. Die auffälligsten und bedeutendsten macht die Mosel, der größte linke Nebenfluß des Rheins — (Maas und Schelde münden bereits im Delta) nachdem sie unweit Trier die Saar aufgenommen hat. Ihre Krümmungen sind so groß, daß, während die direkte Entfernung von Trier nach Koblenz, wie gesagt, nur 13 Meilen beträgt, die Distanz auf dem Flusse selbst sich verdoppelt, indem man bei einer Messung längs der Ufer des Flusses eine Linie von 50 Stunden Länge gewinnt. Während der Fluß im ganzen nach Nordosten fließt, wirft er sich stellenweise dermaßen herum, daß er auf einzelnen Stellen geradezu in entgegengesetzter Richtung strömt. Es scheint zuweilen, als wolle er wie eine Schlange, die sich in den Schwanz beißt, wieder zu seiner Quelle zurück. Die meisten dieser Krümmungen sind sehr kurz, und fast immer kehrt der Fluß sehr bald in eine andere Richtung zurück. Sein Lauf erscheint daher wie ein vielgewundenes Band. Vermittelst dieser Krümmungen schneidet er aus dem Festlandskörper eine Menge von Halbinseln von sehr mannigfaltigen Figuren heraus, die sich zum Teil als sehr lange, meistens als breitköpfige Landzungen zwischen dem Gewässer des Flusses darstellen. Zuweilen haben diese Halbinseln einen Umfang, der längs des Flußufers sechsmal größer ist, als diese Basis, durch die sie mit dem Festlande zusammenhängen. Die Halbinselbasen bilden also schmale Isthmen, auf denen man, wenn man sie zu Fuße durchkreuzt, sehr schnell von einem obern Flußpunkte zu einem untern gelangen kann, während man auf dem Flusse selbst weite, oft sechsmal größere Umwege machen muß.

Daß diese vielfachen Flußwindungen dazu beitragen müssen, das Interesse einer Moselfahrt vielfach zu erhöhen, daß infolge dieser Krümmungen die Scenerie am Flusse, eben so wie an einem vielgewundenen Bergpfade, sehr viel mannigfaltiger werden muß, als z. B. an einem gerade auslaufenden holländischen Kanalgewässer oder an einer schnurgerade gerichteten französischen Pappelchaussee, leuchtet jedem auf den ersten Blick ein. Der Fluß wird dadurch gleichsam in eine Menge Stücke zerschnitten. Oft ist der Abschnitt so klein und sind die Enden desselben hinter Bergen so versteckt, daß man bei einer Wendung glaubt, man sei in einen Sack geraten, man befinde sich auf einem kleinen, einsamen Bergsee, fern und abgelegen von aller Welt, oder

fürchtet, der Fluß möchte sich dort bei jener Felsenwand in einem Erdschlunde verlieren, wie die Rhone bei ihrer berühmten „Perte du Rhone“, bis dann auf einmal bei einer neuen Wendung der schöne Silberfaden gerettet hervortaucht, weit hinaus sichtbar fortläuft und der Zusammenhang mit der übrigen Welt sich wieder herstellt. — In dem innern Busen jener Krümmungen ist der Fluß gewöhnlich mit voller Gewalt gegen die Felsen gestürzt, welche ihn zur Umkehr zwangen, und hat sie angenagt. Sein Bett ist hier daher tief ausgehöhlt, die Thalwände sind schroff und steil abgeschliffen, während die gegenüberliegende Halbinsel, von welcher sich der Fluß zurückzog, niedriger und flacher ist, mit gelinde absteigenden Uferlanden gegen den Fluß ausläuft und oft den fruchtbarsten Wiesenboden rings um sich herum angesetzt hat. Es bieten sich infolge dessen auf beiden Uferseiten der Krümmungen immer die reizendsten Gegensätze dar, auf der einen hoch aufgetempelte und vielfach terrassierte Felsengelände, von oben bis unten entweder mit dunkler Buschwaldung oder mit zahllosen Weingärtchen besetzt, dann und wann auf einem besonders schroffen Vorsprunge eine alte Burgruine und auf der andern Seite die flachere Halbinsel mit grünem Wiesenbesatz, mit weidendem Vieh, mit kleinen Äckern und rings am Saume des niedrigen Flußufers die Flecken oder Dörfer.

Diese Einwirkung der Flußkrümmungen auf die Vervielfältigung des landschaftlichen Schmuckes der Gegend wird jeder sogleich erwartet haben. Allein es sind jene Krümmungen auch noch von sehr großem Einfluß auf die klimatischen, auf die ackerbaulichen und überhaupt auf alle wirtschaftlichen und Rechtsverhältnisse des Moselthales gewesen. Ja, man kann sogar sagen, daß die ganze Geschichte, die ganze historische Bedeutung des Moselthales mit diesen Krümmungen eine ganz andere gewesen ist, als die es ohne dieselben bei einer mehr geradläufigen Richtung des Flusses gewesen sein würde, und man kann daher geradezu diese Krümmungen als das wichtigste und beachtenswerteste Phänomen und Verhältnis, als das, was der Mosel ihren ganzen Charakter gab, bezeichnen. — Solches zuzugeben, wird man sich nicht sogleich geneigt fühlen, und es bedarf dies daher einiger Auseinandersetzung.

Ich will mit dem Einfachern und Handgreiflicheren, mit der Einwirkung der Krümmungen auf Klima und Bodenbau, zuerst beginnen und dann zu dem Kompliziertern, ihrer Einwirkung auf die historische Rolle, welche der Fluß spielte, fortgehen.

Hätte die Mosel von Trier bis Koblenz einen völlig geradlinigen Thaleinschnitt wie ein holländischer Kanal gemacht, so würde bei der nordöstlichen Richtung des Flusses ein linkes Flußufer entstanden sein, das durchweg nach Südosten der Sonne zugewendet gewesen wäre, und dann ein rechtes Flußufer, dessen Gelände sich durchweg nach Nordwesten der Sonne abgekehrt hätte. Wir würden dann wahrscheinlich den Hauptanbau, namentlich den Weinbau, im ganzen Thale auf jener linken oder Sonnenseite finden, und auf der rechten oder Schattenseite würde vermutlich eine andere Bodenkultur

begründet, überhaupt weniger Leben entstanden sein. Der ganze Anbau des Thales würde sich einförmig darstellen. Wald-, Wiesen-, Ackerbau und Viehzucht auf der einen Seite, Garten-, Gemüse-, Obst- und Weinbau auf der andern Seite. Die vielfachen Krümmungen des Flusses bewirken nun aber eine äußerst mannigfaltige Stellung der Ufergelände zur Sonne und bringen fast jeden kleinen Abschnitt des Flusses und Thales in andere klimatische Verhältnisse. Hier ist ein kleiner, eine oder zwei Stunden langer Busen, dessen Abhänge ganz nach Süden gekehrt sind, in dessen Felsengeklüfte die Sonnenstrahlen heiß reflektierend zusammenschießen und der für den Wärme verlangenden Wein ganz vorzüglich gelegen ist. An diesen Abhängen ist dann jedes Fleckchen für den Weinbau in Anspruch genommen und mit Reben besetzt. Bald ist ein solcher Busen auf der rechten Seite des Flusses, bald, wenn dieser eine seiner kapriziösen Windungen ausführte, wieder auf der linken. Solche ganz dem Süden zugekehrte Busen erzeugen dann die schönsten Weine, und hier strebt jeder ein kleines Gebiet zu gewinnen. Es giebt andere Felsenwände, die mehr nach Südosten und Osten, oder nach Südwesten und Westen gerichtet sind, und welche die Strahlen der Sonne im Laufe des Jahres unter sehr mannigfaltigen Winkeln empfangen. Sie erzeugen die mittleren Weinsorten. Endlich giebt es auch Abhänge, die ganz dem Süden abgekehrt und geradeswegs dem Nordpol zugewendet sind. Diese liegen entweder ganz oder doch einen großen Teil des Tages und Jahres im Schatten. Sie sind kalt und dem Weinbau ganz unzugänglich. An solchen nördlich gerichteten Abhängen findet man fast nur die Produkte, die Kultur und die Vegetation des Hundsrücks und der hohen Eifel. Sie sind mit den sogenannten „Lohhecken“ oder „Rodehecken“ bedeckt, d. h. mit niedrigem Eichengebüsch, das die Moselaner wie die Hundsrückbewohner schälen, um die Rinde an die Lohgerber zu verhandeln. Fünfzehn Jahre lassen sie die Gebüsche wachsen, dann hauen sie sie um, benutzen das gewonnene Holz zu Stäben ꝛc. bei ihrem Weinbau und verbrennen den Rest, indem aus der Asche und aus den alten Wurzelstöcken die Zweige dann wieder um so kräftiger hervortreiben. Die Lohe oder Eichenrinde dieser Gegenden wird weit und breit verschifft, im Hundsrück giebt es bekanntlich große und berühmte Ledergerbereien, und die Loh- oder Rodehecken des Moselthales bilden daher eine nicht unwichtige Branche der Landwirtschaft der Thalbewohner. Manche Dörfer lösen jährlich für 60,000—90,000 Mark an Lohe und Holz aus ihren Rodehecken. Auch diese nach Norden gerichteten Busenabschnitte sind bald auf der linken, bald auf der rechten Seite des Flusses, und die dunklen Rodeheckengelände mit ihren wilden Gebüschen wechseln daher überall in kurzen Distanzen mit den lachenden, geordneten und kultivierten Weinrebenpartieen anmutig ab. Da, wie ich sagte, der Fluß immer wieder und wieder gegen die schroffen Felsgelände angestürmt und immer wieder und wieder von ihm zurück- und hin- und hergeworfen worden ist, so liegt in der Regel einem schroffen Ufer ein flacheres und niedrigeres gegenüber. Auf diesem sind dann die Wiesen und Äcker, so wie auch die Häuser und Dörfer,

auf jenem bleibt für diese neben dem alles in Anspruch nehmenden Weinbau kein Platz. Die Leute haben daher gewöhnlich ihre Wohnungen und Dörfer auf der einen Seite des Flusses, ihre Weingärten oder Rodehecken auf der andern, und es ist daraus eine außerordentliche Verwebung der Besitztümer auf beiden Seiten des Flusses entstanden. Jeder Weingartenbesitzer muß doch zugleich auch ein wenig Wiese und Graswuchs für sein Vieh haben, womöglich auch etwas Acker- und Garten- oder Waldland, und da er beides immer auf den beiden entgegengesetzten Seiten des Thales zu suchen hat, so muß er auch auf beiden Seiten des Flusses besitzlich werden. Demzufolge giebt es keine Dorfgemeinde, kein größeres Gut, ja auch kein allerkleinstes Grundeigentum im Moselthale, dessen Komplex nicht von der Mosel durchschnitten würde. Alle Anwohner sind zugleich Cis- und Transmoselaner und haben den einen Fuß, so zu sagen, auf dieser, den andern auf der entgegengesetzten Flußseite. Und eben daher ist denn hier, wie ich oben schon sagte, auch in jeder Wirtschaft ein Nachen fast so nötig, wie anderswo ein Wagen, um bei der Ernte die Trauben oder das Heu oder die Lohe oder das Getreide hinüber und herüber zu transportieren.

Und nun wird man denn auch schon die Wahrheit dessen, was ich oben von dem Einflusse der Krümmungen auf den historischen Charakter und auf die politische Rolle, welche die Mosel stets in der Geschichte behauptete, besser erkennen. Ein gerade gerichteter Fluß macht immer einen viel schärfern Abschnitt zwischen den gegenseitigen Uferbewohnern, er verflicht ihre Verhältnisse nicht so sehr, hält sie vielmehr aus einander. Er ist daher in höherm Grade ein Völkerscheider. Er läßt sich auch als militärischer Grenz- und Verteidigungsgraben leichter festhalten und ist daher dienlicher zur Scheidung der Staaten und Provinzen von einander. Ein vielgekrümmter Fluß, wie die Mosel, dagegen figuriert selten oder gar nicht als Staaten-, Provinzen- und Völkerscheider. Seine vielen Busen und Krümmungen, die zahlreichen Vorsprünge und sich in einander verzahnenden und verkettenden Halbinseln sind gleichsam als eben so viele Glieder einer fortlaufenden Kette anzusehen, die sich unter einander verweben und welche die Berührungen und Beziehungen des Diesseits und Jenseits unter einander vervielfachen. Es schmilzt daraus ein schwer zu trennendes Ganze hervor, ein Volk, ein Staat, eine Provinz. Bei dem Moselthale finden wir die Behauptung zu allen Zeiten seiner Geschichte bestätigt. Die Mosel hat nie, wie etwa z. B. die sehr gerade auslaufende Iller oder der Lech, zwei verschiedene Völkerstämme von einander getrennt. Vielmehr wohnten stets zu beiden Seiten des Flusses ganz dieselben Rassen, von demselben Stamme, mit derselben Sprache. Auch hat die Mosel nie zur Begrenzung eines Staates oder einer Provinz gedient, wie z. B. der Rhein oder hundert andere minder gekrümmte Flüsse. Vielmehr haben diejenigen Staaten und Nationen, welche in das Moselthal vorrückten, immer das ganze Moselthal zu beiten Seiten des Flusses ihrem Gebiete einverleibt. Es gab nie ein Cis- und Transmoselanien, wie es cis- und transdanubische, cis- und transrhenanische, cis-

und transalbinische Distrikte gab. Die alten Trevirer herrschten zu beiden Seiten der Mosel von Trier abwärts bis Koblenz. Die Römer rechneten das Moselthal zu beiden Seiten des Flusses ebenfalls zu einer und derselben Provinz, und teilten nicht etwa durch diesen Flußfaden zwei verschiedene Provinzen ab. Die deutschen Moselgaue lagen ebenfalls zu beiden Seiten des Flusses. Auch die Kurfürsten von Trier beherrschten, wie die alten Trevirer, beide Flußufer bis nach Koblenz, indem sie die Unterabteilung ihres Staates in Unterstift und Oberstift nicht nach dem Diesseits und Jenseits des Flusses, sondern nach dem Oberhalb und Unterhalb seines Laufes machten. Dieselbe Abteilungsweise bestand unter dem französischen Kaiserreiche, in welchem die Mosel wiederum nicht als Departementsscheidegrenze, wie der Rhein an so vielen Stellen seines Laufes, erschien. Auch die Preußen haben das ganze Moselthal auf einmal ergriffen und beide Flußseiten zusammen bei denselben Regierungsbezirken gelassen. Selbst die Unterabteilungen in kleinere Provinzen, Kreise, Bürgermeistereien und Gerichtsbezirke springen an der Mosel immer auf beiden Seiten des Flusses hinüber und gliedern sich bloß nach dem Unten und Oben ab. Es würde auch, wie aus dem Obigen zur Genüge hervorgeht, eine Zerreißung aller Lebensverhältnisse, alles Besitzstandes, aller Dorfgemeinden, aller Güterkomplexe, mit einem Worte alles von Natur- und Menschenhand Vereinigten und Verschmolzenen sein, wenn etwa ein Machthaber es sich je einfallen lassen wollte, die linke von der rechten Moselseite politisch zu trennen. Nur unter den größten Leiden der Bevölkerung und zum Nachteile aller Verhältnisse würde sich eine solche Trennung bewerkstelligen lassen.

Die vielen mäandrischen Windungen der Mosel sind endlich in Verbindung mit der felsigen nnd gebirgigen Beschaffenheit der benachbarten Flußufer, mit der Schroffheit, Unzugänglichkeit und Zerrissenheit der beiden Flußseiten die Veranlassung zu der Ausbildung des Wegebaues an der Mosel gewesen, welche man dort findet, und sie haben auch hierdurch auf die Eigentümlichkeit und den Charakter der Mosellande, so wie auf ihre Schicksale einen mächtigen Einfluß ausgeübt. Die Felsen und schroffen Berggelände ziehen sich oft stundenweit in mächtigen Abhängen längs des Moselufers hin, so daß dort gar kein Platz für eine breite Fahr- und Kunststraße bleibt, oder daß eine solche doch nur mit dem größten Aufwande von Mühe und Kosten durch diese Felsenlabyrinthe gesprengt werden könnte. Wollte man mit einer solchen Kunststraße überall längs des Flusses bleiben und alle die vielen Windungen desselben begleiten, so würde man oft meilenlange Wege anbahnen müssen, um Ortschaften mit einander zu verbinden, die nur einige tausend Schritte aus einander liegen. Wollte man aber überall die Isthmen der Halbinsel in den kürzesten Richtungen quer durchschneiden, so würde man genötigt sein, auf vielen eben so kostspieligen Brücken die Straße bald diesseits, bald jenseits hinüberzuführen. Ein Weg von Trier nach Koblenz längs der Mosel würde entweder doppelt so lang sein als die direkte Distanz dieser beiden Städte, oder er hätte etwa 20 solcher Riesenbauten nötig, wie

die Brücke bei Trier ist. Es sind daher auch zu keiner Zeit künstliche Fahr- und Steinstraßen längs der Mosel geführt worden, vielmehr hat man die Verbindungsstraßen zwischen der Moselmündung (Koblenz) und der obern Mosel (Trier) immer in einiger Entfernung vom Flusse, entweder auf den hohen und ebenen Plateaus der Eifel auf der nordwestlichen Seite des Flusses, oder an dem Rücken des Hundsrück hin auf der südöstlichen Seite fortgeführt. Die Hauptstraße ging fast immer auf der Eifelseite. Dies war schon zu der Römer Zeiten der Fall und ist es noch heutigestags. Diese Hochstraße konnte auf dem Gebirgskamme viel gerader laufen als in der Thalrinne und ließ sich auch mit weniger Kosten herstellen. Sie zieht sich in einer Entfernung von vier Stunden neben der Mosel hin. Auf ihr bewegten sich in der Regel die Heere, die Reisenden, die Warenzüge von der Obermosel zum Rheine. Das Moselthal selbst verlor daher als eine Völkerpassage, als ein Handelskanal, als ein Theater der Völkerschlachten und Kämpfe, für die der Schauplatz auf den benachbarten Bergrücken war, an Bedeutung. Auch der Wert des Moselfadens selbst als einer Schiffahrtsstraße wurde für entfernte Distanzen durch die vielen Krümmungen sehr vermindert, der Kostenaufwand des Transports verdoppelt. Und viele Waren mochten daher stets den direkten Landweg dem Wasserwege vorziehen, die sonst wohl diesen eingeschlagen hätten, wenn er gerade und minder langwierig gewesen wäre. Das Moselthal mußte also an Bevölkerung und Leben auf der einen Seite wieder einbüßen, was es auf der andern Seite durch seine klimatischen, dem Wein- und Gartenbau günstigen Verhältnisse gewann.

Ich kenne keine Gegend, der der Weinbau einen solchen Reiz wie dem Moselthale mitteilte, wo er zu so großartigen Bauten und Anstrengungen Veranlassung gäbe, wo er sich so pittoresk darstellte wie hier. In den Ebenen der Lombardei sieht ein Weingarten frappant aus wie der andere. Am Rhein auch hat man sich oft beklagt, daß die unabsehbaren Weingelände, die stets sich wiederholenden Querstriche mit einförmigen Schattierungen der wie die Soldaten in ihren Kompanieen aufgesteckten gleich hohen, gleich weit aus einander stehenden Rebstöcke die ursprüngliche Mannigfaltigkeit der Bergformen ganz verdürben, und wie die großen Kornfelder in Norddeutschland am Ende eine förmliche Kulturwüste herstellten. An der Mosel kann man eine ähnliche Klage nicht führen. Denn abgesehen davon, daß die Weingelände beständig, wie ich schon sagte, von Waldpartieen, von Wiesenland u. s. w. unterbrochen werden und sich dann und wann einmal höchstens eine oder anderthalb Stunden weit in ununterbrochener Masse forterstrecken, so bieten sie auch schon in sich selbst eine ganz außerordentliche und überraschende Mannigfaltigkeit der Gruppierungen und landschaftlichen Scenen dar. Die Bergabhänge, an denen sie liegen, sind viel höher als am Rhein oder an irgend einem andern deutschen Flusse und auch viel bunter gestaltet. Da gehen Stufen über Stufen, Terrassen über Terrassen hinaus, und selbst die höchsten, zum Himmelsfirmamente emporgebäumten Spitzen bieten noch Reben dar und erscheinen wie Himmelstische, auf denen schöne Trauben serviert sind. Die Bergpfade,

welche vom Ufer des Flusses zu diesen hochgelegenen Terrassen hinaufführen, erfordern oft über eine Stunde mühsamen Aufsteigens, und wenn ich die Leute von daher mit den Trauben herunterkommen sah, gedachte ich der Senner und Älpler in der Schweiz, welche ihre Milch kaum weiter herabholen als diese Winzer der Mosel ihren Traubensaft. — Wenn man bedenkt, daß auch die Erde und der Dünger, in denen die Stöcke wachsen sollen, vom Fluß aus eben so hoch in die Felsenbrüche hinaufgeschafft werden müssen, so erscheint einem die Kühnheit dieser Weingärtner wahrhaft großartig. Sie legen die Wurzeln ihrer Rebstöcke auf Felsenspitzen, auf denen es nur dem Adler bestimmt zu sein schien, seine Eier ins Nest zu legen, und sie trotzen dann dem unwirtbaren Gestein noch süße, goldene Früchte ab, wo die Natur kaum für Heidelbeeren, Schleedornen und anderes Gestrüpp ein Plätzchen bereitet zu haben schien. — Wir glaubten schon bei Bremm die höchsten Weinberge, „Weinalpen" möchte ich fast sagen, gesehen zu haben. Aber bei Willingen erblickten wir höhere, und an manchen Stellen an der untern Mosel schienen sie sich noch weiter hinaufzutempeln, so daß ich nicht zu bestimmen wage, wo wir die allerhöchsten zu sehen bekamen. Einmal zählte ich nicht weniger als 30 „Chöre", eines über dem andern, von denen sich die äußersten in den Wolken verlieren zu wollen schienen. „Chöre" nennt man hier die verschiedenen mit Reben besetzten Stufen oder Terrassen eines Weinbergs.

Diese Chöre sind auf die mannigfaltigste Weise angelegt, gerichtet und geformt, je nach der Gestaltung des Bodens und je nach der Laune oder den Ansichten der Besitzer. Fast jeder Besitzer hat bei der Anlage und Kultur seiner Weinberge sein eigenes System. Und ein Weinbaukenner, der mich begleitete, konnte im Vorüberfahren schon aus dem bloßen Anblick der Chöre, sowie aus der Stellung der Rebstöcke auf ihnen mir mit Bestimmtheit vieles von der Eigentümlichkeit der Kultur jeder Abteilung sagen. — Die Bergabhänge sind von Natur so rauh, so zackig und zerklüftet als nur möglich. Da giebt es Höhlen und Grotten, Felsenspalten aller Art. Die Wände sind zuweilen mehr oder weniger schräg, zuweilen äußerst schroff abgedacht, zuweilen stehen ganz steile Felsenpyramiden wie Zähne hervor. — Da hat man nun sehr mannigfaltige Anstalten treffen, vielfache, oft ganz großartige Bauten unternehmen müssen, um so vielfach geneigtes Terrain zu gewinnen, auf dem etwas Erde und die Wurzeln der Pflanzen haften könnten. Zuweilen sind die Felsenköpfe durch hochschwebende Brücken mit der Hauptmasse des Berges verbunden, damit man das schmale Terrain, das die Scheitel der Felsen darbieten, noch zum Weinbau benutzen könne. Überall sieht man große Gewölbe auf langen, hoch emporragenden Pfeilern gebaut, auf deren Decke dann das Chor oder der Weingarten geordnet wurde. Auf solchen Gewölben wird hier an hundert Stellen der Wein, wie auf Aquädukten das Wasser, an den steilen Felsen herumgeführt, damit er das warme Sonnenlicht einsauge, das an ihren Wänden zurückprallt. — Man hat die hängenden Gärten der Semiramis vielfach bewundert. Aber wenn man im

Gedanken alles zusammensummiert, was im Laufe der Zeiten die Weinbauer hier im Moselthale an hängenden Gärten geschaffen haben, so kommt dabei ein viel größeres Wunderwerk der Welt heraus. — Der Raum ist überall sehr eng und beschränkt und oft, wo in einem Winkel die Lage der klimatischen Verhältnisse besonders günstig ist, sehr kostspielig und wertvoll. Da jede Situation eine andere ist, so ist es auf einer Moselfahrt eine unversiegliche Quelle der Unterhaltung, zu beobachten, wie sich der Mensch unter allen den verschiedenen Umständen zu helfen wußte, und wie er bald auf dieses, bald auf jenes Auskunftsmittel verfiel. Zuweilen steht ein Gewölbe dem andern über dem Kopfe, oft springen die Verbindungswege auf hohen Brückenbogen über die Weingärten, die unter ihnen grünen, hinweg, damit für die Wege kein Boden verloren gehe. Häufig hat man dem alternden Gerippe des Berges selber nachgeholfen und die Risse und Spalten eines Felsen, der mit Zusammensturz drohte, mit Mauerwerk geflickt oder ausgefüllt, oder mit stützenden Pfeilern versehen. Und da scheint denn nicht selten das ganze Gebirge aus solcher künstlichen Weinbergsarchitektur zu bestehen, und es ist dabei zuweilen wenig von der natürlichen Gestaltung der Felsen übrig geblieben. — Die meisten dieser Weingebirge sind wahrhafte Labyrinthe von natürlichen Felsen und von über einander getempelten künstlichen Brücken, Pfeilern, Gewölben und Terrassen, an denen die Geschlechter der Moselanwohner seit des Ausonius Zeiten emsig bauten und schafften wie die Bienen an ihrem Wachszellengewebe. — So ein Moselweinbergsgelände von einer Stunde Länge und Höhe hängt da wie ein gigantisches Spitzenklöppelwerk aus Stein, und es steckt oft mehr Arbeit und Mauerwerk darin als in einem gotischen Dombau.

Da erkennt man denn zu seinem Schrecken, welche unsägliche Mühe auch dies edle Erzeugnis dem Menschen macht, das die Dichter ein Geschenk des Bacchus zu nennen pflegen, das sie aber besser als ein mühsames Produkt vielfachen menschlichen Fleißes und Schweißes bezeichnen könnten. In Griechenland mag es anders sein, aber hier in Deutschland wenigstens schenkt Bacchus nicht viel dabei; ein Stückchen Fels und ein Wurzelknollen, das ist alles. Daß der Knollen treibt und süße Früchte bringt, daß diese Früchte nicht nur einen genießbaren, sondern auch einen den Gaumen des Weinkenners entzückenden und den Geist des Dichters berauschenden Saft geben, das alles ist ein Ergebnis der Kunst und des Raffinements. Den ganzen Winter über muß der Bacchuspriester, ich meine den Winzer, an der Mosel „schiefern", d. h. er muß die Schiefersteine aus den Felsen hervorkratzen, zerhacken und in den Weinbergen zerstreuen. Denn diese Schiefersteine des Moselgebirges haben eine gewisse frische, jungfräuliche Kraft, die sie dem Weinstock mitteilen. Sie halten den Boden feucht, verwitternd düngen sie ihn, und sie sind daher beständig zu erneuern. Zugleich müssen im Winter, wenn es die Witterung gestattet, die Mauern in den Weinbergen repariert und ausgebessert, die Felsen geflickt und gestützt werden. Dann im Frühling müssen die Winzer die Stöcke aufstellen, den Boden lockern, umgraben und düngen. Und hier bei dem Düngen fährt man nicht etwa, wie wohl unsere

Bauern thun, mit einem vierspännigen großen Düngerwagen aufs Feld hinaus, sondern jede Mistgabel von Dünger muß, so zu sagen, besonders auf dem Rücken der Leute oft, wie ich zeigte, stundenweit in die Berge hinaufgetragen werden. Die Kornäcker, wenn sie einmal geackert, gedüngt und bestellt sind, und wenn die Körner dem Boden anvertraut wurden, sind fertig, und der Landmann hat dann im Sommer nur zuzuschauen, wie die Ähren ihm in den Schoß reifen. Beim Weinbau ist dies anders.

Der Winzer darf seine Stecklinge fast das ganze Jahr hindurch nicht außer acht lassen. Von der heurigen bis zur nächsten Ernte geht die Kette von Arbeiten, fast ohne abzubrechen, fort. Gleich nach dem Stöckeaufstellen und nach dem Graben muß im Frühjahr auch das alte Holz ausgehauen werden. Der Boden ist immer locker zu halten wie die Poren unserer Haut, damit er Licht, Wärme und Wasser stets willig in sich aufnehme. Die Winzer müssen ihn daher, damit sich keine dichte Gras- und Unkrautnarbe bilde, im Sommer abermals graben oder, wie man hier sagt, „rühren". Und ebenfalls muß abermals im Sommer das überflüssige Holz ausgehauen werden, und zwar diesmal das frischgewachsene, damit die Stöcke nicht ihre Kraft in der Ausbildung geiler, unfruchtbarer Zweige vergeuden. — Dies sind aber nur die großen und regelmäßig wiederkehrenden Arbeiten, die kleinere Mühe und Not, das Anbinden der losgerissenen Zweige, das Jäten u. s. w. und die außerordentlichen Anstrengungen, zu welchen die Zerstörungen von Wind und Wasser Veranlassung geben, gehen noch immer zwischen durch. Der Regen, namentlich bei heftigen Ergüssen, richtet zuweilen in diesen hohen Weinbergen der Mosel die herzbetrübendsten Verwüstungen an. Weil diese so hoch und schroff sind, erlangen die Regenbäche oft eine unwiderstehliche Kraft und Mächtigkeit und sammeln sich zu wilden Strömen, die alles mit sich fortführen. Die Leute haben zwar in ihren Bergen auch Veranstaltungen getroffen, den überflüssigen Regen unschädlich abzuführen, Kanäle gebaut und Rinnen ausgemauert; aber gegen außergewöhnlich heftige Ergüsse sind diese Anstalten zuweilen nicht ausreichend. Manchmal hat man wohl auch einen Weinberg, um doch einen Felsenabhang nicht unbenutzt zu lassen, etwas zu steil angelegt, oder vielleicht ist es eine ganz neue Anlage, die Erde ist frisch hinaufgebracht und noch nicht gehörig auf ihrem Fundamente befestigt und da schüttet sich dann auf einmal in der Nacht ein unbarmherziger Wolkenbruch darauf herab, und am andern Morgen finden die bedauernswerten Leute alle ihre mühselig hergeschleppten, zerhackten und sorgfältig ausgebreiteten Erdklöße, ihren ganzen Acker von oben herabgeführt und mit dem Erdreich ihrer Nachbarn am Fuße des Berges zu einer wilden Schlammlawine vermischt. Man sieht zwar in den Alpen der Schweiz solche Schlammlawinen in noch großartigerem Maßstabe, aber dort ist es dann nur wildes Erdreich, nutzloses Gestein, verwittertes Felsgetrümmer, das stets nur ein Spielzeug der Naturelemente war. Aber hier in den Weinbergen hatte fast jedes Schieferstück seine Bestimmung, an jeden Kloß knüpfte sich eine Berechnung, an jede Schaufel voll Erdreich oder Sand,

welche nun die wilden, schmutzigen Gewässer zerstreuten und mit sich entführten, war eine Menge von Mühe verschwendet. Wir sahen im Vorüberfahren noch die Spuren mehrerer solcher unheilvollen Ereignisse, deren traurige Geschichte uns unsere Reisebegleiter erzählten.

Um das beständige Hin- und Herschleppen der Gerätschaften und Werkzeuge, die ihnen bei ihren mancherlei Arbeiten nötig sind, zu vermeiden, und und um auch sonst noch andere nötige Dinge bergen und aufbewahren zu können, haben die Leute sich in den Weinbergen hie und da kleine Winzerhäuschen gebaut, die dann in der Zeit der Traubenreife als Wachthäuser und Wächterposten dienen. Auch diese Winzer- und Wächterhäuschen sind oft der Art, daß sie einen Maler entzücken müssen. Zuweilen sind es neugebaute kleine Häuschen, das eine in diesem, das andere in jenem Geschmack. Zuweilen hat man irgend ein altes Mauerwerk, einen von den Rittern des Mittelalters oder vielleicht gar noch von den Römern gebauten Wartturm dazu benutzt. Zuweilen hat man bloß die Felsengrotten und die Höhlen in den Bergabhängen mit verschließbaren Thüren und Eingängen versehen. Vor diesen Höhlen sitzen die Wächter des Abends beim Feuer oder die Arbeiter während der Mittagssonne im kühlen Schatten, sich mit Trank und Speise labend. Es giebt da so hübsche Gruppierungen und Scenen, wie man sie nur bei den Hirten von Arkadien finden kann.

Der Weinbau ist den Moselanern alles. Er ist ihre einzige Kultur, ihre alleinige Industrie. Kornfelder besitzen sie fast gar nicht. Ihre Wiesen, ihr Vieh haben sie nur des Weinbaues wegen. Man sagt, daß es einzelne Dörfer giebt, die 1000—2000 Fuder Wein (das Fuder zu 6 Ohm) in guten Jahren erzeugen. Das ganze Moselthal von Trier bis Koblenz soll in besonders guten Jahren 100,000 Fuder (600,000 Ohm) Wein erzeugen, in gewöhnlichen 70—80,000 und herab bis auf 50,000, was sie dann schon ein sehr mittelmäßiges Jahr nennen. In der neuern Zeit, wo die Statistik so modig geworden, haben die Leute oft mehr darauf gesehen, daß sie recht vielen, als darauf, daß sie recht guten Wein erzeugen, und daher zuweilen ihre alten edlen Rebstöcke vernachlässigt und statt dessen solche angepflanzt, die recht viel „Brühe“ bringen. Dies hat zum Verfall manches guten und berühmten alten Weinbaues Anlaß gegeben. Doch hat man in allerneuester Zeit wieder bessere Wege betreten. — Die Meinungen meiner Moselleute über die Frage, ob der Weinbau im allgemeinen jetzt vorschreite oder nicht, fand ich sehr verschieden. Einige meinten, das Moselthal sei seit dem Zollverbande völlig ruiniert, indem es dadurch, und zwar infolge der eingetretenen Konkurrenz mit andern Weinländern, mit den Rhein-, Neckar-, Maingegenden, viele Millionen — sie nannten die runde Summe von 40 Millionen Mark — weniger wert geworden, und es gingen jetzt mehr alte Weinberge ein, als neue angelegt würden. Andere jedoch wollten in die Klagen nicht entschieden eingehen, sie meinten, daß der Zollverein allerdings zunächst den angedeuteten lähmenden Effekt auf die Mosel gehabt habe, daß dieser Effekt aber kein tötlicher sein würde, daß vielmehr die Moselaner sich erholen, daß sie auf neue

Mittel und Anstrengungen bedacht sein würden und daß die Weinkultur an der Mosel sich ändern und reformieren, vielleicht bessern, aber in keinem Falle untergehen würde. — Einer dieser minder schwarzsehenden Moselweinbergsbesitzer, der ein großer Kenner zu sein schien, holte mich alle Augenblicke herbei, um mir irgend eine neue schöne Anlage oder einen besonders vortrefflichen Weinstand zu zeigen. Obgleich ich dann gewöhnlich an einem solchen Stücke Landes nichts Besonderes erkennen konnte, so labte er doch sein Auge daran, wie ein Pferdekenner an dem Gliederbau eines schönen Vollbluthengstes. Er schmunzelte mit dem ganzen Gesichte und strich sich das Kinn dabei wie ein Gemäldeliebhaber, der prüfend ein schönes Bild besieht. Zuweilen, wenn ich etwas Außerordentliches zu entdecken glaubte, fragte ich: „Ist das dort nicht auch ein besonders schöner Weinstand?" — „Das glaube ich!" erwiderte er dann, „das ist etwas Vortreffliches — hmm!" — Dies „hmm" brummte er stets mit dröhnender Stimme und zog es lang aus, wie einer, der eben einen schönen Wein gekostet hat, und dabei steckte er beide Hände in die Taschen, als erwartete er schon das Geld darin zu finden, das ein so wundervoll gelegenes Stückchen Erde einbringen könne.

3. Aus der Pfalz.*)

Der Territorialname der „Pfalz", so vieldeutig im Verlauf der Geschichte, existiert auf der heutigen Landkarte nur noch als Bezeichnung des bayerischen Rheinkreises. Die bayerische Rheinpfalz ist bloß ein topographisches Fragment. Sie ist kein Naturganzes, obwohl die Bevölkerung sichtbar zu einem politischen Ganzen verwächst. Ein Bruchstück der Rheinebene, ein Bruchstück der Vogesen, Bruchstücke der Nahberge, des Westricher Steinkohlengebirges bilden, durch größtenteils zufällige Linien abgeschnitten, diese Provinz. Nimmt man etwa die kleine Donnersberggruppe aus, so besitzt die Rheinpfalz gar keine topographische Zone, die ihr ganz und ausschließend gehörte.

Als einzige Naturgrenze kann im Osten der Rheinlauf gelten. Allein der Strom wirkt hier ebensowohl verbindend als scheidend. Die Geschichte hat seit Jahrhunderten rechtes und linkes Ufer verbunden, und das politische Centrum für die jetzt bayerische Pfalz lag bis zur neuesten Zeit jenseits des Flusses. So ist selbst die anscheinende Naturgrenze des Rheins eine erst in unseren Tagen wieder zur Geltung gekommene politische Scheidelinie.

Es fehlt ferner der bayerischen Rheinpfalz der topographische Mittelpunkt, welcher sonst auch ein willkürlich abgegrenztes Land leicht wie zu einem Naturganzen zusammenzufassen vermag. Die Vorderpfalz, die Hart und das westliche Hügelland ziehen in großen Parallelstreifen, dem Rheinlauf folgend, von Süden nach Norden. Jede dieser Landschaften hat ihre eigentümlichen

*) Die Pfälzer. Ein rheinisches Volksbild von W. H. Riehl (Stuttgart 1857).

Entwickelungen; keine herrscht. Der Rhein, welcher, mitten hindurch strömend, die topographische Achse der alten Kurpfalz war und das Land centralisierte, ist jetzt als Grenzfluß nur noch die Basis der Vorderpfalz. Kein bedeutendes, den Verkehr zusammenfassendes Seitengewässer des Rheines durchbricht den Parallelzug des Gebirges und der Ebene und verbindet, wie in der jenseitigen Pfalz der Neckar, das Innere des Landes mit dem Stromgebiet. Weil die Bodenbildung des einigenden Schwerpunktes entbehrt, so hat sich auch keine eigentliche Hauptstadt von Rheinbayern bilden können. Speyer, der Regierungssitz, ist trotz seiner Glorie als uralte Kelten- und Römerstadt, trotz seines hohen historischen Namens als Kaiser- und Bischofsstadt des Mittelalters, doch eigentlich nur die Hauptstadt der Vorderpfälzer; die Westricher behaupten ihrerseits, Zweibrücken — das modern-pfälzische Klein-Paris — sei mindestens ebenso gut die Hauptstadt der Pfalz. Der wahre städtische Schwerpunkt für den größten Teil der Vorderpfalz ist aber nicht einmal Speyer, sondern Mannheim; für die Donnersbergregion Mainz, für das bayerische Nahgebiet Kreuznach und Bingen; für die Gegend von Langenkandel Karlsruhe.

Schon hieraus ist zu ersehen, daß das Volksleben der Pfalz, obwohl auf der einen Seite nivelliert und gleichförmig, doch auch wieder andererseits einheitslos zu zerbröckeln droht, und daß es darum eine der schwierigsten Aufgaben ist, ein neues Centrum des öffentlichen Lebens für dieses Land zu schaffen.

Eine uralte volkstümliche Unterscheidung sondert die pfälzische Rheinebene und das Bergland, oder — wie man jetzt aufs ungefähr sagt — die Vorderpfalz und das Westrich. Diese Einteilung ist natürlich, denn nicht nur die Bodenbildung, auch die Bodenkultur, die Anlage der Wohnorte, Tracht, Mundart, Lebensweise der Bewohner, das alles hat ein anderes Gesicht vor und hinter dem Bergwall der Hart. Doch genügt diese Zweiteilung noch nicht. Die Rheinniederung zerfällt nämlich wieder in die Ebene längs dem Strome und das hügelige Mittelland längs der Hart bis über die Donnersberggruppe hinaus zu den Nahbergen. Ebenso scheidet sich das Westrich in den östlich gebirgigen Teil und in die gegen Westen abfallenden Hügel und breiten Thalniederungen. Alle vier Gruppen erstrecken sich überall parallel von Süden nach Norden.

So zeigen uns schon diese einfachsten topographischen Grundlinien ein Bild, wie es nur dem individualisierten Mitteldeutschland angehören kann. Und in der That trägt die Pfalz so deutlich, wie kaum ein anderes Land, das Motto Mitteldeutschlands an der Stirn: „Vielgestaltung ohne Einheit.“

Die Rheinebene liegt zwar an der Weltstraße, nimmt aber nur durch das noch junge Ludwigshafen am großen Verkehrsleben des Stromes teil. Von Basel bis Mannheim ergießt sich der Rhein noch in einem Netz vielverschlungener Arme durch die Ebene, Tausende von Inseln und Halbinseln bildend; die Ufer sind noch unfest, wandelbar. — Die Anwohner sind von Überschwemmungen und Fiebern geplagt. Längs der ganzen

bayerischen Rheinlinie, auf einer Strecke von 23 Stunden, liegen nur zwei Ortschaften, nämlich das arme Fischerdorf Altripp und das neugegründete Ludwigshafen unmittelbar am Wasserspiegel des Hauptstroms. Gleiches zeigt das gegenüberliegende badische Ufer. Wegen ihrer Abgelegenheit konnten sich die Rheindörfer nur sehr langsam entwickeln. Aber sie haben eine Zukunft. Die Bauern dieser Dörfer können sich ausbreiten im Besitz; alljährlich erobern sie neues Kulturland. Die Mulde, welche jetzt mit „Quellwasser" gefüllt ist, auf deren Boden man die zur trockenen Zeit gegrabenen Furchen und Gruben sieht, daraus Pappel- und Weidenstämmchen über den Spiegel aufsteigen, wird für die nächsten Geschlechter fruchtbares Ackerland sein. Der Weinbauer drüben an der Hart, der weiland so stolz auf die armseligen Rheinbauern herabsah, mußte auswandern, weil das Land zu eng geworden für seine Kinder; der Rheinbauer kann bleiben, denn für ihn giebt es noch ganze Gemarkungen aus dem Wasser zu ziehen. Die Wälder an den herrlichen Vorbergen der Hart sterben ab und kein Doktor kann ihnen helfen; denn der Boden ist ausgedörrt oder bis auf den Felsengrund abgeschwemmt, und vielleicht ist es Jahrhunderten nicht möglich, eine neue Humusdecke zu bilden. Auf den wenig ergötzlichen Wörthen und Auen des Überschwemmungsgebiets dagegen wuchern dichte Forste von Kopfholz und Buschwerk, geringes Holz, aber üppig, wie Unkraut. Und manches Tagwerk, welches jetzt noch Waldgrund, wird, entwaldet, nicht kahler Felsgrund, sondern gesegnetes Ackerland sein.

An den sonnigen Rebenhügeln der Hart ist der leichtblütige, lustige Pfälzer zu Hause; hier ist das rechte Terrain zur Anlage von Städten gewesen, hier zog die altberühmte Heerstraße des Mittelalters, bequemer und sicherer als die Parallelstraße am Rheinufer. Die Städtebildung war eine so notwendige, und zugleich auf einen so engen Raum zusammengedrängt, daß die Ortschaften des ganzen Striches ein vorwiegend städtisches Ansehen erhalten mußten. Denn an dem Verkehr, der sich in den Hauptpunkten sammelte, nahmen alle Dörfer der Hartstraße mehr oder minder teil. Genau derselbe Zustand bildete sich auf dem jenseitigen Ufer in der sogenannten „Bergstraße", wo gleichfalls eine ganze Linie von Städten und städtischen Dörfern durch den Austritt des Odenwaldes in die Rheinebene notwendig vorbedingt war. Diese städtische Dörferbildung ist sehr alt. Viel trug dazu der Umstand bei, daß seit alter Zeit vorwiegend eine Handelspflanze — der Weinstock — an den Hügeln von der Hart gebaut ward. Wo eine Handelspflanze den Boden beherrschte, da hält sich kein strenges Bauerntum. Steigert sich die Kultur des Tabaks und der Runkelrübe in der Rheinebene in der gegenwärtigen Progression, dann werden auch dort neue Städte, städtische Dörfer erwachsen. Immer aber wird hier noch ein Unterschied bleiben zwischen Hügelland und Fläche, denn ein Teil der Hügelregion hat absoluten Weinboden, einen Boden, der vernünftiger Weise zu keiner andern Kultur verwendet werden kann, während der Tabaks-, Flachs- und Rübenbau in der Ebene etwas Relatives, Wandelbares ist.

Ganz anderes Land kommt hinter dem Vorwall der Hart zum Vorschein;

es ist das gebirgige, waldreiche Westrich. Wir kommen plötzlich aus einem Weinlande in ein Waldland, in welchem mehr als ein reines Holzhauerdorf vorhanden ist. Das Gebirg ist die Holzkammer des Vorlandes, dessen Feld- und Weinbesitzer hier ihre sogenannten „Geraiden" oder „Haingeraiden" haben. Die Waldbauern sind ärmlicher in ihrer Wohnung, Kleidung und Nahrung, doch keineswegs herabgekommen, und können in ökonomischer Hinsicht immerhin getrost der Zukunft entgegen sehen.

Am Saume des Gebirgs bei Kaiserslautern westwärts nach Homburg zieht sich ein Gebiet großer, von Hügeln umsäumter Torfniederung, die nördlich noch teilnimmt an dem pfälzisch-saarbrückischen Steinkohlengebirg und im Süden das wellenförmige Hügelland des Bliesgebietes hat bis hinauf zu den Waldbergen von Pirmasenz und Fischbach — man könnte diesen Teil der Pfalz das hügelige Westrich nennen. Hier zeigt sich der pfälzische Kartoffelbau in seiner ganzen Glorie; auf den vielen und schönen Wiesengründen gedeiht das Rindvieh vortrefflich, die Thäler des Glan, der Lauter, der Nahe und des Donnersberggebietes spielen für das Rheinthal in diesem Punkt eine ähnliche Rolle, wie Jütland für Schleswig-Holstein. Schon von weitem kündigt sich das Glanvieh durch seine gleichmäßig weiße Farbe an. Die bequem zugänglichen Thäler dieses Hügellandes sind für die Industrie ganz geschaffen. So vereinigt die Pfalz die größte Mannigfaltigkeit des Kulturlebens. Die wirtschaftliche Bedeutung großer kulturfähiger Sandflächen, auf denen Preußens ackerbauende Macht ruht, spiegelt sich in den weitgehenden sandigen Saatfeldern der Ebene von Speyer und Haßloch. Die ins kleinste durchgearbeitete Gartenkultur des Feldes in den Frankenthaler Fluren und der Weinbau des Hügellandes nebst seinem vortrefflichen Obst versetzt uns in die reichen, aufs äußerste ausgebeuteten Striche Mitteldeuschlands; einzelne Dörfer der Hart verkünden jenen höchsten Glanz rheinischer Weinbauernwirtschaft, der dem tiefsten Elend die Hand reicht. Der südlichste Teil der Rheinebene hat einen weit ausgedehnten Hochwald schlanker Buchen, „Bienwald" genannt, mit einem reinen Walddorfe „Büchelberg". Einzelne Dörfer am Rheinstrom sind so echte Fischerdörfer in Schmutz und Armut, wie nur irgend eine Gruppe von Fischerhütten am Meeresstrand, und gehen wir aus dem üppigen von Menschen überfüllten Gartenlande bei Frankenthal und Dürkheim nur auf wenige Stunden ins Gebirg hinauf, so haben wir z. B. im Leiningerthal die mäßig befriedigte Existenz des deutschen Mittelgebirgsbauern unmittelbar neben dem proletarischen Volke einer verödeten Rhön- oder Vogelbergsgegend, wie sie hier in den zerstreuten Hütten des „Metzenbergs" getreulich abgeschildert ist. Und selbst die Abgeschiedenheit des Einödenbauers im Hochgebirge wird man nur eine kleine Strecke tiefer in den Vogesen wiederfinden.

Im Charakter des pfälzischen Volkes mischt sich auf eigentümliche Weise allemannisches und fränkisches Wesen. Die alten Allemannen werden uns als wilde trotzige Gesellen geschildert. „Schwabentrotz" ist zwar bei ihren suevischen Stammverwandten heute noch sprichwörtlich; bei den Pfälzern aber hat die schwäbische Starrheit des inwendigen Menschen meist der fränkischen

Geschmeidigkeit weichen müssen. Dagegen ist der jenem Trotz nahe verwandte Drang nach persönlicher Unabhängigkeit und Selbstherrlichkeit, der demokratische Zug, welcher den Allemannen viel mehr eigen ist als den Franken, bei den Pfälzern nicht verloren gegangen. Die mittelalterliche Geschichte des Elsaß und der allemannischen Schweiz zeigt uns, wie namentlich im Städteleben und in der religiösen Entwickelung dieser Demokratismus eigentümlich streng und gediegen zu Tage kam. Die alten Franken dagegen galten für biegsam, bildungsfähig, das Fremde leicht aufnehmend, zuweilen auch für wetterwendisch und unzuverlässig. Sie sind nächst den Goten derjenige deutsche Stamm, welcher sich am innigsten römischem Wesen zu verschmelzen wußte. Fränkische Rührigkeit, Gewandtheit der Auffassung, Schlagfertigkeit hat bei den Pfälzern — namentlich nördlich der Queich — in hohem Grade das schwere allemannische Wesen verdrängt. Licht und Schatten im Volkscharakter hängt recht augenfällig hiermit zusammen. Zunächst im wirtschaftlichen Leben. Die Pfälzer gehören zu den fleißigsten Landwirten Europas; ein gesegneter Boden begünstigt diesen Fleiß. Aber es kommt bei ihnen noch die glückliche fränkische Hand dazu, die Beweglichkeit, der Fortschrittstrieb, der Rationalismus des Franken. Der schwäbische Bauer ist nicht so hitzig, dagegen in seinem Fleiße noch zäher als der Pfälzer; er ist nicht so flink, nicht so gewürfelt, hat jenen schlagfertigen, fränkischen Mutterwitz nicht, für welchen der Pfälzer ein ganz eigenes Wort besitzt: „er ist nicht so schlitzöhrig", andere sprechen „schlitzhärig", und meinen, es bedeute einen Haarspalter. Das trifft aber den Sinn nicht, und der grübelnde Schwabe wäre viel mehr ein Haarspalter als der Pfälzer. Wer so praktisch pfiffig ist wie einer, dem der Büttel schon einmal die Ohren geschlitzt hat, ist schlitzöhrig, ein „durchtriebener" Schlaukopf. Kraft dieser angestammten Lebensklugheit hat sich der Franke in der Pfalz, am Mittelrhein und Untermain den Boden dienstbar gemacht, wie kein anderer deutscher Stamm. „Dem Pfälzer kalbt selbst der Ochs." Der französische Marschall Grammont erzählt uns in seinen Memoiren, wie er zehn Jahre nach dem westfälischen Frieden durch die Pfalz gereist sei und das Land, welches er zwei Jahre vor dem Frieden als ein von Grund aus verwüstetes geschaut, nun wieder aufblühend und bevölkert gesehen habe, „als sei niemals Krieg gewesen". Wenn sich die Pfalz überhaupt nach so vielen und furchtbaren Kriegsnöten immer so fabelhaft rasch wieder erholt hat, so liegt das gewiß nicht bloß in der Üppigkeit des Bodens, sondern mehr noch in der unvertilgbaren Frische, Raschheit und Schnellkraft der Bewohner. Denn auch in der Pfalz wachsen nur Dornen und Disteln von selber, und nicht Brot und Wein. Zu der Notiz des Marschall Grammont muß man das Bild jenes Bauern fügen, der bei der Belagerung von Mainz im Bereich der Kanonen einen Schanzkorb auf Rädern vor sich herschob und hinter demselben seine Feldarbeit verrichtete. Hier hat man Ursache und Wirkung.

Ein glänzendes Beispiel fränkischer Regsamkeit und wirtschaftlichen Ingeniums aus unseren Tagen bietet die wunderbare Ausbreitung und Ver-

vollkommnung des pfälzischen Tabaksbaues, der in wenigen Jahren, von der Rheinebene bis in die äußersten Thäler des Westrich vordringend, das ganze Land erobert hat.

Mit dieser rasch entzündeten wirtschaftlichen Thatkraft ist dann freilich auch der einseitige pfälzische Materialismus eng verkettet, und neben dem redlichen Fleiß stehen die betrügerischen Wucherprozesse. Doch soll das allemannische Elsaß auch nicht Mangel leiden an betrügerischem Wucher.

Thatsache ist aber auch andererseits, daß in dem entschiedener fränkischen Rheinhessen die Gier des Erwerbs noch viel entschiedener das Landvolk gefangen hält, als in der bayerischen Pfalz. Der rheinische Dialektdichter Lenning hat auf diesen Charakterzug seiner Landsleute den rechten Vers gemacht:

„Mar is uff dare Welt (frailich aach Gott zu ehrn)
Jo doch for sunscht nix do, als for ze proffedeern."

Die Pfälzer sind aber nicht bloß schlagfertig mit Karst und Spaten, wie ihre fränkischen Vorfahren schlagfertig waren in der Politik und mit dem Schwert, sie sind es auch mit der Zunge. Hier unterscheidet sich der Franke von dem nachdenklicheren Allemannen und vollends von dem noch viel schweigsameren Schwaben, und die Pfälzer sind in der flinken und schneidigen Rede ganz und gar fränkisch geworden. Namentlich der Vorderpfälzer; minder die etwas langsameren Westricher. Auf jedes Wort muß ein Gegenwort fallen und zwar Schlag auf Schlag. Auf jede unbequeme Bemerkung muß man kräftig auftrumpfen, damit man nicht für einen Pinsel gelte. Besser, du sagst eine Dummheit, als du sagst gar nichts. Sagst du die Dummheit nur recht nachdrücklich, so wiegt sie schon so schwer, wie ein gescheites Wort. Andere Leute reden auch nicht lauter Weisheit, aber sie reden leiser als die Pfälzer.

Man braucht nur die Eisenbahnfahrt eines Tages durch Bayern, Schwaben und die Pfalz zu machen, um am Morgen, Mittag und Abend ein dreifach aufsteigendes crescendo des Redetons bei den drei Stämmen wahrzunehmen. Der Bayer verstummt, wenn ein Fremder neben ihm sitzt; der Schwabe spricht schon offener; der Pfälzer aber redet die wildfremde Gesellschaft am liebsten gleich im ganzen an, jedes Eisenbahncoupé wird ihm zu einer Volksversammlung. Will man innerhalb des fränkischen Stammes eine ähnliche Stufenreihe des Redetons übersichtlich mit dem Eilzuge durchfahren, so nehme man die Linie Nürnberg-Frankfurt-Ludwigshafen. Der Obermain-Franke schlägt nur ein mezzo-forte an, bei Hanau und Frankfurt hebt sich der Diskurs schon zum vollen forte, sowie man aber bei Mainz den Rhein überschritten hat, schwillt der Redestrom zum fortissimo. Wenn wir uns am Sonntage einem pfälzischen Wirtshause nähern, so schallt uns häufig ein Wortgebraus entgegen, daß wir meinen, da drinnen zankten sich hundert Leute auf Mord und Totschlag. Treten wir ein, so sind es nicht zwanzig, die in friedlichen Gruppen mit all dem Getöse nur ein Plauderstündchen halten und von Wein und Wetter sprechen.

Goethe bemerkt einmal, daß in Frankfurt, als einer Reichsstadt, ein

gewisses barsches Wesen durchaus nicht für unliebenswürdig gegolten habe, ja mit Verstand im Hintergrunde sogar willkommen gewesen sei. Dies trifft aber nicht bloß Frankfurt, sondern das ganze Frankenland, im Winkel vom Rhein, Main, Neckar und Nahe bis zur Lahn. Die Franken des Obermains, namentlich wo sie sich ins Thüringische verlieren, sind schon milder und äußerlich höflicher in ihren Formen, desgleichen die Niederrheiner von Koblenz abwärts, wie auch die Allemannen des Oberrheins. Jene liebenswürdige Barschheit, die allerdings in Frankfurt und weiter nordwärts kulminiert, ist keineswegs Grobheit, sondern soll vielmehr ein frisches, ungeniertes, überlegenes Wesen ausdrücken. Im schlimmsten Falle steckt manchmal etwas Renommage dahinter. Das Volk nennt solches Aussprechen einer gewissen Kraftnatur auch nicht „barsch", sondern „forsch". Wer pfälzische Dialektpoesie charakteristisch vorlesen will, der muß vor allem diesen „forschen" Ton inne haben, während derselbe bei allemannischen Gedichten sehr übel angewandt wäre. Grüßt der Pfälzer recht volkstümlich liebenswürdig, so wirft er seinen „Guten Morgen" gleichfalls im echten Kraftton dem andern entgegen und rückt nur ein wenig an der Kappe, „als säßen Spatzen darunter". Das ist burschikos, nicht grob. Die Rheinfranken kommen darum bei den Altbayern leicht in den Ruf von Dünkel und Unart; denn der altbayerische Städter ist überreich an Höflichkeitsschnörkeln und zieht den Hut dreimal so tief wie der Pfälzer. Es fragt sich aber trotzdem sehr, wer von beiden im Wesen höflicher und zugänglicher ist.

Durch ganz Deutschland zieht sich der Vorwurf gegenseitiger Grobheit; so nennen die Westricher die Vorderpfälzer „grobe Pfälzer", diese dagegen die Leute von der Sickingerhöhe „grobe Sickinger". Der Übermut aber, mit welchem in der Pfalz wie im ganzen Rheinfrankenland die Straßenjugend so oft den Fremden verfolgt und verspottet, ist ein unerfreuliches Zeichen jenes „forschen" fränkischen Wesens. Schwaben und Allemannien kennen solche Unart viel weniger, Bayern fast gar nicht.

Die Bildung des Pfälzers geht mehr in die Breite als in die Tiefe. Es stimmt zu dem demokratischen Zuge desselben, daß sein Land eine der bildsamsten und verständigsten deutschen Volksgruppen beherbergt, aber innerhalb derselben ragen seit Jahrhunderten nur wenig berühmte Männer hervor und kaum ein großer Name.

4. Köln.

1.

Der Kölner Dom.*)

„Der Dom zu Köln, das bitt ich von Gott, rage über diese Stadt, rage über Deutschland, über Zeiten, reich an Menschenfrieden, reich an Gottesfrieden, bis an das Ende der Tage!“

Was der große Meister Gerhard von Rile in den Tagen der Hohenstaufen kühn erdacht und mutig begonnen, was für Religion und Vaterland begeisterte Dichter in ihren seligsten Stunden geträumt und alle Kölner, ja alle Deutsche heiß ersehnt und erharrt, was zwanzig Generationen erhofft —: steht jetzt endlich, nach jahrhundertelangem Stillstand, in den glorreichen Tagen des Hohenzollernkaisers, zum Staunen der Welt als das erhabenste Werk deutscher Einigkeit da, von einem der kunstsinnigsten und hochherzigsten Könige Preußens mächtig gefördert, vom deutschen Kaiser und dem ganzen deutschen Volke vollendet, zur Ehre Gottes, zum Ruhm der deutschen Kunst, zum Preis deutscher Ausdauer und Kraft!

Die älteste Baugeschichte des Kölner Domes dürfen wir bei unsern Lesern wohl als bekannt voraussetzen und brauchen dieselbe daher nur mit einigen Worten zu berühren.

Am 14. — oder nach neueren Forschungen am 15. August, dem Tage des Festes Maria Himmelfahrt im Jahre 1248 legte Konrad v. Hochstaden, der Salomon seiner Zeit, wie ihn die Chronisten nennen, den Grundstein zum Dome, im Jahre 1297 konnte bereits in den Chorkapellen Gottesdienst abgehalten werden und am 27. September 1322 war der Chor selbst vollendet. Es wurde dann bis zu Ende des 15. Jahrhunderts an dem Dome noch weiter gebaut, nebst dem Chor war nur das Langhaus ohne Kreuzflügel mit Nebenschiffen, von denen das nördliche bloß eingewölbt, bis zur Kapitalhöhe der Säulen ausgeführt, dann gleichsam als ein für sich bestehender Bau von den Türmen der südliche bis zur Höhe von 50 m (1447 hatte man darin die alten Domglocken aufgehangen) und der nördliche ca. 6 m hoch. Mit dem Beginne der Reformation stockte der Bau gänzlich, man versah ihn mit provisorischen Dächern, deren höchst mangelhafte Beschaffenheit indes später nur den Verfall beschleunigte; im 16. und 17. Jahrhundert errichtete man im Innern zwar verschiedene Denkmäler, sonst aber geschah, wie auch im 18. nichts für den Dom, und das Palladium deutscher Kunst ging mehr und mehr seiner Vernichtung entgegen. Nur das Allernotdürftigste geschah zu seiner Unterhaltung, allerlei Behausungen wurden rings um die majestätische Ruine aufgeführt oder gleich Schwalbennestern an dieselbe an-

*) Von Sandkuhl, k. Polizei-Assessor in Köln.

geklebt; schon waren die Kirchenstürmer der ersten französischen Revolution mit dem Plane umgegangen, den Bau ganz niederzureißen und später machte der französische Bischof Bertholet den Vorschlag, ihn wenigstens von der Ost- und Südseite dicht mit Pappeln zu umpflanzen, um die geschmacklose gotische Ruine (ruine gotique) den Blicken zu entziehen. Und um die Schändung vollständig zu machen, wurde 1796 nach der Besetzung Kölns durch die Franzosen das erhabene Bauwerk sogar zu einem Fourage-Magazin eingerichtet und der Gottesdienst im Dome eingestellt! Wer war es denn nun, der zuerst die Augen der Mitlebenden wieder auf den Dom lenkte, um sie für dessen Wert und erhabene Schönheit zu öffnen?

Georg **Forster** war es, der berühmte Weltreisende, der geistvolle Schriftsteller. Ihm gebührt der Ruhm, als der erste in der Reihe der begeisterten Domfreunde zu prangen, deren Wirken es zu danken ist, daß die Deutschen erst begreifen lernten, welch hehres Denkmal der Kölner Dom sei, und daß der kühne Gedanke einer Wiederherstellung und Vollendung in den Gemütern Platz greifen konnte.

Mit Recht sagt Fr. Blömer in seiner Schrift: „Zur Litteratur des Kölner Domes", Forster wurde für den Kölner Dom der Morgenstern, der nach langer, trüber Nacht den wieder anbrechenden Tag verkündigte, und bei dessen reinem Lichte die vielen Irrenden und die wenigen unsicher Strebenden die verschüttete Bahn der besseren Erkenntnis und des geläuterten Geschmackes wieder fanden; er wurde für Kölns Dom der Johannes in der Wüste, dessen erschütterndes Wort die nahe Erlösung anzeigte.

In den Frühlingsmonaten des Jahres 1790 kamen zu Schiff von Bingen her zwei junge Männer nach dem h. Köln. Jene beiden waren Alexander v. Humboldt und Georg Forster. „Wir gingen in den Dom" schreibt Georg Forster „und blieben darin, bis wir im tiefen Dunkel nichts mehr unterscheiden konnten. Vor der Kühnheit der Meisterwerke stürzt der Geist voll Erstaunen und Bewunderung zur Erde; dann hebt er sich wieder mit stolzem Flug über das Vollbringen hinweg, das nur eine Idee eines verwandten Geistes war.

„Die Pracht des himmelan sich wölbenden Chors hat eine majestätische Einfalt, die alle Vorstellung übertrifft. In ungeheurer Länge stehen die Gruppen schlanker Säulen da, wie die Bäume eines uralten Forstes; nur am höchsten Gipfel sind sie in eine Krone von Ästen gespalten; die sich mit ihren Nachbarn in spitzen Bogen wölbt, und dem Auge, das ihnen folgen will, fast unerreichbar ist. Läßt sich auch schon das Unermeßliche des Weltalls nicht im beschränkten Raume versinnlichen, so liegt gleichwohl in diesem kühnen Emporstreben der Pfeiler und Mauern das Unaufhaltsame, welches die Einbildungskraft so leicht in das Grenzenlose verlängert. Die griechische Baukunst ist unstreitig der Inbegriff des Vollendeten, Übereinstimmenden, Beziehungsvollen, Erlesenen, mit einem Worte des Schönen. Hier indessen an den gotischen Säulen, die einzeln genommen wie Rohrhalme schwanken würden und nur in großer Anzahl zu einem Schafte ver-

einigt, Masse machen und ihren geraden Wuchs behalten können, unter ihren Bogen, die gleichsam auf nichts ruhen, lustig schweben wie die schattenreichen Wipfelgewölbe des Waldes: hier schwelgt der Sinn im Übermut des künstlerischen Beginnens. Jene griechischen Gestalten scheinen sich an alles anzuschließen was da ist, an alles was menschlich ist; diese stehen wie Erscheinungen aus einer andern Welt, wie Feenpaläste da, um Zeugnis zu geben von der schöpferischen Kraft im Menschen, die einen isolierten Gedanken bis aufs äußerste zu verfolgen und das Erhabene selbst auf einem exzentrischen Wege zu erreichen weiß. Es ist sehr zu bedauern, daß ein so prächtiges Gebäude unvollendet bleiben muß. Wenn schon der Entwurf in Gedanken ergänzt, so mächtig erschüttern kann, wie hätte nicht die Wirklichkeit uns hingerissen!"

„Ich erzähle dir nichts von den — heiligen 3 Königen und dem sogenannten Schatz in der Kapelle, nichts von den Hautelissetapeten und der Glasmalerei auf den Fenstern im Chor, nichts von der unsäglich reichen Kiste von Gold und Silber, worin die Gebeine des heiligen Engelbert ruhen, und ihrer wunderschönen ciselierten Arbeit, die man heutigestags schwerlich nachzuahmen imstande wäre. Meine Aufmerksamkeit hatte einen wichtigeren Gegenstand: einen Mann von der beweglichsten Phantasie und vom zartesten Sinne, der zum ersten Male in diesen Kreuzgängen den Eindruck des Großen in der gotischen Bauart empfand und bei dem Anblick des mehr als 30 m hohen Chors vor Entzücken wie versteinert war. O, es war köstlich, in diesem klaren Anschauen die Größe des Tempels noch einmal, gleichsam im Wiederschein, zu erblicken! Gegen das Ende unsers Aufenthalts weckte die Dunkelheit in den leeren, einsamen, von unsern Tritten widerhallenden Gewölben, zwischen den Gräbern der Kurfürsten, Bischöfe und Ritter, die da in Stein gehauen liegen, manches schaurige Bild der Vorzeit in der Seele."

Wir haben diese Schilderung in ihrer ganzen Ausführlichkeit hier wiedergegeben, weil sie die erste volle Würdigung des wundersamen Bauwerks in der Litteratur bildet, und weil es uns nur gerecht erschien, in diesem Augenblicke an das Verdienst Forsters zu erinnern, — des Mannes, dessen Irrtümer später manchen unbarmherzigen und sich sehr erhaben dünkenden Kritikern, an denen es ja uns Deutschen niemals zu mangeln pflegt, den willkommenen Vorwand boten, sein Andenken in den Staub zu treten, ohne an die schönen und edlen Seiten seines Charakters zu erinnern.

Was Forster begonnen, das setzten später Männer wie Friedr. Schlegel, Goethe, Görres und namentlich die Gebrüder Boisserée fort, die teils durch Wort und Schrift, teils durch Zeichnungen, teils durch Sammlungen und Beförderung der Erhaltung der Monumente thätig waren. Zumal der ältere des Bruderpaares, Sulpiz Boisserée (geb. am 3. Aug. 1783 zu Köln), machte es sich zur wahren Lebensaufgabe, wie er zuerst das so herrlich begonnene Denkmal deutscher Größe wenigstens im Bilde vollendet hatte, es nun auch in der Wirklichkeit ausgeführt zu sehen. Unablässig blieb er bemüht, dies kühne Unternehmen zu fördern, dem Dombau neue Gönner und

Freunde zu werben, und ihm verdanken wir es in erster Linie, wenn wir in unsern Tagen die Feier der Vollendung des Kölner Domes, mit dem sein Name für alle Zeiten eng verknüpft sein wird, begehen konnten.

Nachdem S. Boisserée den Alten in Weimar ganz für seine großen Bestrebungen gewonnen, machte Goethe in den Jahren 1814 und 15 eigens zu Kunstzwecken wiederholte Reisen an den Rhein, die, wie er sich in den Tag- und Jahresheften ausdrückt, seine Begriffe von der älteren deutschen Baukunst immer mehr und mehr erweiterten und reinigten und die ihm die gewaltigen Eindrücke der großen Gemäldesammlungen Wallrafs und der Gebrüder Boisserée brachten. In der neugegründeten Zeitschrift „Kunst und Altertum" erstattete Goethe von diesen Eindrücken öffentlich Bericht.

War diese Gewinnung Goethes ein großes Glück für die Boisseréeschen Bestrebungen, so fehlte es auch sonst nicht an glücklichen Umständen, welche diesen zugute kamen. Durch eine im 12. Hefte von Willemius monuments inédits erschienene Zeichnung des Mittelfensters aus dem Kölner Dome aufmerksam gemacht, veranlaßte Boisserée Nachforschungen, deren Resultat die Auffindung eines Originalrisses des Domes in Paris ergab; noch viel wunderbarer aber war die fast gleichzeitig erfolgte Auffindung der sogenannten Darmstädter Risse des Kölner Domes, welche dann vom Oberbaurat Moller herausgegeben wurden. Der Riß befand sich ursprünglich im Archiv des Domes, wie es hieß, in einer silbernen Kapsel. In den Wirren des Revolutionskrieges geflüchtet, kam er auf der Rückkehr nach dem Luneviller Frieden, welcher das linke Rheinufer an Frankreich fallen ließ, nach Darmstadt und wurde hier von den Kommissarien der Fürsten den Partikularen vom Kurfürstentum Köln zugeteilt. Die französichen Kommissarien hätten den Riß als zum linken Rheinufer gehörig nehmen müssen, ließen ihn aber unter anderm Wust zurück und so gelangte die kostbare Zeichnung endlich nach Kassel auf den Speicher des Gasthauses „zur Traube". Hier nagelte sie der Hausknecht auf einen Rahmen, worauf sie 12 Jahre lang, bis zum Oktober 1814, dazu diente, um Bohnen zu trocknen. Bei einem Ball, welchen damals die Landwehr der freiwilligen Jäger gab, sollte der Maler Seekatz ein Transparent malen, entdeckte bei dieser Gelegenheit den Riß, ohne zu wissen, was er vorstellte und gab denselben an Moller, der nun sofort den kostbaren Schatz erkannte und im Interesse der Kunst verwertete.

Vorgreifend sei hier gleich bemerkt, daß die ersten Blätter des großen Boisseréeschen Werkes 1822 erschienen, als die beiden Brüder bereits einige Zeit in Stuttgart wohnten. Die ganze Sammlung aus 18 Blättern im größten Atlasformat bestehend, wurde 1831 vollendet und 1842 veranstaltete Sulpiz eine kleinere Ausgabe in Royalfolio.

So war denn nun die Rekonstruktion des hehren Bauwerkes auf dem Papier und im Bilde vollendet, Sulpiz ermüdete aber nicht mit einem wahren Feuereifer auch auf die Ausbesserung — und vorläufig wenigstens —

die Konservierung des wirklichen Bauwerks, das, wie schon berichtet, als eine wahrhaft traurige Ruine dastand, zu bringen.

Napoleon hatte sich bei seinem Besuche von 1811 — glücklicher Weise, können wir heute sagen! — geweigert, auf Boisserées Vorschläge zur Ausbesserung und Unterhaltung des Domes mittelst eines jährlichen Zuschusses von 40,000 Frcs. einzugehen. Höchst folgenreich dagegen war der Besuch, den der damalige preußische Kronprinz Friedrich Wilhelm am 16. Juli 1814 mit Gneisenau, Knesebeck und Ancillon dem Dom abstatteten, bei welcher Gelegenheit Sulpiz in dem kunstsinnigen Prinzen eine wahre Begeisterung für den Bau zu erwecken wußte, die dieser später als Friedrich Wilhelm IV. so erfolgreich bethätigen sollte, daß er es vor allem ist, dem wir heute die Vollendung des Bauwerks verdanken. Dieser Besuch bildete den Wendepunkt in der Geschichte des Domes. Dem Kronprinzen und dem Einflusse Schinkels, dessen Gutachten vom 3. September 1816 sich für die Erhaltung des Domes aussprach, gelang es die Mittel flüssig zu machen, durch die zunächst wenigstens dem ferneren Verfalle des Bauwerks vorgebeugt werden konnte. Die ersten Wiederherstellungsbauten begannen nach 1816, wurden dann aber seit 1821 reger betrieben, als Friedrich Wilhelm III. für dieselben eine jährliche Summe auswarf. Der Chorbau erhielt ein neues Dach, die Strebebögen und die wichtigsten dekorativen Teile des Chors wurden wieder hergestellt oder neu ausgeführt. Bis zum Jahre 1833 leitete Bauinspektor Ahlert (Ahlerti) diese Wiederherstellungsarbeiten. Erst 1834 etablierte sich die Dombauhütte unter Zwirners Leitung in fester Gestalt. Zwirners Pläne und die bald großartigen Leistungen der Hütte trugen die Kunde vom Kölner Dome in weite Ferne, steigerten die Begeisterung des Volkes und vor allem des Protektors, nunmehrigen Königs Friedrich Wilhelm IV. Am 16. Februar 1842 nämlich trat der Central-Dombau-Verein ins Leben, die Männer, welche den ersten Vorstand bildeten, waren E. v. Groote, Dr. Ernst Weyden, J. M. Farina, Lenhardt, Rolshausen, H. v. Wittgenstein und wählten zum Wahlspruche: Eintracht und Ausdauer! König Friedrich Wilhelm IV., der begeisterte Dombaufreund, übernahm bereitwilligst das Protektorat des neuen Vereins und sagte dem Baue eine jährliche Summe von 50,000 Thalern unter der Voraussetzung zu, daß der Dombauverein eine gleiche Summe jährlich aufbringe. Am 4. September 1842 wurde dann vom Könige selbst in feierlichster Weise am Südportale des Kreuzflügels der Grundstein zum Weiterbaue gelegt. Friedrich Wilhelm sprach die Worte:

„Hier, wo der Grundstein liegt, dort mit jenen Türmen zugleich, sollen sich die schönsten Thore der Welt erheben. Deutschland baut sie, mögen sie für Deutschland durch die Gnade Gottes Thore einer neuen, großen, guten Zeit werden.“ ...

Es kann nicht unsere Aufgabe sein, die Weiterführung des Werkes hier mit allen ihren Einzelheiten zu schildern. Am 27. und 28. Mai 1845 erfolgte das erste Dombaufest, im Jahre 1848 beging der Dom die 600jährige

Feier der ersten Grundsteinlegung: die Seitenmauern des Langhauses bis zum Sims über dem Laufgange waren inzwischen vollendet und, wie auch die Kreuzflügel, mit einem Notdache ausgerüstet. Das südliche Nebenschiff, in dem die von König Ludwig I. von Bayern geschenkten neuen Glasfenster prangten, war mit Gewölben versehen. Die Feier fand am 13., 14. und 15. August statt, in Gegenwart Friedrich Wilhelms IV., des Erzherzogs Johann von Österreich, des damaligen Reichsverwesers und vieler Fürsten und Bischöfe.

Mit den politischen Stürmen jenes Jahres minderte sich natürlich die Teilnahme am Dombauwerke, die Beiträge versiegten und zu Ende des Jahres hätte der Bau wegen Mangels an Geldmitteln völlig sistiert werden müssen, hätte nicht der damalige Regierungs-Präsident v. Möller aus eigener Verantwortlichkeit 12,000 Thlr. dafür angewiesen. Damit kam man über die schlimmste Krisis hinweg. Am 3. Oktober 1855 wurde die letzte Kreuzblume des Südportals in Gegenwart Friedrich Wilhelms IV. aufgesetzt; am 6. Dezember geschah dasselbe am Nordportale und am 15. Oktober 1863 konnte man die Vollendung der Schiffe mit Einschluß des Dachreiters festlich begehen.

Seit Zwirners Tode hatte der Dombaumeister Voigtel, der schon 1855 bei dem Dombau eingetreten war, im Geiste des Dahingeschiedenen den Bau weiter geleitet; er hat den Dom fertig gestellt und namentlich durch die Vollendung der Turmkolosse eine wohl kaum je dagewesene Aufgabe in vollkommenster Weise gelöst und sich selbst ein Ruhmesdenkmal geschaffen.

Bereits im Jahre 1861 hatte König Wilhelm, der jetzige deutsche Kaiser, das Protektorat des Dombauvereins übernommen, von ihm wurde 1863 der Plan einer jährlich zu veranstaltenden Dombau-Prämien-Lotterie sanktioniert, welche von nun an in erster Linie reichliche Mittel zur Beendigung des Riesenwerkes, namentlich zum Ausbau der Türme gewährte. Thatsache ist es, daß mit Hilfe dieser Lotterie der Dom fertig gestellt worden ist.

Am 14. August 1880 wurde der letzten Kreuzblume des Domes der letzte Stein eingefügt, und der ehrwürdigen Colonia leuchtendste Krone, der Wunderbau war vollendet, der am Mariä Himmelfahrtstage des Jahres 1248 begonnen worden. Zwei mächtige Fahnen, die preußische und die deutsche, entfalteten sich auf der Höhe der Riesentürme, und mit Fahnen schmückten sich die Häuser der freudig erregten Stadt. Unbestreitbar besitzt Köln jetzt in seinem Dome das höchste Bauwerk der Erde, 157 m ragen die Türme empor. Der Dom zu Rouen ist 151 m hoch, die Peterskirche zu Rom 142, der Straßburger Münster 141, und der Stephansdom zu Wien 136 m hoch.

Und wie der Riesenbau in seinem prachtvollen architektonischen Äußern, so erhaben und wundervoll ist sein Inneres, und es giebt keine Kathedrale, welche in ihrem Innern einen solchen Schatz, eine solche Mannigfaltigkeit bietet, wie der Kölner Dom. Neben den kunstvollen, himmelanstrebenden Säulen, Portalen und Gewölben, neben den zahllosen von Künstlerhand

errichteten Figuren, ist es vor allem die Glasmalerei, die das Interesse aller, der Kunstkenner wie der Laien erregt. Neben den alten Glasmalereien bis 1500 reihen sich die neueren des jetzigen Jahrhunderts an, unter denen die von dem Könige Ludwig I. von Bayern geschenkten in erster Linie prangen. Nicht minder kann auf die zahlreichen oft einzig dastehenden Grabmonumente in den Kapellen, auf die herrlichen Chorstühle des 14. Jahrhunderts, sowie auf die Proben der Kölner Maler- und Bildhauerschule, nämlich die Altäre der Malermeister Wilhelm von Cöln und Stephan Lochner hingewiesen werden. Mit Recht wurde daher der Gedanke laut, ein Fest, ein Jubelfest müsse gefeiert werden zu Ehren der Vollendung des hehrsten Gotteshauses, des nationalsten Werkes im erstandenen deutschen Reiche und dieser Gedanke erfüllte und entflammte die patriotischen Herzen aller Deutschen, die Freunde des Domes und des Reiches waren.

Es wurde daher auf das dankbarste begrüßt, als Se. Majestät der Kaiser Wilhelm den als Geburtstag Seines Hochseligen Bruders für den Dom bedeutungsvollen 15. Oktober 1880 zum ersten Tage der Feier bestimmte und sein Erscheinen, sowie das des Kaiserlichen Hauses und hoher Gäste in sichere Aussicht stellte.

Viele Kölner aber beschlossen den zweiten Tag neben den von der Stadt beabsichtigten Festlichkeiten der Glorifikation des ersten Domprotektors und aller um den Dom verdienten Männer zu weihen, und sie glaubten dieses nicht besser thun zu können, als durch einen historischen Festzug. Diese Idee fand in einer Volksversammlung lebhaften Anklang, und es ging aus derselben ein Festkomité hervor, in das die Stadtverordneten-Versammlung und der Central-Dombau-Verein außerdem je 6 Mitglieder entsandten. Das durch die Spitzen der Behörden, Künstler und Schriftsteller verstärkte Komité erließ einen Aufruf an die Bürgerschaft, der in den Worten gipfelte:

„Der Jubel über die Vollendung der hehren Gottesburg unserer Väter und das Erscheinen des geliebten Heldenkaisers in der Domstadt muß ein Fest hervorrufen, würdig des großen Werks, würdig des hohen Herrn und dieser Stadt. Wie aber könnten wir schöner zur Feier beitragen, als durch eine glänzende Darstellung der 3 großen Perioden der Bauzeit des erhabenen Gotteshauses? Ein historischer Festzug soll der Ausdruck des Dankes sein, den wir unserm Kaiser schulden!“ ...

Der historische Festzug, der ein halbes Jahrtausend Kölner und deutscher Geschichte in wenigen Stunden vorüberführte, gelang trefflich. Nicht minder die Vorfeier.

Majestätisch und feierlich zog am Vorabende des Festes das Geläute sämtlicher Glocken der Stadt in harmonischen Wellen über das Häusermeer der alten Colonia hin, weit über das Weichbild derselben hinausverkündend, daß am kommenden Morgen des Domes höchster Ehrentag erscheinen werde. Wie von einem magischen Lichtglanze umflossen, stand der steinerne Riese in seiner stolzen Majestät da, übergossen von dem Lichte der elektrischen Beleuchtung. Rundum in der Nähe und der Ferne schafften tausend fleißige Hände,

um Kölns Festgewand den letzten Schmuck zu geben, um dem Ehrenkranze, der Colonia's Haupt umwinden sollte, die letzten grünen Zweige, die letzten Blumen und farbigen Blätter einzuweben.

Am Frühmorgen des Festes, nachdem das Kaiserpaar und die geladenen hohen fürstlichen Gäste unter unbeschreiblichem Jubel der dicht gedrängten, die Straßen füllenden Menschenmenge im Regierungspalais eingetroffen, bewegten sich dort zunächst im stattlichen Zuge die Dombauhütten- und Dombaumitglieder vorüber. Zunächst ein Trompetercorps, dann die Dombauhütte, ein imposanter Vorbeimarsch kräftiger Männergestalten in feiertäglichem Gewande, mit wallenden weißen, braunen und schwarzen Schurzfellen unter dem Rock, die blitzenden Werkzeuge, mit Schleifen in den Landesfarben geziert, stolz in den von treuer, ehrlicher Arbeit schwieligen Händen haltend. Das Domvereins-Banner, von 20 Ältesten geleitet, folgte, hierauf der Dombau-Vorstand, das Stadtbanner, Bürgermeister und Stadtverordnete Kölns. Nach einem 2. Musikcorps erschienen die Dombau-Vereinsgenossen, ein nicht enden wollender dicht gescharter Zug. Wiederum folgte eine Musikkapelle, dann erschien, von den Lehrern geleitet, der Kinder-Sängerchor, eine überaus liebliche Schar, die Mädchen in weißen Kleidern, mit bunten Schleifen und blauen Kornblumensträußchen, das Haar in Locken; die Knaben im Festanzuge mit Sträußchen im Knopfloch. Ihnen schloß der Kölner Männer-Gesang-Verein mit seinem Vereinsbanner sich an; dann folgten mit ihren samt- und seidengestickten Fahnen die Abordnungen des ersten geselligen Dombau-Vereins, des Männer-Gesang-Vereins Ossian, die Maurer-, Zimmer-, Steinmetzmeister-Innung, die Kölner Baugewerke, die Kölner Liederkränze, Kölner Turnvereine, die Kölner Kriegervereine, Fabrik-, Schützen- und kameradschaftliche Bürgervereine, die Brüderschaften mit ihren Bannern, und zum Schluß abermals ein Musikcorps. Es erfolgte nun die festliche Auffahrt der Allerhöchsten Herrschaften zur Trinitatiskirche, woselbst ein kurzer Dankgottesdienst stattfand, sodann die mit wahrhaft Kaiserlichem Pompe statthabende Auffahrt zum Dome. Straßen und Dächer waren Kopf an Kopf besetzt von Menschen. Vom Domkapitel am Eingange des Domes empfangen, begab sich der Kaiser nach dem feierlichen Te Deum, gefolgt von den Fürsten und Prinzen des Reiches und den Vertretern der freien Städte, durch das Südportal auf den Domhof, wo der Kaiserpavillon aufgeschlagen war und große Festtribünen die Gäste von Nah und Fern aufgenommen hatten. Tausend und aber tausend Stimmen, der die Tribünen und alle Räume des Festplatzes, die umliegenden Gebäude und Dächer bis in weiteste Entfernungen hin besetzenden Festteilnehmer jubelten dem Kaiserpaare entgegen, während auf den Stufen des Südportales selbst eine Kinderschar der Schuljugend aufgepflanzt stand, die das Lied der Vollendung des Domes anstimmte. Sichtbar erfreut von diesem überraschenden Anblicke schritten die Majestäten nun durch die Schuljugend und die Spalier bildenden Werkleute der Dombauhütte über die ganze Länge des Platzes dem Kaiserpavillon zu, wo sie mit Hohem Gefolge Platz nahmen.

Nachdem der Gesang der Schuljugend verklungen war, richtete der Dombaumeister Voigtel an den Kaiser einige Begrüßungsworte und verlas dann die Urkunde, welche in die Kreuzblume eingesenkt werden sollte, und also lautet:

„Urkunde.

Der Dom zu Köln, das ehrwürdigste Denkmal deutscher Baukunst, auf dem Boden der alten Colonia Agrippina, an jener Stelle, wo Karl des Großen Erzkaplan Hildebold die dem Apostelfürsten Petrus geweihte Kirche errichtete, von Erzbischof Konrad von Hochstaden am 15. August 1248 in Gegenwart König Wilhelms von Holland gegründet und von Meister Gerhard von Rile begonnen, wurde in seinem Chorbau vollendet, 1322 durch Erzbischof Heinrich von Virneburg geweiht. Nach feierlicher Übertragung der von Kaiser Friedrich I. dem Erzbischof Reinald von Dassel 1162 geschenkten Reliquieen der heiligen 3 Könige gedieh der Fortbau des südlichen Domturms, durch blutige Fehden häufig unterbrochen, im Jahre 1447 bis zur Höhe von 50 m. Deutschlands Macht und Wohlstand tief erschütternde Ereignisse hemmten für die nächsten Jahrhunderte den Weiterbau. Verlassen und dem Verfall preisgegeben überragte 3 Jahrhunderte hindurch der Domkrahnen, das alte Wahrzeichen Kölns, den in Trümmer sinkenden Wunderbau. Der Aufschwung neuen geistigen Lebens nach den glorreichen Befreiungskriegen 1813—1815, welche Köln und die Rheinlande mit Preußen vereinten, veranlaßten nach Auffinden der alten Dompläne, Boisserée, Goethe, Görres und Schinkel zu erfolgreichem Wirken für des Domes Erhaltung.

König Wilhelm III. befahl 1824, im Jahre der Wiederbesetzung des erzbischöflichen Stuhles von Köln mit Ferdinand August Grafen Spiegel zum Desenberg, die Herstellung des Domchors. Ahlert und Zwirner haben diesen Bau bis zum Jahre 1840 vollendet. Die ewig denkwürdigen Worte Friedrich Wilhelms IV.: „Hier, wo der Grundstein liegt, dort mit jenen Türmen zugleich, sollen sich die schönsten Thore der Welt erheben", am 4. Sept. 1842, dem Tage der Grundsteinlegung zum Fortbau des Kölner Domes gesprochen, riefen die freudigste Begeisterung wach. Aus allen deutschen Ländern spendeten Fürsten und Volk reiche Gaben. Dombauvereine wirkten mit Ausdauer an des gottgeweihten Tempels Vollendung. Am 14. Aug. 1848 weihte in Gegenwart Friedrich Wilhelms IV. der Erzbischof Johannes von Geissel, nachmals Kardinal, das von König Ludwig I. von Bayern mit kunstreichen Glasgemälden geschmückte Kirchenschiff, und am 3. Okt. 1855, bei der Feier der Vollendung des von Zwirner erbauten Südportals sah das dankbare Köln den königlichen Protektor und Schirmherrn des Dombaues zum letzten Male in seinen Mauern. König Wilhelm wohnte am 13. Okt. 1863 der Inauguration der mit Ausschluß der Türme in allen Teilen vom Dombaumeister Voigtel vollendeten, durch Wegnahme der seit 1322 bestehenden Trennungsmauer zwischen Chor und Langschiff zu einem Ganzen vereinigten Domkirche bei. Der Ausbau der beiden 160 m hohen Westtürme, unter dem Erzbischof Paulus Melchers begonnen und mit

reichen, vom Staate und den Dombauvereinen gewährten Mitteln gefördert, wurden von dem Dombaumeister Voigtel in der zu hoher Kunstblüte herangebildeten Dombauhütte nach 13jähriger erfolgreicher Thätigkeit am 14. Aug. 1880 vollendet. Zum ewigen Gedächtnis an den nach Verlauf von 6 Jahrhunderten glücklich beendeten Ausbau des größten deutschen Domes, des höchsten Bauwerkes der Erde, haben Seine Majestät der deutsche Kaiser und König von Preußen Wilhelm und Ihre Majestät die Kaiserin und Königin Augusta, Ihre Kaiserliche und Königliche Hoheiten der Kronprinz und die Frau Kronprinzessin, die Prinzen und Prinzessinnen des preußischen Königshauses, nebst den von Seiner Majestät dem Kaiser geladenen deutschen Fürsten und Hohen Gästen diese Urkunde unterzeichnet, welche in den Schlußstein der Kreuzblume des südlichen Domturmes niedergelegt werden wird. So geschehen zu Köln a. Rhein den 15. Okt. 1880 am Geburtstage des in Gott ruhenden Königl. Schirmherrn Friedrich Wilhelm IV., der den Plan zur Vollendung dieses herrlichsten Gotteshauses erfaßt und bis an sein Lebensende gefördert hat, im 20. Jahre der glorreichen Regierung Seiner Majestät des Kaisers und Königs Wilhelm, dem 3. Jahre des Pontifikates Seiner Heiligkeit des Papstes Leo XIII. Soli Deo Gloria!“

2.

Das Kölner Henneschen.

Ist der Rhein die Straße zwischen der Schweiz und Holland, was Wunder, wenn am beiderseitigen Ufer Sprachfetzen von der Schweiz und Holland hangen blieben, Ober- und Niederdeutsch in den rheinischen Mundarten sich verschmolzen, hier das eine, dort das andere mehr, je nach der Lage und Verbindung der Ortschaften, obschon man Königswinter mit dem Siebengebirge als allgemeine Grenzscheide zwischen Nord und Süd festhalten kann. Viele Schweizer Laute hört man den ganzen Rhein hinunter bis nach Holland zu. Unterhalb Mainz verlieren sich die Kehllaute, oberhalb Mainz beginnen schon die zischenden sch. Der Rheinländer näselt das n am Schluß der Wörter wie der Franke, der die Sonne die Sunnh nennt, oder er läßt das n fort und schwäbelt: er isch komme, hat mir'sch gebe. Das Kölner jet für etwas wird oberhalb Mainz schon von dem ebbes verdrängt, oder dem eppas, wie die werten Sachsenhäuser bei Frankfurt belieben. In den Dörfern des Elsaß kannst Du die Predigt vom Säemann also vernehmen: „Guck, 'sisch a mol a Saymann g'sin, der isch 'nuus gange zusaye. Und derwielst er g'sayt hat, isch ebbes dervohn an den Wäg g'falle, doo sinn de Vejel kumme, und hän's uffg'fresse!“ *) — Das g'sin ähnelt dem

*) In Kölner Mundart lautet „dat Evanjilium vum hellige Markus, Kapitel veer, Värsch drei bis nüng“ etwa folgender Weise: „Hötzo süch: An demselwen Daach jing Jeses uus dem Huus un satz sich ahnet Meer. Un et versammelten sich vill Lück zo imm, su, dat hä en e Schiff troot und sooß, un all de Lück stunte am Ofer. Un hä sprooch zu inne allerhand durch Gleichnisse und saht: Süch, et jing ene Siemann

Schweizerischen g'sy, für gewesen. In der Pfalz drängt sich verdorbenes Französisch mit seinen Nasenlauten dazwischen und neben Ausdrücken wie Passeltangh (passe-le temps) klingen dann kerndeutsche Flüche, wie: Krieg' du die Kränk'! um so possierlicher. Hat man doch von der pfälzischen Mundart eine Grammatik, deren Verfasser das Zeitwort „Hopfen zupfen" als Paradigma abbeugen läßt. Ich hoppezoppe, du hoppezoppest u. s. w. beginnt die conjugatio verbi, und zum befehlenden Modus nimmt man den beliebten Fluch zur Hilfe: „Krieg' du die Kränk' und hoppezoppe!" Kaiser Napoleon wußte diese fluchenden Pfälzer wohl zu schätzen und rief bei Leipzig, mit dem Fuße stampfend: „Les Kränkkrieger en-avant!" Die Kränkkrieger aus der Pfalz waren aber schon zu den Brüdern übergegangen, und dem Kaiser blieb nur die Kränke.

Am Kölnischen Niederrhein herrscht das Platt vor, das uns an unsern Stiefbruder Mynheer gemahnt. Aber auch Westfalen liefert zur Mundart des Rheins dort seine liebenswürdigen Beiträge. Preußen hält gern getreue Kinder aus Westfalen am Rhein in Garnison, und die „Hacketau-Brauer" in Köln, allezeit „praht" (parat), haben mit ihrem starkherzigen Phlegma auch wohl ihr westfälisches Flickwort „als" dort eingeschmuggelt, ein Wörtchen, das so überflüssig und doch so charakteristisch ist, wie das „halt" der Österreicher. Die Kölner weiche Mundart mit den platten Mitlautern hat eine eigentümliche Scheu vor allem r und t. Ihre Erde ist Ähd, ihr Herz klingt spitz wie Hätz, ihre Wurzeln sind Wozel, ihre Dornen Döner. Die Kölner essen Keesche, statt Kirschen, Fröhch statt Früchte. Und die „Köl'sche Junge", zu denen sich auch die Alten zählen, sind auf ihr Deutsch so „verstock" (verstockt) wie die Braunschweiger, die, weil sie mit den Hannoveranern und Nordseeküstenländern das st fein sprechen, sich im Besitze des „rainsten Daitsch" dünken. —

Es dunkelte bereits, als ich von meinen Wanderungen und Altertumsstudien müde in den verschlungenen Gassen den Weg nicht mehr allein zu finden glaubte. Auch lag mir nicht daran, im koketten und steifen Hotel zu Nacht zu speisen; wie Shakespeares Prinz Heinz nach Dünnbier, hatt ich ein Gelüst nach einer stillen, unterirdischen Höhle, wo man sein „Dröppchen" mit Gemüt schlürft. Ich denke es war an der „Vierwindenecke", wo allerlei lustiges Gesinde, das der Ecke vielleicht den Namen gab, zu flattern pflegt. Ich ersah mir aus dem Haufen großer Hänse einen hübschen flotten Burschen zum Führer. Es war ein echtes Kölner „Henneschen". Im Henneschentheater, wo sie die goldne Hochzeit des Bestevaters, den Eckensteher Hannes

---

uus ze sieen. Und do hä siete, fehl jet ob der Weech. Da komen die Vüjjel un frotzen et ob. Jett fehl en et Steenige, wo et nit vill Ähd hatt un jing bahl ob, doröm dat et keene deefe Ähd hatt. Als övver de Sonn objing, verwelkt' et, un weil et keene Wozel hatt, wodd et döhr. Jet fehl unger de Döner, und de Döner wohßen ob un erschteekten et, un et braat jahr keen Frohch. Un jet fehl ob e joht Land un drog Fröhch, menches hunnertfeltig, menches seckzigfeltig, menches dreeßigfeltig. Un hä saht zo inne: Wä Ohren hät ze höre, dä hör!"

im Verhör und ähnlichen Kurzweil spielen, sieht man kaum ein besseres Exemplar vom Kölnischen Drückes im kleinen. Diese Jungen an der Ecke sind historisch in Köln. Als Köln noch finster und dunkel war, ich meine, als es für seine engen Gassen noch keine Laternen hatte, standen die Burschen abends mit Fackeln für den Dienst der Fremden bereit, um sie in all die Spelunken zu führen, an denen das heilige Köln zu heidnischen Ergötzlichkeiten so reich war. Ich nahm den Jungen in Lohn, und er trabte, „flöck genohg" (flink genug) neben mir her. Auf meine Frage, was sein Geschäft sei, sagte er: „Nu, ich ben jo Päckelchesträger!" — Päckelchesträger ist, was wir Magdeburger einen Sackföhder, wir Deutsche einen Packträger nennen. — Du bist doch noch zu jung dazu! sagt ich ihm, willst du nichts lernen? — „Enä," war die Antwort. „Daachluhner well ich wähden. Un de Lück ze amüsere!" setzte er hinzu. — Ich hatte Mühe, ihm begreiflich zu machen, daß mein Sinn nach all den Herrlichkeiten, die er mir aufzählte, nicht stand. Leider traf ich kein Hennesсhentheater, das große Theater, der Tempel Schillers mit den Birchpfeiffereien von heute, war ebenfalls geschlossen, mich verlangte nach nichts, als nach einer gemütlichen Kneipe. „O dafför wähden ich wahl sorge!" sagte der Junge. — Wo man ein einfaches Abendbrot bekommt! — „Morzapper!" rief Henneschen und jubelte laut. Es ergab sich, daß „sing Frau Moh" (seine Frau Mutter) einen Weinschank hielt, die Frau Herzig an der Josephstraßenecke unfern von der Schnurgasse, wo die heilige Mutter Gottes eine Kirche hat. „Meer hann Wing (Wein) uus alle Zone!" rühmte der Bursch, „en Bleichertche ze föhr Silberjroschen dat Quartchen, un Böckemme (Bücklinge), Brohdwoosch, Leffertwoosch, Blootwoosch un alles, wozo 'nen Minsch äckes (nur) Ammelung (Verlangen) hät. Dat trockene Kouvertche koß fünf Jroschen!" — Es et wiet, mien Junge? fragt ich. — „O jahr nich wick, mie leew Herrche," war die Antwort, „meer sinn hee bahl am Elend."

Das „Elend", wie das Stadtviertel heißt, dehnte sich aber doch weit genug hin. Der Bursch ward redselig und „aahndöhnlich" (zuthunlich) genug und erzählte mir seine Streiche vom letzten Kirmeßkrakehl. Er war einer von „de rächte Henneschcher gewäs, dä met Trumme, Fleute un Lawumme", wie er eine Art von Tamburin nannte, auf dem Markt gelärmt, und mit den Schlüsselbüchsen gefeuert. „O Jäs Marie sinn meer do geck gewäs!" rief der Junge ganz ausgelassen. „Do hätt eer ens dat Mötzegeschwänke un Schreien un Gebälke sinn un höre solle!"

Hat es keine Prügel gesetzt? fragt ich den Buben.

„Zackermoht!" rief er, „ich bin och kenn Hätzbrenner (Herzbrenner, Memme), ävver meer mahten us op de Lappen, wammer de Patrullje sen, un ich wor de Eezte, de sich durch de Kot gemaht üvver der Nüümaat."

Hat es zu Hause Strafe gegeben? fragt ich.

„Vam mie Vah!" (von meinem Vater) sagte der Junge traurig. „Mie Vah hann se eingestoche, un hä es noch nit los!" —

Hat er mit revoltiert?

„Hä hätt mem Ossepissel (mit einem Ochsenziemer) dem eine Prühß den Röckstrank schwatz und bloh geschoht" (schwarz und blau gescheuert)!

Der Vater also eingesteckt und der Junge entwischt! Es schien, ich sollte hinter einige kölnische Familiengeheimnisse kommen.

3.
Der Kölner Karneval.*)

Das Fest zerfällt in zwei Abteilungen, in die Vorbereitungen und die Ausführung selbst. Am Neujahrstage versammeln sich alljährlich zuerst die Anhänger des Helden Karneval und die sogenannten „Komitees", um einen Vorstand zu wählen, den „kleinen Rat", bestehend aus 11 Personen (diese Zahl spielt als Narrenzahl eine große Rolle), nämlich die Präsidenten, Sekretär, Kassierer, Dichter, Komponist u. s. w. Die Generalversammlungen werden gewöhnlich Sonntags in Sälen gehalten, deren Wände u. s. w. einen für diese Zeit passenden Schmuck in komischen, satyrischen, oft derben Bildern enthalten, z. B. ein Ochs stiert in den Rhein, denselben beobachtend u. dgl. m.; die Mitglieder sitzen auf langen Bänken, die gelbrot-grün-weiße Schellenkappe auf dem Kopfe, die Flasche vor sich. Karnevalistische Ouvertüren, Märsche, Lieder werden vom Orchester und der Versammlung ausgeführt, Reden, Gedichte und Erzählungen im plattkölnischen Dialekt recitiert, und Beratungen über Anordnung des Hauptfestes, Kassa u. s. w., aber alles in komischer, lustiger, oft beißend satyrischer Weise gehalten. Selten hört man ein ernstes Wort, desto mehr Jubel, Beifall und Tusch, wenn ein guter Witz vom Stapel läuft.

Rednerbühne ist ein hohles Faß; die ersten Behörden der Stadt werden eingeladen, zu Ehrenmitgliedern ernannt und zuweilen auch den Damen Zutritt gegönnt, die dann besonders geehrt und auch gehechelt werden. So bereitet man das Fest vor, während die Maskenanzüge angefertigt, Wagen erbaut und ausgeschmückt, und bei den Damen der Stadt Blumen gesammelt werden, Hanswursts Wagen damit zu schmücken.

Eröffnet wird das Fest mit der Weiberfastnacht, am Donnerstag Mittag vor der eigentlichen Fastnacht. Früher wurden an diesem Tage auf dem Altenmarkte den Marktweibern die Körbe von der Straßenjugend umgestürzt, auch prügelten sich wohl zur Erhöhung der Feier diese Weiber selber. Alles das ist heute milderen Sitten gewichen. Höchstens besaufen sich an diesem Tage die „Kappesbauern" in gutem Weine in der Mühlengasse oder am Malzbüchel.

Am Nachmittage zieht eine kleine Maskerade einer jeden Gesellschaft durch einige Straßen nach den betreffenden Versammlungsorten. Diese Züge sind aber nichts weniger als schön, vielmehr bilden sie einen starken Kontrast zu den späteren Hauptzügen, bei denen jeder Akteur und Zuschauer zugleich ist. Diesmal ist es nur ein Konglomerat von alten abgenutzten Masken.

Freitag und Samstag sind der Ruhe gewidmet, aber Sonntag Nach-

*) Von einem Kölner.

mittag finden die letzten Generalversammlungen statt, zu welchen sich die Teilnehmer in einer sogenannten Kappenfahrt, d. h. mit Musikchören in ungeheuren Zügen zu Wagen und zu Pferde begeben, niemand im Maskenanzuge, nur etwa mit falschen Bärten und Nasen, vor allem aber (und daher der Name) mit der Narrenkappe auf dem Kopfe, in der einen Hand die Flasche, in der andern eine Schalmei, Schelle und andere ähnliche Instrumente, mit denen sie einen schrecklichen Lärm machen.

Der folgende sogenannte Rosenmontag ist Haupttag des Festes. Auf verschiedenen Plätzen der Stadt, besonders auf dem großen Paradeplatze, versammeln sich die jetzt maskierten Mitglieder der Gesellschaften. Die Idee des Festzuges, z. B. Gründung einer Kolonie, Darstellung der Zukunft in der Gegenwart, spricht sich hier gewöhnlich in irgend einem komischen Akte aus, welche Aufführung aber keinen Effekt macht, da ihr strenge Ordnung und Einheit abgeht, sich auch jedermann mit den Einzelnheiten zu viel beschäftigt.

Unterdessen wogt in den Straßen, die der Zug passieren soll, eine dichte Menschenmenge, die Häuser sind bis auf die Dächer mit Zuschauern gefüllt, einzelne Masken laufen umher, und alles ist lebendig und fröhlich. Nach langem Harren erschallt Musik, die Reihen sind gebildet, und langsam naht der Zug. Musikchöre in komischer Uniform, z. B. die Dragoner als Mägde zu Pferd, eröffnen und trennen den Zug, die Teilnehmer zu Fuß, zu Pferde oder in ein- oder mehrspännigen Wagen. Ungeheure Gerüste in Form von Türmen, Häusern, Körben u. s. w. ruhen auf Lastwagen, und die Maskenanzüge sind oft prächtig und kostbar, die Gesichter sind frei, aber nichts Steifes haben die Züge, im Gegenteil, so glänzend sie sind, so heiter sind sie auch. Glanzpunkt des Zuges ist der Wagen des Hanswurstes; in einer Woge von Blumen tanzt Held Karneval mit seiner Braut; sein Wagen wird von sechs Schimmeln gezogen, und voraus reiten Musikanten, mit Pauken und Trompeten beständig Tusch blasend. Rechts und links verteilen die Masken gedruckte Zettel komischen und satyrischen Inhalts; die Gläser klingen, sie trinken den Schönen zu, werfen Kußhände, halten unter den Fenstern ihrer Bekannten Reden, denen man es anmerkt, daß sie uncensiert sind, necken, singen und sind fort. Die Menge tobt um die Wagen, sie reißt sich um die Zettel, lacht, bewundert, schreit, reißt Witze, neckt mit den Masken, scherzhafter Streit entsteht; der Harlekine Peitsche knallt, und lustig geht es weiter, bis sich nach einigen Stunden der Zug zerstreut, und die Menge in den Gassen umherläuft. — Dienstag finden wohl noch einige kleinere Umzüge von Maskeraden statt, aber nicht in dieser großartigen Weise.

An beiden Tagen werden vielfache kleine dramatische Vorstellungen gegeben. Vier oder mehr genauere Bekannte vereinigen sich; nun wird ein musikalisch-deklamatorisches Quodlibet komponiert, alles, was an Stadtgeschichten aufzufinden ist, und andere Ereignisse werden darin kritisiert und satyrisiert. Diese Anspielungen sind dem Kölner Hauptgegenstand des Vergnügens, dem Fremden erschwert neben der Unbekanntschaft mit den Stadtgeschichten die

platte Sprache des Dialekts das Verständnis. Einer Bühne bedarf es bei diesen Aufführungen nicht, nur die größeren Trupps solcher improvisierten Schauspieler bauen Buden, brauchen Coulissen und Dekoration, benutzen wohl auch das Theater.

Dienstags wird morgens, wie an den vorhergehenden Tagen abends, im Theater ein beliebtes Stück gegeben und besonders von den Fremden besucht. — Auf den Straßen ist es den ganzen Tag über sehr belebt. Jede anständige Maske, die mit gutem Witz und Humor zu unterhalten weiß, hat freien Zutritt in jedem Hause, man ladet sie zu Tische und verlangt zum Dank nur Scherz und Heiterkeit.

An den Nachmittagen, und besonders Dienstag nachmittags, findet man in einigen Straßen großes Gedränge: Hochstraße, Schildergasse, Oben-Marspforten und Wallrafsplatz sind der Hauptttummelplatz desselben. Schöne Masken sieht man fast gar nicht, im Gegenteil scheint sich jeder zu bemühen, recht schlecht gekleidet zu erscheinen. Trupps oft sehr anständiger Leute (freilich auch viel Gesindel) bis zur Unkenntlichkeit im Gesichte bemalt, in alten Hüten und zerissenen Kleidern, treiben sich umher. Hier zeigt sich nun der indifferent-gemütliche Charakter der Kölner im vollsten Licht, hier gilt der Grundsatz: „Geck loßß Geck elans", d. h. Narr laß Narren gehen. Alles schreit, singt, lacht, jubelt, stößt, drängt, läuft, springt und tanzt und wird nicht müde, so lange der Tag scheint. Für die Damen ist dies freilich ein schlechtes Vergnügen, daher sieht man wenige auf den Straßen, und wenn sie einmal gezwungen sind, über die Straße zu gehen, so ist die schönste am schlimmsten daran, denn ungeküßt kommt sie schwerlich nach Hause, und ein Händchen zu geben, versteht sich von selbst. Doch nehmen die Damen in anderer Weise lebhaften Anteil an diesem allgemeinen Jubel; ehe die Zeit des Gedränges kommt, gleich nach Mittag, gehen sie in die Häuser ihrer Bekannten oder in solche, wo man sich Fenster gemietet hat, und so zeigt sich der ganze Flor Kölns in den Fenstern oder auf Balkons. Unten tobt die Menge; zieht etwa eine schöne Maske vorbei, oder hält ein Spaßvogel, der sich einen Kreis zurecht gestoßen hat, eine Rede, oder singt ein Weinbegeisterter, so wehen die Tücher von oben herab, und Beifall lohnt die lustigen Gesellen. Aber ein Bleiben ist hier nicht, immer weiter geht es, und ist man am Ende angekommen, so kehrt man zum Anfang zurück. Wagen und Reiter dürfen nur in einer Richtung in langsamem Schritte die Straßen passieren. An den sogenannten Vierwinden schneiden sich die Hauptstraßen Kölns, und auf diesem kaum 150 □m großen Centrum der Stadt ist auch das Centrum des Gedränges. Früher warf sich hier die Menge mit Erbsen und Mehl und lieferte sich große Erbsenschlachten, als dieses verboten worden, verfolgte man die Hüte mit Stöcken. Es kamen viele Roheiten dabei vor und gegenwärtig duldet die Polizei dieses gewiß nicht harmlose Vergnügen durchaus nicht mehr. Überhaupt hat der Kölner Karneval in den letzten Jahren bedeutend nachgelassen, indem einerseits die gebildeten Klassen sich mehr und

mehr davon zurückziehen und es anderseits ein offenes Geheimnis ist, daß gewisse Leute ihn bloß als Erwerbsquelle benutzen.

Merkwürdig ist es, daß beim Karneval fast nie eine ernste Prügelei entsteht, es nimmt niemand etwas übel, und das Volk hält bei all dieser grenzenlosen Unordnung doch auch wieder die beste Ordnung. Ich habe mich oft bemüht, ein ernstes Gesicht in diesen Straßen aufzufinden, aber es ist mir nie gelungen, ich sah nur Lachende, und selbst die Gesichter der bärtigen Gendarmen waren freundlich.

Mit dem Tageslichte schwindet auch das Gedränge, um auf den zahlreichen Maskenbällen von neuem anzufangen. Montag auf dem Saale Gürzenich, Dienstag im Theater sind die Hauptbälle. Sie beginnen nach 9 Uhr abends, und auch hier bewegt sich hoch und niedrig im bunten Gemisch durch einander. Ein- bis zweitausend Masken (besonders Dominos) und Nichtmasken bilden ein dichtes Gewühl, auch hier lacht, singt und springt jeder, wie er will. Wird man vom Nachbar zur Rechten gestoßen, so stößt man den zur Linken, so geht's weiter, und je besser man stößt, desto mehr wird gelacht. Getanzt wird vor Mitternacht wenig und die Tanzenden gehören nicht zu der besten Sorte, man tanzt in mehreren Kreisen zu gleicher Zeit; wo sich ein Lücke zeigt, da dreht sich ein Paar, stößt sich einen Kreis zurecht, andere folgen, bis der Kreis von der Menge überflutet wird; daß hier keine Etikette gilt, versteht sich von selbst, der Bauer erscheint im Kittel, der Herr wie er will, die Hüte behält man auf dem Kopfe, nur geraucht wird nicht. Erst der helle Morgen treibt die letzten nach Hause.

Am Aschermittwoch hat alles ein Ende, und die strenge Fastenzeit, in der das gesellige Leben stockt, giebt Gelegenheit, über die vertaumelten Tage nachzusinnen. Während des Festes hat fast niemand gearbeitet, aber gegessen und getrunken so viel als möglich und mehr; in gleichem Maße, wie sich die Taschen leeren, füllen sich die Leihhäuser und Trödelbuden, und so erscheint der Karneval als ein Fest, das für bessere Zeiten bestimmt ist, für Zeiten, wo jedermann wenigstens einmal die Woche ein Huhn im Topfe hat.

---

5. Wanderungen durch die Hauptorte des bergischen Fabriklandes.*)

1.

Ein glänzendes Beispiel von hoch entwickelter Industrie im deutschen Vaterlande bietet das bergische Land im Flußgebiet der mittlern Wupper mit seinen langgestreckten Höhenzügen und tief eingeschnittenen, wasserreichen Thälern. Dieser merkwürdige Landstrich umfaßt die Kreise Elberfeld, Barmen

*) Vom Lehrer Voßnack in Remscheid.

und Teile der angrenzenden Kreise Lennep, Solingen und Mettmann.*) Der im allgemeinen wenig fruchtbare Boden würde nur eine geringe Bevölkerung zu ernähren imstande sein; aber durch die eigentümlichen Bodenverhältnisse und ungemein zahlreichen Wasserkräfte hat die Natur die Bewohner gleichsam auf eine rege Gewerbthätigkeit hingewiesen, die es denn auch bei dem angebornen industriösen Sinn derselben möglich gemacht hat, daß in den bezeichneten Gegenden, ausschießlich der Städte Elberfeld und Barmen, eine Bevölkerung von 30 000 Menschen auf jeder □Meile ihre Existenz findet, eine Volksdichtigkeit, wie sie nur England in seinen Manufaktur-Distrikten aufzuweisen hat.

Der Hauptsitz der bergischen Manufaktur, welcher an Bedeutung keine in Deutschland gleichkommt, ist das Wupperthal, worunter im engern Sinne die Städte Elberfeld und Barmen mit einer Gesamtbevölkerung von beinahe 193 000 Ew., und zwar der Stadt Elberfeld nach der neuesten Zählung 97 000 und Barmen annähernd 96 000 Ew., verstanden werden. Wenden wir uns zu einem der höchsten Punkte der Höhenzüge, welche das Thal bald enger, bald weiter einschließen, so erblicken wir mit Staunen und Bewunderung eine fast drei Stunden lange Stadt, wo Hunderte dampfender Essen, darunter eine Riesin von 100 m Höhe, das zu uns aufsteigende Gebrause eines lebhaften Verkehrs in den Straßen, die fast ununterbrochen auf- und abwärts eilenden Güter- und Personenzüge, uns einen Schauplatz mannigfaltiger und großartiger Gewerbthätigkeit ersten Ranges darbieten. Das von Osten nach Westen sich hinziehende Thal, in dem die Städte zu beiden Seiten der Wupper gebettet sind, ist dem raschen Anwachsen derselben längst zu eng geworden, sie steigen immer höher die Gelände der Höhen hinan, von denen die zahlreichen, oft mit fürstlichem Luxus ausgestatteten Villen der Reichen, in parkartigen Gärten gelagert, schon früher Besitz genommen.

Eine Andeutung über den enormen Verkehr zwischen den Schwesterstädten ergiebt eine Zusammenstellung über den Verkehr des Omnibus-Unternehmens für Elberfeld-Barmen. Abgesehen, daß von Barmen in der Richtung nach Elberfeld und umgekehrt täglich 23 Eisenbahnpersonenzüge die Städte an drei Stellen berühren, und neben den zahlreichen Privatfuhrwerken sich noch über 100 Droschken für den öffentlichen Verkehr in Betrieb finden, wurden durch die täglich alle 10 Minuten zwischen Elberfeld-Westende und Barmen-Rittershausen kursierenden Omnibusse im Zeitraume eines Jahres, vom 1. Oktober 1868 bis dahin 1869: 608 850 Personen befördert. Dazu ist noch seit Mai 1874 die Pferdeeisenbahn, welche vom äußersten Ende Barmens beide Städte durchzieht, in Mitbewerbung um den lebhaften Personenverkehr getreten und läßt ebenfalls alle 10 Minuten von beiden Endpunkten der Städte ihre bequemen Wagen abgehen. Die Ver-

*) Die genannten Kreise liegen im Osten des Regierungs-Bezirks Düsseldorf in der preuß. Rheinprovinz.

bindung der zu beiden Seiten der Wupper liegenden Stadtteile von Barmen und Elberfeld ist durch 25 teils massive, teils eiserne Brücken hergestellt.

Beginnen wir nun von Osten her eine Wanderung durch die Städte selbst. Die Stadtgemeinde Barmen umfaßt die zu einem kompakten Ganzen in den letzten Jahrzehnten zusammengewachsenen Ortschaften Heckinghausen, Rittershausen, Wichlinghausen, Wupperfeld, Gemarke und Unterbarmen mit einer Bevölkerung von 90 000 Seelen. Folgen wir von Rittershausen der Hauptstraße abwärts nach Gemarke! Es ist um die Mittagsstunde. Welch ein Menschenstrom wälzt sich eilend nach allen Richtungen durch die Straßen?! Es hält schwer durch diesen dichten Schwarm von jung und alt, Männern und Frauen in entgegengesetzter Richtung sich durchzudrängen. All diese Menschen entströmen den Fabriken und Werkstätten, um in ihren Behausungen schnell Nahrung und Stärkung für die zweite Hälfte des Tages zu finden. Da überkommt uns denn eine weitere Ahnung von der Großartigkeit der hiesigen Gewerbe. Barmen ist der Hauptsitz der Bandwaren-Fabrikation, welche die fast unzähligen Artikel der Litzen, Agrements, Kordeln, Riemen rc., der Sammet-, Seiden,- Wollen- und Leinenbandweberei umfaßt. Ohne die zahlreichen Ortschaften, welche für Barmen beschäftigt sind, zählt man in der Stadt allein über 2000 Bandwirker- und Posamentierstühle. Werfen wir einen Blick in die Werkstätten! In langen, hellen Sälen reiht sich Maschine an Maschine, wahre Wunder der Mechanik, wo es walzt, stößt, hebt, schiebt, um die Fäden in den vielfachsten Verschlingungen zu Bändern rc. herzustellen. Hier steht ein Mann vor der Walze eines kunstreichen Webstuhls, den seine Hände in Bewegung setzen, und vor unsern Augen entstehen Bänder, bald schmal, bald breit mit eingewebten Mustern in den brillantesten Farben. Treten wir in noch einen andern Raum! Von der Kraft des Dampfes getrieben, bewegen sich hier eine Unzahl eiserner, durchbrochener horizontaler Scheiben, auf denen in wirbelndem Tanze Rollen mit Fäden sich bewegen, und vor unsern Augen entstehen Schnürriemen, Litzen rc. aller Art, ganz oder teilweise von Seide, Wolle, Baumwolle oder Leinen. Zu den bedeutendsten Nebenindustrieen Barmens gehören die Zwirnfabriken, die neuerdings sehr in Aufnahme gekommenen Gewebe mit Gummifäden als Kette, die großartigen Färbereien und die Fabriken für Darstellung von Soda, Glaubersalz, Salzsäure, Chlorkalk und anderen Präparaten für die Färberei, Druckerei, sowie zu Beizen. Einen guten Ruf im In- und Auslande genießen auch die Knopffabriken Barmens, welche mit den sinnreichsten Maschinen Knöpfe in unendlicher Mannigfaltigkeit in Größe und Form, aus Holz, Horn, Perlmutter bis zu silber- und goldplattierten liefern. Auch die Spinnereien für Zwirn, Eisengarn, Strick-, Stick- und Nähgarn sind bedeutend. Im Dienste der Barmer Industrie sind 90 und einige Dampfmaschinen mit fast 1500 Pferdekräften in Thätigkeit.

Auf einer hochgelegenen Straße an der linken Wupperseite fällt uns ein Prachtbau von bedeutendem Umfange in die Augen; es ist das Lokal der

niedern und höhern Gewerbeschule, wo von tüchtigen Lehrern ein gründlicher Unterricht in allen Fächern gegeben wird, die dem Industriellen unentbehrlich sind, der auf der Höhe der Zeit bleiben will. In Gemarke führt uns eine der zahlreichen Brücken zum Bahnhofe „Barmen", an dem die Realschule und das in edlem Stil erbaute „Vereinshaus" liegen, letzteres eine überaus wohlthätige Einrichtung, wo eine jedem Stande, selbst dem ärmsten Arbeiter entsprechende billige Beköstigung und Herberge geboten wird. Wenige hundert Schritte weiter abwärts befinden wir uns auf der 18 m breiten schnurgeraden Straße, welche mit ihren Nebenstraßen den Stadtteil „Unterbarmen" bildet. Diese Straße, fast durchgehends aus stattlichen, schönen Gebäuden bestehend, ist eine halbe Stunde lang, ihre breiten Trottoirs sind mit schattigen Linden bepflanzt und auf derselben bewegt sich ein ununterbrochener Strom von Menschen und Fuhrwerken aller Art. Am Ende Unterbarmens führt uns eine massive Brücke wieder auf die rechte Wupperseite, und haben wir gleich links das stattliche Landgerichts-Gebäude, mit seiner Säulenhalle und dem herrlichen Gemälde „das jüngste Gericht" im Assisensaale, und rechts, steil ansteigend den Hardtberg, der sich in das Thal vordrängend gegen hundert Meter über dasselbe erhebt. Die ganze südwestliche Seite des Berges ist in einen städtischen Park umgewandelt, der sich in Terrassen bis zum Gipfel desselben erhebt. Er bildet einen sehr beliebten Spaziergang und Vergnügungsort der Bewohner der beiden Schwesterstädte. Den höchsten Punkt der Anlagen ziert ein 24 m hoher massiver Turm, von dessen Gallerie man eine überaus malerische Aussicht aus der Vogelperspektive auf das ganze lebensvolle Thal und die anmutigen Umgebungen genießt.

An der Grenze Barmens nimmt uns zuerst die Berlinerstraße auf, an welche sich in westlicher Richtung die Kippdorf- und Hofkamperstraße schließen. Diese Straßen führen in das Centrum der Stadt und bilden die Hauptverkehrsadern im östlichen Teil derselben. Hier herrscht stets ein ungemein reges Leben, wo Fuhrwerke vom schwersten Frachtwagen mit kolossalen Rossen bespannt bis zum Esels- und Hundekarren, von der elegantesten Equipage der Reichen bis zur bescheidenen Droschke und dem menschengefüllten Omnibus unaufhörlich hin- und herrollen. Es ist ein Getöse, daß man kaum das eigene Wort zu hören vermag. Auch ist das Menschengewoge in den Hauptstraßen Elberfelds, besonders bei Beginn und Schluß der Fabriken, noch fast größer als in Barmen, wo die Bevölkerung auch weniger gedrängt wohnt.

Einen Anspruch auf den Namen einer schönen Stadt darf Elberfeld nicht erheben, denn in den ältesten Teilen der Stadt sind die Straßen enge und winkelig. Aber die stets sauber in Ölanstrich gehaltenen Häuser mit ihren weißen Fenstereinfassungen und grünen Läden, die musterhafte Reinlichkeit in den Straßen, so wie die vielfachen Anzeichen eines verbreiteten Wohlstandes und Reichtums machen doch auf jeden einen freundlichen und wohlthuenden Eindruck. Das Leben im Wupperthal ist gänzlich großstädtisch. Sind Adel und Militär auch fast gar nicht vertreten, so macht sich doch

eine Scheidung der Kaufleute und Großfabrikanten von den eigentlichen Arbeitern, Handwerkern und gewöhnlichen Gewerbsleuten nach verschiedenen Abstufungen im geselligen Leben geltend.

Zu den bedeutendsten öffentlichen Gebäuden, welche sich durch Großartigkeit und edlen Baustil auszeichnen, gehören die Gewerbe- und höhere Webeschule, das im Rundbogenstil erbaute Rathaus, die Kaiserl. Post, das städtische Krankenhaus, das mit einem Kostenaufwande von $1^{1}/_{2}$ Mill. Mark erbaute neue Bahnhofsgebäude, das Kasinogebäude, einige Kirchen 2c. Neben den bereits genannten Straßen bilden die Wall-, Herzogs- und Schwanenstraße die innere Stadt und vermitteln den Hauptverkehr. Hier reiht sich ein Prachtladen an den andern, wo hinter hohen Spiegelfenstern dem Auge alles geboten wird, was das gewöhnliche Bedürfnis erheischt und der raffinierteste Luxus nur wünschen kann.

Der westliche Hauptteil besteht aus der Auer- und breiten, langen Königsstraße mit ihren zahlreichen Seitenstraßen. An der letztern liegt der Königsplatz mit der katholischen Kirche und eine im gotischen Stile erbaute evangelische Kirche. Sie besteht in ihrer ganzen Länge aus lauter massiven, oft palastartigen Privathäusern der reichen Kaufleute und Industriellen, und gehört zu den belebtesten der Stadt.

Elberfeld mit 97 000 Ew. ist der Hauptsitz der Fabrikation der Baumwollen-, Seiden-, leichten Wollen- und aus Baumwolle, Seide und Wolle gemischten Waren. Außerdem aber möchte es kaum einen Zweig der Fabrikation geben, der hier nicht in einem mehr oder minder bedeutenden Umfange betrieben würde. Nur wer die größten Fabrikstädte Englands und Frankreichs gesehen hat, kann sich einen Begriff von dem Bilde menschlicher Thätigkeit und regen Kunstfleißes machen, das uns hier überall begegnet. Fabrik reiht sich an Fabrik, besonders längs der Wupper, und die zahlreichen rauchenden Turmessen verraten die gewaltigen mechanischen Kräfte, welche überall diesem Schaffen der mannigfaltigsten Art ihre Unterstützung leihen. Man zählt an 70 größere Dampfmaschinen, ungerechnet die zahlreichen kleinern und calorischen Maschinen, mit zusammen fast 7000 Pferdekräften im Dienste der verschiedenen Gewerbe. Bei trübem Wetter und neblichter Luft ruht über dem ganzen Thal eine Wolke von Rauch und Dampf.

Die Erzeugung der Rohstoffe allein, welche die Industrie des Wupperthales bedarf, giebt bereits Hunderttausenden bedürftiger Menschen in allen Himmelsstrichen Arbeit und Brot. Nie ruht der Spekulationsgeist der Fabrikherren, um den Moden der fernsten Länder gerecht zu werden, neue geschmackvolle Muster von Webe- und Druckwaren auf den Weltmarkt zu bringen. Aber überall begegnet ihm auch die Konkurrenz Englands und Frankreichs, er ist daher genötigt, sich beständig nach den neuesten Erfindungen und Verbesserungen in seinem Fabrikzweige umzuschauen. Fast jedes Jahr bringt auf dem Gebiete der Weberei, Spinnerei, Färberei und Druckerei unerwartete und folgenreiche Erfindungen der Mechanik und Chemie. Bei einer Wanderung

durch die Werkstätten der großen Industriellen finden wir sie alle wieder. Wie kostspielig auch die Einführung der neuen oder verbesserten Maschinen und Fabrikations-Verfahren sein mag, sie ist eine Notwendigkeit, weil oft bei dem geringsten Ersparnis an den Herstellungskosten die Konkurrenzfähigkeit des Artikels in Frage gestellt wird. Die Zahl der in Elberfeld beschäftigten Fabrikarbeiter ist jedenfalls auf 20 000 anzuschlagen; außerdem aber sind meilenweit umher in größern und kleinern Ortschaften noch viele Hunderte Weber und Arbeiter für die hiesigen Fabriken beschäftigt. Obenan steht die Weberei in Baumwolle, dann die in Seide, beide allein liefern Erzeugnisse im Werte von 25—30 Millionen; dann folgt die Weberei in wollenen und gemischten Stoffen. Die Fabrikation der seidenen und mit Seide gemischten Stoffe liefert hauptsächlich Modeartikel; künstlerisch gebildete Kompositeure und Zeichner sind stets beschäftigt, neue Muster in den schönsten Farbenstellungen zu erfinden und der stets wechselnden Mode neues zu bieten. Die leichten Drucknessel für die großartigen Kattunfabriken, so wie alle andern glatten ungemusterten Stoffe liefern die von Dampf getriebenen Kraftstühle. Außer den Kattunen werden aus Baumwolle oder mit dieser gemischten Stoffen (Seite, Mohair, Alpaca) nur die künstlichen Webereien, feine Westen- und mannigfaltige andere Stoffe in mehrfarbigen und jaquardierten Mustern, oft wahre Prachtstücke der Weberei, geliefert. Diese haben denn auch auf den großen Gewerbe-Ausstellungen der Anerkennung nicht entgehen können; wie denn überhaupt viele Fabrikate des Wupperthales durch die zuerkannten Prämien ihre Gleichberechtigung mit den englischen, französischen und schweizerischen vollständig nachgewiesen haben. Die Handweberei wird fast nur von Meistern mit Gehilfen in ihren Wohnungen betrieben, und in den entferntern Teilen der Stadt rasselt daher in meist drei- und mehrstöckigen Häusern durch alle Etagen der Webe- und Wirkerstuhl. Gestatten wir uns den Besuch einer Werkstätte; wir werden Wunder des Kunstfleißes entstehen sehen. Ein Prachtstoff bildet sich vor unserm Auge langsam auf dem Weberbaume. Auf prächtig himmelblauem Grunde von schwerster Seide entstehen vermittelst der angebrachten Jaquardmaschine prächtige Wappenbilder in brillanten Farben, selbst von echten Gold- und Silberfäden gebildet und mit Emblemen und Arabesken umgeben. Es ist ein breiter Stoff, bestimmt in einem fürstlichen Prunkgemache zu Tapeten und Möbelüberzügen verwendet zu werden. Nebenan, in ebenfalls hohen und lichten Räumen, werden kostbare Tischdecken und Möbelstoffe in prächtigen Mustern aus feinster Wolle gewebt, die nicht selten nach Frankreich gehen, um als echtes Pariser Fabrikat in die Läden der Großstädte zurückzukehren. Eines Industriezweiges müssen wir noch besonders erwähnen: der Türkischrot-Färberei, der berühmtesten der Welt, durch Emigranten aus Rouen in Frankreich hierher verpflanzt; die Franzosen hatten das Geheimnis von morgenländischen Industriellen erworben. Diese Färbereien liefern, begünstigt, wie man annimmt, durch besondere Eigenschaften des Wupperwassers, Garne von einem lebhaften, prächtigen und dauerhaften Rot, welche durch ihre ausgezeichnete Qualität selbst nach England und

Ostindien bedeutenden Absatz finden. Der jährliche Produktionswert dieses Artikels wird auf mindestens 6 Mill. Mark angenommen.

In letzter Zeit sind zwei neue Fabrikationszweige des Wupperthales zu hoher Blüte gelangt, die Fabrikation der Anilinfarben zur Färberei und Druckerei, welche seit wenigen Jahren die Herrschaft auf dem Gebiete der Färbestoffe erlangten, dann die Herstellung eines neuen Futterstoffes, Zanella, welcher aus baumwollener Kette und Kammgarn-Einschlag hergestellt wird und bereits 1200 Stühle beschäftigt.

Bei der Menge und Großartigkeit der Fabrik- und Handelsgeschäfte sind die im Ein- und Verkauf umgehenden Geldsummen von enormer Bedeutung.

Wenden wir uns nun einem Besuche des Gebiets der Eisen- und Stahlwaren-Fabrikation zu. Von Station Rittershausen windet sich die Bahn in weiten Bogenlinien aufwärts, um auf 2,3 Meilen eine Steigung von 140 m zu überwinden und die Höhen des bergischen Landes zu gewinnen. Nach etwa 30 Min. Fahrt erreichen wir Ronsdorf mit bedeutenden Band-, Litzen- und Agrements-Fabriken. Die Stadt wurde zu Anfang des vorigen Jahrhunderts von einer religiösen Sekte des Wupperthales gegründet, und hat einen schönen Marktplatz, von dem alle Hauptstraßen ausgehen. Weiter geht's nach Lüttringhausen, in dessen Umgebungen Weberei, Eisen- und Stahlwaren-Fabrikation betrieben wird. Links, auf einem höhern Gebirgsrücken, liegt das alte Rade vorm Wald, Sitz bedeutender Schloßfabriken und Strumpfwirkereien. Nur wenige Minuten, da heißt es: „Station Lennep", und von der Höhe des Bahnhofes aus liegt die Stadt in einem Thalkessel zu unsern Füßen. Wie alle alten Städte ist sie unregelmäßig gebaut, aber auf den abgetragenen Stadtwällen liegen reihenweise die Wohnsitze der reichen Großfabrikanten von schönen Gärten umgeben. Lennep und das benachbarte Hückeswegen sind der Sitz der alten bergischen Tuchmanufaktur. Die in großartigem Stile erbauten Fabrikanlagen liegen fast sämtlich an der Wupper und umfassen Spinnerei, Weberei, Färberei und die Walk- und Appreturanstalten. Die zahlreiche Arbeiter-Bevölkerung ist in vielen Ortschaften in der Nähe der Fabriken angesiedelt. Der jährliche Verbrauch an Wolle, welche hauptsächlich Schlesien liefert, wird zu 30- bis 35 000 Ctr., im Werte von mindestens 9 Mill. Mark angenommen. Es werden von diesem Quantum etwa 25 000 Ctr. zu feinen Tuchen und Buckskin verarbeitet, 1200 Ctr. zu Streichgarn versponnen, teils an die andern rheinischen Fabriken, teils nach Frankreich und Belgien abgesetzt. Die Streich- und Halbwollgarn-Spinnereien beschäftigen 33 298 Feinspindeln, die Kammgarn-Spinnerei 2390 Spindeln und liefert Garn von Nr. 100, d. h. 100 Stränge, à 680 m vom Pfd. An größtenteils feinen Tuchen und Buckskins, hauptsächlich für den amerikanischen Markt bestimmt, liefern die Fabriken 40—45 000 Stück, im Werte von 9 Mill. Mark. — In wenigen Minuten hält der Bahnzug in Remscheid und wir betreten nun das Gebiet der bergischen Werkzeug-Fabrikation. Doch

halten wir vorab eine Rundschau von der Scheiderhöhe, auf welcher Remscheid teilweise situiert ist. Welch ein prachtvolles Panorama bietet sich hier, den Blick südlich gerichtet, dem erstaunten Auge dar! Auf meilenweit alle Höhenzüge mit größern und kleinern Fabrikdörfern und Ortschaften gleichsam besäet, unter denen Solingen, Kronenberg und Wermelskirchen besonders hervorragen. Unwillkürlich aber schweift der Blick bald über die belebten Höhen hinweg in die Rheinebene, wo das vielgetürmte Köln an Deutschlands schönstem Strom sich hinzieht. Aus der Häusermasse erhebt der alte weltberühmte Dom seine wuchtige Gestalt, und das bewaffnete Auge erkennt selbst die weißen Wölkchen von seinen Türmen, die uns verkünden, daß mit der kräftigen Hilfe des Dampfes auch diese zu ihrer bestimmten Höhe von 156 m rüstig emporsteigen. An mehreren Stellen blinkt der Silberspiegel des Rheins in der fruchtbaren Ebene. Weiter links begrüßen uns die bläulichen Kuppen des romantischen Siebengebirges. Der Hintergrund des unvergleichlichen Bildes wird von den zackigen Höhenzügen des Eifelgebirges geschlossen, während der Blick nach rechts in die große Fruchtebene des Jülicherlandes sich verliert. So übersieht unser Auge von einem Punkte 360 m über dem Meeresspiegel ein herrliches Gebiet mannigfaltiger Kultur der heimatlichen Erde, von Hunderttausenden von Menschen bewohnt, welches keinem Herzogtum nachstehen dürfte.

Die städtische Gemeinde Remscheid, mit 30 000 Ew., dehnt sich über mehrere Höhenrücken aus und besteht, außer dem Orte Remscheid, aus zahlreichen Ortschaften, in denen überall die Dampfschlote emporsteigen, die Esse glüht, der Hammer schwingt und Drehbank und Feile surren, um nicht weniger als 800 Arten von Werkzeugen aus Eisen und Stahl herzustellen. Mit diesen Waren versorgt Remscheid nicht allein den Zollverein und die Staaten des Kontinents, sondern auch die Märkte der fernsten Weltteile, und haben seinen Namen dort bekannter gemacht als manche Residenzen unseres Vaterlandes. Die Werkzeugfabrikation wird teils in größern Fabriken, größtenteils aber in zahlreichen Werkstätten von selbständigen Meistern betrieben. Die Hauptfabrikate sind Feilen, Sägen, Meißel und Hobeleisen, dann folgen Bohrer, Kluppen, Amboße, Klempnerwerkzeuge, Wagenschlösser, Schlittschuhe, Zangen und Zängelchen, Schlösser, Winden, Scharniere und eine große Zahl anderer Artikel. Die Feilenfabrikation wird in mehr als 100 Werkstätten mit 250 Schmiede- und Härtefeuern betrieben und beschäftigt allein an 800 Feilenhauer. Sägen von allen Arten und Größen werden in 110 Werkstätten von 600 Arbeitern, und Beitel und Hobeleisen in 83 Schmiedereien von 350 Arbeitern fabriziert. Außerdem sind zahlreiche Ortschaften in den angrenzenden Gemeinden für die Remscheider Fabrikation beschäftigt. Das Material für die Fabrikation, welches aber noch vielfach als Halbfabrikat von auswärts bezogen wird, liefern 5 Gußstahlschmelzereien, 3 Cementstahl-Fabriken und an 200 Hammerwerke, teils aus Puddel-, teils aus dem vortrefflichen Siegener Rohstahl. In zahlreichen Schleif- und Poliermühlen, durch Wasser- oder Dampfkraft getrieben,

wird die letzte Hand an die Werkzeuge gelegt und erhalten nach Bedarf die feinste Politur. Außer einer Anzahl calorischer Maschinen beschäftigt die Industrie gegenwärtig über 90 Maschinen mit Dampfbetrieb von 1000—1200 Pferdekräften.

Man nimmt an, daß durch diese Industrie und was mit ihr zusammenhängt an 36 000 Menschen ihre Existenz finden und schätzt den Produktionswert der Waren auf 15—18 Mill. Mark. Mit der Erfindung des Dampfhammers und der Kaliberwalze ist die Werkzeug-Schmiederei in den letzten Decennien in ein neues Stadium getreten und die Handarbeit in den Werkstätten so vermindert, daß Hammer, Feile und Drehbank nun weit leichtere Arbeit haben. Blicken wir einmal in eine Werkstätte, wo Feuer und Hammer die Hauptrolle spielen. Es ist eine moderne Werkstatt Vulkans, in die wir uns versetzt sehen. Den schweren Dampfhammer, an der senkrechten Kurbelstange eines Dampfcylinders auf- und abgehend, sehen wir in verschiedenen Größen und Abstufungen in Wirksamkeit. Mittelst der Wilsonschen Steuerung hat der Schmied den Hammer vollkommen in seiner Gewalt; es bedarf kaum einer Bewegung seines Kopfes und der Mann an der Steuerung läßt ihn, bald langsam und bedächtig, bald mit hohem Hub und voller Schwere arbeiten, jeden Augenblick die Bewegung unterbrechen oder beginnen. Hier werden die schweren Stahlkloben zu bald größern, bald kleinern Stangen verarbeitet, um dann unter der Walze oder den leichtern doppeltwirkenden Vertikalhämmern weiter für die Schmiederei raffiniert, d. h. von Abbrand oder Oxydul befreit und vorbereitet zu werden. Besuchen wir auch das Walzwerk nebenan. Von der Gewalt des Dampfes getrieben, finden wir eine Reihe Doppelwalzen in rasender Schnelligkeit sich um ihre Axen bewegen. An der Oberfläche derselben bemerken wir Vertiefungen mancher Art. Der Zweck wird uns bald klar. Glühende Stangen, von den Walzen erfaßt, laufen durch die Versenkungen hin und her unter gewaltigem Druck, bis sie die Gestalt angenommen, wie sie der Schmied bedarf, sei es mit oblongem, oder quadratischem, dreieckigem oder halbrundem Durchschnitt. Ein kleiner Hammer, der bald langsamer, bald mit rasender Schnelligkeit bis zu 400 Schlägen in der Minute arbeitet, liefert runde Stangen, in einer Vollkommenheit, daß sie kaum noch der Drehbank und des Support bedürfen. Neuerdings wird auch der Fallhammer, zwischen zwei senkrechten Schienen sich bewegend, zum Schmieden in Gesenken, d. h. stählernen Formen, die in Amboß und Hammer angebracht sind, verwendet, um für die Handschmiederei schwierige Gegenstände herzustellen. So haben auch auf diesem Gebiete der Industrie die Erfindungen der Mechanik und Metallurgie eine Produktion ermöglicht, die nach Menge und Güte früher zu den Unmöglichkeiten gerechnet wurde. Der Freund der Natur wird sich reich belohnt finden, wenn er von Remscheids Höhen in die tiefen Thäler des Eschund Morsbaches, welche sich stundenlang an den Grenzen Remscheids hinziehen, auf überall gangbaren Wegen hinabsteigt. Sie bieten mit ihren pittoresken Felsenpartieen, klaren Bergwassern und schönen Wiesengründen

bei jeder Windung neue überraschende Ansichten, und erinnern lebhaft an die Vorberge Tirols. Hier reiht sich, bei den starken Gefällen der Bäche, fast ein Wasserspiegel an den andern, um das Element den Gewerben dienstbar zu machen. Überall wiederhallt das Getöse der Hammerwerke und erinnert unwillkürlich an Schillers treffliche Schilderung im Gang nach dem Eisenhammer. Von Remscheids Höhen winkt uns, auf einem niedrigern Höhenzuge sich hinziehend, das benachbarte Solingen, und kündigt sich durch seine zahlreichen Dampfessen gleich als eine bedeutende Fabrikstadt an. Diese Stadt nebst den Nachbarorten Wald, Merscheid, Höhscheid, Gräfrath und Dorp, mit einer Gesamtbevölkerung von c. 40 000 Seelen, bilden den Fabrik-Distrikt der sogenannten „Solinger Waren". Der Fabrikation der blanken Waffen, welche schon im 13. Jahrhundert in hoher Blüte stand, folgte später die Herstellung der Messer und Scheren. Die Waffenfabrikation liefert alle Arten Klingen mit ihren Zuthaten: Säbel, Degen, Hirschfänger, Dolche, Bajonette, Lanzenspitzen, vom sogenannten Dulheuer (Plantagenmesser) bis zur fürstlichen Prachtklinge im Preise von 800—1000 Mark. Die kostbarsten Klingen werden aus dem feinsten Gußstahl verfertigt und erreichen die berühmten Toledoklingen Spaniens an außerordentlicher Biegsamkeit, Härte und Schärfe, ja sie wandern in damascierter, atlas- und wellenförmiger Bearbeitung nach dem Orient, um sich dort, mit Rubinen, Türkisen und andern Edelsteinen bekleidet, als echte Damascenerklingen — und nicht zum Nachteil des Käufers — verwechseln zu lassen. Solingen versorgt bereits mit blanken Waffen fast alle Armeeen der Welt, selbst die Frankreichs und Englands, und vermag nötigenfalls 6- bis 800 000 Stück jährlich fertig zu stellen. Die Lieferung der Waffen geschieht auf Kontrakte mit den Kriegs-Ministerien, und halten diese fast beständig Offiziere kommissarisch in Solingen, um jede einzelne Waffe in Bezug auf Härte und Elastizität der stärksten Probe zu unterwerfen. Die Beschäftigungen der Klingenfabrikation teilen der Hammerschmied, welcher den Stahl nach Gewicht und Größe liefert, der Klingenschmied, Härter, Schleifer, Ätzer und Vergolder für die Verzierungen auf den Klingen, der Damascierer, Scheidenmacher, Gefäßmacher und Montierer, welcher die Waffe vollständig fertig stellt. Wenn gleich die Schwertfabrikation die älteste, so hat doch im Laufe der Zeit die Herstellung von Schneidewaren im engern Sinn, der Tafel-, Küchen-, Taschen-, Feder-, Garten-, Rasier- und chirurgischen Messer, der Gabeln in ihren unendlichen Abstufungen nach Zweck, Größe, Form und Politur, jene an Umfang und Bedeutung weit überflügelt. Der Wert der Messerware ist sehr verschieden. Tafelbestecke sind das Dutzend Paar von 1,20 Mark bis 120 Mark, einzelne Messer von 10 Pf. bis zu 50 Mark zu haben. Man nimmt an, daß Solingen mindestens $^1/_2$ Mill. Dutzend Messer und Gabeln nach allen Weltgegenden absetzt. Auch in diesem Zweige der Industrie findet die Arbeitsteilung in ausgedehntem Maße statt. Jeder Arbeiter ist auf eine einfache, mehr oder minder schwierige Leistung eingeübt, verrichtet diese dann aber schnell, vorzüglich und billig. Die sogenannten

„Fertigmacher", welche die letzte Hand an die Waren legen und dieselben nach Güte und Ausführung kontrolieren, sind die Mittelspersonen zwischen den Arbeitern und Kaufleuten, von welchen sie die Bestellungen erhalten. Die Fabrikation der Scheren, welche erst im vorigen Jahrhundert eingeführt wurde, liefert diese in allen Formen und Qualitäten; die ordinären Sorten werden von temperiertem Guß hergestellt. Die Schleif- und Polierwerkstätten, fast sämtlich durch Dampf getrieben, beschäftigen an 2000 Arbeiter. Um den Unterbrechungen möglichst zu begegnen, welche mit der Waffenfabrikation notwendig verbunden sind, hat man mit Glück in neuerer Zeit der Herstellung von Revolvern und Luxus-Stahlwaren sich bemächtigt, denen täglich neue Artikel hinzutreten. Außer den Hauptindustrieen werden noch stählerne Regen- und Sonnenschirmgestelle, Helme und Kürasse, Geld-, Reise- und Cigarrentaschenbügel, so wie eine Unzahl kleinerer Artikel in großer Menge hergestellt und finden überall ihren Markt. Bemerken wollen wir noch, daß die Gewerbe von Remscheid und Solingen in ergänzender Wechselwirkung stehen, indem die Remscheider Kaufleute sowohl Solinger, als die Solinger Häuser Remscheider Artikel führen. Die bedeutendsten Geschäftshäuser des Wupperthals, so wie die in Remscheid und Solingen haben eigene Kontore oder Geschäfts-Agenten in allen Haupthandelsplätzen der Welt.

Ist nun das Leben und Treiben in allen Orten des bergischen Landes auch überwiegend dem materiellen Erwerb und Handel zugewendet, so bleiben doch auch Kunst und Wissenschaft nicht ohne die gebührende Anerkennung und Teilnahme. Insbesondere genießt die Musik, diese Verschönerin des Lebens, einer ausgezeichneten Pflege, und jeder Winter bietet Gelegenheit, die Werke unserer großen Tonmeister Händel, Haydn, Bach, Mendelssohn-Bartholdy rc. in trefflicher Ausführung zu genießen. Die Sangeslust auf den bergischen Höhen findet in zahlreichen Vereinen, selbst in den kleinsten Orten, ihren Ausdruck. Auch hat das bergische Land — abgesehen von einer großen Zahl intelligenter Kaufleute und Industrieller — eine nicht geringe Zahl Männer aufzuweisen, die einen Weltruf genießen. Unter den teils lebenden, teils bereits verstorbenen bergischen Männern nennen wir die preußischen Staatsminister von der Heydt und Simons und den österreichischen Finanzminister von Bruck. Die Dichter Karl Siebel, Emil Rittershaus, A. Schults, Fastenrath, Röber rc. sind Söhne des Wupperthals, und die Maler Seel, Hasenclever, Röttgen haben das Bergische ebenfalls zur Heimat. Unter der Zahl bedeutender Techniker wollen wir nur den Geh. Admiralitätsrat Elbertzhagen nennen, der in Remscheid geboren wurde.

2.

Krupps Gußstahlfabrik.

Von Solingen führt uns die Bergisch-Märkische Bahn über den Kreuzungspunkt verschiedener Schienenwege „Station Vowinkel", den täglich 140 Güter- und Personenzüge passieren, an den gewerbreichen Städten Neviges und



(Nach e. Original d. photogr. Atelier v. Fr. Krupp.)

Fr. Krupps Gußstahlfabrik in Essen.



Langenberg vorbei in den Bergamts-Bezirk Essen. In demselben werden durch 13 000 Bergarbeiter jährlich 15 Millionen Tonnen Kohlen der gewaltigen Konsumtion übergeben. Nach dem Ruhrübergange erreichen wir in wenigen Minuten die alte Stadt Essen (56 000 Einw.) selbst, wo wir eine Fabrikanlage finden, der nach Größe, Arbeiterzahl, Leistungen und Geschäftsumsatz ꝛc. sich keine in der Welt, selbst nicht in England, an die Seite stellen kann. Es ist die Gußstahlfabrik des Geh. Kommerzienrats Alfred Krupp (Firma: Friedrich Krupp), den man nicht mit Unrecht den Gußstahl-Krösus genannt hat. Bei dem Tode seines Vaters (1827) kam der damals 14jährige Krupp in Besitz einer Werkstatt für feine Schneidewaren und erbte gleichzeitig das von jenem schon mit vielen Mühen und Kosten ausgebildete besondere Verfahren zu Herstellung eines vortrefflichen Gußstahls. Durch seine ungewöhnlichen Talente und seinen energischen Fleiß gelang es dem von Natur schwachen und kränklichen jungen Manne, sein Etablissement auf immer mannigfaltigere Gegenstände von Gußstahl auszudehnen. Unter anderen erlangten die Kurbelachsen von 35—48 cm Durchmesser und 7½—9 m Länge für die riesigen Schrauben-Dampfschiffe, so wie die Tyres oder Bandagen (Reifen) für die Lokomotivräder durch ihre unerreichte Härte und Dauerhaftigkeit einen Weltruf. Außerdem liefert die Fabrik Walzen, Prägestöcke für Münzen, Medaillen ꝛc., Eisenbahnwagenfedern, Schienen und andere schwere, verarbeitete Gegenstände aus Gußstahl. Diese Fabrikate haben auf allen Ausstellungen die höchsten Ehren und Anerkennungen erhalten.

Im Jahre 1849 machte Krupp die ersten Gußstahlgeschütze. Wegen ihrer Kostspieligkeit fanden sie lange Zeit keine Abnehmer in Deutschland. Der Vizekönig von Ägypten war der erste, welcher den Ankauf solcher Geschütze bewerkstelligte. Dann folgte Rußland, Preußen (welches bekanntlich nach und nach seine sämtliche Artillerie mit Gußstahlkanonen ausrüstete) und andere Staaten. Österreich und Holland haben ihre Kriegsmarine teilweise, Belgien und Bayern ihre Landarmee mit Kruppschen Hinterladern bewaffnet; sogar Japan bestellte Geschütze in Essen. Krupp führte Gußstahlkanonen in immer größeren Dimensionen aus und setzte allem bisher Dagewesenen die Krone auf durch das von ihm in Paris ausgestellte Riesengeschütz (Tausendpfünder), welches 100 000 Pfund wog. Wenn nicht schon geschehen, wird Herr Krupp aus Auftrag eine Kanone verfertigen, welche noch größere Verhältnisse haben und noch schwerere Geschosse schleudern soll, wie die oben erwähnte.

Wenn man das Kruppsche Etablissement gewöhnlich nur als ohnegleichen dastehende Werkstatt von Geschützen bewundern hört, so ist dasselbe in Leistungen zu friedlichen Zwecken nicht minder großartig. So hat die Fabrik, während sie zu Kanonenlieferungen schon auf Jahre hinaus kaum zu bewältigende Aufträge hat, in der letzten Zeit die Lieferungen von nicht weniger als 300 000 Ctrn. Eisenbahnschienen übernommen. Die Einrichtungen der Kruppschen Fabrik ermöglichen die jährliche Produktion von

800 000 Ctrn. Eisenbahnschienen, ohne andere Fabrikationszweige dadurch zu beschränken.

Der Kohlenverbrauch beträgt angeblich 20—22 000 Ctr. täglich. Um das Werk in bezug der Rohstoffe unabhängig zu stellen, wurde in neuerer Zeit zu den bereits erworbenen Kohlenminen noch das großartige Königl. Hüttenwerk zu Sayn am Rhein angekauft. Ohne Hinzurechnung der Arbeiter in diesen Werken betrug die Zahl der Arbeiter in Essen 8400, für welche alle 14 Tage nicht weniger als 240 000 Mark Arbeitslohn ausgezahlt wurden.

Die Werkstätten sind streng abgeschlossen; über den innern Betrieb wird den Fremden gegenüber die größte Schweigsamkeit beobachtet. Die Arbeiter werden auf das Sorgfältigste beaufsichtigt und bekommen selbst nie andere Räume zu sehen, als in denen sie beschäftigt sind. Außerdem wird die Pflichttreue der höhern, außergewöhnlichen Arbeiter (Ingenieure, Werkführer ꝛc.) von seiten der Direktion in sehr geschickter Weise durch besondere Belohnungen wach gehalten. Alle Fabrikräume sind eingefriedigt. Eine chinesische Mauer aus Steinen und Holzwerk umgiebt den ganzen Gebäude-Komplex. An allen Eingängen halten Thürhüter in besondern Häuschen Tag und Nacht Wache. Nachts revidiert die wachthabende Mannschaft der Fabrikfeuerwehr noch außerdem die Einzäunungen, sowie sämtliche Fabrikräume. Diese Feuerwehr ist ein trefflich eingeübtes Corps, welchem zugleich polizeiliche Dienste über das Arbeiterpersonal obliegen. An den Haupteingängen prangen Tafeln mit einer Bekanntmachung, worin Herr Krupp jedermann bittet, um sich und ihm die Unannehmlichkeit einer Ablehnung zu ersparen, die Erlaubnis zum Besuch der Fabrik nicht nachsuchen zu wollen. Sonach ist das Etablissement für jeden, der nicht zum Geschäftspersonal gehört, geschlossen. Nur wenn die Allerhöchsten Herrschaften kommen, welche Kanonen für ihre Armeeen bestellt haben, wird für sie und ihr Gefolge eine Ausnahme von der Regel gemacht. Die strenge Absperrung dürfte übrigens nicht allein zum Schutze gewisser Fabrikgeheimnisse, sondern insbesondere zur Vermeidung von Belästigung der Arbeiter bei ihren Beschäftigungen eingeführt sein. Gäbe Krupp den Eintritt frei, so würden eine solche Menge von Gesuchen um Erlaubnisscheine zum Besuch der Fabrik eingehen, daß zu deren Prüfung und Bewilligung ein eigenes Büreau und eine kleine Kompanie von Führern gehalten werden müßte.

Die zur Kruppschen Fabrik gehörigen Gebäude bilden gleichsam eine Stadt für sich. Von einer Chaussee durchschnitten, wird dieselbe in eine größere (nördliche) und eine kleinere (südliche) Hälfte geteilt. Rechts und links am Wege sind die Eingänge. Wir treten durch den Eingang links in die Kruppschen Südstaaten. Auf großen schwarzen Tafeln finden sich hier viele hundert Häkchen. An dieser Stelle finden die Arbeiter morgens beim Eintritt in die Fabrikräumlichkeiten reihenweise geordnet ihre Nummern (Blechmarken mit einer bestimmten Zahl), nehmen dieselben mit sich und geben sie in ihrem Arbeitsraume dem Werkmeister ab. Dieser schließt die Nummern in einen besonderen Schrank und notiert die fehlenden. Abends

erhalten die Arbeiter ihre Nummern zurück, werfen sie in einen großen briefkastenähnlichen Schalter und finden sie am Morgen wieder wohlgeordnet an jenen Tafeln. Die gleiche Einrichtung ist bei jedem Eingang getroffen, und es wird auf diese Weise eine außerordentlich genaue Kontrole über die Arbeiter, ihr pünktliches und unpünktliches Kommen, entschuldigtes oder unentschuldigtes Ausbleiben möglich. — Indem wir weitergehen, kommen wir an einem mächtigen Central-Dampfkesselhause und an der Fabrik-Gasanstalt vorüber, welche letztere für 9000 Flammen Gas zu produzieren hat. Wir erreichen in der Nähe eines dickleibigen Gasometers einen eleganten, einzeln stehenden Turm und erklettern ihn. Es ist ein Wasserturm. Die Grubenwasser aus sechs benachbarten Kohlenzechen werden hier, nach vorhergegangener Reinigung, etwa 45 m hoch vermittelst Dampfkraft in ein Bassin emporgepumpt, um dann durch das so erlangte Gefälle mit Leichtigkeit nach allen Teilen der Fabrik hingeleitet werden zu können. Es ist eine hübsche, freie Aussicht, welche man von der Höhe dieses Turmes aus genießt. Hunderte von Essen erheben sich gleich Obelisken über den vielgestalteten Gruppen von geschwärzten Fabrikgebäuden. Einer dieser modernen Kolosse hat am Boden einen Durchmesser von 9 m und eine zierliche eiserne Treppe führt hinauf bis an die Mündung des rauchenden Schlotes von 72 m Höhe. Doch beginnen wir unsere Rundschau über die fast 1000 Morgen bedeckende Riesenfabrik! Ihre Gebäude allein bedecken schon einen Raum von 250 Morgen Grundfläche. Dort jenseits der Chaussee, in der Richtung nach der Stadt zu, breitet sich die stattliche, nördliche Reichshälfte aus und zeigt uns: 1) eine Reihe von Kanonenwerkstätten, unmittelbar an der Chaussee; 2) weiter im Hintergrunde: eine große mechanische Werkstätte mit vielen kleinen Ecktürmen und Einrichtungen, um schwere Gegenstände mit Leichtigkeit aus einer Etage in die andere zu schaffen; 3) etwa in dem Mittelpunkt der Anlagen: einen mannigfaltig gruppierten mächtigen Schmelzbau.

Ein österreichischer Industrieller, dem es vor einigen Jahren vergönnt war, auf wiederholte Einladung des Herrn Krupp dessen Etablissement zu besichtigen, macht darüber folgende Mitteilung: Die Schmiedearbeiten, auf welche in diesem Etablissement der größte Wert gelegt wird, werden durch Dampfhämmer von 1 bis 1000 Ctr. Gewicht ausgeführt. Dieser letztere Hammer, jetzt der größte der Welt, hat eine Hubhöhe von 3 m und sein Fundament oder Chabotte soll aus der enormen Masse von 30 000 Centnern Gußeisen bestehen. Bei meiner Anwesenheit wurde eben ein Gußstahlblock von 400 Ctrn. mit diesem Hammer ausgeschmiedet, wobei ein nebenstehender, sehr sinnreich konstruierter Dampfkrahn die nötigen Bewegungen und Wendungen des Stahlblocks vermittelte. Man kann sich schwer einen Begriff von der Wirkung eines Schlages dieses Ungetüms von einem Hammer machen. In einer Entfernung von mehrern hundert Klaftern, in welcher sich das Kruppsche Wohnhaus befindet, macht jeder Schlag den Eindruck eines in weiter Entfernung abgefeuerten Schusses aus einer Kanone vom schwersten Kaliber, und so wie sonst der Schall auf den Blitz, so folgt hier ungefähr

eine Sekunde später nach dem Schalle eine durch den Boden fortgepflanzte Erschütterung, welche alle Fenster des Hauses erdröhnen macht. Daß durch solche Schläge auch die größten Gußstahlblöcke durch und durch bis in das Innerste verdichtet und bearbeitet werden können, wird man leicht begreiflich finden, und es liegt wohl das Geheimnis für das beispiellose Aufblühen und die staunenswerte Leistungsfähigkeit dieser Fabrik mit in den ungeheuren Mitteln, welche derselben zu Gebote stehen; so wird z. B. das Anlagekapital dieses Dampfhammers allein auf 1 800 000 Mark angeschlagen.

Vor meiner Ankunft wurde in der Fabrik für einen 300 Ctr. schweren Dampfhammer eine Chabotte (Grundlage) aus Eisen, und zwar in einem Stücke, im Gewicht von 4000 Ctrn. gegossen, und man war eben damit beschäftigt, dieses schwerste Gußstück, welches in der Fabrik jemals aus Kuppolöfen gegossen worden, mittelst Winden und Flaschenzügen auf seinen Platz zu bringen. Zur Bearbeitung der geschmiedeten Gußstahlstücke, so wie der Kanonen, welche in großer Zahl für alle Teile der Welt mit den neuesten Verbesserungen erzeugt werden, sind über 300 Werkzeugmaschinen von der kleinsten bis zur größten Gattung vorhanden. Die neu erbaute Werkstätte, eine der größten, welche ich je gesehen, wurde eben montiert und eingerichtet. Unter anderem wurde ein Laufkrahn von 21 m Spannweite nach der Breite der Werkstätte aufgestellt, welcher Lasten von 1500 Ctrn. mit aller Sicherheit zu heben und weiter zu bewegen vermag.

Zur Erzeugung des Gußstahls sind in der sehr ausgedehnten und äußerst zweckmäßig eingerichteten Gußhütte 240 Schmelzöfen zur Aufnahme der Schmelztiegel, die ungeachtet ihrer außerordentlich großen Feuerfestigkeit dennoch nach jedem Gusse erneuert werden, aufgestellt. Es wurde eben der Block für eine nach Japan bestimmte Gußstahlkanone von 400 Ctrn. gegossen und wurde mir Gelegenheit geboten, diesem Gusse von hochgelegener Bühne aus, und zwar, um gegen die ungeheure Hitze, welche während des Gusses in der Hütte herrscht, geschützt zu sein, hinter Glasfenstern beiwohnen zu können. Die Hitze ist nämlich so gewaltig, daß selbst schottische, feuerbeständige Ziegel, mit denen die Wände der Öfen gefüttert sind, ebenso wie die Schmelztiegel selbst, bisweilen in Fluß geraten.

Ich verfolgte dabei mit der gespanntesten Aufmerksamkeit die Manöver, welche die hierzu bestimmte, gut eingeschulte Brigade von 800 Mann nach Kommando, wie Soldaten auf dem Exerzierplatze, mit einer staunenswerten Präzision ausführte. Das rechtzeitige, bis auf die Sekunde genaue Zusammenwirken dieser 800 Arbeiter — deren Zahl bei noch größeren Güssen auf 1000—1200 vermehrt wird — ist um so höher anzuschlagen und um so wichtiger, als gerade davon das Gelingen des ganzen Gusses abhängt. Die Anstrengung und Erschöpfung der Arbeiter ist aber bei dieser ungeheuren Hitze so groß, daß ihnen nach jedem solchen kaum 10 Minuten dauernden Gusse eine Erholungs- oder Ruhezeit von 2 Stunden gegeben wird. Jedes Gußstück läßt man so weit abkühlen, daß es aus der Form entfernt werden kann. Es kommt dann zwischen glühende Kohlen zu liegen, die von der

Feuerung der Schmelzöfen abgegeben werden, und man erhält es in Rotglühhitze bis zur Zeit, wo es geschmiedet wird. Begeben wir uns wieder auf den bezeichneten Turm und wenden den Blick etwas weiter östlich, so erblicken wir 4) einen zweiten Wasserturm, anders gebaut, aber demselben Zweck dienend, wie derjenige, auf welchem wir uns befinden; 5) ein Logierhaus für die Krupp besuchenden Fremden und ein Gartenhäuschen, welches bei seinem Besuche König Wilhelm bewohnte. Weiter im Vordergrunde: 6) Fabrikgebäude, in welchen Puddelöfen und die beiden gewaltigen Riesenhämmer „Fritz“ und „Albert“ ihr Wesen treiben; 7) ganz rechter Hand im östlichen, der Stadt zunächst gelegenen Teile der Fabrik eine große Blechschmiede.

Diesseits der Chaussee fällt uns, wenn wir von Osten nach Westen blicken, ganz in der Nähe das schon erwähnte Kesselhaus auf, wo in 150 Dampfkesseln — in der Regel von 2 m Durchmesser und $7^1/_2$ m Länge nach Cornwalls System — mit einem täglichen Kohlenverbrauche von 15 000 Ctrn. und nicht weniger als 60 000 Kubikmeter Wasser der nötige Dampf für die Motoren erzeugt wird. Kehren wir den Blick von der Südseite des Turmes herab! Dort rechter Hand liegt zu unsern Füßen die Kohlenzeche „Sälzer und Neuach“ mit ihren stattlichen Gebäuden und schwarzen Kohlenhaufen. Hinter ihr führt ein Strang der Kruppschen Eisenbahn vorbei, hinüber in die nördliche Fabrikhälfte. Diese Fabrikeisenbahn hat im ganzen eine Länge von $2^3/_4$ Meilen; 6 Lokomotiven und 150 Waggons vermitteln auf derselben Anschluß und Verkehr mit der Bergisch-Märkischen Eisenbahn. Noch weiter im Westen tauchen die Kruppschen Arbeiterwohnungen, genannt „Westend“ auf.

* * *

Von der Bedeutung der Kruppschen Werke mögen die folgenden Zahlen einen annähernden Begriff geben, die wir der „Essener Zeitung“ entnehmen.

Im Jahre 1859 waren im ganzen 161 verschiedene Öfen in Thätigkeit; im Jahre 1879 aber **1542**; im Jahr

1859:	1879:
12 Dampfmaschinen mit 475 Pferdekraft,	310 Dampfmaschinen mit **12 000** Pferdekraft,
7 Dampfhämmer,	**82** Dampfhämmer,
118 Maschinen,	**1622** Maschinen,
75 000 Centner Jahresproduktion,	**3 068 610** Ctr. Jahresproduktion,
1800 Arbeiter,	8679 Arbeiter.

Infolge der neuerworbenen Berg- und Hüttenwerke sind aber noch 7103 Arbeiter dazu gekommen, so daß sich die Zahl sämtlicher Arbeiter auf

15 782

belief.

Trotz der großen Zahl dieser Arbeiter hat die Sozialdemokratie unter ihnen niemals Boden fassen können, so viele Mühen sich auch Hasselmann und Konsorten noch im Jahre 1877 mit der sozialistischen Propaganda in Essen gaben, denn Krupp sorgt auch für seine Arbeiter wie ein wahrer Vater.

Er hat in der Nähe von Essen ein eigenes Dorf, die Kolonie Kronenberg, für seine Arbeiter erbaut, und in den 3278 Arbeiterwohnungen seiner Firma wohnen 16 200 Menschen. Für die Bedürfnisse der Arbeiter wird durch einen Kosumverein gesorgt, durch welchen die Angestellten des Etablissements in 22 Verkaufsstellen Kolonialwaren, Manufaktur- und Kurzwaren, Möbel, Schuhe und Stiefel, Viktualien ꝛc. zu Engrospreisen erhalten. Eine eigene Bäckerei liefert täglich über 195 000 kg Brot; das Getreide hierzu wird durch besondere Agenten meist in Odessa aufgekauft. Außerdem hat Alfred Krupp 4 Volksschulen mit zusammen 21 Klassen und eine Industrieschule für Mädchen und Frauen eingerichtet. Eine Musteranstalt ist endlich auch die von Krupp für sein Essener Etablissement geschaffene Berufsfeuerwehr, welche über 8 Feuerspritzen mit Zubehör verfügt. Der Verkehr innerhalb des Werkes wird durch eine 60 km lange Eisenbahn mit 24 Lokomotiven und 700 Waggons vermittelt; auch befinden sich 44 Telegraphenstationen im Etablissement. Angesichts dieser Zahlen darf man wohl sagen, daß in keinem Lande der Welt, England nicht ausgenommen, ein Etablissement von gleicher Ausdehnung und gleich vollkommener Organisation besteht.

Siebenter Abschnitt.

1. Nürnberg. — 2. Die bayerische Hochebene. — 3. München. — 4. Regensburg.

1. Nürnberg.*)

1. Die Stadt.

„Wenn einer Deutschland kennen und
Deutschland lieben soll ꝛc."
Schenkendorf.

Wer, von einer neueren Stadt, wie München oder Stuttgart, Kassel oder Hannover kommend, der alten Noris einen Besuch macht, den wird es anmuten, als träte er aus den nach der Schablone geformten Laubgängen einer französischen Anlage heraus in den frischen, urwüchsigen Wald. Während ihn dort lange, gerade Straßen mit palastähnlichen, wie zur Parade aufgestellten Häusern ermüden, findet er hier in Straßen, Plätzen und Gebäuden die bunteste Mannigfaltigkeit; während dort die ganze Anlage einen obersten, über alles gebietenden Willen verrät, umweht ihn hier der Odem bürgerlicher Freiheit, die nur dem allgemeinen Gesetze natürlicher Schönheit gehorcht; während dort die nüchterne Gegenwart mit ihren Hebeln und Schrauben, mit ihrer Nachbildung des Antiken und Fremden sich geltend macht, umfängt ihn hier der Zauber einer großen Vergangenheit, die in ureigenem Schaffen das zustande brachte, was noch jetzt unsere Bewunderung erregt. Wohl konnte diese Kraft durch widrige Geschicke gebeugt, aber nicht gebrochen werden, und mit gerechtem Stolze blickt daher heute noch, wie vor Jahrhunderten, der Nürnberger auf sein Stadtwappen, das die gekrönte Büste der Jungfrau mit dem Adlerleib vereinigt.

Man hat Nürnberg nicht mit Unrecht das Schmuckkästlein deutscher Kunst genannt. Schon seine äußere Fassung ist ein Kunstwerk, das seinesgleichen nicht hat. Eine doppelte Ringmauer, alle Stadien mittelalterlicher Befestigungskunst zeigend, umgürtet die Stadt; Dutzende fester Türme

*) Von Georg Lober in Nürnberg.

ragen über sie empor, darunter die gewaltigen, aber höchst malerischen Rundtürme des Frauen-, Spittler-, Neuen und Laufer Thores, zu denen Dürer die Zeichnung lieferte. Um die Mauern zieht sich ein sehr tiefer und breiter ausgemauerter Graben. Seine Sohle bedecken Gemüsegärten und Obstanlagen; an den Wänden rankt sich hundertjähriger Epheu empor; die scharfkantig vorspringenden Basteien und die Zwinger zwischen den Mauern sind mit üppig wuchernden Bäumen und Sträuchern bewachsen. Ein Gang um den Graben bietet dem Wanderer eine Reihe malerischer und bedeutender Ansichten und Bilder dar, welche mit jedem Schritt, mit jeder Wendung des Kopfes und jeder neuen Beleuchtung wechseln. Der Kunst- und Altertumsfreund wird daher tief bedauern, wenn diese Befestigungswerke, wenigstens zum Teil, den Bedürfnissen des Verkehrs und den Rücksichten auf den Gesundheitszustand einer sich ungeheuer rasch mehrenden Bevölkerung werden zum Opfer fallen müssen; aber er wird nicht Barbarei nennen, was ein Gebot der Notwendigkeit erheischt.*)

Doch treten wir in die Stadt selbst ein. Die Straßen sind nicht so enge, wie man bei alten Städten oder Stadtteilen vorauszusetzen gewohnt ist, und wechseln mit großen freien Plätzen ab; zudem bleibt eine große Zahl der kleineren Gäßchen und Höfe durch davor gebaute Häuser mit Schwibbögen den Augen des Beschauers verborgen. Dadurch erhält das Ganze ein freundliches Aussehen, das noch erhöht wird durch die allerorten herrschende Reinlichkeit und Sauberkeit. Die Häuserreihen bilden fast nirgends eine gerade Linie; in der Regel springt ein Haus dem andern vor, um einen freien Blick die Straße entlang zu gestatten. Dadurch erhält diese überall einen natürlichen Abschluß, und bei jeder Wendung, die sie macht, stellt sich dem Auge ein neues Bild dar, treu dem vorigen an Charakter, aber verschieden in der Gliederung. Das ist eben das Anziehende dieser Bauart, daß bei aller Verschiedenheit im einzelnen doch Harmonie im ganzen herrscht, daß sich bei aller Freiheit doch ein oberstes Gesetz geltend macht; aber dieses Gesetz drängt sich nicht auf, wie eine Polizeivorschrift, sondern waltet im Verborgenen, wie ein Naturgesetz. Nur wenige größere Gebäude, wie das deutsche Haus mit seiner weithin sichtbaren Kuppel, das finstere schwerfällige Rathaus, die romanische Egydienkirche, das einfache, nüchterne Theater und die im edelsten maurischen Stil gehaltene Synagoge, weichen von der allgemeinen Bauart ab. Sie erscheinen wie Fremdlinge, die nicht mit der Stadt emporgewachsen sind, wie sie denn auch einer späteren, der Kunst weniger günstigen Zeit angehören. Doch vermögen sie den Charakter des Ganzen um so weniger zu beeinträchtigen, als fast alle Privathäuser in ihrem mittelalterlichen Gepräge übereinstimmen. Gerade sie geben durch ihre zierlichen Chörlein, durch eingemauerte Wappen und Reliefs, sowie an den Ecken angebrachte Heiligen- oder Tiergestalten, besonders

*) Ein sehr interessanter Teil der mittelalterlichen Umwallung, das Mohrenthor und die nächsten Teile der Stadtmauer sind unlängst gefallen.

aber durch die zahlreichen, gewöhnlich mit feinem Schnitzwerk gezierten Erkerchen, die frei und keck von den hohen Ziegeldächern herabschauen, zuweilen auch durch malerische, kühn aufstrebende Ecktürmchen der einzelnen „Ansichten" jene reiche Gliederung, die so anziehend wirkt. Zugleich gewähren sie ein Bild der Dauerhaftigkeit; denn die tief eingeschnittenen Fenster, bei denen übrigens der Spitzbogen nur selten auftritt, lassen die Festigkeit der meist aus rötlichem Sandsteine aufgeführten Mauern erkennen. Innerhalb dieser Mauern aber finden sich reichverzierte Treppenhäuser und Gallerieen, kunstvoll geschnitztes Täfelwerk und kostbare Wand- und Deckengemälde als beredte Zeugen des Reichtums und Kunstsinns der alten Patrizier.

Die Häusergruppierung gewinnt ferner wesentlich an Reiz durch das hügelige Terrain, auf welchem Nürnberg aufgeführt ist; nicht minder durch die die Stadt in zwei Hälften teilende Pegnitz, die zwar an sich ziemlich reizlos ist, aber durch die vielen über sie führenden Brücken und Stege ausgezeichnete Standpunkte für die Betrachtung mittelalterlicher Bauten bietet. Unter den Brücken zeichnet sich die nach dem Muster des Ponte Rialto in Venedig erbaute Fleischbrücke aus, die in einem Bogen von nahezu 30 m Weite über den Fluß gespannt ist. Ein an ihrem nördlichen Ende über dem Eingang zum Schlachthause ruhender steinerner Ochse, ein Wahrzeichen der Stadt, erinnert an den sprichwörtlich gewordenen Nürnberger Witz; eine lateinische Inschrift besagt nämlich, daß er nie ein Kalb war.

Die Straßen, Plätze und Privathäuser bilden gewissermaßen nur die Fassung jener Edelsteine deutscher Kunst, welche Nürnberg in seinen öffentlichen Denkmälern, seinen schönen gotischen Kirchen, seinen zahlreichen und vielgestaltigen Brunnen besitzt.

Das hervorragendste Bauwerk der Stadt, die Lorenzkirche, ist zugleich eines der bedeutendsten in Deutschland, und obschon sich dieselbe mit dem Straßburger Münster oder dem Kölner Dom weder in bezug auf Großartigkeit der Anlage, noch in Hinsicht auf Feinheit und Reichhaltigkeit der architektonischen Ausschmückung messen kann, so hat sie doch selbst vor diesen ersten Meisterwerken deutscher Kunst die beiden Vorzüge, daß ihre ganze Umgebung sich mit ihr zu einem harmonischen Bilde vereinigt, und daß sie in ihrem Inneren Schätze birgt, die wir anderwärts vergeblich suchen. Durch zwei Jahrhunderte hindurch wurde an dem Bau gearbeitet; denn die Kosten „mußten aus dem Almosen guter Leute" bestritten werden, und es wundert uns, daß die Einheit des Stiles nicht darunter litt; der nördliche Turm stammt aus dem Jahre 1278*), mit dem südlichen wurde 1477 das ganze Werk vollendet. Die Kirche hat eine Länge von 93 und eine Breite von über 24 m; das von 26 Säulen getragene Mittelschiff ist 22 m hoch. Die beiden Türme, deren Höhe etwa 80 m beträgt, sind massiv und haben spitz zulaufende, mit zum Teil vergoldeten Metallplatten

*) Er brannte am 6. Januar 1865 bis zum Kranz herunter ab, wurde aber ganz in seiner ursprünglichen Gestalt, nur mit eisernem Gerippe, wieder hergestellt.

gedeckte Dächer. Zwischen ihnen ist das überaus reiche Portal, das mit dem darüber befindlichen Stern den schönsten Teil des Gebäudes bildet. Von den Kunstschätzen im Innern der Kirche verdienen der englische Gruß von Veit Stoß und das Sakramentshäuschen von Adam Krafft in erster Reihe unsere Bewunderung. Ersterer, 1518 von Anton Tucher gestiftet, ist eine der feinsten Schnitzarbeiten des berühmten Meisters. „Es sind an demselben die sieben Freuden Mariä wohl angebracht. Ein Paternoster hält das Kunststück zusammen. Zu unterst präsentiert sich eine Schlange, welche einen Apfel im Maule hält. Alles ist an demselben sehr subtil und mit größter Verwunderung anzusehen.“ *) Das Sakramentshäuschen wurde 1495 von Hans Imhof gestiftet. Das nahezu 20 m hohe Kunstwerk wird von den knieenden Figuren des Meisters und seiner zwei Gesellen getragen. Um das Ciborium führt ein Gang, worüber sich drei Hautreliefs: Christus, die Weiber tröstend, das Abendmahl und der Ölberg, befinden. Über diesen drängen sich in mannigfacher Verschlingung Äste und Blumen hervor, ein wahres steinernes Pflanzengebäude. Dazwischen sind Darstellungen aus der Passionsgeschichte. Das Ganze endigt mit einer schön gewundenen Blume. „Wegen der subtilen Arbeit an diesem kostbaren Werk wollte man glauben, Krafft habe gewußt, die Steine zu schmelzen und nachmalen in denen Formen zu gießen, wie es ihm gefallen.“ — Von nicht geringerem Werte als diese beiden plastischen Kunstwerke sind die prachtvollen Glasmalereien an den Fenstern des Chores; besonders hoch geschätzt wird das Volkamersche Fenster, auf dem der Stammbaum Christi dargestellt ist; andere enthalten die Dürerschen Apostel, Bilder von Kirchenvätern und Heiligen, Pröpsten und Patriziern, nebst vielen Wappen mit reicher Ornamentik. Die kleineren Altäre in den beiden Seitenschiffen enthalten Bildschnitzereien von vorzüglicher Feinheit und Gemälde von Wohlgemut und Culmbach. Der Hauptaltar aber und die Kanzel sind neu nach Zeichnungen Heideloffs von Rotermundt ausgeführt. Wegen ihrer prachtvollen Miniaturmalereien sehenswert sind die alten Choralbücher in der Sakristei.

Älter als die Lorenzkirche, aber von geringerem architektonischen Werte ist ihre dem heiligen Sebald geweihte Schwester. Dafür bietet sie in ihren einzelnen Teilen ein interessantes Material für das Studium der Entwickelung des Baustils vom 10. bis 14. Jahrh. Der älteste Teil der Kirche, die im 10. Jahrh. vollendete Peterskapelle, war ursprünglich ganz im byzantinischen Stil gebaut, wie ihn die Portale der beiden Türme und die Seitenfenster heute noch zeigen; an der Vorderseite aber wurden in der späteren, gotisch fortbauenden Zeit je zwei übereinanderstehende Fenster mit Rundbogen zu einem Spitzbogenfenster vereinigt. An dem Schiff der Kirche, das noch schwerfällig und gedrückt erscheint, sieht man, wie die Säule in den Portalen

*) Die Chronik fährt fort: „Weil Andreas Ossiander wider dieses Bild geprediget und die Maria die guldene Grasmagd geheißen, so hat man einen grünen Fürhang darum gemacht.“

allmählich in die Rippe übergeht; der 1377 vollendete Chor aber stellt sich in der reinsten gotischen Form dar und gewährt durch seine schlanken Säulen, seine herrliche Wölbung und seine hohen, mit wertvollen Malereien geschmückten Fenster einen prächtigen Anblick. Er zeigt an seinen Außenseiten einige Meisterwerke der Steinhauerkunst: gen Süden ein jüngstes Gericht mit sehr ausdrucksvollen, wenn auch kleinen Figuren, gen Norden die eine kleine Vorhalle bildende Brautthüre mit kunstvoll durchbrochenen Spitzbögen und den Figuren der klugen und thörichten Jungfrauen und gen Osten das Schreyersche Grab. Letzteres, aus d. J. 1492 stammend, ist eine vorzügliche, sehr gut erhaltene Arbeit von Adam Krafft. Es füllt den Raum zwischen zwei Pfeilern vollständig aus und stellt rechts die Kreuztragung, in der Mitte die Kreuzigung und Grablegung und links die Auferstehung dar. Reich an Kunstschätzen aller Art ist das Innere des Chores; wir finden hier Gemälde von Wohlgemut, Dürer und Culmbach, Schnitzereien von Veit Stoß, Reliefs von Adam Krafft, Glasmalereien von Hirschvogel u. a. Den Hauptschmuck der ganzen Kirche aber bildet das Sebaldusgrab, dieses schönste und reichste Denkmal deutscher Gießkunst. Es wurde von Peter Vischer und seinen fünf Söhnen in den Jahren 1508—19 aus 120 Ctrn. Metall hergestellt, ist 4,40 m hoch, 2,50 m lang und 1,30 m breit und kostete 2402 Goldgulden 6 Pfund 21 Heller, welche Summe „mit Hilfe andächtiger Leute durch das Almosen“ aufgebracht wurde. Der mit Gold und Silber verzierte eichene Sarg, der 1397 verfertigt wurde und die Gebeine des Heiligen enthält, ruht auf einem Gestell, an dem in halb erhabener Arbeit Scenen aus dem Leben Sebalds sowie die Figuren Peter Vischers und des Heiligen angebracht sind. Über dem Sarge wölbt sich in drei Abteilungen spitzbogenförmig ein kunstreiches Dach, das von 4 einfachen und 4 Doppelpfeilern getragen wird und auf dessen mittlerer, etwas höherer Abteilung das Christuskind auf einer Weltkugel steht. An den Pfeilern stehen auf eigenen Säulen mit Postamenten die 12 Apostel, die für das vollendetste Werk deutscher Gußarbeit gelten, über ihnen die 12 kleinen Propheten, und außerdem sind an dem ganzen Werke noch 72 größere oder kleinere Figuren angebracht, die sämtlich von hohem Kunstwerte sind.

Eine historische Merkwürdigkeit der Sebalduskirche ist das 32 Ctr. schwere Taufbecken aus Weißkupfer, in welchem am 11. April 1361 der nachmalige Kaiser Wenzel getauft wurde. Es steht in der Peterskapelle, an deren Außenseite sich eines der ältesten Werke des Nürnberger Erzgusses befindet, ein kolossales, 18 Ctr. schweres Kruzifix.*)

Nahe der Sebalduskirche ist der Pfarrhof, in welchem Melchior Pfinzing den Theuerdank schrieb und dessen Chörlein zu den schönsten Denkmälern altdeutscher Baukunst gehört. Es baut sich in der Grundform eines Achtecks

*) Nach der Chronik haben die Nürnberger dasselbe in schweren Kriegszeiten, um es vor der Raubgier der Soldaten zu schützen, schwarz anstreichen lassen und daher den Spottnamen „Herrgottsschwärzer“ bekommen.

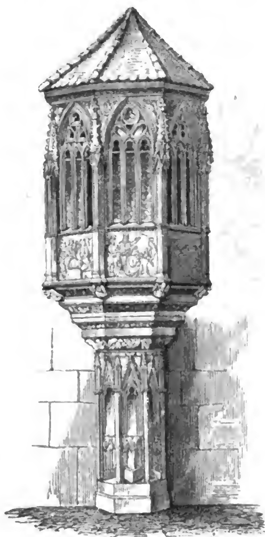
aus einem ähnlich gestalteten starken Pfeiler auf, der, zierlich gegliedert, ein reiches, durch Streifen abgeteiltes Blättergesimse trägt. Auf demselben bemerkt man sechs Engelgestalten, welche zierliche Spitzsäulen und damit das eigentliche Chörlein selbst tragen. Die Felder unter den Fenstern sind durch fünf Flachbilder aus dem Leben der Maria, die oberen durch Engel mit Spruchbändern gefüllt, und unter dem kleinen Spitzdache ist abermals ein schönes Blättergesimse. Außer den beiden Hauptkirchen zeichnet sich noch die seit 1816 dem katholischen Kultus überlassene Frauenkirche durch ein schönes, dem Hauptmarkte zugewandtes Frontispice in fast überreichem gotischen Stile aus.

Außerdem schmückt den großen, quadratförmigen Marktplatz, auf dem sich durch den hier abgehaltenen grünen (d. h. Gemüse-) Markt wöchentlich dreimal Gelegenheit zum Studium des Nürnberger Volkslebens bietet, ein anderes Bauwerk aus Nürnbergs Blütezeit, der sogen. „Schöne Brunnen". Er wurde 1385—96 von Heinrich Behaim, dem Palier, aufgeführt und bildet eine 18 m hohe Steinpyramide von sehr feiner, durchsichtiger Arbeit. Aus einem steinernen, von einem Gitter umschlossenen Becken erhebt sich auf achteckigem Sockel ein Aufsatz von gleicher Grundform mit schönen gotischen Wölbungen und Spitzsäulen. An seinen Ecken stehen auf von sehr charakteristischen Köpfen getragenen Postamenten 16 über 1 m hohe Figuren, die außer den Kurfürsten von Mainz, Trier, Köln, Böhmen, Pfalz, Brandenburg und Sachsen die 9 starken Helden, nämlich: Gottfried von Bouillon, Chlodwig, Karl d. Gr., Judas Makkabäus, Josua, David, Julius Cäsar, Alexander und Hektor darstellen. Die Pyramide setzt sich in einem zweiten, ebenfalls achteckigen, aber verjüngten Aufsatze fort, dessen Ecken auf die Mitte der Seiten des unteren zu stehen kommen. Er enthält die beinahe 1 m hohen Gestalten von Moses und sieben Propheten, und über ihm sproßt endlich aus einem noch mehr verjüngten Achtecke die blumen- und knospengezierte Spitze empor.

Von den übrigen Brunnen der Stadt zeichnet sich das „Gänsemännchen", einen Bauer, der zwei wasserspeiende Gänse unter den Armen trägt, vorstellend, durch das Originelle des Gedankens wie durch gelungene Ausführung; der Brunnen im Rathaushof — eine zierliche Säule, eine Delphingruppe mit einem Knaben tragend — durch das Ebenmaß seiner Teile aus. Beide Werke sind von Pankraz Labenwolf, einem Schüler Peter Vischers. Auch der „Tugendbrunnen" bei der Lorenzkirche gehört, obgleich er in die Zopfstilperiode hineinreicht, zu der Zahl schöner Kunstwerke. Er ist aus Erz gegossen und besteht aus einer Säule mit drei Absätzen, deren oberster die Gerechtigkeit trägt, während auf dem untersten sechs Tugendgestalten angebracht sind, die das erquickende Naß aus ihren Brüsten spenden. Eine gelungene Nachbildung eines römischen Werkes ist der „Wasserspeier" auf dem Maxplatze, ein in Stein gehauener Triton, der aus einer Muschel das Wasser in die Höhe bläst.

Manches Zierwerk aus der kirchlichen Baukunst ist zum Schmuck von

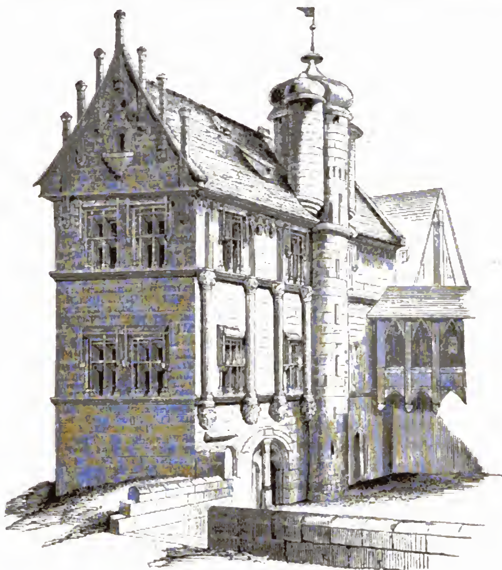
Thoren, Brunnen, größeren Hallen und Rathäusern angewandt worden. Die Wohnhäuser sind im ganzen nicht schön oder irgend wie luxuriös, aber das treppenartige Aufsteigen der vier bis fünf Stockwerke über einander, die nach der Straßenseite gewandte Giebelseite mit Säulen und Chörlein oft verziert, im untern Teile der Rundbogen, im obern der Spitzbogen, geben stets eine Gliederung und Eigentümlichkeit, die auch bei der späteren halbrömischen Bauart im Renaissance- (Wiedergeburt-) Stil nicht ganz fehlt. Noch aus der alten Zeit — ein wahres Kleinod deutscher Baukunst — ist das Hauptchörlein des Sebalder Pfarrhofes (siehe nebenstehende Abbildung), das aus dem Brande von 1631 verschont geblieben zu sein scheint. Es bauet sich in der Grundform eines Achteckes aus einem ähnlich gestalteten starken Pfeiler auf, der zierlich gegliedert ein reiches, durch Streifen abgeteiltes Blättergesimse trägt. Darauf sechs Engelgestalten, welche zierliche Spitzsäulen und damit das eigentümliche Chörlein selbst tragen; in den Feldern aber zwischen den Engeln und unter den Fenstern sind fünf Flachbilder aus dem Leben der Mutter Jesu eingelassen, nämlich: die Verkündigung, Empfängnis, Anbetung der Könige, Tod und Verherrlichung Marias. Unter dem kleinen Spitzdache ist abermals ein zierliches Blättergesimse, während wiederum Engel mit Spruchbändern die durch die Spitztürmchen getrennten Fenster füllen.



Aus derselben Zeit stammt auch der noch erhaltene große Saal des alten Rathauses, gebauet von Philipp Gros, doch später erneuert. Dieser älteste Teil des Rathauses bildet mit seinem Spitzgiebel und dem einfachen Chörlein die Ecke der Rathausgasse und die Rückseite des jetzigen neuen Rathauses, dessen Hauptseite der Burggasse zugewendet ist. Aus der folgenden immer noch glänzenden Periode unter Kaiser Karl IV. (1350—1400) stammen die Frauenkirche und das Morgenchor der Sebaldskirche, unter den bürgerlichen Gebäuden das Haus Nassau und der „Schöne Brunnen“ am Hauptmarkt.

Der Übergang zum Wiedergeburts-Geschmack beginnt mit Erbauung des

Tucherschen Jagdhauses (siehe nachstehende Abbildung) in der Hirschelgasse (worin jetzt die Fleischmannsche Papierteigfabrik eingerichtet ist). Dies Haus wurde von Lorenz Tucher „angefangen anno 1533, gemacht anno 1544“. Dieser ältere Renaissance-Stil hat durchaus etwas Nobles, Selbstbewußtes, Lebensfrohes, wie denn auch das 16. Jahrhundert noch den Höhenpunkt Nürnbergs in sich faßt. Mit dem 17. Jahrhundert begann aber das Herabsinken von der gewonnenen Höhe und — auch das Sinken deutscher Kunst.



Zeuge dessen das im schwerfälligen sogen. Jesuitenstil gehaltene Rathaus. Es wurde in den Jahren 1616—19 erbaut und blieb unvollendet. Diesem Umstande ist es zu danken, daß einige wertvolle alte Bauteile an der Hinterseite erhalten blieben. Auch der große Saal des alten Rathauses, der manchen deutschen Reichstag zwischen seinen Wänden versammelt sah und in dem 1649 auch das von Sandrart gemalte Friedensmahl abgehalten wurde, ist in den Neubau eingefügt. Er nimmt die ganze Südseite ein, ist 39 m lang und 12 m breit und hat die Höhe von zwei Stockwerken. Was dem

sonst einfachen Saal zum höchsten Schmuck gereicht, sind drei große, von Dürer gemalte Wandbilder. Das erste, der ungerechte Richterspruch, ist wahrscheinlich einem Gemälde des Apelles nachgebildet, das Lucian in seiner Abhandlung über den Verrat beschreibt. Zur Rechten des Beschauers sitzt auf einem Stuhle der Richter, beeinflußt von Unwissenheit und Verdacht. Vor ihn hin wirft sich die verfolgte Unschuld in Gestalt eines Jünglings, der mit ausgebreiteten Armen Gerechtigkeit sucht. Aber Verleumdung, begleitet von Neid, Betrug und Mißtrauen, hält ihn beim Schopfe, und diesen nach stürmen Eile, Irrsal und Strafe. Endlich kommt als hinkender Bote die Reue, gefolgt von der alles beleuchtenden Wahrheit. Rechts von dem Bilde bemerkt man den Spruch:

Ein Richter soll kein Urthel geben,
Er soll die Sach erforschen eben.

In dem zweiten Gemälde stellt Dürer die städtische Musikbande in einer Weise dar, die von glänzender humoristischer Wirkung ist, und in dem dritten verherrlicht er seinen hohen Gönner, den Kaiser Maximilian I., den er auf einem von sieben Paar Pferden gezogenen Triumphwagen darstellt. Unter dem Bilde steht der alte Richterspruch:

Eins Mannes Red ist keine Red,
Man muß die Theil verhören beed.

Der neue Teil des Rathauses enthält im Gange des oberen Stockes eine schöne Stuccaturarbeit, das 1446 abgehaltene „Gesellenstechen" (Turnier junger Patrizier) in fast lebensgroßen Figuren darstellend. Hier befindet sich auch der kleine Rathaussaal, der sich durch eine sehr schön getäfelte Decke mit hübschen Gemälden auszeichnet, ebenso der anstoßende Saal, in dem jetzt der größte Theil der städtischen Kunstsammlung untergebracht ist. Letztere ist zwar nicht besonders reichhaltig, gewinnt aber dadurch sehr an Interesse, daß sie meist Überbleibsel — und zum Teil sehr wertvolle — aus der Blütezeit der alten Noris, seien es Gemälde, Kupferstiche, Schnitz- oder Gußarbeiten, enthält. Weniger großartig als belehrend ist auch die Gemäldesammlung in der nahe gelegenen, von Heideloff restaurierten Moritzkapelle; sie enthält Werke aus der niederrheinischen und oberdeutschen Schule, darunter Stücke von Joh. v. Eyk, Wohlgemut, Dürer, den beiden Holbein, Lukas Cranach, Culmbach, Pencz, Schäuffelin u. a.

Wie das Rathaus das Fremde und Neue in der alten Noris, so repräsentiert die königliche Burg mit den zugehörigen Nebengebäuden, Türmen und Mauern das Einheimische und Alte. Als ältestes Gebäude der Stadt gilt der fünfeckige Turm, ein Überbleibsel des 1419 zerstörten Markgrafenschlosses; in seiner Nähe erhebt sich der malerische Luginsland, von den Nürnbergern zur Beobachtung des Treibens in der Zollernburg erbaut. Der Heidenturm, der seinen Namen den an ihm angebrachten verwitterten Tiergestalten, die man für Götzenbilder hielt, verdankt, stammt aus der Zeit Friedrich Barbarossas. Er enthält die alte Doppelkapelle, deren oberer Teil, Kaiserkapelle genannt, sich durch eine auf vier schlanken Marmorsäulen

ruhende, schön gewölbte Decke auszeichnet. In dem Schloßhof steht eine uralte Linde, die von der Gemahlin Heinrichs II., der frommen Kunigunde, gepflanzt worden sein soll. Das eigentliche Schloßgebäude wurde 1854 restauriert und enthält einige Glas- und Ölgemälde von berühmten alten Meistern.

Merkwürdig ist noch der tiefe, in Felsen gehauene Brunnen, auf dessen bis zum Wasserspiegel der Pegnitz reichenden Grunde der Sage nach Karl d. Gr. schläft. Die ehemalige Wohnung des Burgamtmannes ist jetzt zur Folterkammer umgewandelt und enthält die raffiniertesten Werkzeuge der grausamen Rechtspflege vergangener Jahrhunderte. Andere derartige Instrumente, darunter die berüchtigte „eiserne Jungfrau“ finden sich in dem „heimlichen Gericht“, einem unterirdischen Gefängnis am Marthor, wo der Ort der Aufbewahrung noch das Grauenhafte des Eindrucks vermehrt. Der ganze Gebäudekomplex auf dem Burgberg gewährt durch seine regellose Mischung nicht nur aus der Ferne, wo er als kräftige Masse auftritt, einen imposanten Anblick, sondern bietet auch, von der Nähe betrachtet, höchst malerische, stets wechselnde Bilder, so daß gerade ein Gang um den Burggraben zu den interessantesten Partieen um Nürnberg gehört. Gleich anziehend aber ist die Aussicht von dem Burgberg auf die Stadt und ihre Umgebung. Von der Nordseite, wo in die Mauerbrüstung eingehauene Hufeisenformen die Stelle bezeichnen, an der nach der Sage der verwegene Raubritter Eppelein von Gailingen über den Stadtgraben sprengte, eröffnet sich dem Auge der Blick auf das sogenannte Knoblauchland, eine fruchtbare Ebene, die für Nürnberg dieselbe Bedeutung hat, wie die Vierlande für Hamburg. Auf der Südseite aber überschauen wir die Stadt nach ihrer ganzen Ausdehnung. Da liegen sie in malerischer Abstufung vor uns, die sich kreuzenden Straßen und Gassen, die Häuser mit ihren Erkern, Giebeln und Chörlein, die altehrwürdigen Kirchen mit ihren himmelanstrebenden Türmen. Um die Stadt schlingen sich in weitem Kranze die ausgedehnten Vorstädte, in denen friedliche, gartenumgebene Wohnhäuser mit lärmenden und qualmenden Fabriken, schattige Anlagen mit blühenden Gärten abwechseln.

Wenn Nürnberg an sich schon durch seine öffentlichen und Privatgebäude, durch die unvergänglichen Werke seiner großen Männer, sowie nicht minder durch seine Sagen und seine Geschichte eine reiche Fundgrube für den Altertumsforscher ist, so hat es in den letzten Jahrzehnten an Bedeutung für die Altertumskunde noch bedeutend gewonnen durch Errichtung des Germanischen National-Museums, das für die Forschungen im Gebiete der älteren Geschichte Deutschlands und stammverwandter Länder einen alles vereinigenden Mittelpunkt bilden soll. Die Gründung desselben wurde auf Anregung des Freiherrn von Aufseß 1852 durch die Versammlung deutscher Geschichts- und Altertumsforscher in Dresden beschlossen und als dessen Sitz Nürnberg bestimmt. Nachdem die Anstalt von der bayerischen Regierung und dem deutschen Bundestag anerkannt war, wurde sie am 15. Juni 1853 feierlich eröffnet. Ein gesichertes Heim aber erlangte sie erst

im Jahre 1857 durch Erwerbung des ehemaligen Karthäuserklosters, dessen Säle und Kreuzgänge, nachdem sie einer gründlichen Restauration unterzogen, zur Aufnahme des Museums wie geschaffen waren. Und es hat sich darin bereits zu hoher Bedeutung aufgeschwungen. Seine umfangreichen und musterhaft geordneten Sammlungen erstrecken sich auf alles, was nur irgend Wert für die Altertumskunde hat. Wir finden hier alle Arten Waffen, besonders Schießwaffen, an deren zweckdienlichster Konstruktion sich der Erfindungsgeist aller Jahrhunderte seit Berthold Schwarz erprobt hat, verschiedenes Hausgeräte, insonderheit schöne Schränke und Bettstellen, feine venetianische Gläser und andere Geschirre, altdeutsche Öfen, kunstvoll gearbeitete Schlösser und Thürbänder, vortreffliche Teppiche, Stickereien und Spitzen, die verschiedensten Musikinstrumente, alte Karten, Globen und Kalender, astronomische Werkzeuge und andere wissenschaftliche Apparate. Besondere Sammlungen veranschaulichen die Geschichte der Skulptur, die Entwickelung der Urkundenschrift, der Buchschrift und inneren Bücherausstattung, des Buchdrucks, des Holzschnittes und des Kupferstiches. Das graueste Altertum ist vertreten durch Gegenstände, die in Hünengräbern und Pfahlbauten gefunden wurden. Die kleine Gemäldesammlung enthält die Perle der Dürerschen Werke: das Portrait des Hieronymus Holzschuher, das von der Familie dem Museum zur Ausstellung überlassen wurde. Der Fachmann findet in der Bibliothek, dem Archiv, der Münz-, Medaillen- und Kupferstichsammlung reiches Material für umfassende Studien. Zu besonderer Zierde gereichen dem Museum das eigens für dasselbe geschaffene Wandgemälde Kaulbachs: „Otto I. steigt in die Gruft Karls d. Gr.", und ein von König Wilhelm I. von Preußen gestiftetes, in Berlin nach einer Zeichnung Krelings gemaltes Fenster, das die Gründung der Karthause darstellt. Die Sammlungen sind fortwährend im erfreulichsten Wachstum begriffen, so daß immer mehr Ausstellungsräume geschaffen werden müssen. Zu diesem Zwecke ist denn auch das Hauptgebäude des ehemaligen Augustinerklosters mit seinen herrlichen Kreuzgängen in die Nähe der Karthause verlegt worden. Die Beamten der Anstalt, an deren Spitze jetzt Dr. Essenwein steht, und die in ihrem Bibliothekar Dr. Frommann, einen der bedeutendsten Germanisten der Gegenwart besitzt, sind außerdem sehr thätig für Verbreitung und Erweiterung deutscher Altertumskunde. So giebt das Museum eigene Zeit- und Druckschriften, sowie größere Abhandlungen und umfassendere Werke heraus; auch sind mit ihm verschiedene Ateliers (eine Gipsgießerei, eine photographische Anstalt ꝛc.) verbunden, um eine Vervielfältigung der vorhandenen Kunstschätze zu ermöglichen. Bei gegebenen Anlässen werden außerordentliche Ausstellungen veranstaltet, wobei auch verschiedene im Privatbesitz befindliche Kunstwerke ans Tageslicht kommen.

Es ist natürlich, daß die Bevölkerung einer Stadt, die so viel Bewunderungswürdiges aufzuweisen hat, wie Nürnberg, auch in Achtung und Liebe der Männer gedenkt, die so Großes und Herrliches geschaffen haben. Wie der Nürnberger überhaupt mit der Geschichte seiner Vaterstadt vertraut

ist, so sucht er auch das Andenken an die Helden dieser Geschichte auf jede Weise bei der Mit- und Nachwelt lebendig zu erhalten. Gedenktafeln bezeichnen die Häuser, in denen sie wohnten; Straßen und Plätze sind nach ihnen genannt, und zwei von ihnen sind auch durch Denkmäler von Erz geehrt. Auf dem Albrecht-Dürer-Platz erhebt sich auf hohem Sockel das von Rauch modellierte und von Burgschmiet vorzüglich gegossene Monument des großen Malers, und auf dem Spitalplatze prangt seit 24. Juli 1874 das von Kraußer entworfene und in derselben Gießerei ausgeführte Denkmal des lange verkannten und erst durch Goethe wieder richtig gewürdigten Meistersängers Hans Sachs. Vor dem Gymnasialgebäude steht außerdem eine steinerne Bildsäule Melanchthons von Burgschmiet; sie wurde am 23. Mai 1826 bei dem 300jährigen Jubiläum des Gymnasiums errichtet, das seine Gründung auf den Praeceptor Germaniae zurückführt. — Ihre letzte Ruhestätte haben die meisten der berühmten Männer Nürnbergs, wie Albrecht Dürer, Veit Stoß, Hans Sachs (?), Wilibald Pirkheimer, Lazarus Spengler u. a., auf dem Kirchhof zu Sct. Johannes, einer Begräbnisstätte, die wegen ihres eigentümlichen Charakters wohl eines Besuches wert ist. Während es nämlich anderwärts Sitte ist, die Friedhöfe durch Sträucher und Baumanlagen zu zieren, um den ernsten Eindruck, den die Nähe des Todes immer hervorruft, durch die blühende Natur zu mildern, finden wir auf dem älteren Teile des Johanniskirchhofs nur ein weites, einförmiges Leichenfeld, besäet mit schwerfälligen, länglich-viereckigen Steinen, die fast in der Form kolossaler Särge die Gräber bedecken. Zwischen diesen Grabsteinen wandelnd, fühlt man den kalten Atem des Todes sich entgegen dringen, gleich als ob man in einer Gruft zwischen Särgen weilte. Bei genauer Besichtigung jedoch werden die Steine höchst interessant durch eine Fülle herrlicher Erzgüsse, welche sie schmücken. Die Öde des einfachen, immerhin aber imposanten Gottesackers wird nur unterbrochen durch die Johanniskirche, die Holzschuhersche Kapelle zum heiligen Grab, durch ein großes, dem Ritter Alexis Münster gesetztes Monument und durch den Calvarienberg, welcher mit der an der Kirchhofmauer angebrachten Kreuzabnahme und der in der Holzschuher-Kapelle befindlichen Grablegung als das Ende der berühmten Krafftschen Stationen anzusehen ist. Einen wirksamen Gegensatz zu dem alten Kirchhof, dem sein eigentümlicher Charakter bis heute gewahrt blieb, bildet die daranstoßende neue Anlage. Sie zeigt auf ihren von mächtigen Linden und Kastanien beschatteten und mit Blumen und Gesträuchen geschmückten Gräbern nur moderne, zum Teil sehr schön in Sandstein oder Granit ausgeführte Monumente und ist auf der Westseite durch eine im gotischen Stil erbaute Halle abgeschlossen.

Als Wegweiser zum Johanniskirchhofe können die erwähnten Stationen von Adam Krafft angesehen werden; sie sind auf sieben Säulen mit halblebensgroßen Figuren dargestellt und sowohl nach Zeichnung als nach Ausführung meisterhaft. Ein Nürnberger Bürger, der, um die Entfernungen genau abzumessen, zweimal nach Jerusalem gepilgert war, ließ sie

auf dem Wege von einem Hause am Tiergärtner Thor, dem sogenannten Pilatushause, nach dem Kirchhofe aufstellen.

2. Die Bewohner.

Was wir in dem heutigen Nürnberg Anziehendes und Bewundernswertes finden: seine Mauern und Straßen, seine Häuser und Kirchen, seine Brunnen und Denkmäler — das alles weist so bestimmt auf eine große Vergangenheit hin, und der heutige Nürnberger ist so sehr mit dieser Vergangenheit verwachsen, daß es von Interesse ist, den Entwickelungsgang der merkwürdigen Stadt zu verfolgen. Wenn wir aber den Schleier zu lüften suchen, indem wir nach dem Ursprung der Stadt forschen, so geraten wir in einen Irrhain voll duftender Sagen, die uns zwar den frischen, lebendigen und darum schaffenden Volksgeist früherer Jahrhunderte verraten, aber durchaus keinen Anhaltspunkt über Alter und Entstehung der Stadt bieten. Sie taucht in der Geschichte plötzlich als ein Ort von Bedeutung auf, in welchem ein deutscher Kaiser (Heinrich III., 1050) Hof hält und ihm das Markt-, Münz- und Zollrecht verleiht. Jedenfalls hatte der einzelnstehende Sandsteinfelsen am rechten Pegnitzufer, der weithin die Ebene beherrscht, die Gründung einer Burg in Mitte eines holz-, wild- und honigreichen Waldes veranlaßt, und um diese siedelten sich in einem südlichen Halbkreise die ersten Bewohner der Stadt an. Wie die Straßennamen (Krämersgasse, Schmiedgasse) vermuten lassen, waren dies meist Handelsleute und Handwerker, und die Lage des Ortes rechtfertigt diese Annahme; denn der gegen die Pegnitz hin sumpfige, in der Ebene aber aus lockerem Sande bestehende Boden war dem Anbau äußerst ungünstig, so daß es der Arbeit von Jahrhunderten bedurfte, denselben in die fruchtbaren Gefilde umzuwandeln, die sich unter dem Namen Knoblauchland auf der Nordseite der Stadt hinziehen.*) Nur die Bienenzucht in dem bis an die Stadtgrenze reichenden Reichswalde war frühe ein ergiebiger Erwerbszweig, dem die kaiserlichen Beamten auf der Burg ihre besondere Aufmerksamkeit zuwandten.

Nach Heinrich III. weilten fast alle deutschen Kaiser längere oder kürzere Zeit in Nürnberg, hielten häufig Reichstage daselbst ab und bestätigten die Rechte der im Jahre 1112 reichsunmittelbar gewordenen Stadt. Dadurch sowohl, als durch den Volkszulauf, den die seit 1070 durch ganz Deutschland in Aufnahme gekommene Verehrung des heil. Sebaldus mit sich brachte, wuchs die Stadt rasch zu ansehnlicher Größe und dehnte sich im 12. Jahrhundert bereits auf das linke Pegnitzufer aus. Unter Friedrich Barbarossa

*) „Nurnberg, diese mechtige vnnd reiche Statt, liegt gantz vnd gar auff einem vngeschlachten vnd sandichten Boden, aber hat dester sinnreicher Werckmeister vnd Kauffherren. Dann so sie mit dem Erdtrich nichts mögen anfahen, schlagen sie ihre spitzige vernunft dester fleissiger auf subtile Werck vnd Künst. Aber das Bawrs Volck, so herauß umb die Statt wohnet, muß die Natur des vngeschlachten Erdtrichs gleich zwingen mit grosser arbeit vnd durch etliche mittel treiben, damit sie es in ein feißtigkeit bringen, davon der eyngeworffen Saamen krafft empfahe vnd frucht bringe.“

wurde die Burg, die ursprünglich wohl nur dem Zwecke der Landesverteidigung diente, völlig ausgebaut und so zum Kaisersitze umgestaltet. Ihre Verteidigung war einem Burggrafen anvertraut, der neben dem kaiserlichen Hoflager seinen Sitz hatte. Die treue Ergebenheit, die Nürnberg den Hohenstaufen allezeit und besonders in den Kämpfen Philipps von Schwaben gegen Otto von Braunschweig bewiesen hatte, belohnte der Enkel des großen Barbarossa, Friedrich II., dadurch, daß er der Stadt Privilegien verlieh, die dieselbe gegen die Nachteile des Lehenrechts schützten, sie als ein solidarisches Gemeinwesen, das sein eigenes Stadtrecht hatte und seine Steuern im ganzen entrichtete, anerkannten und ihr besondere Handelsvergünstigungen auf der Donau von Regensburg bis Passau, dann auf den Plätzen Donauwörth, Nördlingen, Speier und Worms einräumten. Es war nach jeder Kaiserwahl des Rates erste Sorge, sich diese „Fredericiana“ bestätigen zu lassen, und die deutschen Kaiser hatten zu großes Interesse an dem Aufblühen der Städte, als daß sie dies je verweigert hätten. Bedurften sie ja doch derselben gegen die immer mächtiger emporstrebende Landeshoheit der Fürsten wie gegen die Anmaßungen der römischen Hierarchie. Die Städte dagegen mußten nur zu oft den Schutz des Kaisers gegen den sie bedrohenden Adel anrufen, als daß sie je feindselig dem Reiche und seiner Verfassung gegenübergestanden wären. Nürnberg insbesondere hatte viele und heftige Kämpfe gegen seine Burggrafen, denen außer der Verteidigung der Burg auch der Gerichtsbann und das Geleitsrecht zustand, zu bestehen, und diese Kämpfe hörten selbst dann noch nicht auf, als Heinrich VII. 1313 durch ein Privilegium das Geleitsrecht auf den Heerstraßen und die Rechtspflege in der Stadt dem Reichsschultheiß, der aber nur unter dem Beirat von Schöffen urteilen durfte, übertrug. Auch die 1330 erfolgte Erwerbung des Schultheißenamtes, das inzwischen aus Geldmangel dem Burggrafen verpfändet worden war, durch den Bürger Konrad Groß, der sich auch den Bann und Zoll verschreiben ließ, ja sogar der Ankauf des Burggrafenschlosses durch die Stadt (1427) vermochten den Räubereien kein Ende zu setzen; denn die Burggrafen, jetzt auch Markgrafen von Brandenburg, hatten wohl ihre Rechte, nie aber ihre Ansprüche aufgegeben. Besonders blutig und verheerend war der Krieg gegen Albrecht Achilles (1449 und 50), mit dem 17 Fürsten, 15 Bischöfe und der größte Teil des fränkischen Adels verbunden waren. Außerdem hatte sich die Stadt fortwährend der Angriffe des räuberischen Landadels zu erwehren, der an ihren Grenzen zahlreiche Burgen besaß. Am verwegensten trieb es Ritter Eppelein von Gailingen, der fast fünfzig Jahre lang der Schrecken und Plaggeist der fränkischen Städte war, aber zuletzt doch auf dem Rabenstein für seine Frevelthaten büßte. Die Sage, die ihn vielfach verherrlicht und zum Grundtypus eines Raubritters gestempelt hat, meldet auch, daß er einmal, bereits zum Tode verurteilt, nur durch einen tollkühnen Sprung über den Nürnberger Stadtgraben sich rettete und seine Feinde damit neckte, daß er ihnen zurief: „Die Nürnberger hängen keinen, sie hätten ihn denn zuvor.“

Auch im Innern der Stadt ging es nicht ohne blutige Kämpfe ab. Die Geschlechter hatten sich nach und nach in den Alleinbesitz der Ratsfähigkeit gesetzt, wodurch den übrigen Bürgern und den Gewerken, die bereits im 14. Jahrhundert zu hoher Blüte gelangt waren, die Teilnahme an der Regierung gänzlich entzogen war. Dies erregte deren Unzufriedenheit, und so kam es 1348 zu einem blutigen Aufstande, durch welchen der Rat vertrieben und eine neue, demokratische Regierung eingesetzt wurde. Da sich aber diese als gänzlich unfähig erwies, so gelang es bald, das alte Regiment wieder herzustellen. Alle diese Kämpfe trugen nur dazu bei, daß das Gemeindewesen sich immer kräftiger konsolidierte; sie schützten vor der bei dem zunehmenden Reichtum sonst unausbleiblichen Verweichlichung und Überhebung und verliehen der Stadt als der mächtigsten im schwäbischen Bunde auch nach außen immer größeres Ansehen, ihrer Stimme in Reichsangelegenheiten immer mehr Gewicht. Gegen die Markgrafen und deren Genossen schützte sie sich durch starke Mauern mit festen Türmen; zum Schutze ihres Handels hielt sie ein ansehnliches Heer, und den inneren Frieden sicherte sie durch Aufnahme von acht Gewählten aus den Gewerken in den Rat.

So ging Nürnberg einer Blüte- und Glanzperiode entgegen, wie sie wenigen Städten unseres Vaterlandes beschieden war. Sein Handel hatte im 15. Jahrh. die größte damals denkbare Ausdehnung gewonnen. Begünstigt durch seine geographische Lage an der von Süden nach Norden ziehenden Handelsstraße, bevorzugt durch Privilegien der Kaiser und Fürsten, die um ihre Gunst buhlten, geachtet und gefürchtet durch seine politische Stellung, war es der Hauptspeditionsplatz für die Waren geworden, die aus Italien, besonders aus Venedig, und aus der Levante nach den Hansastädten, nach England und Frankreich gingen. Es sandte seine eigenen Erzeugnisse, insbesondere Tücher, Eisenwaren, Waffen, Pulver und Manufakturgegenstände aller Art nach Süden und Norden und bezog dafür aus Venedig Leder, Baumwolle, Südfrüchte, Öl und Weine, aus Genua Spezereien und Tücher — Handelsartikel, welche seine Kaufleute auf die Messen nach Frankfurt, Leipzig, Breslau rc. brachten. Aus Holland und überhaupt von den nordischen Küstenplätzen bezogen sie Heringe und andere Seefische, die sie im Binnenhandel vertrieben. Die Entdeckung des Seeweges nach Ostindien, die den Welthandel in ganz neue Bahnen lenkte, verminderte freilich die Bedeutung Nürnbergs für den Zwischenhandel; desto mächtiger aber hob sich sein Manufakturwarenhandel durch die fort und fort sich steigernde Gewerbthätigkeit. Eine Reihe von Erfindungen bezeichnet die Blüte der Gewerbe; Rudolf erfand 1360 das Drahtziehen, Peter Henlein (Hele) 1507 die Taschenuhren, Recknagel 1517 das Feuerschloß, Ebner 1553 das Messing, Lobsinger 1560 die Windbüchse und den Metalldruck, Lamprecht die Probierwagen.

Durch die zunehmende Wohlhabenheit, die Handel und Gewerbsfleiß mit sich brachten, durch das edle Selbstbewußtsein, das eine geachtete äußere

Stellung erzeugte, und durch die freie Bewegung, die eine republikanische Verfassung den Bürgern gestattete, entwickelte sich in der alten Noris ein Volksleben, dessen Kraft und Frische sich in ritterlichen Spielen, wie dem „Gesellenstechen“, dessen heiterer Humor sich in bunten Fastnachtsaufzügen, wie dem „Schembartlaufen“, dem „Urbanreiten“, und anderen Belustigungen, manifestierte. Während innere und äußere Kämpfe die Kraft des Volkes stählten, drückten Kunst und Wissenschaft ihr den Stempel höheren Adels auf, und daß die Glanzperiode Nürnbergs zugleich eine Blütezeit der Kunst wurde, das ist nicht allein den Koryphäen, die es zu seinen Bürgern zählte, das ist der gesamten Bevölkerung zu verdanken. Denn gleichwie eine große politische oder kirchliche Bewegung nicht einzig, ja nicht einmal vorzugsweise ihren hervorragenden Leitern zugeschrieben werden darf, diese vielmehr nur die Träger des allgemeinen Zeitgedankens sind, so bilden auch die Heroen einer Kunstepoche gleichsam nur die Krystallisationspunkte, um die sich das Volksleben konzentriert. Es zeigt sich durch das ganze 15. und 16. Jahrhundert ein Streben und Ringen nach künstlerischer Gestaltung, von dem der einfache Handwerker, wie der geborene Künstler erfaßt war, dem der schlichte Bürger, wie der reiche Patrizier huldigte. Man betrachte nur die Hauseinrichtungen jener Zeit: die prächtigen Öfen, das kunstvoll geschnitzte Täfelwerk, die reich verzierten Bettstellen, Truhen und Schränke; man bedenke, daß die herrlichen Baudenkmäler, die unvergleichlichen Kunstschöpfungen, die Nürnberg heute noch zur Zierde gereichen, teils Stiftungen reicher Familien, teils „von den Almosen frommer Leute hergestellt“ sind, und man wird bestätigt finden, daß das Kunstleben die tiefsten Wurzeln im Bürgertum hatte, ja mit ihm völlig verwachsen war. Verherrlicht ja doch auch der Hauptrepräsentant der Nürnberger Kunstepoche, Albrecht Dürer (geb. 1471, gest. 1528), in seinem unvergleichlich schönen Holzschuher-Portrait den ganzen Bürgerstand. Der größte deutsche Maler war zugleich ein geschickter Meister in der Holz-, Stein- und Metallbildnerei; war er doch zuerst bei seinem Vater, einem Goldschmied, in die Lehre gegangen! Er erfand die Radiernadel und den harten Ätzgrund, und seine Kupferstiche erregten bei seinem großen Zeitgenossen Raphael Sanzio die höchste Bewunderung. Daneben schrieb er Werke über Proportionen des menschlichen Körpers, über Perspektive und Meßkunst und — über Befestigungsbau. Mit Dürer werden auch stets sein Lehrer Wohlgemut und seine Schüler Hans Schäuffelin, Erhard Schön, Hans Culmbach u. a. genannt werden; die Glasmaler Gebrüder Hirschvogel und die Miniaturmaler Hans und Nikolaus Glockendom reihen sich ihnen würdig an. Gleich unsterblichen Ruhm wie Dürer erwarben sich seine Zeitgenossen Adam Krafft, der Bildhauer, Peter Vischer, der Erzgießer, und Veit Stoß, der Bildschnitzer.

Die Dichtkunst fand zu dieser Zeit ihre ausschließliche Pflege im Schoße des Bürgertums; der höfische Minnegesang war zum zunftmäßigen Meistergesang geworden. Weit über die engen Schranken der Meistersänger

aber erhob sich der Nürnberger Schuster Hans Sachs, ein Dichter von Geist und Humor und zugleich das Muster eines deutschen Bürgers, in dem strenge Ehrbarkeit und sittlich ernste Haltung mit stiller Genügsamkeit und heiterer Laune vereinigt waren. Mit beißender Satyre geißelt er in seinen Erzählungen und Fastnachtsspielen die Gebrechen seiner Zeit und begrüßt mit inniger Begeisterung in dem Gesang von der Wittenbergischen Nachtigall den Anbruch einer neuen.

Wie die alte Noris der Mittelpunkt des Welthandels war, so konzentrierte sich in ihr auch der geistige Verkehr der Gebildeten des Mittelalters. Zählte sie doch selbst manche Zierde der Wissenschaft, wie Wilibald Pirkheimer, den geistreichen Redner, Christoph von Scheurl, den gewandten Staatsmann, Lazarus Spengler, den gelehrten Ratsschreiber, zu ihren Bürgern.

Luther nennt Nürnberg eine Sonne unter den Sternen, und der berühmte Mathematiker Johann Müller, nach seiner Vaterstadt Königsberg in Franken Regiomontanus genannt, schreibt 1471 an einen Freund: „vor kurzem habe ich mir Nürnberg zum ständigen Wohnsitz erkoren, teils wegen der Bequemlichkeit in bezug auf Instrumente, namentlich auf astronomische, auf die sich die ganze Sternkunde stützt, teils wegen des allgemeinen Verkehrs, den man mit wissenschaftlich gebildeten Männern, wo sie nur immer leben mögen, leichter unterhalten kann, da jener Ort gleichsam als Mittelpunkt von Europa wegen des Handels der Kaufleute angesehen wird." Ein Schüler Regiomontans war Martin Behaim, „der geistige Entdecker Amerikas", der 1491 den ersten Globus fertigte. Die hochwichtigen Erfindungen des Mittelalters fanden in Nürnberg rasch Eingang und erfuhren fortwährend Verbesserungen. Bereits 1356 wurde das erste Geschütz gegossen und 1517 erfand, wie schon erwähnt, Recknagel das Feuerschloß; schon 1390 bestand eine Papiermühle, und 1470 wurde die erste Buchdruckerei eingerichtet, der bald zahlreiche andere folgten.

Bei dem geweckten geistigen Leben, das in Nürnberg pulsierte, mußte die gewaltige Bewegung des 16. Jahrh. hier mächtigen Eindruck machen Meister Sachs war nur das Organ seiner Mitbürger, als er den Gesang von der Wittenbergischen Nachtigall erschallen ließ; denn was Luther wollte, erstrebte man in Nürnberg längst. Schon Huß wurde bei seiner Durchreise nach Konstanz freundlich aufgenommen und erfuhr, als er seine Lehren vor dem Rate und der Geistlichkeit dargelegt hatte, freudige Zustimmung. Die deutsche Stadt hatte trotz Bann und Interdikt stets den Herrschergelüsten der römischen Hierarchie widerstrebt, und dem religiösen Sinn ihrer Bürger waren die kirchlichen Mißbräuche ein Greuel. So fand denn die Reformation hier guten Boden, und Nürnberg war die erste Stadt, die sich mit einem großen Teile der Geistlichkeit für dieselbe erklärte. Wie fördernd dieser Schritt auf das geistige Leben der Stadt zurückwirkte, beweist die Hebung des Schulwesens, namentlich die Gründung eines Gymnasiums durch Melanchthon.

Die Entwickelung Nürnbergs war eine so nachhaltige gewesen, und die Grundlagen seiner Größe waren so gesunde, daß nur ein Nationalunglück, wie der dreißigjährige Krieg, die stolze Reichsstadt zum Falle bringen konnte. Wohl hatte sie in früheren Zeiten eben so schwere Kämpfe zu bestehen, eben so ungeheure Summen zu bezahlen, eben so greuelhafte Verwüstungen ihres Gebietes auszustehen gehabt; aber es waren dabei Handel und Gewerbe gediehen und das Reich hatte seinen festen Bestand behalten. Allein jener unheilvolle Bürgerkrieg vernichtete den Handel, lähmte die Industrie und gab dem deutschen Reiche den Todesstoß. Geistig zwar blieb Nürnberg immer noch kräftig, wie durch die Gründung der Altdorfer Universität (1622), die Eröffnung einer Malerakademie durch Sandrart (1662), die Errichtung eines anatomischen Theaters (1677) und eines Observatoriums (1678), die Stiftung vieler Schulen ꝛc. bewiesen wird; aber seine materiellen Hilfsquellen waren versiegt, und die Grundbedingung seines politischen Bestandes, ein starkes deutsches Reich, war dahin. Mehrere Reichskriege, an denen die Stadt teilnehmen mußte, besonders der siebenjährige und später der französische Krieg, die unverhältnismäßig großen Leistungen an Geld und Truppen, die ihr auferlegt wurden, die kostspieligen Prozesse mit ihren Nachbarn und der eigene schlechte Haushalt — dies und noch manches andere hatte dazu beigetragen, ihre Finanzen in völlige Zerrüttung zu bringen. Dazu kamen noch, um die Stellung Nürnbergs als Staat gänzlich unhaltbar zu machen, die Bedrängnisse von Seite Preußens, das die alten Ansprüche der Burggrafen erneuerte und das ganze, damals 30 □Meilen umfassende, Nürnberger Gebiet besetzte, ohne daß von Reichs wegen dagegen eingeschritten werden konnte. So nahm man es denn mit der Resignation, die eine eiserne Notwendigkeit auferlegt, hin, als die Stadt mit ihrem ganzen Gebiet durch die Rheinbundsakte im Jahre 1806 dem neugeschaffenen Königreiche Bayern einverleibt wurde. Sie zählte damals wenig über 20 000 Seelen, während vor dem 30jährigen Krieg die Einwohnerzahl 40 000 überstieg. (1880: 99 000.)

Als aber das fremde Joch durch die Erhebung des deutschen Volkes abgeworfen war; als die Stadt ihren Haushalt geordnet und durch die bayerische Verfassung (1818) wieder größere Selbständigkeit erlangt hatte, da begann sie aufs neue aufzublühen. Die großartigen Erfindungen des 19. Jahrh. weckten die schlummernden Kräfte, und wie die geistigen Reformen des Mittelalters, so fanden auch die materiellen der Neuzeit lebhafte Aufnahme und eifrige Förderung. Die Stadt, die sich zuerst für die Reformation erklärte, hatte auch die erste Eisenbahn in Deutschland. Jetzt nimmt sie unter den Fabrik- und Handelsstädten des deutschen Reiches wieder eine ehrenhafte Stelle ein; unter denen Süddeutschlands behauptet sie unbedingt den ersten Rang. Bei aller Pflege des guten Neuen vergaß man aber doch des bewährten Alten nicht, und wie die Stadt unter allen ihr altertümliches Gepräge am treuesten bewahrt hat, so hält auch die Bevölkerung an dem durch ihre individuelle Entwickelung erzeugten eigenartigen Charakter immer

noch fest. Sie spricht noch heute ihre eigene Mundart, deren Gebiet sich gar nicht weit über den Burgfrieden hinaus erstreckt, und die durch begabte Volksdichter, wie Grübel, Weickert, Weiß u. a., eine sogar von Goethe gewürdigte Litteratur aufzuweisen hat. Die Gedichte dieser Männer atmen jene biedere Treuherzigkeit, jene fröhliche Genügsamkeit, jenen heiteren Humor, wodurch die Nürnberger von jeher zu gewinnen wußten. Der Fremde insbesondere wird herzliches Entgegenkommen, freundliche Geselligkeit und uneigennützige Gastfreundschaft allenthalben finden. Große Etablissements für gesellige Vergnügungen, wie sie andere Städte von der Größe Nürnbergs aufzuweisen haben, würde er hier aber vergeblich suchen; der Nürnberger verschmäht dergleichen Apparate; ihm ist am wohlsten im engeren Freundeskreise, wo er sich ungezwungen bewegen kann, sei es nun am Stammtische der raucherfüllten Kneipe oder in dem geschlossenen Lokale eines der geselligen, musikalischen oder wissenschaftlichen Vereine, die nach Dutzenden zählen. An heiteren Sommerabenden versammeln die größeren derselben ihre Mitglieder in einem der hübschen Gartenlokale, die entweder in unmittelbarer Nähe der Stadt, wie die Rosenau, der Kulturvereins- und Harmoniegarten, oder innerhalb der Mauern, in den Zwingern, angelegt sind, wo sich denn bei Musik und Gesang ein recht fröhliches Leben entwickelt. Heilig ist dem Nürnberger die Sonntagsruhe, nicht aus Bigotterie, sondern weil er der Ansicht ist, daß sechs Tage dem Geschäft, der siebente aber ihm und seiner Familie gehöre. Aus dem engen Rahmen des Familien- oder Vereinslebens tritt er nur heraus bei Gelegenheit eines Volksfestes, zu dem sich jede größere öffentliche Feier heute noch gestaltet. Auch diese Feste haben ihren bestimmt ausgeprägten Charakter; es sind Familienfeste im großen, bei denen alles die allgemeine Freude teilt, alles der fröhlichsten Stimmung sich hingiebt, ohne in tollen Jubel auszuarten. Ist diese allgemeine Freude schon ein Zeichen des herrschenden Gemeinsinnes, so dokumentiert sich derselbe noch weit mehr durch die Opferwilligkeit, mit der jedes edle Streben unterstützt wird. Nach Hunderten zählen die Stiftungen, die in den Zeiten des Glanzes, wie in den Tagen der Not von Nürnberger Bürgern gemacht wurden, obenan die für das Unterrichtswesen, für Witwen und Waisen, für Arme und Kranke, und wo heute noch eine Not zu lindern, ein gemeinnütziges Unternehmen zu fördern ist: in Nürnberg finden sich immer offene Herzen und offene Taschen dafür.

Die Eigenart der Nürnberger zeigt sich ganz besonders in ihrer Industrie, die ein offener Sinn für das im Leben Brauchbare geschaffen hat. Die kleine Pegnitz, die die Stadt durchfließt, treibt außer mehreren bedeutenden Kunstmühlen seit Jahrhunderten eine Menge von Werkstätten, die zum Polieren, Schleifen, Drechseln, Walken all der Gewerbs- und Kunsterzeugnisse dienen, durch welche Nürnberg seinen alten Ruf noch immer bewährt. Die Fülle und Mannigfaltigkeit dieser Produkte setzt in Erstaunen. „In England giebt es ganze Ortschaften und Landstriche, in denen man nichts anderes fabriziert als Baumwollengarn, und sogar große Etablissements, in

denen man sich nur auf eine einzige von den 300 verschiedenen Arten Baumwollengarn, die es giebt, gelegt hat. Dergleichen haben die Engländer erfunden. Die Deutschen dagegen haben Nürnberg erfunden, das sich auf die Produzierung und Verhandlung einer Million Warengattungen zugleich legt. Seine Industrie gleicht dem Weihnachtsbaum, den auch wieder die Deutschen erfunden haben; sie ist, wie dieser, mit allem möglichen Tand der Welt behangen." *)

Ein Blick auf das Verzeichnis all der Tausendsachen, die unter dem Gattungsbegriff „Nürnberger Waren" durch die ganze Welt gehen, oder ein Gang durch den Christmarkt — auch Kindleinsmarkt genannt —, der in Nürnberg alljährlich während der letzten 17 Tage vor Weihnachten abgehalten wird, belehrt uns über die Mannigfaltigkeit dieser Fabrikate. Das geht nicht in die Hunderte, das geht in die Tausende! Zwar teilt Nürnberg jetzt das Spielwarengeschäft mit dem von ihm großgezogenen Sonneberg, das sich unabhängig von den Nürnberger Kaufleuten zu machen wußte; aber das kann nur ein Sporn mehr für die Mutterstadt sein, ihren alten „Witz" im Erfinden stets aufs neue zu erproben, um ihren Platz auf dem Weltmarkte zu behaupten. Auch ergänzen sich beide Fabrikorte mehr, als daß sie sich bekämpften. Liefert Thüringen seine Puppen und Täuflinge, seine Kinderklappern und Noahkästen, so führt dagegen Nürnberg seine Blechwaren und Zinnfiguren, seine Dambrett-, Domino-, Lotterie- und Kriegsspiele ins Feld. Außer den Spielsachen aber sehen wir aus den Fabriken Nürnbergs die bunteste Mannigfaltigkeit von Glas-, Holz-, Horn-, Metall- und chemischen Waren, von Kattun- und Papierdruck, mathematischen, physischen und optischen Instrumenten hervorgehen — nicht zu vergessen der altberühmten Lebkuchen. Diese außerordentliche Mannigfaltigkeit der Produktion hat Nürnberg vor dem Schicksal anderer Fabrikstädte, in denen nach und nach der wohlhabende Mittelstand gänzlich schwindet, bis jetzt bewahrt, und ihr ist es zu danken, daß sich die Stadt nach manchen Anfällen und Niederlagen immer wieder erhoben hat. Im Gegensatz zur Kleinindustrie betrachte man sich die großen Fabrik-Etablissements, wie die von Kramer-Klett gegründete Maschinen-, Waggon- und Drahtstiftfabrik, die 4—5000 Arbeiter beschäftigt und nicht allein ganz Bayern, sondern auch auswärtige Staaten mit Eisenbahnwagen versieht, die Zeltnersche Ultramarinfabrik, die sich die erste in Deutschland nennen kann, die Fabersche Bleistiftfabrik in dem nahe gelegenen Stein, deren Erzeugnisse auf allen Märkten der alten und neuen Welt gesucht sind — und man lernt neben der Allseitigkeit auch die Großartigkeit der Nürnberger Industrie bewundern. Es ist begreiflich, daß diese fruchtbare Produktion auch einen lebhaften Handel hervorruft; doch beschränkt sich derselbe nicht darauf. Nürnberger Gemüse, namentlich Spargel und Meerrettich, geht nach allen Himmelsgegenden, ebenso Tabak im rohen und verarbeiteten Zustand; vor allem

*) Kohl, Reisen im südöstlichen Deutschland.

aber ist Nürnberg der Mittelpunkt des Hopfenhandels für den ganzen Kontinent.

Auch der Erfindungsgeist regt sich in der neu erstandenen Noris wieder. So verdankt die oben genannte Ultramarinfabrik ihre Entstehung der Erfindung des Professors Leykauf, und Fabrikdirektor Werder konstruirte das vortreffliche Gewehr, mit dem zur Zeit die bayerische Armee bewaffnet ist. Daß es den Gewerbtreibenden nicht an guten, aufmunternden Vorbildern und an geeigneter Belehrung fehle, dafür sorgt das seit 1872 bestehende bayerische Gewerbemuseum, das durch Einrichtung von Werkstätten, durch eine permanente Ausstellung und durch populäre Vorträge eine segensreiche Thätigkeit entfaltet. Um den Gewerbserzeugnissen eine immer mehr vollendete künstlerische Form zu geben, dafür ist die eines ehrenvollen Rufes sich erfreuende Kunstschule, die eine Vermählung von Kunst und Gewerbe erstrebt, unabläßig thätig. Ihr ist es unter anderem zu danken, daß die Nürnberger Kunstschreinerei so vorzügliches leistet. Auch auf anderen Gebieten der Kunst zeigt sich eine erfreuliche Thätigkeit. Was Heydeloff in der Baukunst, sowohl durch Erhaltung alter, als durch Schaffung neuer Gebäude, geleistet, findet allseitig Anerkennung. Frank, der Wiederhersteller der Glasmalerei, hat diesen Zweig der Kunst auch in seiner Vaterstadt neu belebt; Klaus und Kellner kultivieren ihn mit Glück und Geschick. Einen zweiten Peter Vischer besaß Nürnberg in dem 1858 verstorbenen Erzgießer Burgschmiet, der sich auch als Bildhauer hervorthat, und der — ein echter Nürnberger — seine Laufbahn als Drechslerlehrling begann. Seine Vaterstadt besitzt von ihm das Melanchthon- und das Dürer-Denkmal; außerdem gingen aus seiner Gießerei hervor: die Statuen Karls IV. in Prag, Beethovens in Bonn, Luthers in Möhra und vor allem das großartige Radetzkydenkmal. Die Anstalt, die jetzt unter Leitung des Professors Lenz steht, hat sich bis zur Stunde ihren Ruf zu erhalten gewußt; sie lieferte, außer mehreren bedeutenden Werken nach Schweden, unter anderem das Keplermonument für die Stadt Weil und in letzter Zeit das Hans-Sachs-Denkmal für Nürnberg. So ist in Nürnberg zwar der alte Glanz verblichen und die frühere Herrlichkeit zu Grabe gegangen; aber

„Neues Leben blüht aus den Ruinen.“

---

2. Die bayerische Hochebene.*)

1.

Wer aus dem westlichen Mitteldeutschland kommt, wo überall auf engstem Raum so große Mannigfaltigkeit des Volkslebens und der Boden-

*) Nach W. H. Riehl.

beschaffenheit zusammengedrängt ist, wo man bei jeder Meile Wegs gleichsam um eine Ecke tritt, daß sich der Anblick eines neuen Landes, anders gearteter Menschen eröffnet, für den fällt auf den langgestreckten bayerischen Hochflächen zwischen der Donau und den Alpen vor allem das Weitschichtige, Auseinandergezogene der Landschaft, wie der Volksgruppen auf, der Mangel an Individualisierung auf kleinem Raum. In den erstgenannten Gauen liegt das ethnographische und topographische Material in zahlreichen Duodezbändchen angehäuft, hier in zwei bis drei großen Folianten: wo dort manchmal ein Nachmittagsspaziergang genügt, um Gegensätze von Natur und Menschensitte neben einander im Original zu studieren, da fordert dies hier Tagemärsche. Nicht als ob es dem Flach- und Hügellande zwischen Iller und Inn an scharfgeprägtem Charakter fehlte; derselbe ist nur in breiten Zügen angelegt, und gerade darum hat er sich viel ungebrochene Derbheit bewahrt. Den bis ins kleinste individualisierten Landstrichen gehörte die Vergangenheit, namentlich die mittelalterliche. Gehört vielleicht den ins Breite und Massenhafte angelegten Ländergruppen die Zukunft? Der Hauptstock der am individuellsten durchgebildeten Gegenden Deutschlands, Thüringen, Hessen, die Uferlande des Ober- und Mittelrheins, ist in der Kleinstaaterei stecken geblieben; die Ländergebiete der drei mächtigsten deutschen Staaten, Österreich, Preußen und Bayern, gliederten sich seit alter Zeit vorwiegend nach massenhaften Gruppen. Auf den weiten Hochflächen an der Isar, in den weiten Sandniederungen an der Spree zogen sich in der neuesten Zeit die zwei bedeutendsten Mittelpunkte deutschen Kunstlebens zusammen; nie und nimmer hätte das Mittelalter an solchen Punkten Kunsthauptstädte zu gründen vermocht. Die große Fabrikindustrie und der Weltverkehr der Eisenbahnen suchten mit Vorliebe die weiten, individualitätsarmen Ebenen auf, und die beklommene Phantasie des vielgliedrigen Abendlandes sieht aus den endlosen Steppen Rußlands die dunklen Schattenbilder einer neuen Völkerwanderung von ferne heranziehen.

Suchen wir einige von den ins große gestalteten Einzelzügen der südbayerischen Hochflächen festzuhalten.

Bei den Thälern des Lech, der Isar, Iller, Amper, Paar, Glon, Zusam, Schmutter 2c. ist allenthalben, so wie sie den äußersten Damm des Hochgebirges durchbrochen haben, die Thalweitung unverhältnismäßig breit gegen die Höhe der umsäumenden Hügel und die Masse des Wasserlaufs. Sonst bändigt und beherrscht in der Regel der Berg, ja der Hügel den Fluß oder Bach, zwingt ihn, um seine Ecken und Vorsprünge sich zu beugen; die Felsen und Höhen sind die Riesen, und die Bäche, zu ihren Füßen sich windend, die Zwerge. Hier dagegen sieht es aus, als ob die Hügel den Bächen nachliefen, und obendrein stets in ehrerbietiger Entfernung: diese Alpenströme ohne Alpen sind die Riesen, und die Hügel ohne sichtbaren Felsenkern, mit weibisch rundlichen Formen, die Zwerge. Man sieht fast immer zu viel Himmel und zu viel Erde.

Die breite Physiognomie sitzt denn auch gleicherweise den natürlichsten Kunstwerken des Landes wie angeboren: den Dörfern. Sie sind viel gedehnter angelegt, die Häuser geräumiger, als man's bei den Bauernwohnungen Mitteldeutschlands zu finden pflegt, die Fenster so breit, daß sie zum Entsetzen jedes künstlerischen Auges wohl gar quadratförmig werden. Selbst auf den Kirchhöfen liegen die Toten oft auffallend weit aus einander gebettet. Überall der Eindruck, daß in diesen Gegenden noch sehr viel Platz sei, Platz für eine verdoppelte Bevölkerung. Es ist noch allerlei Rohstoff des Landes vorhanden, nicht jedes Zipfelchen der Oberfläche präsentiert sich sofort als verarbeitetes Produkt. Die Warnehmung, daß hier die Welt noch nicht ganz verteilt sei, hat für jemand, der aus einem übervölkerten Landstrich kommt, etwas Beruhigendes, Behagliches. Die Ackerparzellen sind für ein mittelrheinisches Auge mehrenteils erstaunlich groß. Es wäre freilich sehr verkehrt, wenn man diese räumliche Ausdehnung zum Maßstab für den größten Reichtum nehmen wollte, denn auch die Ausbeutung des Bodens zielt meist mehr auf das Massenhafte, als auf die Benutzung im kleinsten und einzelsten. Die Ackerfurchen sind auffallend breit und tief gezogen, die Pflanzen meist weitschichtig gesetzt. Wie konsequent leuchtet dieser Grundcharakter eines ausgedehnten geräumigen Landstriches überall durch! In den Wäldern sieht man mehrenteils die gefällten Bäume ungefähr $^1/_3$ m über der Wurzel abgesägt, während dieser Stumpf mit der Wurzel im Boden stecken bleibt und häufig genug unbenutzt verwittert. Wie sorgsam verwertet man diese sogenannten Erdstöcke in dichten bevölkerten Gegenden!

Die Flüsse unserer Hochfläche haben selten ein geregeltes Bett, sie laufen fast überall in zahlreiche Abzweigungen und Seitenarme aus einander und nehmen mit nutzlosen Inselchen, kleinen Sümpfen, Sand- und Geröllbänken dreimal mehr Platz ein, als ihnen von Rechts wegen gebührte. Gerade so ist es mit den Wegen. Die kleineren Gemeindewege zumal nehmen sich mit ihren Krümmungen — die in uralter Zeit der Fuß des Wanderers vorgezeichnet haben mag, nicht die Meßschnur des modernen Wegbauers — mit ihren dem Hauptweg bald nah, bald weitab zur Seite laufenden Fußpfaden genau wie das wilde Strombett eines vertrockneten Flusses aus. Diese ungeregelten, überzähligen wilden Pfade fressen unglaubliche Strecken kulturfähigen Landes weg. Wenn Walther in seiner „Topischen Geographie von Bayern" versichert, daß Bayern durch die Kultur aller seiner Moore innerhalb seiner eigenen Grenzen an urbarem Flächeninhalt ein nicht unbedeutendes Fürstentum erobern könne, so glauben wir, daß durch die Regulierung der wilden Wege wenigstens auch noch eine stattliche Grafschaft dazu zu gewinnen wäre. Aber dann müßten die geregelten Wege freilich in einem ganz andern Stand gehalten werden als gegenwärtig, denn so lange man bei nassem Wetter selbst im frisch gepflügten Acker reinlicher geht, als in dem Schlammstrom der Straße, wird die Notwehr von Roß und Mann doch immer wieder die wilden Wege usurpieren. Nur wer die Armut an Bruchsteinen auf diesen Hochflächen aus eigener Anschauung kennt, begreift, wie die Straßen so schlecht sein

können, während doch das Budget so beträchtliche Summen für deren Unterhalt aufweist. Elendes kleines Kalkgerölle, welches man in unsern basalt- und quarzreichen Mittelrheingegenden zu schlecht erachten würde, um den letzten Feldweg zu flicken, wird hier wohl gar meilenweit verfahren zur Unterhaltung von Staatsstraßen ersten Ranges. Wenn man in dem weiten Hügel- und Flachlande zwischen Ulm und München gelegentlich einen durch den Zufall verschleuderten tüchtigen Bruchstein am Wege liegen sieht, so betrachtet man ihn mit kindischer Freude, mit jener Pietät, mit welcher man in holzarmen Gegenden zu einem vereinzelten Baum aufblickt. Hölzerne Grenzsteine sind in den Dorfgemarkungen nichts Seltenes; dem Konflikt mit der Logik, der in diesen hölzernen Steinen liegt, geht man neuerdings wohl auch durch Grenzsteine von gebranntem Thon aus dem Wege. Wo der Backsteinbau ausschließlich herrscht, werden Land und Leute fast immer nur nach breiten Massen individualisiert sein. Der Backstein und die ebenmäßigen breiten Wandflächen bedingen sich gegenseitig, und der Mensch ist enger mit seinem Haus verwachsen, als man gemeiniglich glaubt. Die Parallele zwischen den Marschen und Niederungen des deutschen Nordens am Saume des Meeres und der Moore und Hochflächen des deutschen Südens am Fuße der Hochalpen ist schon oft durchgeführt worden. Nicht bloß die Bodenbeschaffenheit, auch die darin wurzelnde Verwandtschaft der Kulturentwickelung des Volkes fordert zum Vergleich heraus. Und gerade diese letztere Verwandtschaft läuft in hundert Zweigen auf den gemeinsamen Mangel des Bruchsteins und die Aushilfe durch den gebrannten Stein zurück. Ein Landmann vom nördlichen Saum der allgäuer Alpen erzählte mir als etwas Märchenhaftes, daß er in Mannheim Häuser gesehen habe, deren Dächer ganz „mit Schreibtafeln benagelt“ gewesen seien. Er war entzückt von diesem Eindruck; ganz dasselbe hätte bei einem norddeutschen Küstenbewohner der Fall sein können. Den Einfluß des Bruchsteins oder Backsteins auf den Volkscharakter in seiner ganzen Breite und Tiefe nachzuweisen, ist noch eine stattliche Aufgabe für die Kulturhistoriker. Die Gegensätze, welche sich auf diese beiden entscheidendsten Rohstoffe aller Civilisation gründen, erweitern sich bei historischem Rückblick in riesigem Maßstabe; aus örtlich geschichtlichem Gegensatz wächst ein weltgeschichtlicher auf: der Orient des Altertums, der wie Babylon durchaus oder wie Indien und Ägypten zum großen Teil auf den gebrannten Thon hingewiesen war, und das bruchsteinreiche Hellas und Rom; der backsteinbauende Nordosten Deutschlands im Mittelalter und die südwestlichen Bruchsteingegenden in demselben Zeitraum! Überall kommen wir auf gleiche Grundunterschiede zurück, die zuletzt in dem Bruchsteinhaus des Gebirgsbauern und in dem Lehm- oder Backsteinhaus des Flachland- oder Moorbauern zu dem kleinsten Maßstab zusammengeschrumpft, aber nicht erloschen sind.

Wie fein stuft sich wieder, um auf der südbayerischen Hochebene stehen zu bleiben, der ziegelgedeckte Backsteinbau in den Dörfern des hügeligen Teils gegen die strohgedeckten Häuser der Moordörfer, gegen die schweizerischen Holzschindelhäuser der höhern Lage ab! Da, wo die Amper bei Wildenrott,

die Würm bei Obermühlthal in die Ebene des Dachauer Moores durchbricht, hat die Natur zum letzten Mal, als auf dem äußerst vorgeschobenen Posten, ein Stück wildromantischer Hochgebirgsscenerie inmitten des Flachlandes improvisiert, und genau in dieser Gegend tritt auch bei den Dörfern die Bauart der Gebirgslandschaft ein, obgleich bei den Nachbarn rechts und links noch weit hinaus die Bauart der Hügel- und Moorstriche gilt, und eine zwingende klimatische Notwendigkeit zur Anlage dieser schweizerischen Bauernhäuser gewiß noch nicht vorhanden war. Mit so wunderbar sicherem Instinkt hat der Volksgeist seine bescheidenen architektonischen Schöpfungen dem Charakter der Gegend angepaßt. Eine Synopsis des traditionellen deutschen Dorfbaustils, nach den topographischen Parallelen geordnet, würde außerordentlich lehrreich sein, und es wäre hohe Zeit, dieselbe zusammen zu stellen, bevor das immer weiter fressende Nivellement auch hier all die alten natürlichen Unterschiede vertilgt hat. Die Bauart der Bauernhäuser, wo sie noch historisch und echt ist, gehört eben so gut der Kunstgeschichte, als das Volkslied der Geschichte der Musik. Nicht überall freilich giebt es Dörfer, deren Bau den ästhetischen Gehalt eines volkstümlichen Kunstwerkes beanspruchen darf, aber nicht überall sprudelt auch der Quell des Volksliedes. Die moderne Architektur, nachdem sie mit der Nachahmung der höheren Kunstformen vergangener Jahrhunderte so ziemlich fertig geworden ist, hat jener Baukunst des Volkes schon mancherlei für neu geltende Formen abgelauscht, die uns lebhaft an die Ausbeutung des Volksliedes durch unsere gelehrten Komponisten erinnert, und wenn bei manchen großen Fabrik- und Eisenbahnbauten das travestierte schweizerische Bauernhaus aus allen Ecken hervorlugt, so ist dies nichts anderes, als wenn die große Oper durch den Schmuck alter Volkslieder wieder jugendlichen Reiz zu gewinnen sucht.

Wie im deutschen Mittelalter die Individualisierung des Volkslebens auf die äußerste Spitze getrieben war, so bezeichnet auch die gotische Architektur dasselbe Äußerste in ästhetischer Hinsicht. Der Backstein ist aber der ärgste Feind der gotischen Architektur. Nicht leicht mag eine Stadt solch redendes Zeugnis hiefür ablegen als Augsburg, der alte Centralpunkt der südbayerischen Hochflächen. Die gotische Kunst ist hier verkümmert in dem widerstrebenden Material, die altromanische Weise und der Zopf, beide mit den breiten Wandflächen, herrschen despotisch. Das geht denn weiter fort durchs ganze Land. Die Centralisierung des Dorfkirchenbaues hat sich zwischen Iller und Isar in einer Weise vollendet, die vielleicht in ganz Deutschland ohnegleichen ist. Überall derselbe romanische Unterbau des Kirchenturmes, auf den der Zopf noch einen luftigen achteckigen Pavillon und eine zwiebelförmige Kappe gesetzt hat, überall dieselben überschlanken minaretartigen Türme, die, dem Charakter des Flachlandes entsprechend, wie riesige Spargeln aus der weiten Ebene aufschießen. Es geht eine scharfe Grenzlinie des bayerischen und schwäbischen Volksstammes mitten durch die Hochfläche, das Land in zwei große, nach Geschichte, Sitte und Sprache grundverschiedene Gruppen teilend; aber die Dorfkirchen sind in der gleichen Weise gebaut, hüben wie

drüben. Wer da weiß, wie konsequent sich im Mittelalter der Kirchenbau und zumal dieser kleinere, handwerksmäßige, streng nach den Grenzen des Gaues sonderte, der wird die Bedeutung dieses Umstandes ermessen. Wir wiesen oben auf die unterschiedliche Bauart der Hügelland-, Moor- und Gebirgsdörfer hin: die alten Dorfkirchen sind trotzdem fast durchweg nach stets gleicher Schablone geschnitten. Diese Gleichartigkeit mag das künstlerische Auge zur Verzweiflung bringen; der Kulturhistoriker sieht in den Hunderten gleichgebauter Türme, Schiffe und Chöre ein imponierendes Denkmal der centralisierenden Gewalt der Kirche.

Auch die alten Dorfkirchen sind wenigstens ein Bruchstück volkstümlicher Kunst. Wenn uns die charakteristischen Bauernhäuser die produktive architektonische Kunstrichtung des Volks darstellen, dann bezeichnen uns diese Kirchen die reproduktive. Denn in ihnen spiegelt sich die rohe, handwerksmäßige Auffassung, welche der gemeine Mann in alter Zeit von dem höhern Kunststil sich aneignete, gleichsam sein praktisch dargelegtes Verständnis des letztern. Wer freilich an den modernen Dorfkirchenbau denkt, der lediglich durch die Willkür des Baumeisters, der Gemeindevorstände ꝛc. bestimmt wird, der mag schwer begreifen, welch ein ungehobener Schatz für die Kunstgeschichte noch in den alten Dorfkirchenbauten liegt, die sich nach ganz natürlichen örtlichen Gruppen ordnen und, wie die ganze mittelalterliche Baukunst, aufs festeste in dem engbegrenzten Boden gewurzelt sind, der sie trägt.

Eines der merkwürdigsten Denkmale der Wahlverwandtschaft der norddeutschen Küstenländer mit den süddeutschen Hochflächen ist die gotische Frauenkirche zu München. Sie zeigt in ihrer Bauart die auffallendste Ähnlichkeit mit den gotischen Kirchen der deutschen Ostseeländer, die eine so ganz eigentümliche, in der Natur von Land und Volk, wie in der Art des Baumaterials (Backstein) begründete Einzelart des gotischen Stiles darstellen. Weite Länderstrecken liegen trennend zwischen diesen beiden Polen Deutschlands, nirgends ist eine örtliche Vermittelung, ein Übergang, und doch baute man zu München in derselben, weil dem Volksgeist, dem Boden und dem Material entsprechenden Weise, wie an der fernen Ostseeküste.

Barthold (in seiner Geschichte des deutschen Städtewesens) zieht eine Parallele zwischen dem alten Lübeck und dem alten München, und weist auf den großen Abstand in den jüngsten Epochen beider Städte hin. Nur in zwei Bauwerken findet er, daß ein Denkmal der alten Verwandtschaft geblieben sei: in den düstern, hünenhaft über das Maß ausgereckten Formen der Münchener Frauenkirche und der stilverwandten St. Marienpfarre zu Lübeck. Und wie der Dachgiebel und die wunderlich bekuppelten Doppeltürme der Frauenkirche, alles moderne Werk nebenan an Masse überragend, dem von den Alpen niedersteigenden Wanderer als erstes Wahrzeichen aus der Ebene aufsteigen, so begrüßt auch der Schiffer im Golf von Wagrien das Gewölbe und Nadelpyramidenpaar der Marienpfarre als erste Landmarke.

Ein Holsteiner oder Mecklenburger könnte vom Heimweh überwältigt werden, wenn er an den kleinen Seeen zwischen dem Ammer- und Starn-

bergersee wandert, durch diese Buchenhaine von so tief gesättigtem, saftigem Grün, wie sie nur die Nähe des Meeres oder der Alpen erzeugen kann, über diese smaragdfarbigen Triften, wie sie nur dem äußersten Norden und dem äußersten Süden unseres Vaterlandes eigen sind. Unter unsern älteren Landschaftsmalern haben die größten Meister jener duftigen Luftperspektiven, jener feuchtverklärten Fernen entweder an unsern nordischen Meeren oder auf unsern südlichen Hochflächen ihre besten Studien gemacht.

In der Mitte Deutschlands spielt der vorzugsweise romantische Teil unserer Geschichte. Dort ragen auch unsere schönsten Burgen, der reichste Kranz von dichterisch schönen Städtetrümmern und Kirchen- und Klosterruinen. Viel grimmigere Kämpfe wurden aber im Nordosten und Südwesten geschlagen, an beiden Punkten Vertilgungskämpfe gegen einbrechende Barbarenfluten. Die südbayerische Hochfläche ist seit länger als einem Jahrtausend gleichsam ein großes Schlachtfeld gewesen, und doch sind beide Punkte vergleichsweise arm an augenfälligen historischen Trümmern. Die zahlreichen Burgen auf dem linken Lechufer sind fast alle bis auf die Grundmauern weggetilgt. Es ist ein Charakterzeichen für diese Gegend, daß man fast immer entweder lediglich die Burgkapelle stehen ließ, oder aus dem letzten Trümmerrest eine Kirche auf die Burgstätte gebaut hat.

An den norddeutschen Meeresküsten zeigt man oft kleine Strecken des Küstensandes, die ganz rot gefärbt sind von zermalmten, aus dem Meeresgrunde aufgespülten Ziegelsteinen. Es sind die Stätten, wo ganze Dörfer vor Jahrhunderten vom Meere verschlungen wurden. So sieht man auf den südbayerischen Flächen mitunter Hügel, deren Köpfe ganz rot gefärbt sind von einer förmlichen Saat zerbröckelter Backsteine. Es sind alte Burgstellen, und das rote Gerölle ist das einzige Monument versunkener Macht und Herrlichkeit.

In ihrer Massenhaftigkeit sind diese Hochflächen schön, wie die flachen Meeresküsten in ihrer Massenhaftigkeit. Der landschaftliche Reiz unserer individualisierten mitteldeutschen Gegenden liegt dagegen fast immer in der gesonderten Plastik einzelner Formen. So geht die landschaftlich ästhetische Bedeutung überall Hand in Hand mit der topographischen und ethnographischen. Das Lechfeld, von der historischen Sage wie von der Geschichte geweiht, ist eine Öde, baumlos, hügellos, eine unabsehbare braungrüne Fläche. Man hat sie mit einem erstarrten See verglichen. Aber gerade über dieser endlosen Öde schwebt im verglimmenden Abendsonnenschein ein dämonischer herzbewegender Zauber der tiefsten landschaftlichen Charakteristik. Und eben in dieser Erhabenheit der endlosen Öde überwältigt uns so recht der Gedanke, daß die Erde überall schön sei, denn sie ist überall Gottes.

2.

Seit uralten Tagen macht der Lech den Satz zu schanden, daß die Flüsse nicht trennende Grenzlinien, sondern Verbindungslinien der Ufervölker seien. Mit strengster Präzision teilt sein Lauf von den Quellen bis zur Mündung

nicht bloß Südbayern in zwei Hauptgruppen, sondern alle südlich der Donau gelegenen deutschen Gaue in eine schwäbische und eine bayerisch-österreichische Hälfte. Der Charakter des Bodens auf beiden Ufern bildet durchaus keinen entsprechenden Gegensatz, und doch hält der schmale Wasserstreif so scharfe Gegensätze des Volkscharakters mit der Genauigkeit einer mathematischen Linie auseinander. Er ist merkwürdiger Weise eine Völkerscheide, ohne zugleich eine Landesscheide zu sein. Lediglich in der äußeren Figuration des Bodens liegt die Grenznatur: der Lech ist die senkrechte Linie von den Alpen auf die Donau gefällt, also die natürlichste Verteidigungslinie gegen jedes durch die breite Heerstraße des Donauthales einflutende Heer. Und so ward der natürliche Verteidigungsgraben in so vielen Völkerkämpfen zum Grenzgraben, an welchem die zwei Hauptgegensätze süddeutschen Volkstums aus einander gehen. Selbst in seiner äußern Erscheinung ist dem Lech der Stempel eines strategischen Flusses, eines Verteidigungsgrabens, aufgeprägt. Die wilde Strömung spottet der Schiffahrt und duldet wenig Übergänge, und bevor die moderne Fabrikindustrie den unbändigen Gesellen in ihr Joch gespannt, richtete er sicher mehr Verwüstung an, als er Nutzen stiftete.

Schlägt man Spezialkarten aus dem 18. Jahrhundert nach, so zeigt sich auf der schwäbischen Seite zwischen Lech und Iller ein so buntes Gewirr von allerlei Herrschaften — reichsstädtisches, augsburgisches, memmingisches, kaufbeuernsches &c. Gebiet, markgräflich burgauisches, gräflich fuggerisches &c., dazu ein halbes Dutzend geistlicher Territorien — daß sich die Ecke Landes als Musterstück einer möglichst großen Gebieteskonfusion auf möglichst kleinem Raum mit dem Erbaulichsten messen kann, was in dieser Art auf den modernen Karten Mitteldeutschlands noch stehen geblieben ist. Mit dem rechten Lechufer sind die bunten Lappen auch schon auf den alten Karten wie abgeschnitten, und Altbayern beginnt hier als ein breites, centralisiertes, nur durch unbedeutende Enklaven unterbrochenes Land.

Aber die politische Zersplitterung der Ecke zwischen Iller und Lech war eine zufällige, nicht durch des Landes Art gebotene. Selbst die landschaftliche Physiognomie der Gegend symbolisiert dieses Verhältnis. Die Hochfläche zerklüftet sich zwar in zahllose Hügel, diese aber sondern sich nirgends zu selbständig geschlossenen Massen ab. Das Bewußtsein der alten zufälligen Gebietsunterschiede wird gar bald bei der Bevölkerung vollends erloschen sein, aufgehoben durch den in unvordenklicher Verjährung eingewurzelten Hauptunterschied der schwäbischen und bayerischen Lechseite, den keine politische Verschmelzung sobald vertilgen wird. Nur eine Reminiscenz der alten Herrschaftsverhältnisse ist — wie fast überall — auch bei den bayerischen Schwaben des linken Lechufers noch unverloren, daß nämlich die Leute aus den ehemals geistlichen Gebietsteilen mit wehmütigem Behagen der goldenen Zeit gedenken, wo sie noch unter dem Schatten des Krummstabes wohnten, — und die Maß Bier nur zwei Kreuzer kostete.

Wie scharf die Lechlinie sich auch als Grenze der beiden Mundarten bewährt, dafür genüge ein einziges Beispiel. Auf dem linken Lechufer gehen

gut drei Viertel aller Ortsnamen auf die Schlußbildung „ingen" aus, diese charakteristische Form der schwäbischen Ortsnamen, die im Herzen Schwabens bis zum Komischen die Alleinherrschaft behauptet. Also: Göggingen, Bobingen, Inningen u. s. w. So wie man aber den Fuß über den Fluß setzt, ist ostwärts schlechterdings kein „ingen" mehr aufzuspüren, dieselbe Form hat sich in „ing" verwandelt, welches in Bayern eben so charakteristisch vorherrscht wie „ingen" in Schwaben. Also: Mering, Statzling, Derching u. s. w. Diese Ortsnamen auf „ing" gehen aber, obwohl sparsamer, durch das ganze südlich der Donau gelegene Österreich fort bis zur ungarischen Grenze; auf der andern Seite läuft das schwäbische „ingen" durch Württemberg und Baden nach dem Elsaß und erlischt erst in den Ostgrenzen von Lothringen und der Franche-Comté. Diese Konsequenz, mit welcher sich die am meisten charakteristische Formbildung der Ortsnamen für ganz Süddeutschland am Lech abscheidet, zeigt uns recht, welch eine scharf gezeichnete Grenze der Volksstämme in diesem Fluß gegeben ist. Im Norden der Donau wird man die Grenzlinie zwischen „ingen" und „ing" da finden, wo die Marken des alten schwäbischen und fränkischen Reichskreises im Flußgebiet der Altmühl und der Wörnitz in einem Winkel mit dem bayerischen Kreise zusammenstoßen. In Franken kommen beide Endungen neben einander, doch nur sporadisch, vor. Vorzugsweise in Süddeutschland zeigt sich die Kreiseinteilung des Reiches, wie sie Kaiser Maximilian I. geschaffen, als großenteils trefflich begründet auf die natürlichen Länder und Völkergrenzen. So hatte sie sich auch bei Bayern und Schwaben streng an den großen strategischen Grenzgraben des Lechbettes gehalten.

Heute noch hat der Lech auffallend wenig Brücken, und der Lokalverkehr zwischen beiden Ufern ist erstaunlich gering. Die nächste Brücke oberhalb der Augsburger ist nicht weniger als sechs bayerische Stunden von dieser Stadt entfernt, bei dem Dorf Lechfeld, und obendrein nur für Fußgänger praktikabel. Sie ist mit einem Thor abgeschlossen, und eine gute Strecke seitab in den Wiesen steht das Haus des Pförtners und Brückenzollerhebers. Will man die Brücke passieren, so ruft man diesen Mann herbei, der uns mit dem Schlüssel zur Brücke geleitet, das Thor aufschließt und den Zoll erhebt, um dann wieder hinter uns abzuschließen. Diese eben so gemütliche als gründliche Art der Brückengelderhebung und Kontrole giebt ein Bild von der hier herrschenden Lebhaftigkeit des Verkehrs zwischen beiden Ufern.

In alten Tagen lag es im Interesse der Politik, möglichst wenige feste Brücken über den großen Grenz- und Verteidigungsgraben des Lech zu bauen; die moderne Zeit aber hat in Bayern überhaupt noch nicht allzuviel von dem nachgeholt, was frühere Jahrhunderte im Brücken- und Straßenbau versäumt haben. Der Abgeordnete v. Koch bemerkte in einem 1850 erstatteten Bericht über das Budget des Straßenbaues als etwas besonders Auffallendes, daß fast sämtliche Brücken des Königreichs Bayern als gleichzeitig reparaturbedürftig aufgeführt seien!

Äußerst wenige Dörfer liegen unmittelbar am Uferrande des Lech, die

meisten sind bis auf eine Stunde Wegs landeinwärts geschoben; dagegen sieht man vielfach die verwachsenen Reste alter Wälle, Schanzen und Gräben am Wassersaum.

Im allgemeinen ist auf der bayerischen Lechseite noch viel größere Abgeschlossenheit des Volkslebens, ältere Sitte, mindere Beweglichkeit der Entwickelung wahrzunehmen, als auf der schwäbischen. Schon die Bauerntracht, obgleich nicht mehr ganz streng nach der Flurgrenze geschieden, macht dies anschaulich. Auf beiden Ufern sind altertümliche Volkstrachten, aber das Datum der bayerischen ist das bei weitem ältere. Wenn unsere heutigen Volkstrachten nichts anderes sind als aus der Mode gekommene städtische Trachten, dann sind die Altbayern bei einer wenigstens um hundert Jahre früher abgelegten Garderobe stehen geblieben als die schwäbischen Bayern. Das rechte Lechufer trägt den Rock des 17., das linke des 18. Jahrhunderts. Dort hohe, spitze Hüte, kurze Wämser und lange, faltige Lederstiefeln bei den Männern, und die über die Schultern emporgedrückten, ausgepolsterten Schinkenärmel der Frauen, hier das kleine, runde Hütchen oder der Dreimaster der Zopfzeit, lange Oberröcke mit stehendem Kragen, kurze Hosen mit Schnallenschuhen und Zwickelstrümpfen oder auch kurze Hosen mit Schnallenschuhen und — keine Strümpfe, wobei der possierlichste Kontrast von Natur und Etikette auf Beineslänge zusammengerückt sind.

Warum sind aber diese Volkstrachten gerade bei diesem bestimmten Zeitpunkt stehen geblieben, warum nicht eben so gut bei einem frühern oder spätern? Und ist nicht beiläufig in demselben Zeitraum, wo der Dorfkirchenbau auf dem rechten Lechufer zu stehenden Formen erstarrte, auch die Volkstracht in diesen Gegenden für viele Geschlechter normiert worden? Wäre ein solches Zusammentreffen so ganz zufällig? Wenn ein Volk die Tracht einer bestimmten Periode auf Jahrhunderte beibehält, dann betont es damit jene Periode als die für sein ganzes nachfolgendes Kulturleben entscheidende, als die Periode, in welcher es, Hegelisch zu reden, den letzten „Ruck in seiner Weltgeschichte“ gemacht hat.

Und trifft es nicht wunderbar mit dieser Fixierung der altbayerischen Volkstracht im 17. Jahrhundert zusammen, daß mit dem Beginn desselben Jahrhunderts auch das vorwärts drängende politische Leben in Bayern erstarrte? Die geistigen Kämpfe des 18. Jahrhunderts mit ihren Gärungen, Zersetzungen, Auflösungen, mit ihren Vorbildungen der Neuzeit sind für Altbayern kaum vorhanden gewesen. Das 19. Jahrhundert setzte hier gleichsam unvermittelt an das 17. an, das 18. war nur eine wiederholte Auflage des 17. gewesen. Dieser Umstand, daß Altbayern an der Hand seiner geistlichen Führer um das 18. Jahrhundert herumgekommen ist, mag gar manche Eigentümlichkeit des Volkslebens wie neuerer politischer Zustände erst in das klare Licht setzen.

Auf dem rechten Lechufer sind bis zur Donau hinab buntbemalte Totenbretter an allen Straßen aufgestellt, und überall prangt noch in den Dörfern der altbayerische Maibaum, statt des Laubes und der Zweige mit Hunderten

von geschnitzten und übermalten kleinen Figuren geziert. Auf der linken Lechseite wird man so wenig ein einziges Totenbrett oder einen Baum der Art*) finden, als einen Ortsnamen, der auf „ing" statt auf „ingen" auslautete. Es bekunden aber die Totenbretter sowohl wie die Maibäume einen eigentümlichen monumentalen Sinn bei den altbayerischen Bauern. Ist jemand gestorben, so wird ein Brett von Manneshöhe bunt bemalt mit den Sinnbildern des Todes, die Leiche wird eine Weile auf das Brett gelegt und dasselbe nachher mit einer Inschrift versehen, die gewöhnlich anhebt: „Auf diesem Brett ist tot gelegen der ehrengeachtete N. N." u. s. w. Diese Bretter werden an Feldwegen, bei Kruzifixen und Heiligenhäuschen, an einem Acker des Verstorbenen, oder auch an seinem Lieblingsplatz, wo er sich in Feld oder Wald auszuruhen pflegte, aufgestellt. Mehrenteils findet man sie an den Grundstücken der einzelnen Familien, und zwar familienweise zusammengruppiert. Der Bauer hat keine Familiengruft, aber die „Monumenta" seiner Familie, wie sie auch oft ausdrücklich genannt sind, stehen bei einander auf dem ererbten Grundstück. Der Kultus der Leiche, welcher darin liegt, daß der entseelte Körper durch unmittelbare Berührung das Brett, auf dem er „totgelegen", sich zu eigen weihen muß, hat etwas Schaudererregendes, und wenn der einsame Wanderer des Nachts am Saume des Waldes oder der Feldflur sich plötzlich von einem solchen Brett mit dem hellgemalten Totenkopfe angegrinzt sieht, so weckt das gerade nicht die behaglichste Stimmung. Und doch wohnt diesen bunten Brettern zugleich etwas Ehrwürdiges bei, sie sind einer der Uranfänge aller monumentalen Kunst, der in der vollen Naivetät des grauen Altertums hier in unsere civilisierte Welt hereinragt. Ein roh bemaltes Brett, das sich in seinen Umrissen sogar oft der menschlichen Gestalt nähert, zum Gedächtnis eines Verstorbenen an seinem Acker aufgestellt, könnte eben so gut auf einer Südseeinsel landesüblich sein, als in Altbayern.

Der Maibaum ist das Monument der Lebenden. Statt der Zweige sind breite Brettchen sprossenartig über einander in den Stamm gefügt und auf demselben die Kirche des Orts und die vornehmsten Häuser in Schnitzwerk nachgebildet, dazu die Figuren der Bewohner in ihren verschiedenen Hantierungen begriffen. In den Rathäusern unserer alten Reichsstädte haben unsere Vorfahren mitunter die Modelle ihrer Häuser, dazu Abbildungen der üblen Trachten u. dgl. als ein ausdrückliches Vermächtnis für kommende Jahrhunderte niedergelegt. Ist ein solcher Baum, an dessen Stamm das Abbild des Dorfes mit allen seinen charakteristischen Figuren sich bis zum Gipfel rankt, nicht ganz dasselbe Vermächtnis, zwar nicht für kommende Jahrhunderte, aber doch vielleicht, wenn Sturm und Wetter gnädig sind, für die nächstfolgende Generation?

Dieses buntfarbige Bilderwerk der verschiedensten Art, wozu auch noch die zahllosen ausgemalten Gedenktafeln für Verunglückte zu rechnen sind,

*) Der Maibaum findet sich da und dort auf der schwäbischen Seite, aber allerdings sehr selten.

hebt in den Alpen an, hält die Lechgrenze ein und verschwindet an der Donau. Auch der Schmuck der Bauernhäuser innen und außen mit allerlei Schnörkeln des Tünchers pflanzt sich aus den Alpen über die südbayerischen Hochflächen fort, gegen das Donauthal zu mehr und mehr verblassend. Es ist der Zug der alten Handelsstraße aus Italien, auf welchem diese rohen Äußerungen des Kunstsinns beim Volk noch immer fortleben. In den Städten der Gegend hat selbst der Mangel guter Pflastersteine den Vorwand zu künstlerischem Schmuck abgeben müssen, indem man die kleinen, dunkeln und hellen Flußkiesel zu allerlei Rosetten, Sternen, Schachfeldern u. dgl. mosaikartig zusammenpflastert. Dasselbe findet sich auch in italienischen Städten.

Zu solch unläugbarem künstlerischem Instinkt, der in allerlei Überlieferungen des südbayerischen Volkslebens sich erhalten hat, stehen wiederum so manche hervorstechende Züge massiven Wesens in grellem Kontrast jenes derben Materialismus, den der deutsche Norden so gern in Verbindung bringt mit den vielberufenen 7½ Mill. bayerischen Eimern Bier, die jährlich im Lande gebraut werden. Der Zug des Plumpen und Massiven im Charakter des Volkes dieser rauhen Hochflächen spiegelt sich trefflich in einer bayerischen Variante zu einer hessisch-thüringischen Legende von der heiligen Elisabeth. Der frommen Landgräfin von Hessen verwandelten sich bekanntlich die Speisen, welche sie verbotener Weise den Kranken zutrug, in Rosen, als sie, von ihrem Gemahl ertappt, behauptet hatte, der Korb enthalte Rosen. Die heilige Radegundis, welche von den Anwohnern des Lechs verehrt wird, trug gleichfalls Speisen verbotener Weise den Kranken zu; als sie ertappt wurde, behauptete sie, sie trage Lauge und Kämme im Korbe, und Milch und Butter fand sich in Lauge und Kämme verwandelt. Das charakterisiert mitteldeutsches und hochdeutsches Volkstum: dort Rosen, hier Lauge und Kämme.

Jeder, der auch nur ein winzig Bruchstück des deutschen Volkes kennt, glaubt sich berechtigt, dieses Fragment für das deutsche Volk im allgemeinen zu nehmen und demgemäß von den Ansichten, dem Bewußtsein, den Forderungen des Volkes zu sprechen. Das Bewußtsein des deutschen Volkes unterscheidet sich aber zumeist dadurch von dem der andern Völker Europas, daß es sich in endloser Vereinzelung abstuft und nur in wenigen großen Grundzügen eines ist. Diese Bauern der südbayerischen Hochflächen, die so gut wie gar nicht politisch räsonnieren,*) die in der überfüllten Schenkstube, wenn die Abendglocke das Ave Maria läutet, das Bierglas vom Munde setzen und in dem plötzlich kirchenstill gewordenen Raume, während vielleicht die Wirtin oder gar die Kellnerin den Abendsegen spricht, andächtig die Responsorien sagen, und wenn der letzte Ton der Glocke verklungen, wieder zum Bierglas greifen und weiter zechen wie die Bürstenbinder — diese Bauern sind eben so gut ein Stück deutschen Volkes, und zwar ein tüchtiges Stück, wie ihre viel aufgeklärteren Kollegen in Baden oder Rheinpreußen oder

*) Sie fangen jetzt auch an. D. H.

sonstwo. Die groben Verbrechen gegen Person und Eigentum: Mord, Totschlag, Raub und Diebstahl, sind hier verhältnismäßig noch häufiger unter dem rohen Volk; anderwärts wiegen die feineren selbst bei dem gemeinen Mann schon vor: Meineid, Fälschung, Betrug u. s. w. Wer will entscheiden, welches von beiden für die tiefere Unsittlichkeit zeuge? Man erzählt sich von altbayerischen Orten, wo eine Kirmes nicht für eine recht lustige gilt, wenn nicht einer wenigstens im Jubel totgeschlagen worden ist. Das ist etwas zu viel Natur, aber doch eben noch Natur. Das Landvolk steht in dem weitaus größern Teil Süddeutschlands fast durchweg unter geistlichem Einfluß. Man muß darum in Sachsen oder am Rhein nicht glauben, daß dem „deutschen Volke“ überhaupt der Weg zur Kirchenthüre bereits aus dem Gedächtnis gefallen sei. Das wunderliche Gemisch von natürlicher Roheit und naiv religiöser und volkskünstlerischer Bildung macht den südbayerischen Bauern zu einer höchst anziehenden Charakterfigur. Gesteigert finden sich dieselben Züge bei den Tirolern wieder, wo die blasierte Welt ja längst das Anziehende der Erscheinung herausgefunden hat. Der gemeine Mann auf den südbayerischen Hochflächen trägt zu jeder Jahreszeit einen schweren Tuchmantel, der aufgeklärte Bauer der mitteldeutschen Gebirgsgegenden meist einen lustigen Kittel. In Südbayern ißt man im Dorfe noch Fleisch, und zwar tüchtige Portionen, dazu auch häufig Weizenbrot, und trinkt ein kräftiges Bier. Auf den mitteldeutschen Hochflächen ist Fleisch längst eine große Rarität beim Bauersmann geworden, man hilft mit Kartoffeln und Käse aus, ißt schweres, nasses Hafer- und Kartoffelbrot und trinkt Branntwein dazu. Das materielle Wohlbehagen ist im äußersten Süden wie im äußersten Norden Deutschlands das Charakteristische der Landbevölkerung, in der Mitte die vorwiegende Armseligkeit. Auch hierin liegt ein politisches Moment. Bei den südbayerischen Bauern, die doch immer noch auf einem Wagen mit ein paar schweren Pferden wettfahrend in die Stadt zum Markte kommen, ist der letzte Rest des alten städtischen Wohlstandes, der weiland in Augsburg Geschäfte mit 175 Prozent Reingewinn machte, gleichsam aufs Land gezogen. Wenn ich in einem Dorfwirtshause nur die Hälfte der aufgetragenen mächtigen Fleischportion zu bewältigen vermag, und der Wirt mich überrascht durch die Darreichung von einem Bogen Papier, damit ich die andere Hälfte, weil sie ja bezahlt sei, zu mir stecken und mitnehmen möge, so zeigt das doch noch von Wohlstand und Solidität. Erkennt man nicht auch hierin, wie sich in Bayern die neue Zeit unvermittelt an die alte angesetzt hat?

Treten wir in unsere mitteldeutschen Dörfer, so fällt mehrenteils das Schulhaus, als der Palast im Dorfe, dem Wanderer zuerst ins Auge. In Südbayern ist dagegen mehrenteils das Wirtshaus der Palast im Dorfe, das Schulhaus findet man selten heraus. Aber neben dem Wirtshaus steht gemeiniglich die Kirche, und wenn das Wirtshaus am Sonntag Abend bis zum Erdrücken voll ist, so war doch die Kirche auch im Laufe des Tages nicht minder überfüllt. Es giebt mancherlei Volkserziehung, und aus sich

selber bildet das Volk immer diejenige Pädagogik heraus, welche seiner Natur am angemessensten ist. Diese so grundverschieden geartete Natur der deutschen Volksstämme läßt sich vielleicht ausgleichen im Laufe der Jahrhunderte, aber gewiß nicht heute oder morgen. Wer so frischweg von dem Bewußtsein und den Bedürfnissen des deutschen Volkes im allgemeinen spricht, der bringe es einmal erst dem südbayerischen Bauern bei, daß er die Erziehung der Schule über die Erziehung der Kirche setze, daß er links vom Lech einen spitzen und rechts vom Lech einen runden Hut trage, daß er Kartoffeln esse statt Kalbsbraten, daß andererseits der mitteldeutsche Bauer im Sommer einen schweren Tuchmantel überhänge statt eines Kittels, und daß die rheinischen Gastwirte aus freien Stücken dem Gast einen Bogen Papier bringen, damit er den bezahlten, aber unverzehrten Rest seiner Mahlzeit mitnehmen könne. Wer das nicht fertig bringt!, der muß auch nicht das ihn zunächst umgebende Bruchstück des deutschen Volkes flugs für das ganze Volk nehmen.

---

3. München.

Der Münchner und sein Bier.

Wenn gleich die Lust am Biertrinken und die Kunst, vortreffliches Bier zu brauen, keineswegs auf das Bayerland sich beschränkt, sondern eine altdeutsche Tugend ist (konnten doch die Germanen sich ihre Götter und Helden in Walhalla nur biertrinkend als der Seligkeit teilhaftig denken!): so bleibt doch Bayern par excellence das Bierland, und München mit seinem Bockkeller ist eben so eine dem Gott Gambrinus geweihete Hauptstadt, ja die Metropole aller biertrinkenden Städte, als es mit seinen Kunsthallen, Palästen und Kirchen Apoll und den Musen huldigt und sich gern das deutsche oder Isar-Athen nennen läßt. Das Bier ist in München jedenfalls älter und ursprünglicher als die Kunst, und die Leidenschaft für den Genuß des braunen Gerstensaftes ist ohne Zweifel der hervorstechendste Zug im bayerischen Volkscharakter, — der Zug, der zugleich ethnographisch bedeutsam ist.

Freilich macht jetzt die Verehrung des Bieres so große Fortschritte, daß selbst im Weinlande Frankreich der Verehrer dieses Gerstenweines von Tag zu Tag mehr werden; freilich braut man auch außerhalb Altbayerns echt „bayerisches Bier", aber dennoch wird die rechte Bierheimat immer in Bayern sein, da hier allein das Bier zu einem wesentlichen Stück der Lebenslust, man möchte sagen des Lebens selber gehört. Hoch und niedrig, arm und reich findet im Bier den König aller Getränke, Alter und Geschlecht macht in diesem Geschmacksurteil keinen Unterschied, die Damen halten es nicht minder für ehrenvoll, hinter dem Bierkruge zu sitzen, als die Männer, und selbst an den höchsten Feiertagen, in den vornehmsten Familien, in den



München.

frühesten Stunden des Tages wird das Bier jedem andern Getränk vorgezogen. Sieh da (es ist Fronleichnamsfest) den reich besetzten Tisch mit ausgesuchten Weinen und Leckereien zum Frühstück, es sind Gäste geladen, und zwar sehr angesehene Gäste: man langt zu, aber ehe der Wein versucht wird, kostet man erst einige Schoppen Bier. Der Handwerksmann verzehrt seine Maß Bier tagtäglich zum Frühstück, und selbst der Holzhacker weiß so viel zu erübrigen, um des Abends sein Herz am Nationalgetränk zu laben. Wenn der Bayer sein Land verläßt und in eine Gegend kommt, wo das Bier schlecht oder gar keins zu haben ist, schnappt er wie ein Fisch nach seinem Elemente, und das Heimweh ist zunächst und zu allermeist auf das Bier gerichtet. Es ist bekannt, daß im Jahre 1844 München eine Revolution erlebte, weil die Maß Bier um — einen Kreuzer aufgeschlagen war. Es wurden dabei viele Fenster eingeworfen und drohende Aufläufe gemacht. Das Bier schlug wieder ab, und man überließ sich aufs neue mit altgewohnter Seelenruhe dem Genusse der goldbraunen schäumenden Flüssigkeit. Allerdings mußte der um einen Kreuzer gestiegene Preis des Bieres tief ins Leben einschneiden; denn angenommen, daß ein guter Münchner täglich seine drei Maß Bier trinkt (was noch mäßig zu nennen)!), so machte das eine Mehrausgabe von 21 Kreuzern die Woche, von 1 Gulden 30 Kreuzern (fast 3 Mark) den Monat. Jetzt kostet die Maß 25 Pf., sonst 20 Pf.

Auf äußern Komfort und Schönheit des Bierlokals sieht der Bayer nicht, wenn nur das Bier gut ist. Er spricht auch, während er Bier trinkt, am liebsten von diesem Bier. Schmeckt es dem Zecher, so fühlt er sich glücklich, vergißt seine Sorgen, er schwelgt in einer Art Seligkeit. Am liebsten stimmt er dann im Chore an: „Gut Morg'n Herr Fischer, Herr Fischer, gut Morg'n ꝛc. „Wir sein nett von Pasing, wir sein nett von Lahm, wir sein von den lustigna Menzing daham." Doch jene bewegliche Lustigkeit des Rheinländers treffen wir nicht und auch im Singen zeigt sich eine gewisse Schwerfälligkeit. Da ist nun wohl mancher schnell mit dem Urteil bei der Hand, an dieser Schwerfälligkeit sei eben das schwere Bier schuld, das Bier übe den größten Einfluß auf Temperament und Gemüt. Dem ist aber nicht so. Der Thüringer ist auch ein Biertrinker und doch viel heiterer, lebensfroher als der Bayer. Dieser trinkt aber so gern Bier, weil es seinem Charakter zusagt, der nach etwas Solidem verlangt, das, wenn es aufregt, doch zugleich nährt. Und besonders der Münchner muß nach einem solchen Getränk verlangen, weil er auf einer dürren, rauhen Hochebene wohnt, wo Wind und Wetter auch nicht fein sind und derb an der Lebenskraft des Menschen zehren, so daß dieser, wenn sein Lebensflämmchen wacker brennen soll, viel Kohlenstoff zum Nachschütten braucht.

Der Bayer ist ein kräftiger, tüchtiger Mensch, er fühlt sich in seiner Kraft, ist aber dabei auch etwas selbstgefällig und eitel und genießt sich gern selbst, unbeirrt von fremden Gedanken und ungestört von Widerspruch. Da kommt ihm das Bier erwünscht, das viel weniger gesellig-vertrauliche Mitteilung, jovial-heitere Offenherzigkeit und gemeinsamen Genuß verlangt, als

der Wein. Eine gewisse Redefertigkeit und Sprachlust ist dem Bayern, insbesondere dem Münchner, ohnedies eigen, und er braucht sie nicht erst durch den Wein hervorzurufen. Man kann dem Münchner eine gewisse Beredsamkeit nicht absprechen; er trägt nicht die gewöhnliche Schüchternheit des Deutschen an der Stirn, aber er spricht und radotiert nicht aus idealem Drange, um sich über die gemeinen Lebensverhältnisse emporzuschwingen, sondern aus einer gutmütigen Geradheit, die nicht erst lang reflektiert, die aber auch leicht derb und grob wird, wenn der andere verschiedener Meinung ist. Man kann es am besten mit einem französischen Worte bezeichnen: der Münchner ist étourdi.

Wenn schon bei dem Berliner der Widerspruch gar nicht zu verkennen ist, der zwischen der hochkultivierten Hauptstadt und einer der Kultur feindlichen Sandebene obwaltet: so ist dies noch mehr bei dem Münchner der Fall, und dieser sucht, was ihm die Natur nach außen hin versagt hat, durch Genuß des Bieres innerlich zu ersetzen. Der abstrakteste Geist kann doch nicht ganz von seiner Umgebung abstrahieren. Wer da rings um sich lachende Auen, kühnragende Berge, sprudelnde Quellen, üppige Sträucher und glänzende Blumenmassen schaut, der ist sicherlich wärmer und freundlicher angeregt, als wer in die Münchner Zugluft, auf das stechende Straßenpflaster und die mit dünner Ackerkrume überdeckte Kiesfläche, die auf früheren Seeboden hinweist, vor den Thoren Münchens hinauskommt, wo nur der angestrengteste Fleiß des Menschen Baum und Strauch zum Leben bringt. Wo keine Obstbäume wachsen, da wachsen auch keine Reben, und dieselbe Natur, welche dem Münchner heitere Thalgründe und lachende Weinberge versagte, die bestimmt ihn allerdings vorzugsweise zum Genuß eines Trankes, der den Wein ersetzen muß, aber nie die Natur des Weines gewinnen kann. So liebt der Münchner sein Bier zugleich seiner eigensten Charakteranlage und des Charakters seiner Gegend willen, und so ist überhaupt die Natur im Menschen und außer dem Menschen stets korrespondierend.

Es ist schwer zu bestimmen, wie viel tausend Halbe täglich in der Metropolis hinabgeschwemmt werden. Da mancher ehrsame Bürger schon zum Frühstück fünf bis sechs der bekannten Deckelgläser austrinkt, wie viel mag dieselbe Kapazität nicht erst abends zu trinken imstande sein! Dabei ist zu bemerken, daß dieses Bier eben so wohlschmeckend und nahrhaft als geistig ist; es ist darum gleich verführerisch und beschwerend.*) Man sieht leicht an den blauweißen Augäpfeln, an den feisten, oft kugelrunden Gestalten und dem bedächtigen Schritt, daß ein nicht kleiner Teil der Bevölkerung biertrinkend ist.

Die Zeit, wo das erste Frühlingsbier verzapft wird, gehört zu den Volksfesten der Münchner. Wer kennt nicht die Wallfahrt zum Zacherlkeller,

*) In neuester Zeit leider auch nicht mehr von alter Güte und mitunter nachteilig für die Gesundheit. Wiener und vorzüglich Pilsener Biere haben bereits die Münchner in Schatten gestellt.

die am 1. März anhebt, wenn die Quelle des Salvators zu fließen beginnt! Kein Wetter ist dem Münchner zu rauh, um nicht dorthin zu wandeln, kein Platz zu feucht, um nicht seine mit Mühe eroberte Maß in stiller Verehrung zu genießen, zumal da er weiß, daß diese Quelle der Labung schon nach 14 Tagen versiecht. Oder wer sollte nicht schon von dem berühmten Bockkeller gehört haben, der am 1. Mai geöffnet wird! In diesem unterirdischen Tempel wird dem Gambrinus geopfert mit einer Leidenschaftlichkeit, wie sie ein Norddeutscher kaum begreift. Es wird um den Einlaß förmlich gebuhlt, wie an den Pforten Elysiums, und um einen guten Platz gerungen, wie bei den Spielen im römischen Circus, und endlich wird um ein hochschäumendes Glas oder Krüglein gestritten, wie zu Paris in den Versteigerungen um eine Reliquie Napoleons. Keiner kann sich rühmen, ein echter Bayer zu sein, wenn er nicht an diesem Quell der reinsten Labung gelegen und den bayerischen Nektar gekostet hat.*)

Die Kunst in München.

So ungünstig auch der Boden ist für die Heranbildung einer nationalen Kunst, so hat doch der kunstsinnige König Ludwig das Möglichste geleistet und seine Residenz zu einem wahren Musensitz edler Kunst gemacht. Die Residenz zu verlegen, z. B. nach Regensburg, wo sich die Natur gleichsam gastlich für einen Freund des Schönen öffnet, wäre eine so schwierige Sache gewesen, daß man als Uneingeweihter gar nicht davon sprechen kann, ob dies dem König Ludwig irgend möglich war. Genug, er hat es unternommen und glücklich ausgeführt, aus seinem angestammten München eine Kunststadt ersten Ranges zu machen. Dazu konnte niemand den Beruf haben wie er. Ihm war eine seltene Begierde nach den Herrlichkeiten des Altertums, so wie überhaupt nach allem Klassischen eingeboren; ihm war eine seltene Gabe der Kritik in diesem Bereiche verliehen, ihm leuchtete in allem, was er unternahm, ein heller Geist, ein sicherer Geschmack, daß man jedes Werk, wozu er den Grundstein legte, schon im voraus ein gelungenes nennen konnte. Für die hervorragenden Talente fühlte er eine unbegrenzte, ja man dürfte sagen, eine fromme Verehrung; was er zu ihrem Fortkommen, zu ihrer würdigen Beschäftigung, zu ihrer sorgenlosen Existenz beitragen konnte, das that er gewiß, und sollte es auch bedeutende Opfer kosten. Haben auch die Münchner hin und wieder Stimmen der Mißbilligung laut werden lassen über den großen Aufwand oder, wie sie sagten, über die Verschwendung, womit die Bauten, Malereien und Bildnereien ins Leben gerufen wurden und unterhalten werden: so erkannten sie doch bald, welcher Vorteil gerade ihnen hieraus erwuchs, und sie suchten deshalb diese ihre Dankbarkeit durch das Denkmal am Odeonsplatz vor aller Welt zu bekunden. Es ist eben nicht allein der Nutzen im Zufluß so vieler Fremden, sondern auch in der Bildung der Eingeborenen selber, in der Verfeinerung ihrer

*) Vgl. L. v. Jagemann, Deutsche Städte und deutsche Männer.

Sitten, in der Weckung ihres Geistes zu suchen und zu finden. Man blicke z. B. auf die Gemäldesammlungen und Wandmalereien in München, und man wird gewiß kein menschliches Lebensverhältnis, keine Beziehung höherer Art, keine interessante Seite der Natur, keine Scene der Helden- und Göttergeschichte, keinen Hauptakt in der Christusreligion in der großen Reihe vermissen. Und wie geschieht hier die Vermittelung mit dem Geiste? Durch sinnliche Anschauung, durch Bilder der lieblichsten Art, durch fesselnde Darstellung des Übersinnlichen.

Auf den sinnlichen Menschen muß ja zunächst gewirkt werden, wenn man seiner geistigen Entwickelung eine kräftige Stütze geben will. Das geistige Element muß gleichsam ein lockendes, ja bestechendes Äußere haben, damit es nicht spurlos an stumpfen Seelen vorübergehe. Dieses Lockende gewährt uns vorzugsweise ein Gemälde. Darum hat man auch für alles, was man auf den ersten Blick kenntlich und anziehend machen will, gewisse Symbole oder Embleme; der Deutsche hat dafür ein gutes Wort: „Sinnbild"; durch ein Bild wird zuerst auf den äußern und von da auf den innern Sinn gewirkt. Wird nun ein Publikum, wie das Münchner, auf diesem Wege in alle Kreise des menschlichen Daseins eingeführt, so kann es nicht fehlen, daß die Kultur fortschreitet; denn selbst rohere Naturen haben mitunter eine müßige Stunde, die sie nicht besser als in dem offenen Gemäldesaal zubringen können, und sie lernen hier mit einem Blicke leicht mehr, als wenn sie in Bücher und Vorlesungen sich vertieften.

Wirklich erkannte ich auch im Gespräch mit manchen Leuten aus den niederen Klassen, daß sie bereits anfangen, den Reiz der Kunstanschauung zu empfinden, und in den höheren Klassen mag kaum jemand zu treffen sein, der nicht gewisse Ideale und Kunstregeln aus den mannigfachen Schätzen der Krone abstrahiert hätte; ja es ist schon dahin gekommen, daß Charlatans und Mittelmäßigkeiten sich hier gar nicht halten können.

Es ist merkwürdig, daß in dem an Naturschönheiten so reichen Tirol wohl die Geschichtsmalerei, aber nicht die Landschaftsmalerei ihre Vertreter gefunden hat, während im sterilen München auf seiner weiten einförmigen Hochebene die Landschaftsmalerei so herrlich sich entfaltet hat. Aber wenn man die Sache recht überlegt, zeigt sich der Mangel der geographischen Lage wiederum als ein Vorteil. Im Süden wird das bayerische Plateau von den Alpen begrenzt; diese winken aus der Ferne und erfüllen unwiderstehlich die Seele des Naturfreundes mit Sehnsucht. Der Künstler beobachtet um so schärfer und freut sich um so mehr, wenn er aus der einförmigen Ebene in die herrliche Bergwelt gelangt, der Gegensatz hebt das Charakteristische nur desto entschiedener hervor, während die Bewohner der Berge zu subjektiv mit der Natur verwachsen und sie nicht objektiv genug anschauen.

Und selbst das „Sterile" gilt doch nur für die Ost- und Nordseite, denn Süden und Westen schließen uns Gegenden auf, die mit Recht als Naturschönheiten dürfen angesehen werden. Wer einmal durch die herrlichen Isarauen mit ihren freundlichen Dörfern: Unter-, Mittel- und Obersondling

und den romantischen Isarfällen gegenüber durch das stattliche Thalkirchen dahingewandelt ist, der wird gestehen müssen, eine derartige Partie, die ihn in eine Alpengegend mit ihren schäumenden Gewässern versetzt, noch nie in unmittelbarer Nähe einer großen Stadt gefunden zu haben.

Der neue Königsbau.

Mit Betrachtung dieses schönen Palastes könnte der Fremde füglich seine Rundschau der durch König Ludwig geschaffenen Kunstwelt eröffnen.

Leo v. Klenze vollendete im Jahre 1835 diesen Bau, dessen Außenseite eben so sehr durch großartige Einfachheit und Wirkung der Masse imponiert, als das Innere durch Bedeutsamkeit und Mannigfaltigkeit überrascht. 130 m in der Länge mißt die dem Max Josephsplatze zugekehrte, dem neuen Postgebäude gegenüberliegende Fassade, über 30 m in der Höhe. Die Bekleidung derselben in Quadern giebt ihr den Charakter der edelsten Solidität; über dem im Rustikostil erbauten Erdgeschosse erhebt sich das erste Stockwerk mit einer ionischen Pilasterordnung; über der Mitte desselben, in einer Länge von 66 m, das zweite in korinthischer Ordnung; auf diesem sind Terrassen. Drei Thore führen von der Fronte in den herrlichen Bau.

Im Erdgeschosse, links vom Eingang (der rechte Flügel wird von der Haushaltung eingenommen), findet man in fünf großen Abteilungen eine Reihenfolge von bildlichen Darstellungen zu dem Gedicht der Nibelungen, al fresco gemalt von Julius Schnorr. Der kleinere Eingangssaal enthält einen Überblick über Veranlassung und Hauptcharakter des Gedichts; im zweiten (Hochzeits-) Saal sind die bedeutendsten Momente aus dem Leben Siegfrieds dargestellt, als: seine Ankunft bei König Gunther in Worms, seine Rückkehr aus dem Sachsenkrieg, Brunhildens Ankunft zu Worms, Chriemhildens und Siegfrieds Vermählung, die Reise nach Island u. s. w. Im dritten Saal stellt ein Bildercyklus die Scenen des Verrats dar, im vierten die Rache, das fünfte Zimmer ist der Saal der Klage (teilweise erst 1867 nach Schnorrs Entwurf von Bart vollendet), welcher die Bestattung und Beweinung der Toten, die Trauerbotschaft nach Burgund, das Absingen von Totenmessen durch den Bischof Pilgrim enthält und so das großartige, deutsche Heldenlied künstlerisch abschließt.

Das erste Stockwerk, zu welchem zwei Marmortreppen hinaufführen (das Stiegenhaus schmücken die allegorischen Gestalten der acht Kreise Bayerns von Schwanthaler), enthält die Gemächer des Königs und der Königin. Wir beginnen mit Beschauung jener des Königs.

An dem imposanten Eingang zum ersten Vorzimmer stehen die Göttinnen Nike-Apteras und Nemesis, Symbole des königlichen Wahlspruchs „gerecht und beharrlich!“ Die Wände sind geschmückt durch Bilder aus dem Argonautenzuge, in enkaustischer*) Malerei. Im zweiten Vorzimmer

*) Enkaustik heißt eigentlich „Einbrennkunst“. Im Altertum bedeutete das Wort das Verfahren, womit man die mit Wachs überzogenen Schreibtafeln her-

sind Bilder aus dem Gedichte des Hesiod, die Entstehung der Götter und der Erde behandelnd, nebst den Titanenkämpfen des Zeus. Der Servicesaal enthält Decken- und Wandgemälde (die ersteren al fresco, die letzteren enkaustisch) zu Homers Hymnen nach Zeichnungen Schnorrs. Für die Pracht eines Thronsaales eignete sich kein würdigerer Stoff, als die hohen Gesänge Pindars, und L. Schwanthaler hat seine Aufgabe meisterhaft gelöst. Im Fries sind die olympischen, pythischen, isthmischen, nemäischen Spiele vorgestellt. Gerade über dem Throne Pindar selbst. Links ein poetischer, rechts ein musikalischer Wettstreit. Die Reliefs an den Wänden versinnlichen die Thaten der griechischen Helden, Herakles, Achilles, Jason &c. Der Speisesaal prangt mit lieblichen Darstellungen zu Anakreons Liedern nach Zeichnungen Cl. Zimmermanns, ausgeführt von Anschütz und Nilson. Das Empfangzimmer enthält 24 Darstellungen aus Äschylus, das Arbeitszimmer 21 aus Sophokles, das Ankleidezimmer des Königs 27 Bilder aus den Lustspielen des Aristophanes, das Schlafzimmer Freskodeckenbilder und enkaustische Wandmalereien zu Theokrits Idyllen von L. Schulz, Röckel und Brückmann.

Wie in den Gemächern des Königs die klassische Poesie der Hellenen, so hat die vaterländische deutsche in jenen der Königin ihre Verherrlichung durch die Kunst erhalten. Die beiden Vorzimmer der Königin enthalten Darstellungen aus den Gedichten des Minnesängers Walther von der Vogelweide und aus dem wundersamen Parzival Wolframs von Eschenbach (Fresken von Hermann). Im Servicezimmer begegnen wir unserm wackern Bürger, dessen Gedichte in 20 enkaustischen Bildern verherrlicht sind: Leonore, der wilde Jäger, die Entführung, die Weiber von Weinsberg, das Lied vom braven Manne u. s. w. Für den Thronsaal der Königin wurde (in bedeutsamem Gegensatz zu Pindar) Klopstock gewählt, aus dessen Oden der geniale Wilhelm Kaulbach Stoff für die vier Deckenfresken, wie aus der Hermannsschlacht und aus Hermanns Tod die Bilder für die enkaustischen Wandgemälde nahm. Den Salon der Königin schmücken Gemälde aus Wielands Dichtungen. Der Fries enthält Scenen aus Oberon, von Herrn v. Klenze und Eugen Neureuther, die unteren Räume Bilder aus dem Musarion und den Grazien, nach W. Kaulbachs Entwürfen von Ernst Förster. Den Schlafsaal der Königin zieren 36 bildliche Darstellungen aus den Werken Goethes; an der Decke sind vier allegorische Figuren aus Gips, die Malerei, Bildhauerei, Architektur und Naturwissenschaft repräsentierend, von L. Schaller. Sämtliche Bilder sind von W. Kaulbach erfunden und teils al fresco, teils in Enkaustik meist von ihm selbst ausgeführt; das Schreibzimmer der Königin enthält 22 Gemälde zu Schillers Werken (Graf von Habsburg, Kampf mit dem Drachen, Taucher, Handschuh, Gang nach dem

stellte. Neuerdings wird es für „Wachsmalerei" gebraucht. Die Farben werden hierbei mit Wachs, Dammara-Harz und flüchtigen Ölen (beim Auftragen) angerieben; doch hat man bei der Herstellung enkaustischer Farben verschiedene Methoden.

Eisenhammer, Wallensteins Lager, Wallensteins Tod u. s. w.), von Foltz und Lindenschmitt. Die **Bibliothek** der Königin ist geschmückt mit reizenden Bildern zu Tieck, von M. von Schwind.

Die Räume des zweiten Stockwerks sind für die geselligen Freuden des Hofes bestimmt. Der **Tanzsaal** von ovaler Form ist geschmückt mit dem in zwei Wandbilder geteilten Chor der Musen, und am Friese mit einer Reihe tanzender und musizierender Gestalten. Im Nebenzimmer rechts wird die Hohlkehle von 10 Landschaften des berühmten Landschaftsmalers Rottmann, Scenen aus dem altgriechischen Volksleben enthaltend, geziert. Im nächstfolgenden Zimmer ist eine Reihe von Darstellungen aus der Mythe der Venus, die Reliefs in Gips sind von L. Schwanthaler. Auf der entgegengesetzten Seite kommt man aus dem Tanzsaal in den Gartensaal, der mit seiner reichen Vegetation den Hoffesten eine angenehme Mannigfaltigkeit und Frische verleiht.

Volksfeste.*)

Der echte altbayerische Charakter tritt uns derb und entschieden, frischbäckig und handfest gegenüber; im altherkömmlichen **Schäfflertanz**, der noch in jedem siebenten Jahre begangen wird und dessen Ursprung von der großen Pest 1517 datieren soll, im **Metzgersprung**, der in jedem Karneval stattfindet, begrüßt er uns in der alten Jacke des lustigen Eulenspiegel, dessen Freibrief noch nicht erloschen ist. Den **Schäfflertanz** führen die Böttcher nach eigenen alten Gesetzen auf; es sei uns erlaubt, einen Bericht über diese Sitte von dem fleißigen Forscher vaterländischer Sittengeschichte, H. F. Maßmann, hier einzuschalten.

„Der Reifentanz," erzählt Maßmann, „kehrt jetzt nur alle sieben Jahre wieder. Um so mehr will er, besonders sein Reifenschwingen, was ganz dem Fahnenschwingen gleicht, mit den jedesmal neuen festlichen Gewändern neu eingeübt sein, darum aber auch nicht wie ein derber Metzgersprung in flüchtiger Stunde zu Ende gehen. Deshalb wird 14 Tage vorgeübt, und 14 Tage (früher sogar volle 4 Wochen) währt alsdann der Tanz vom Morgen bis zum Abend, vom Hofe der königlichen Residenz bis zum letzten Münchner Großbräu. Der Zug schreitet, sinnig geordnet (Beweis treuer älterer Überlieferung), in heiterm Schmucke, unter beständiger Musik einher. Voran der **Vortänzer** oder Vorreigner mit vergoldetem, bändergeschmücktem Scepterstabe; ihm zur Seite die **Umfrager**, die nach jedem Tanze, sobald sie dem Hause nahen, dem sie den nächsten Austanz zugedacht haben, vorauseilen und anfragen, ob der Tanz aufgeführt werden dürfe. Ihm folgen die beiden **Reifenschwinger**, denen die Kreisreifen über Achsel und Hüfte hangen. Hinter ihnen schreitet der **Nachtänzer**, welchem zwanzig Gesellenpaare, je zwei und zwei, folgen. Diese Paare tragen alle nach hinten zu in zwei Kettenreihen großbogige, mit Buchs dicht umwundene Halbreifen,

*) E. Duller, Das deutsche Volk. H. F. Maßmann. Vgl. Spinders Zeitspiegel, V.

welche den Reigen ketten und retten, so zwar, daß den Reifenzug ein mit blauen und weißen Bändern ausgezeichneter Buchsbogen eröffnet; dieser Anreifen, der obenein mit einem schwebenden Apfel in der Mitte versehen ist, tanzt nie mit, sondern bildet das Thor des An- und Abzugs, ebenso das Merkzeichen des Anfanges, der nicht aus den Augen gelassen werden darf. Alle Reigner oder Reifner sind fein und zierlich in rote Rundjäckchen mit ganz kleinen Schößchen gekleidet, dazu ein weißes Westchen, schwarz manchesterne Beinkleider bis zum Knie, weiße Strümpfe und Schuhe mit silbernen Schnallen. Von der linken Hüfte greift über den Latz und den rechten Schenkel ein feines gelbes Vor- oder Schurzfell. Den Kopf ziert eine grüne Kappe mit einer weißen und blauen Feder über dem linken Ohr. — In jenen Farben erscheinen auch die beiden Hanswurste gekleidet, deren einer den Zug führt, der andere schließt, als die natürlichen Gendarmen. So ist in ihnen, daß sie nicht fehlen, der altherkömmliche Zug sinnig geschlossen; denn der deutsche Hanswurst, wie der deutsche Lebensphilosoph Eulenspiegel, ist ein Allerweltsspiegel für jedermann, der ihm zuschaut, und dem er eins aufhaut oder auswischt. Es ist der Hauptordner, die beste Festpolizei; er verkehrt den sauren Ernst in heitern Scherz und spiegelt im Scherz die schiefe Wirklichkeit oder den inneren Ernst der Dinge. So ist er Narr und König im Feste, ein Doppelgänger, wie die Narren einst der Könige Begleiter waren. — Ach hier im Münchner Schäfflertanze drängt sich der Wursthans bald unter die zuschauende Menge, bald unter die Laubenrose des Reigens, läßt sich darunter krönen und huldigen, wird aber plötzlich unter dem rasch zum Kessel umgekehrten grünen Bogen begraben, so daß man von ihm mit Jakob Balde sagen könnte:

Gestern war Kunz zum Scepter g'lockt,
Muß heute den Kolben tragen;

er schlüpft jedoch unverwüstlich hervor und tanzt, als wäre ihm kein Scheitern seines Königstraumes widerfahren, siegreich über die langgestaltete, hoffnungsgrüne Hohlgasse fort, springt bald mit einem herbeigehaschten Mädchen im Bannkreise der Bogenreifen, bald mit dem blauen, silberreifigen Fäßchen außer dem Tanze der Übrigen umher, ganz in sich versunken, oder vielmehr mit dem hölzernen Schäfflerbrüderchen reigend, das auf jenem Fäßchen sitzt, und zecht zur Selbstbelohnung aus den viererlei Wein schenkenden Zapfen; bald tanzt er mit seinem scheckigen Wurstbruder und peitscht sich mit ihm brüderlich herzhaft; bald endlich schwärzt er einen kecken Buben oder ein Schelmengesicht unter der Ringelhaube. So ist er der Nimmerstill und der Immermunter und hält alles rege. — Bis zum Jahre 1802 erschien auch noch beim Tanze die Gretel in der Butten, ein Lustigmacher mit einem großen, vierfach aufgeschlagenen Hute, von einem ausgeschoppten oder ausgestopften alten Weibe scheinbar in der Butte auf dem Rücken getragen, in der Hand eine lange Wurst tragend zum Necken der Nachfolger oder des Volkes. So schritt die Gretel unter Trommeln und Pfeifen nach dem Maße vor:

„Gretel in der Butten,
Wie viel giebst du Dar? ꝛc. ꝛc.“

„Wir blicken aber jetzt auf die Tänzer selber, die unter immer unermüdlichem Schirme und Scherze weiterziehen und reigen. Sobald der Zug halt macht, ordnet sich der Reigen, Bogen an Bogen, zum Reife, wobei die beiden gleich großen, gar nicht niedrigen Bögen das rechte Maß abgeben, indem jeder in jeder Hand des Nebenbogens eines Ende faßt. Ist der Kreis so geordnet, so beginnt der Reigen oder der große Achter. Alle senken zum Gruße zugleich die Bögen erdwärts, und nun führt der Vorreigner an, anfangs zu einfachen Kreisumgängen und Kreiswendungen in gleicher Zwiehaltung der Bögen, wobei, wie bei allen ferneren Bewegungen und Biegungen, der hüpfende Vierschritt bewahrt werden muß, welcher erst rechts angetreten, dann eben so links wiederholt, ein sanftes, auch die verschlungenere Bogenführung nie hemmendes Herüber- oder Hinüberwogen oder Schweben des Einzelnen und des Ganzen veranlaßt. Den einfachen Bewegungen folgen bald Durchwindungen aller, nie losgelassenen Bögen durch einen; bald werden Laubengänge gebildet, durch welche Hanswurst, die schattende Gelegenheit belauschend, einzeln behaglich durchschlängelnd und, am Ende angekommen, beim letzten anfassend und rücktanzend, die Laube wieder auflöst; bald wickelt sich die Bogenkette in einen Knäuel zusammen, bildet sich dadurch zur grünen Kronlaube, indem die Reifen, richtig berechnet auf die Krongestalt und fernere Wiederablösung, immer höher über einander gekreuzt werden. — Nachdem sich diese und andere Ketten, Gewinde, Lauben, Kronen, Rosen, Brücken oder Bahnen ausgebildet und gelöst haben, steht der vollkommene Kreis still, die Vorreigner oder Reifenschwinger treten in das Mittel und vollführen unter dem Takt der rasch-fröhlichen Musik den Schwung des Reifens und der in ihm stehenden gefüllten Gläser um Haupt, Hals und Hüften und unter den Beinen weg so rüstig, rasch und rein, so meister- und musterhaft, daß in den Gläsern nichts mangelt, wenn sie zum Lebehoch ausgetrunken werden, nach welchem das Ehrenglas, aus dem kein anderer Trunk wieder gethan werden darf, häuptlings- oder rücklings in die Luft geschleudert wird; aber Hanswurst, der sonst mit Zeit und Ware ziemlich unbesorgt, harmlos und mutwillig Verschwenderische, fängt, wie ein guter, knickriger Philisterbruder jenes wegwerfenden Renommisten, das arme Glas, um das es schade wäre — auf Gläser geübt — in seinem Spitzhute geschickt und sicher wieder auf.“

Die Metzger (welche sich von Jahr zu Jahr aufs neue um die Erlaubnis zur Übung ihres seit unvordenklichen Zeiten üblichen Festbrauches bewerben) halten ihren „Sprung“ am Fastnachtsmontag. Schon vierzehn Tage vor Fastnacht kommen sie zur Beratung, wie zur Wahl der guten Gesellen aus ihrer Mitte, die den silbernen Becher und die Kanne tragen sollen, in ihrer Herberge zusammen. Am Vorabend des Festtages tanzen die sogenannten „Hochzeitbitter“ mit ihren Mädchen den „Büscheltanz“ und nehmen Becher und Kanne nach Hause, wo sie dieselben schmücken. Am

Festtage selbst gehen die Metzger im feierlichen Zuge zur Peterskirche, wo sie dem Gottesdienste beiwohnen, und nach demselben von Straße zu Straße; Meisterkinder und Lehrlinge reiten auf zierlich geschmückten Pferden, Musikanten spielen ihnen lustige Weisen auf, die Metzgerknechte, der Altgeselle, die Kannen- und Becherträger und die Beilmeister folgen; in der Residenz wird dem Könige der „Willkommen" gebracht; dann ziehen alle zu dem Fischbrunnen auf den „Marienplatz", der figürlich diesen Brauch darstellt. Dort schlüpfen die Lehrlinge in Hosen und Jacken, die über und über mit Kälberschwänzchen ausstaffiert sind, und der Altgeselle spricht sie, indem er die üblichen Ehrenbecher ausbringt und ihnen die Freisagungsschläge auf den Rücken giebt, von der Lehrzeit frei. Nun springen sie in das Bassin des Brunnens, werfen Obst aus und überschütten die darnach Haschenden mit Wasser. Hierauf erhalten sie weiße Binden und silberne Denkmünzen an blauen Bändern, und die Zunftfeierlichkeit ist vorbei.

Wollt ihr jedoch des Münchner Volkes Lusttreiben im großen sehen, so müßt ihr an einem ersten Montag im September auf den Keferloher Markt eilen; den Ursprung desselben weist die Überlieferung in die Zeiten der Heidenschlachten zurück, da alles deutsche Land des Schreckens vor dem Centaurenvolke der Ungarn voll war. Damals seien dem Kaiser Otto dem Großen im rechten Augenblicke die Bayern wohlberitten zugeeilt, und voll Freude habe er ihre Hauptleute — einige in Bauernkitteln — zu Rittern geschlagen und die großen Pferdemärkte gestiftet, die jetzt in Keferlohe ($2^1/_2$ Stunden von München) und in München gehalten werden. Zu jenem Markte strömt das Münchner Volk, jung und alt, hoch und niedrig, reich und arm, als wären alle verzaubert; das ist ein Rennen, Jagen und Treiben, in dem euch schwindelt; da wird gezecht und gejubelt; nehmt eure Arme, eure Rücken, vor allem nehmt eure Worte wohl in acht! Der Wiener Brigittenkirchtag ist ein Gentleman gegen diesen ungeschlachten Goliath, den Keferloher Markt.

Einen schönen Kontrast zu solchem wilden Treiben bietet das Oktoberfest auf der Theresienwiese, das zur Feier der Vermählung des Königs Ludwig und der Königin Therese im Jahre 1810 gestiftet wurde und alljährlich am ersten Sonntag im Oktober beginnt. Hier hat die Volksfreude an dem Wetteifer der Kultur einen erfreulichen Hintergrund und erhält dadurch eine edlere Bedeutung. Aus allen Gegenden Bayerns eilen Wetteifernde zur Verteilung der Preise, zu dem Pferderennen herbei; in freisamen Kampfspielen erprobt und stählt sich des Volkes Kraft.

Parallele zwischen der Gegend von München und Berlin.*)

Man hat oft die Frage aufgeworfen, welche unter beiden Städten, Berlin oder München, die ungünstigste Lage habe? Nun ist es freilich gewiß, daß die erstere Stadt, wenn man aus dem östlichen Thore fährt, keineswegs

*) H. Steffens, Was ich erlebte. Bd. 8.

eine anmutige Gegend darbietet; aber wer, wie ich, Berlin seit 44 Jahren gekannt und aufmerksam auf die Umwandlung der Gegend gewesen ist, der wird doch gestehen müssen, daß eine solche auf der westlichen Seite der Stadt in außerordentlichem Maße stattgefunden hat. Der Tiergarten, nachdem man den schmerzlichen Verlust mancher alten Lieblingsplätze vergessen hat, ist doch jetzt, sorgfältiger durch den Schafgraben bewässert, ein lieblicher Park geworden. Die mannigfaltig wechselnde Bauart der immer zunehmenden Villen hinter reichen Blumengärten muß denjenigen, der Berlin verschreien hörte, auf die angenehmste Weise überraschen, und ich höre oft unbefangene Reisende ihr Erstaunen äußern, wenn sie gestehen müssen, hier gefunden zu haben, was sie nicht erwarteten. Freilich fehlt es auch nicht an solchen, denen das Urteil über die berlinische Einöde, wie es sich vor ihrer Ankunft ausgebildet hat, eine Maxime geworden ist, die ein standhafter und konsequenter Mann nicht aufgeben darf. Das principiis obsta verbindet sich mit dem nihil admirari, um einen jeden Genuß von einer lieblichen Partie schlechthin auszuschließen, und wer die Alpen bereist hat, hat sich das schöne Vorrecht errungen, jede Naturscene um Berlin zu verachten. Wenn ich gestehen soll, was ich immer bedauere, so ist es, daß ich monatelang ohne Horizont leben muß; allenthalben bin ich von Häusern oder Bäumen umgeben, und wenn ich aus diesen heraustrete, kann ich zwar hier und da weit genug um mich sehen, aber die grenzenlose, kahle Ebene bietet keinen Ersatz. Die Majorität des jetzigen Geschlechts teilt freilich nicht meinen Schmerz, denn zwei Drittel sind kurzsichtig.

Betrachtet man nun München, so muß man gestehen, daß der Kiesboden viel trauriger, wüster, trostloser uns umgiebt, als der kahle Sandboden. Jener hat etwas grauenhaft Zerrissenes, und wenn, wie Tieck sich äußert, der weiche Sand die Räder mit sentimentaler Gastfreiheit umfaßt und uns zuruft: „Freund, warum eilst du so? Weile doch etwas bei uns!“ so scheint der harte Kies ein brummender grober Wirt zu sein, der uns scheltend empfängt und abweist. Ich kenne drei Formen wüster Gegenden, die mir eine Steigerung darzustellen scheinen. Die Sandgegend, wie sie wenigstens im nördlichen Deutschland erscheint, ist mir unter diesen immer noch die mildeste, und ich finde mich, wenn auch zuletzt in eine weiche Langeweile versunken, doch in einer Stimmung, welche die Sehnsucht nach einer fruchtbaren Gegend aufrecht erhält, und wo eine feuchte, grüne, baumreiche Oase erscheint, glaube ich einen lange mit Ungeduld erwarteten Freund in ihr zu erkennen. Der zerrissene Kiesboden aber macht mich zornig, und ich weise die freundlicheren Gegenden, die mir entgegentreten, scheltend zurück. Die dritte trostlose Steigerung wüster Gegenden zeigt aber das westliche Schweden, nach dem Kattegat zu, doch tief ins Land hineinstreichend. Es sind die sogenannten Schären, die sich seit Jahrtausenden aus dem Meere gehoben haben. Kleine, früher unter dem Meer glatt gewordene und abgerundete Hügel stehen in größerer oder kleinerer Entfernung in chaotischer Unordnung unter einander. In allen Richtungen winden sich die Vertie-

fungen, die sie trennen; keine, auch die winzigste Pflanze nicht, kann auf dem glatten Felsen Wurzel fassen; die Wellen des Meeres haben sich weit zurückgezogen, auch der kleinste Bach kann kein fortlaufendes Bett finden. Hier nun ist man von der tötenden Macht der Steinwelt viel entsetzlicher umgeben, als in den mächtigsten Alpen; diese locken doch das frischeste, fröhlichste Leben in ihre Thäler hinein, und wo die Erhabenheit der Masse am mächtigsten erscheint, da tritt mit der zugleich erstarrenden und zerschmelzenden Wasserwelt in den stets rieselnden Quellen, wie in der freudigen Vegetation, ein Krieg hervor, der den toten, mächtigen Stein für das fröhliche Leben zu gewinnen vermag und die Masse in das individuelle Leben hineinzulocken weiß: es ist uns zu Mute, als sähen wir Alexander oder Cäsar, alle seine Siege vergessend, mit seinen Kindern spielen. Unter diesen furchtbaren Schären aber, wo wir wider Willen von einem kahlen, platten Hügel mit den Augen zu einem andern hingedrängt werden, ohne irgend einen Ruhepunkt zu finden, ist es, als würden wir von einer Unzahl Wespen überfallen, wir stehen völlig waffenlos da; die verkrüppelten Gebüsche erscheinen vereinzelt in den Vertiefungen, wie der kraftlos gewordene Ritter in der Gewalt eines zauberhaften Riesen, der ihm das Blut aus den Adern saugt, aber ihn leben läßt, damit das Bewußtsein des Sterbens ihn nie verlasse. Wer von Wernersburg über Strömstad nach Norwegen reist, der wird gestehen, daß der zerrissene Kiesboden ein ersehnter Sieg über die starre Masse, daß der Sand, der doch die Möglichkeit einer Idylle nicht ausschließt, ein hoffnungsvolles Leben genannt werden muß.

Wenn nun auch dieses Wüste der bayerischen Hochebene etwas Abschreckendes hat, wenn wir selbst in der Nähe von München Gegenden finden, die viel zurückstoßender sind, als irgend eine Sandgegend von Berlin: so treten uns dort doch die mächtigen Alpen entgegen, die bei günstiger Beleuchtung mit ihren Schneehäuptern in allen ihren Umrissen klar zu erkennen sind. Da finden wir uns selbst wieder, eine Heimat liegt uns nahe, und der umgebende wüste Boden hat seine Macht an uns verloren. Einen solchen mächtigen Verbündeten, der, wenn auch aus der Ferne, uns unterstützt und hebt, haben wir in der Nähe von Berlin leider nicht, und die matte Sehnsucht kann den Mangel nie ersetzen. Und nun das Isarthal (der Stadt so nahe wie der Tiergarten Berlin) mit diesem verglichen — die reiche Pflanzenwelt, der südliche Baumwuchs mit dem nördlichen vereinigt, die Felsenpartieen von Schlingpflanzen umwunden, von mannigfaltigen Bäumen umschlossen, die von frischen, hervorsprudelnden Quellen benetzt sind: es ist, als wäre man von der rauhen, kalten, windigen Hochebene plötzlich in ein viel milderes südliches Klima versetzt; die Isar selbst ist der Schafgraben dieses Tiergartens mit ihren frischen, alpengrünen Wellen; hier strömt sie schäumend fort, dort dehnt sie sich beruhigt zu einem See aus. Man kann es nicht läugnen, daß München durch die Alpen in der Ferne und den Isarpark in der Nähe Schätze besitzt, durch welche es in den lieblichen Sommermonaten, mit Berlin verglichen, unzweifelhaft den Sieg erringt.

Die schönen Punkte in der Nähe von München werden von den Fremden viel zu wenig besucht. Es sind in der Isaraue (s. oben!) Landschaftsbilder zu finden, die man bei Berlin auch nicht annähernd finden kann. Erst Potsdam und die Havel bietet da einen Ersatz. Großhesselohe mit der nahen Burg Schwaneck — wie malerisch liegt diese im mittelalterlichen Stil von Ludw. v. Schwanthaler auf hohen Uferrand der schäumenden Isar gesetzte Burg, von der man den vollen Anblick der Alpen hat! Gegenüber das Schloß Grünwald, ein ehrwürdiger Rest aus alter Zeit! Welche reizende Scenerie bietet der nahe Wurmsee! —

Die weniger günstige Hälfte des Jahres muß dagegen desto rauher erscheinen. Hinter den trüben Nebeln verbergen sich die Alpen; das Isarthal bleibt immer nur ein schmaler Strich, wüste Gegend nimmt die Einwohner siegreich in ihre Mitte; rauhe, kalte Winde rücken das Land um mehrere Grade der Breite nördlicher, und man begreift, wie Baldus, der Straßburger nach München versetzt, in den zierlichsten lateinischen Oden, die an Horazische Klassizität erinnern, seine Klagen laut werden ließ, so daß man durch den Inhalt hindurch Ovids Gram unter den Geten zu erkennen glaubt.

---

4. Regensburg.

Der Dom und die Walhalla.

Wenn wir von Nürnberg nach Regensburg kommen, so wird uns wohl nichts so sehr auffallen, als der Gegensatz, welchen diese Stadt gegen jene bildet, ja wir werden geneigt sein, sie in den meisten Beziehungen geradezu als das Widerspiel von jener aufzufassen.

Nürnberg heimelt uns mehr an, steht uns gemütlich näher, weil die Bauart seiner Häuser, Kirchen, Brunnen und Monumente unserem Verständnis näher liegt und zum großen Teil einem verhältnismäßig jungen, dem heiteren Früh-Renaissance-Stil angehört. Regensburg dagegen führt uns in das tiefste, bis in die Römerzeit zurückreichende Mittelalter, seine Bauwerke tragen vorherrschend noch den romanischen oder altgotischen Charakter.*) Das hohe Alter, aber auch die Unsitte, die Häuser aus Sparsamkeit nur bis 2 oder 3 m Höhe tünchen zu lassen, hat eine graue dunkle Färbung zur Folge, die nichts Erheiterndes hat.

*) Treffend bemerkt Dr. Sighart: „Man mag vielleicht keine Stadt Deutschlands auffinden, die so viele Monumente des frühromanischen Stiles aufzuweisen hätte, in der man Schritt vor Schritt die Entfaltung dieser Bauweise verfolgen könnte von den ersten Rohanfängen bis zur reichsten Blüte und bis zum völligen Übergange zu den Gesetzen der Gotik. Daher ist Regensburg in der Neuzeit ein Wallfahrtsort der Kunstforscher geworden."

Ferner hat sich der fränkische Volksstamm in Nürnberg reiner erhalten, während sich Regensburg bald aus Schottland und Savoyen (im 15. und 16. Jahrh.), bald aus Ober- und Niederösterreich, Salzburg und Steiermark (im 17. und 18. Jahrh.) rekrutiert hat.

Obwohl Regensburg bis zum Jahre 1802 eine rein protestantische Reichsstadt war, die immer nur drei katholische Bürger in ihren Ringmauern duldete, so begann doch, sobald sie unter bayerische Herrschaft kam, alsbald das Katholisieren so, daß sie jetzt eine katholische Stadt zu nennen ist, da von den 32 000 Einwohnern nur 8000 Protestanten sind. Sie hat nun zwar mehr Kirchen und Kapellen, als das noch einmal so stark bevölkerte Nürnberg, aber bei weitem nicht das rege industrielle und strebsame Leben ihrer jüngeren Nebenbuhlerin. Die Blüte von Regensburg ist früh gesunken, sie begann schon zu welken, als die von Nürnberg sich erst zu entfalten begann.

Auf seine frühere Geschichte darf aber Regensburg stolz sein. Diese Stadt wurde durch den heil. Emmeram (im 8. Jahrh.) der Ausgangspunkt des Christentums für Bayern, unter den späteren Karolingern, welche dort Hof hielten, ward sie das feste Bollwerk gegen die Hunnenstürme, dann die Hauptstadt des Herzogtums Bayern, bis seit der Ablösung Bayerns von Österreich Heinrich der Löwe seine Residenz in München nahm. Dann ward Regensburg eine freie Reichsstadt und der Hauptsitz des Donauhandels, der bis zum Ende der Kreuzzüge für ganz Mitteleuropa von höchster Bedeutung war. Bevor die italienischen Republiken den Handel mit dem Orient über Alexandrien an sich brachten, gingen die indischen und orientalischen Waren nach Constantinopel und Regensburger Kaufleute führten sie von dort nach Deutschland und dem Norden.

Die Donau hatte dazumal eine Bedeutung, die sie erst jetzt wieder zu erlangen strebt. Regensburg hat eine höchst vorteilhafte Lage an diesem Weltstrom, der hier am weitesten nach Norden ausbiegt, am linken Ufer von sanften Hügeln begrenzt, die schon vor Alters zum Weinbau einluden. Die beiden Nebenflüsse Naab und Regen, welche diese Hügelkette durchbrechen, bilden liebliche fruchtbare Thäler; das rechte Ufer aber ist bereits ein Teil jener gesegneten Ebene, welche den ehrenvollen Namen der „bayerischen Kornkammer" erhalten hat. Regensburg, die Donaustraße auf- und abwärts beherrschend, wurde die reichste und blühendste Stadt Deutschlands. Doch sie sollte sich nicht lange auf dieser Höhe behaupten. Der neue Handelsweg über Venedig und Genua brachte die schwäbischen Städte, namentlich Augsburg empor, und das Erblühen von Wien im 14. Jahrhundert nahm Regensburg seinen Vorrang unter den Donaustädten. Die geistig regsame Bürgerschaft Regensburgs nahm mit Freuden die Kirchenreformation Luthers an; dafür suchten ihr die strengkatholischen Regenten Bayerns den Lebensnerv abzuschneiden. In allen nun folgenden Kriegen ward Regensburg hart mitgenommen und es half der Stadt wenig, daß seit 1663 in ihren Mauern der deutsche Reichstag (reichszerrissenen Andenkens) tagte (bis zur

Auflösung des deutschen Reichs im Jahre 1806). Die Gesandten brachten zwar viel Geld durch, ihr Luxus wirkte aber ansteckend und verführte die Regensburger zur Vergnügungssucht. Überdies hatte die Stadt fort und fort namhafte Summen zu opfern für „Ehrengeschenke“, Empfangsfeierlichkeiten ꝛc. an den Kaiser, die Fürsten, Prälaten und Gesandten. So wird erklärlich, daß die Renaissance in Regensburg fast gar nicht zum Durchbruch kam und keine Luxusbauten entstanden, weil dazu das Geld fehlte.

Unter solchen Umständen war es im Grunde genommen ein Glück für Regensburg, daß die freie Reichsstadt wieder bayerisch wurde. Seit 1810 ist Regensburg wieder mit seinem Mutterlande vereinigt, und wenn auch dadurch aus der ehemals so bedeutenden Reichsstadt eine Provinzialstadt wurde, so ist es seit dieser Zeit, besonders aber in den letzten Jahrzehnten, im schönsten Aufblühen. Der Handel und die Industrie werden durch die Dampfschiffahrt und die nach allen Richtungen führenden Schienenwege in ihrem erfreulichen Wachsen sehr gefördert. Erst in den letzten Jahren wurden zu der einen großartigen Eisenbahnbrücke noch zwei neue in unmittelbarer Nähe der Stadt über die Donau gebaut. Die Einwohnerzahl ist seit 1830 von 19 000 auf 31 000 gestiegen. Mit dem wachsenden Wohlstande der Stadt nahm auch der Sinn für die Verschönerung derselben zu. Anselm von Thurn und Taxis*) ließ schon 1780 einen Teil des Stadtgrabens ausfüllen und eine Allee anlegen. Jetzt ist die ganze Stadt bis auf die nördliche Seite, wo sie von der Donau bespült wird, mit herrlichen Anlagen und schattigen Baumgängen umgeben. Die alten Ringmauern und Wallgräben sind fast gänzlich verschwunden und an ihrer Stelle sieht man freundliche Gärten mit Villen.

Die von der Donau gebildeten Inseln, der obere und untere Wörth, zu beiden Seiten der steinernen Brücke, die ehedem nur von Fischern und Schiffern bewohnt wurden, bieten jetzt mit ihren stattlichen Gebäuden, prächtigen Baumgruppen und vielen Badehäuschen und Mühlen einen lieblichen Anblick.

Doch seinen größten Schmuck gewann Regensburg durch den für die Kunst so begeisterten König Ludwig I.

Nicht allein, daß er auf einer nahen Anhöhe bei Donaustauf die Walhalla, diesen Ruhmestempel der Deutschen, erbauen ließ, sondern durch seine Fürsorge bevölkerten sich auch die so lange verlassenen Bauhütten des Domes wieder. Im Jahre 1834 begann man mit einer gründlichen Restauration dieses herrlichen gotischen Tempels. Das unvollendete Gewölbe wurde den Ideeen der ersten Meister gemäß hergestellt und alles aus der hohen weiten Halle entfernt, was durch die Geschmacklosigkeit des verflossenen Jahrhunderts in derselben angehäuft worden war. Die störenden Nebenaltäre und Bildwerke an den gewaltigen Säulen wurden weggenommen und entweder ganz

*) Im Jahre 1748 wurde der kaiserliche General-Reichs-Erb-Postmeister Fürst Alexander Ferdinand von Thurn und Taxis zum Kommissär beim Reichstage ernannt und seit dieser Zeit hat die fürstliche Familie ihren Aufenthalt in Regensburg.

beseitigt oder in geeigneter Weise an den Außenwänden angebracht. Fehlende Glasgemälde wurden durch neue ergänzt, so daß alle Fenster mit den herrlichsten, in glühenden Farben strahlenden Malereien geschmückt sind.

Nachdem so das Innere in seiner alten Würde und Reinheit hergestellt war, machte man sich an die Vollendung der beiden Türme. Im Jahre 1859 begann man mit dem Ausbau derselben unter Leitung des Dombaumeisters Denzinger und am 29. Juni 1869 wurden sie mit den Schlußsteinen, jenen schönen gotischen Rosenformen gekrönt. Die herrliche Fassade nach Westen erhielt durch diese himmelan strebenden, wie aus steinernen Blumen und Blättern aufgebauten schlanken Pyramiden einen prachtvollen Abschluß.

In dieser schönen Vollendung gehört der Regensburger Dom zu den großartigsten Werken, die im gotischen Stile geschaffen wurden. Auch in seiner räumlichen Ausdehnung ist er sehr bedeutend. Der ganze Bau ist 90 m lang, der Mitlebau 40 m breit und 37 m hoch', während der Chor über 30 m Länge, 36 m Höhe und 12 m Breite enthält. Die Höhe der Türme beträgt 110 m, wovon 64 auf den Neubau treffen.

Die Anlage des Domes ist dreischiffig mit einschiffigem Chor, der fünfeckig aus dem Achteck abschließt. Statt der französischen Bauanlage mit dem Kapellenkranze um den Chor fand hier ein eigentümlicher Versuch statt; die Fenster des Chors sind in 2 Geschosse zerlegt, so daß statt eines hohen Fensters zwei kürzere über einander angebracht wurden. Unter den Oberfenstern zieht sich hier im Innern auch noch ein Triforium (Durchgang mit Pfosten) hin, um dadurch mehr Mannigfaltigkeit oder Lichtwirkung zu erhalten. Um die Unterfenster möglichst von den obern abzuheben, und auf diese Weise wenigstens einigermaßen die Lichtwirkung der französischen Kathedralen zu erzielen, sind dieselben in Nischen hinein gebaut und so scheinbar in selbständige Unterbauten verwandelt. Überhaupt weicht die Anlage vielfach vom Überlieferten ab; so sind die Seitenschiffe breiter, die Pfeiler stehen weiter von einander ab als gewöhnlich, auch die Fenster gehen etwas mehr in die Breite. Was jedoch hiedurch an Perspektive und Höheneindruck verloren geht, wird reichlich ersetzt durch die Schlichtheit, Einfachheit und Solidität des Werkes und die bewundernswürdigen Details im Innern und Äußern." *)

Die älteste und schönste Seite des Prachtbaues bleibt übrigens die Ostseite; nach alter christlicher Sitte entstand sie, als den Altar in sich bergend, zuerst. Sie bietet die reinsten Formen dar, während die Fassade schon mehr, wie in französischen Bauwerken, das Malerische häuft. Dennoch ist der Eindruck ein höchst wohlthuender, harmonischer. Es ist da ein überquellender Reichtum von Laubwerk Kreuzblumen, Gallerieen und Statuen an den Portalen, Fenstern, Rosetten und Strebepfeilern; doch diese Ornamentik ist so fein und zierlich ausgearbeitet und so aus einem Geist geordnet, daß sie uns wie reiner vollstimmiger Orgelklang erbaut und erhebt.

*) Vgl. „Aus Regensburg in seiner Vergangenheit und Gegenwart". Herausgeg. vom histor. Verein für Oberpfalz ꝛc.

Die Walhalla bei Regensburg.*)

So wie man den Flecken Donaustauf verläßt, liegt die Walhalla auf eichenumrauschtem Berge nahe vor. In dieser Nähe macht der großartige Bau mit seinem kolossalen, cyklopischen Unterbau einen mächtigen Eindruck. Dieser Unterbau besteht aus über einander ruhenden Terrassen, die durch Doppeltreppen unter sich verbunden sind und allmählich bis zur Höhe des Berges aufsteigen. Von den Absätzen der Treppe hat man die herrlichsten Aussichten auf den Donaustrom und das Land bis zu den fernen, nur wie dämmernde Schatten aufsteigenden bayerischen Alpen. Auf der zweiten Terrasse führt eine Thür ins Innere des Unterbaues, wo die für unser nordisches Klima nicht zu umgehenden Vorrichtungen zur Heizung während der Wintermonate angebracht sind.

Der Bau dieses unstreitig großartigsten deutschen Nationaltempels ist dorischer Ordnung und besteht auf den schmalen Seiten aus je 8, auf den langen Seiten aus je 17 kannelierten Säulen. Der Eindruck, den das gewaltige Gebäude auf den Beschauer macht, ist durchaus ein wohlthuender. Man fühlt sich von der reinen Schönheit architektonischer Formen geistig erhoben und stimmt, vertieft in glückliches Anschauen dieses wunderschönen Baues, aus vollem Herzen mit ein in das Lob seines Gründers.**)

Tritt man nun mit gespanntester Erwartung in das Innere dieser majestätischen Ruhmeshalle, so wird man von der Hoheit, dem Glanz und der kunstsinnigen Harmonie entzückt. Der Fußboden ist aus buntem Marmor mosaikartig zusammengesetzt; drei Inschriften sind ihm eingefügt — das Jahr des Beschlusses (1807, zur Zeit, als Deutschland in den Banden der Knechtschaft lag), das des Beginnens (1830) und das der Vollendung des Baues (1842). Die Decke, welche genau der schrägen Lage des metallenen Daches folgt, besteht aus geschliffenen und vergoldeten Erzplatten, mit himmelblauen, sternverzierten Kassetten, mit Schraubenköpfen und vergoldeten Tannenzapfen ungemein reich und mannigfaltig ausgeschmückt. Durch die vorstehenden Pfeiler zerfallen die Wände in mehrere Felder, die ganz mit kostbarem rotem Marmor bekleidet sind. In diesen Wandfeldern stehen nun die weißen Büsten der deutschen Männer und Helden, die auf die Entwickelung des Volkes und seine Geschichte einen ausgezeichneten Einfluß geübt haben. Zwischen den einzelnen Büstengruppen zeigen sich geflügelte weibliche Figuren von blendend weißem Marmor, Walküren als Ruhmesgenien ausgeführt. Über den Räumen, wo sich die Büsten befinden, sieht man auf grauem Grunde weiße Marmortafeln gleichsam in einem zweiten Gesteck, und auf diesen Tafeln sind mit goldenen Buchstaben die Namen der Helden und großen Männer deutscher Vorzeit verzeichnet, von denen keine Büsten angefertigt werden konnten, da man keine Bildnisse von ihnen vorfand. Ihre

*) Nach E. Willkomm.

**) König Ludwig I. hat testamentarisch die Walhalla dem deutschen Volke als Geschenk hinterlassen.

Anzahl beträgt 64. Wie nun die unteren Wandfelder durch die erwähnten mit Pilastern verzierten Pfeiler getrennt sind, so stehen hier kolossale weibliche Statuen in altgermanischer Kleidung auf den Pfeilern und tragen als gigantische Karyatiden das obere Gebälk. Die Riesenjungfrauen machen durch Tracht und eigentümliche Färbung einen seltsamen Eindruck. Ihr Teint ist nämlich gelblich, die lang herabwallenden Haare sind von bräunlichem Blond; die Oberkleider sind hellblau, die Unterkleider weiß, Säume und Verzierungen daran sind reich vergoldet und ein ganz vergoldeter Bärenpelz dient ihnen als Überwurf.

Den ganzen Saal umzieht ein Fries, welcher, in meisterhaften Skulpturen von Prof. Martin Wagner in Rom, die Urgeschichte Deutschlands darstellt. Berühmt sind die Rundbilder Schwanthalers an beiden Giebeln des Tempels. Das gegen Süden gelegene versinnbildlicht die Siegesfeier Germaniens in 15 Figuren, welche symbolisch an Deutschlands Wiederherstellung nach Beendigung des Befreiungskrieges erinnern sollen; das nördlich schauende die Hermannsschlacht im Teutoburgerwalde.

Das Große, Erhabene und wahrhaft Schöne, das uns an und in dem künstlerisch vollendeten Bau der Walhalla überrascht, macht gewiß auf jedes deutsche Gemüt den erfreulichsten und nachhaltigsten Eindruck, und nicht ohne Gefühle hoher Verehrung für den Schöpfer dieses Werkes und für diejenigen, die zu so harmonischer Vollendung aller Teile desselben mit deutschem Sinn und treuer Ausdauer ihm die Hände gereicht haben, verlassen wir den deutschen Parthenon.

Achter Abschnitt.

1. Salzburg. — 2. Eine Fahrt in den Dürrenberg bei Hallein. — 3. Berchtesgaden und der Königssee. — 4. Das Passionsspiel im Ammergau.

1. Salzburg.

Vom Herausgeber.

Die Salzach oder Salza entspringt am Salzholm, Hochholm oder Salzachkopf, welcher der nordwestliche Grenzpfeiler Oberpinzgaus gegen Tirol ist. Er gehört einem Flötzgebirge an, welches durch das ganze Salzburgerländchen zwischen den Central- und nördlichen Kalkalpen eingelagert ist. Sie nimmt, von den Nordabhängen des Großglockners und den hohen Bergen des Pinzgaus eingekeilt, ihren raschen Lauf zuerst nach Osten, wendet sich dann bei St. Johann im Pongau nach Norden, durchbricht den Paß Luegg zwischen dem Hagengebirge und Tännengebirge und gewinnt schon bei Golling ein weiteres Thal, das sich bei Hallein noch mehr weitet und bei Salzburg dann in die große weite bayerische Hochebene übergeht. Aber gerade hier treten Fels und Berg, als wollten sie zum Abschiedsgruß die Alpentochter noch einmal recht innig ans Herz drücken, ganz nahe an den Fluß heran — und eben darum liegt Salzburg so schön, weil es auf der Grenzmark zwischen dem Hochgebirge und der Ebene erbaut, weder von dieser abhängig, noch von jenem unterjocht ist und beide ihm die Arme reichen. Es hat Berg und Fels und Wald und Feld nicht bloß ganz nahe, sondern in seiner Mitte, und doch sind die Berge, an die es sich lehnt, hier nur Hügel und freundlich genug, überall dem Lichte und der Luft freien Durchgang zu gestatten, die schönen Durchblicke nicht nur nicht zu hindern, sondern hervorzurufen. Der Mönchsberg, welcher am linken Ufer der Salzach wie ein von der Natur selber aufgebauter Festungswall eine halbe Stunde lang sich hinzieht und von der Feste Hohensalzburg gekrönt ist, hat durchaus nichts Finsteres, Drohendes, Beengendes, wie andere Festen dieser Art, sondern scheint ganz dazu geschaffen zu sein, das pittoreske Bild der merkwürdigen Stadt zu vollenden. Und auf der andern Seite des Flusses schaut der über

120 m höhere Kapuzinerberg mit seinen herrlichen Buchenwäldern und dem malerisch auf dem ersten Absatz erbauten Kloster noch milder und freundlicher auf die schöne heitere Stadt herab.

Es giebt Stellen an Flüssen oder Seeen oder Meeresbuchten, von denen man beim ersten Blick sich selber sagen muß: Ja, hier ist der rechte Punkt, da mußte eine Stadt gegründet werden und emporkommen! Ein solcher Ort ist Salzburg. Die alten Kelten und nach ihnen die Römer hatten für ihre Ansiedelungen einen geübten Blick. Schon vor 18 Jahrhunderten führte eine Hauptstraße von Salzburg nach Augsburg, etwa in derselben Richtung, die heutzutage das Dampfroß nimmt, über Teisendorf, Traunstein, Rosenheim; durch das ganze Mittelalter bewegten sich auf dieser „Salzstraße" ansehnliche Warenzüge, insbesondere die Salzfracht. Aber auch zur Verbindung des Südens mit der Donaulinie in militärischer Hinsicht waren diese Thäler der Isar, Salzach, des Inn wichtig. Mag auch für die Kriegskunst der Gegenwart die strategische Bedeutung Salzburgs nicht groß sein; für das Altertum und Mittelalter war Hohensalzburg ein ganz vorzüglicher fester Punkt, der den Fluß und die Thalebene rechts und links beherrschte. An diesen Kalkfelsen lehnt sich die Nagelflue des Mönchsberges, der wie eine dicke, auf beiden Seiten steil abfallende Mauer um die jetzige Stadt einen Halbkreis bildet, dessen Sehne die Salzach ist. Durch diesen Felsenwall wird die Stadt nicht bloß von der Ebene geschieden, sondern auch gegen dieselbe gesichert. Erst im Jahre 1767 wurde das merkwürdige, in seiner Art einzige Neuthor durch Erzbischof Sigismund — dessen Medaillonbild an der Stadtseite befindlich, während an der Landseite dem König Sigismund ein aus einem Monolith gearbeitetes, gegen 5 m hohes Standbild errichtet ist — mitten durch den Nagelflue-Felsen durchgebrochen. Es hat eine Länge von 200 Schritt.

Hohensalzburg gegenüber auf dem rechten Ufer der Salzach bietet der schon genannte Imberg oder Kapuzinerberg,*) an den sich der nordöstliche Teil Salzburgs anlehnt, die hohe Schutzmauer, an deren südlicher Seite eine schmale Gasse, „am Stein" genannt, sich hinzieht, während der nördliche ganz offene Teil nach dem jetzigen Bahnhofe zu sich bequem ausbreiten kann. Aber auch dieser am meisten freie Teil der Stadt konnte in früheren Zeiten durch einen Halbkreis von Schanzen (die nun abgetragen sind) wider unvorhergesehene Überfälle geschützt werden.

Vor Jahrtausenden mochten die genannten Berge gleich Inseln aus dem See- und Sumpfboden emporragen. Die lockeren Moor- und Moosflächen und sumpfigen Kiefernwälder nordwestlich und nördlich vom Lustschlosse Leopoldskron bis an die von Reichenhall kommende, in die Salzach mündende Saalach erinnern noch heute an den vormaligen Seeboden. Augen-

*) Ursprünglich ward nur der nach der Stadt vorgeschobene untere Absatz „Kapuzinerberg" genannt, wegen des dort erbauten Klosters. Nach den barometrischen Messungen von Schmidt (vgl. Jahrb. der k. k. geologischen Reichsanstalt, Wien 1850) ist er 2281 W. Fuß ü. M., der Mönchsberg 1953 W. Fuß.



Salzburg.

scheinlich haben in der Urzeit Mönchs- und Kapuzinerberg zusammengehangen und sind erst durch die Strömung des nach Norden sich Weg bahnenden Gewässers getrennt worden.

Diesen wie Riegel in das Flußthal geschobenen Felswänden gegenüber erheben sich auf beiden Flanken, östlich und westlich, zwei große Flügelmänner: der Gaisberg und der Untersberg. Zwischen dem Kapuzinerberg, der nahezu senkrecht in die Ebene abfällt (sein nördlicher Abfall heißt der Imberg) — und dem Gaisberge, der wie ein ungeheurer Heuschober sich auftürmt, ist die Thalsohle kaum 1/4 Stunde breit. Größer ist die Ebene zwischen Hohensalzburg und dem Untersberge; man hat eine volle Meile zu wandern, bis man an den Fuß dieses massigen, großartigen Bergkolosses gelangt, der sein Doppelantlitz zugleich nach Salzburg und nach Berchtesgaden richtet. Schaut der 1286 m hohe Gaisberg etwas ausdringlich keck auf Salzburg herab, so hält sich der Untersberg mehr in vornehmer Ferne und bleibt doch nahe genug, um dem Auge alle seine wunderbaren Ecken und Spitzen, Klüfte und Wände zu zeigen. Mit ihm beginnt das Berchtesgadener Hochgebirge; er hat bereits eine Höhe von 1851 m. An seinem südlichen Abhang rauscht die Albe oder Alm, der Abfluß des Königsseees, in das Salzachthal herab und gegenüber, auf der Westseite dieses Flüßchens, erhebt sich dann der noch höhere Hohe-Göll (2519 m), eben so ernst und finster, wie der Untersberg, und noch schärfer in seinen Konturen.

Mag man von Osten her auf der Wiener Eisenbahn über Linz oder westlich von München über Traunstein kommen oder von Norden her, so daß man über Salzburg hinweg nach Süden in diesen großartig schönen Hintergrund deutscher Alpenwelt blickt — ein freudiges Ah! der Überraschung dringt unwillkürlich aus der Brust. Eine so malerische Bergscenerie in nächster Nähe und solche Blicke auf das Hochgebirge, ein solcher Verein des Heiteren, Freundlichen, Lieblichen mit dem Erhabenen, Starken und Strengen und das alles in harmonischen Verschmelzungen und Übergängen ist in der That selten.

Salzburg macht durchaus nicht den Eindruck einer alten oder altertümlichen Stadt. Die vielen schönen Neubauten in der Nähe des Bahnhofs, das ganz moderne Schloß Mirabell mit seinen heiteren Gartenanlagen, aber auch am linken Ufer im alten Kerne der Stadt die hohen weißgetünchten Wohnhäuser, die nach wiederholten Bränden neu erstanden, endlich das im Jahre 1592 aufgeführte Residenzschloß und der ihm gegenüberliegende fast ein Jahrhundert später vollendete Neubau — das Regierungsgebäude — tragen alle den Charakter der neuen Zeit. Man sieht es der Stadt nicht an, daß sie eine vielhundertjährige Geschichte hinter sich hat.

Schon vor Ankunft der Römer, die unter Kaiser Augustus sich zuerst hier festsetzten und den Ort Juvavium oder Juvavia nannten, soll an derselben Stelle eine Kelten-Stadt gestanden haben, von der Sage Vivana oder Gavanodurum genannt. Unter Kaiser Hadrian (130 n. Chr.) war Salzburg bereits eine bedeutende römische Kolonialstadt. Im Dorf Aigen hatte

eine Abteilung thracischer Reiter ihr Lager. Am Nonnberge, dem südöstlichen Abhang von Hohensalzburg, stand ein Tempel des Merkur. In der Vorstadt Riedenburg vor dem Neuthor hat man Überreste eines römischen Triumphbogens ausgegraben und auf der weiten Fläche nach dem Untersberge zu manche Überreste von Landhäusern und Bädern gefunden. Die Blüte der römischen Zeit ward aber völlig geknickt durch die Stürme der Völkerwanderung, die auch über Salzburg zerstörend dahin brausten. Unter dem Schutz des Bojarenherzogs Theodo zu Ende des 6. Jahrhunderts gründete der deutsche Bischof Rupert auf den Trümmern der römischen Stadt eine deutsche Stadt und machte sie zum Mittelpunkt seines Bistums. Von England kam 745 unter Schutz und Geleit Pipins Bischof Virgil und bauete zu Ehren des heil. Rupertus eine zweite Kirche. Im Jahre 798 erhielt Arno, von Karl dem Großen eingesetzt und von Papst Leo III. geweihet, die erzbischöfliche Würde und das Erzbistum genoß nun ein Jahrtausend lang das Regiment des Krummstabes, der aber von den geistlichen Regenten oft mit dem Schwerte vertauscht wurde. Die Erzbischöfe führten mitunter blutige und ungerechte Fehden mit ihren Nachbarn, waren namentlich nach den Salzpfannen Reichenhalls und Berchtesgadens lüstern, bis endlich der Bayernherzog Maximilian I. dem Erzbischof Wolf Dietrich, einem ebenso tapfern als störrischen, unbesonnenen Manne, auf den Leib rückte und (1611) ihn zum Gefangenen machte. In einem schmalen Kämmerlein neben dem Eßsaale auf Hohensalzburg mußte der Unglückliche für seine übersprudelnde Kraft schwer büßen; er war dort, grausam genug, täglicher Ohrenzeuge der Gastmähler und hatte selbst nur die schmalste Kost des Gefangenen. Nach ihm regierten noch 13 Erzbischöfe, unter welchen jener unduldsame hartherzige Eiferer war, der seine protestantischen Unterthanen von Haus und Hof vertrieb. Arbeitsame, ehrliche Bauern und Bergleute verließen mit Frau und Kind — im ganzen 22 151 Seelen — die geliebte Heimat und wurden von andern Fürsten, namentlich von Preußen, gern und freundlich aufgenommen.

Im Jahre 1805 begann für Salzburg die dritte Periode seiner Geschichte; es kam unter den weltlichen Scepter Österreichs, ward zwar unter der französischen Gewaltherrschaft von 1809—14 bayerisch, dann aber wieder österreichisch. Bei allem Wechsel des Regiments und bei allem Druck, der zeitweilig auf den Geistern lastete, auch unter Österreichs Regiment, hat sich das Salzburger Volk sein deutsches Wesen, seinen unbefangenen Sinn, der aller Verdummung und allem Rückschritt widerstrebt, nicht rauben lassen. Wie in Bayern Katholiken und Protestanten friedlich neben einander wohnen und letztere nicht wenig dazu beigetragen haben, daß auch jene im geistigen Fortschritt nicht zurückbleiben, so wird sich auch die protestantische Gemeinde, welche sich jetzt — Dank der wahrhaft freisinnigen, edlen Verordnung Kaiser Franz Josefs über die Gleichberechtigung der Konfessionen im österreichischen Kaiserstaate vom 8. April 1861 — in Salzburg gebildet, eine Kirche mit Hilfe des Gustav-Adolfs-Vereins erbauet und eine Schule gegründet

hat, wohl entwickeln können, unbeschadet der Frömmigkeit der katholischen Bürger. Kaiser Franz Josef hat viel Unglück und schwere Prüfungen zu erdulden gehabt; aber jenes Patent gehört zu den Glanzpunkten seiner Regierung und bezeichnete den Anfang einer neuen Epoche im inneren Leben des gesamten Kaiserstaats.

Man würde aber dem erzbischöflichen Regiment Unrecht thun, wenn man nicht auch des vielen Guten, das es für die Ausbildung der Priesterzöglinge, für Hebung des Schulunterrichts und der Volksbildung gethan, gedenken wollte. Die frühere Universität durfte mit den besten katholischen Bildungsanstalten in die Schranken treten; es blieb davon nur die katholische Fakultät. Gehoben hat sich das Ober-Gymnasium. Als unabhängig besteht die sogenannte „Studienbibliothek“ mit 60 000 Bänden, darunter 2000 Inkunabeln und 800 Handschriften. Auch das Stift Peter hat eine ansehnliche Bibliothek. Das Gymnasium hat eine naturwissenschaftliche Sammlung, gut erhaltene Römersteine, die im Hausflur aufgestellt sind. Auch der botanische Garten verdient Erwähnung. Von den Vereinen der Stadt Salzburg seien genannt: der landwirtschaftliche und Gewerbverein, der Verein für Landeskunde, der Kunstverein, der Musikverein (das Mozarteum) und die Liedertafel. Sehr sehenswert ist das Museum im städtischen Baumagazin am Franz-Josefs-Kai wegen der wertvollen keltischen und römischen Altertümer. Einige gut erhaltene Stücke eines römischen Mosaikbodens, die bei der Grundsteinlegung von Mozarts Denkmal ausgegraben wurden, erregen wegen ihrer Feinheit und Zierlichkeit die Bewunderung des Beschauers.

Bekanntlich ist Salzburg der Geburtsort des größten musikalischen Genius, den Deutschland, den die Menschheit hervorgebracht hat — Wolfgang Amadeus Mozart. Sein Geburtshaus, freundlich und wohlhäbig wie die meisten übrigen auch, ist durch eine Inschrift bezeichnet; es steht unfern der Brücke, wo der Verkehr und die Bewegung des städtischen Lebens am regsten ist. Die dankbare Stadt hat ihrem größten Sohne ein schönes Standbild errichtet, von Schwanthaler modelliert, von Stiglmayer gegossen — es steht sehr passend auf dem stilleren Michaelsplatze, der an den großen Residenzplatz grenzt. Noch einen hochbegabten und berühmten Mann aus früherer Zeit, den insignis medicinae doctor und ausgezeichneten Naturforscher Theophrastus Paracelsus von Hohenheim, welcher im Jahre 1541 starb und dessen Grabdenkmal in der Vorhalle der St. Sebastianskirche über dem alten Grabstein errichtet wurde, darf Salzburg ebenfalls den seinen nennen.

Salzburg ist nicht groß, es hat ca. 20 000 Einwohner; aber es hat nichts Kleinstädtisches in seinem ganzen Wesen, vielmehr zeigt es überall einen gewissen Glanz und Schmuck einer echten Residenzstadt. Die beiden größten Plätze, der Dom- und Residenzplatz, sind zwar die stillsten, von denen das Menschengewühl sich zurückgezogen hat, erhalten aber eben dadurch etwas Vornehmes. Die erzbischöfliche Residenz wie der Neubau sind ansehnliche Gebäude, doch ohne besonderen architektonischen Charakter. Der Neubau ist von einem

Türmchen überragt, in welchem ein Glockenspiel dreimal des Tages, um 7, 11 und 6 Uhr, eine Melodie ableiert, die etwas empfindliche musikalische Nerven recht zu martern imstande ist. Desto erfreulicher ist der schöne Brunnen, von dem Italiener Antonio Dorio im Jahre 1668 aus weißem Marmor aufgeführt, nahezu 15 m hoch. Die Muschel, die vier Pferde und die Atlanten sind aus je einem Marmorblock gearbeitet, hoch oben steht ein Triton, aus seinem Horn den Wasserstrahl spritzend, während unten aus dem Rachen der Pferde gleichfalls der Wasserstrahl hervorquillt. Das Ganze ist sehr schön und zweckmäßig. Die zahlreichen geschmackvoll ausgeführten Brunnen tragen nicht wenig zur Verschönerung der Straßen und Plätze bei und erinnern nebst der reichen Verwendung des Marmors zu den verschiedensten Bauten an den italienischen Süden. In den nahen Gebirgen hatte man freilich des Marmors die Hülle und Fülle. Die geistlichen Fürsten bestellten sich zu allen größeren Bauten, die nach wiederholten Feuersbrünsten aufgeführt wurden, italienische Baumeister. Auch die flachen Dächer der Häuser geben Zeugnis von dem Einfluß Italiens, der westlich vom Inn sich selbst auf die kleineren Städte Trauenstein, Rosenheim, Wasserburg erstreckte. Übrigens sind die Dächer nicht flach in italienischer Weise, sondern in kleinere geschrägte Dächer abgeteilt, diese aber durch „Feuergänge" verbunden, welche zugleich zum Nachbarhause führen, um bei Feuersgefahr die Dächer besser schützen zu können. Denn sie sind, weil von Schindeln, der gefährlichste Teil der sonst massiven Häuser.

Sehenswert ist auch die schöne Kavallerie-Kaserne, der frühere fürstbischöfliche Marstall mit der Sommer-Reitschule, einem unter Erzbischof Johann Ernest in den Felsen des Mönchsberges gesprengten Amphitheater. An der Nordseite der schönen Stallungen, die für 130 Pferde Raum haben, ist eine prachtvolle Schwemme mit Marmoreinfassung und einer plastischen Gruppe, den Pferdebändiger darstellend. Durch den Stall und die Schwemme fließt ein Kanal, der aus der Berchtesgadener Ache oder Alm bei Grödig vorüber auf Leopoldskron geht, wo er sich in zwei Äste teilt, welche beide durch den Felsenwall des Mönchsberges geführt worden sind. Diese für Salzburg höchst wertvolle Wasserleitung, welche an 100 Brunnen der Stadt mit frischem Wasser versorgt, soll von Arno, dem ersten Erzbischof, ausgeführt worden sein. Man geht indessen jetzt mit dem Plane um, vom Fürstenbrunnen am Untersberge Trinkwasser in die Stadt zu leiten.

Wenn man von der Vorstadt Mülln aus den Mönchsberg besteigt und das Klausthor passiert, eine schmale Pforte, eingeklemmt zwischen Fels und Strom, verwundert man sich ob der Kühnheit, mit welcher die weißen Häuser an die dunkelgraue Felswand so zu sagen angeheftet sind. Man hat sich in den Fels hineingebohrt und ihm den nötigsten Raum abgetrotzt, nicht achtend der Gefahr, die von den zum Teil überhängenden Felswänden drohete. Nachdem sich schon in den Jahren 1493, 1614 und 1665 Felsstücke abgelöst und Häuser und Menschen verschüttet hatten, erfolgte das größte Unglück am 15. Juli 1669: um 2 Uhr morgens stürzte ein unge-

heures Felsstück ab und zerschmetterte das Priesterhaus, in welchem die Theologie-Studierenden Unterkunft und Verpflegung finden, die Kapelle am Berge und 13 Wohnhäuser mit allen ihren Bewohnern. Vergeblich war das Wimmern und der Hilferuf der noch am Leben Gebliebenen, denn man befürchtete neue Abstürze. Als man sich sicher glaubte, wurden 300 Leichen aus den Steintrümmern hervorgeholt. Doch ist seitdem kein Absturz mehr erfolgt; zur Sicherheit aber müssen alljährlich die Abhänge untersucht werden durch Leute, die man an Seilen an den senkrechten Felswänden herabläßt und welche die schadhaften Stellen zu behauen haben.

Die Gewohnheit ist eine starke Macht; sie stumpft das Gemüt ab selbst wider die augenscheinlichste Gefahr. Doch hat die merkwürdige Felswand schon von Anbeginn der christlichen Ansiedelungen ihre Anziehungskraft bewährt. Der älteste Gottesacker in Salzburg, der von St. Peter, lehnt sich an die Nagelflue des Berges an; er hat seine Zellen in die senkrechte Wand eingehauen und seine Kapellen daran geheftet. Dicht am Felsen steht die Kreuzkapelle an der Stelle des ersten vom h. Rupert gegründeten Klosters, durch sie geht man in die Ägidiuskapelle — nach der frommen Sage das Betzimmer Ruprechts — und gelangt von da auf einer in den Nagelflue-Stein gehauenen Treppe in die Einsiedelei des h. Maximus, der hier schon zur Zeit Odoakers lebte und den Römern das Evangelium predigte, aber im Jahre 477 von den Herulern überfallen und getötet wurde.

Dieses Leichenfeld gehört zu den merkwürdigsten, die man sehen kann. Leichenstein und Denkmal reihet sich an Leichenstein und Denkmal; die schönen Arkaden mit den Trauerweiden und einem reichen Blumenflor, die altehrwürdige und doch freundliche gotische St. Margaretenkapelle in der Mitte, die Stiftskirche St. Peter, welche den Gottesacker nördlich abschließt, die alten Inschriften — der älteste Leichenstein, in die Nordwand der St. Margaretenkapelle eingemauert, ist aus dem Jahre 1424 — stimmen das Gemüt feierlich und thun ihm zugleich wohl. Der Tod hat seine Schrecken verloren, man vergißt die Zeit und fühlt sich unter den Toten über die Vergänglichkeit erhaben. Auch der Kirchhof von St. Sebastian gewährt diesen erhebenden Eindruck, obwohl seine Lage weniger malerisch ist, als die von St. Peter. Schade, daß beide Friedhöfe in so enge Grenzen eingeschlossen sind!

Unter den 24 Kirchen der Stadt ist die bedeutendste und hervorragendste der Dom, mit zwei Türmen und einer Kuppel von 75 m Höhe. Diese Kirche hat die ansehnliche Länge von 108 m und eine Breite von 45 m, gilt für eine der edelsten Nachbildungen der römischen Peterskirche und ist in der That ein Prachtbau. Tritt man durch das schöne Portal, vor welchem eine Mariensäule aus Bleiguß steht, in das Innere, so wird man durch die einfache Schönheit der Linien, die Weite der Dimensionen, die den Blick frei lassen und keine Überladung mit Zierat dulden, erfreuet und zur Verehrung gestimmt. Es ist alles so klar und fest bestimmt, daß man sich in dem großen Ganzen ganz ohne Zwang frei und feststehend fühlt. Aber

eine gewisse Verstandeskühle ist auch nicht abzuweisen; jenes Gefühl einer die ganze Erdenwelt überfliegenden Andacht, die sich nicht mit Worten aussprechen, durch Formeln nicht begrenzen läßt, jene Musik des Formenspiels, die nicht mit dem messenden Verstande, die nur im Gemüt gehört und empfunden werden kann, die ist doch nur dem gotischen Kirchenstil eigen und kann nicht durch die Massenwirkung und räumliche Weite des romanischen Stils ersetzt werden. Jede Kuppel, so hoch sie auch sein mag, strebt als Rundbogen von oben nach unten, hält uns auf der Erde fest; der gotische Spitzbogen und sein gegliederte durchbrochene Spitzturm überwindet die Schwere, führt die Seele himmelan aus den irdischen Schranken hinweg. Betrachtet man sich die Längsseite des Domes vom Gasthof „zum Schiff" aus, so wundert man sich fast, wie diese massigen Mauern ohne Gliederung, die mit einigen schmalen viereckigen Fenstern noch obendrein an ein Magazin erinnern, einen im Innern wirklich schönen Kirchenraum bilden können. Die Kuppel sieht überall niedriger aus, als sie ist.

Die Stiftskirche von St. Peter aus dem 13. Jahrhundert, im romanischen Basilikenstil erbaut, hat ein schönes, deutsches Portal; der Wirkung des ganzen Gebäudes ist aber der Platz nicht günstig. Innen ist an einem der Pfeiler das uralte Grabmal des h. Rupertus, des Stifters und ersten Bischofs. Die Franziskanerkirche ist im gotischen Stil ausgeführt, und der 1867 vollendete Turm gereicht ihr nur zur großen Zierde. Übrigens ist der charakteristische Geist einer bestimmten Epoche des deutschen Mittelalters, wie er etwa in Augsburg oder Nürnberg und den kleinen ehemals freien Reichsstädten Schwabens in den Bauwerken, privaten und öffentlichen, durchgreifend zur Herrschaft kommt, in Salzburg nicht Herr geworden.

Erheben wir uns über die Häuser und Kirchen der Stadt und schauen wir über die Turmspitzen hinweg! der Weg ist nicht weit — bald haben wir den breiten Rücken des Mönchsberges erstiegen. Er gewährt die schönste Aussicht, der Feuerturm auf Hohensalzburg die vollkommenste Rundsicht; dann steigen wir auf den Kapuzinerberg und haben vom „Stadtplatze" aus die schönste Ansicht von Salzburg.

Auf dem Mönchsberge hat man das Land in der Stadt; man wandelt in einem sorgsam gepflegten Parke, versehen mit Bänken auf den anmutigsten Plätzen, mit Eichen- und Ahorngruppen und schattigen Buchenwäldern. Es fehlt nicht an grünen Wiesen, auf welchen Rinder und Ziegen weiden, nicht an einzelnen Bauernhäuschen mit sorgfältig bebauten Äckern, auch nicht an Kaffee- und Biergärten. Stundenlang kann man hier oben weilen und sieht sich an dem Salzburger Paradiese doch nicht satt. Nach Norden über die Vorstadt Mülln schweift der Blick weit in die bayerische Ebene hinein über eine gesegnete Feldflur hinweg, in welcher die dunkeln Wälder und gelben und hellgrünen Fruchtfelder, Dörfer und Schlösser in reizendem Wechsel sich ausbreiten; das helle Wasser der Salzach blitzt hier und da wie ein silberner Faden hindurch. Wir wandeln frohgemut weiter, jede Biegung des Weges bringt neue Ansichten und Durchblicke. Zu unsern

Füßen liegt der neue Stadtteil, Schloß Mirabell, der Bahnhof auch ganz nahe und der aufwirbelnde Dampf der Lokomotive zeigt uns den Weg nach Wien. Was ist das für eine freundliche Kirche mit den beiden Türmen, die auf dem ersten Hügel nordöstlich thront? Es ist Maria Plain, die vielbesuchte Wallfahrtskirche, die, wie die meisten ihrer Schwestern, sich einen reizenden Aussichtspunkt für ihren Grund und Boden erwählt hat. Plötzlich stehen wir an der Brustwehr der senkrecht abstürzenden Felswand, unfern des Neuen Thors, über der Kavalleriekaserne, schauen fast in die Rauchfänge der hohen Häuser hinein, von denen auch unsere Geruchsnerven berührt werden; der vom Winde herangeführte Rauch belehrt uns, daß auf Erden nichts vollkommen und reine Land- und Waldluft auf dem Mönchsberge noch nicht zu haben ist. Wir steigen mehr aufwärts und wenden uns dann zur südwestlichen Seite des Berges. Da liegt die Vorstadt Riedenburg zu unseren Füßen und über deren Feldflur hinweg hängt nun der Blick an dem großen, gegen 1870 m hohen Untersberge, die Wälder verfolgend, die bis zur Kammhöhe emporsteigen. Weiter nach Reichenhall schiebt sich das fast ebenso hohe Lattengebirge mit dem Dreisesselkopf vor, wir blicken tief in den Gebirgsbusen, aus welchem die Salzach hervorströmt, und werden überrascht von den senkrecht aufstrebenden Hohenstaufen, drei Pyramiden, die höchste in der Mitte, 1800 m hoch. Das schroffe Müllnerhorn und ganz im Hintergrunde das noch höhere in zierlich gespitztem Dreieck sich darstellende Sonntagshorn bilden die Flanke nach dieser Seite. Der Blick kehrt zurück und ruht auf dem massigen Untersberge, den die Sage so bedeutsam in ihren Glorienschein gehüllt hat, wie den Kyffhäuser im Thüringerlande. Schade, daß er den Namen „Wundersberg", den er noch im 16. Jahrhundert trug, mit seinem jetzigen hat vertauschen müssen!

Die Römerzeit ist aus dem Gedächtnis des Volkes geschwunden, aber der Name Kaiser Karls des Großen glänzt noch immer im Gedächtnis des lebenden Geschlechts; er ist in Bayern und Süddeutschland heller, als der des Hohenstaufen-Kaisers Friedrich Rotbart, mit dem er jedoch auch in der Sage vom Untersberge zusammenfließt. Im Innern des Berges hält nämlich Kaiser Karl noch immer Hof, umgeben von den Großen seines Reichs. Im Bergmünster verrichten zweimal dreihundert Mönche den Gottesdienst; sie lesen an zweihundert Altären unter Begleitung von mehr als dreißig Orgeln die Messe. Fürsten und Damen des Berchtesgadener, Salzburger und Bayerlandes wandeln auf blumigen Wiesen, die Ritter jagen auch wohl unter Trompetenschall über das Blachfeld; der Kaiser aber sitzt nachsinnend, das Haupt auf die rechte Hand gestützt, an einem Marmortisch und wartet der Zeit, da sein Bart zum dritten Mal um den Tisch sich geschlungen haben wird. Alsdann wird er aus dem Berge hervorkommen, die deutsche Nation unter seinem Scepter einigen und mit ihr die große Schlacht bei dem Birnbaum auf dem Walserfeld siegreich bestehen.

Daß eine solche Sage gerade bei der Zerrissenheit und Machtlosigkeit der deutschen Nation sich bilden konnte, ist begreiflich, denn der Trieb zur

Einigung des Getrennten, das Verlangen nach nationaler Macht und Kraft und Geltung unter den Völkern Europas ist in den Herzen der guten Deutschen nimmer erloschen, weder in Ostfriesland und Westfalen, noch in Südbayern und Salzburg. Die schöne Alpenwelt Salzburgs ist deutsches Land und soll es, so Gott will, bleiben, wie die deutschen Österreicher deutsch waren und sein werden, so lange sie sich nicht selber aufgeben.

Doch zurück zu der schönen Landschaft! Wir lassen den Blick seinen Rundgang vollenden, wenden uns zum Reinberg gerade vor uns — einem abgerissenen Felskopf, um welchen der schon erwähnte Almkanal herumzieht; schauen den Weiher und die heiteren Baumgruppen von Leopoldskron, des vom Erzbischof Leopold (Grafen von Firmian) 1736 erbauten Lustschlosses, und wenden uns dann gegen Mittag zu den Bergriesen, die um das schönste deutsche Alpenwasser, den Königssee, Wache stehen. Zwischen der Feste und dem Kapuzinerberge im Südosten macht der Gaisberg den Schluß, vor welchem sehr anmutig der Heuberg mit seinen grünen Matten und hellen Häusern sich lagert, während an seinem Fuße im Salzachthal das Lustschloß Aigen, dem Fürsten Schwarzenberg gehörig, herüber winkt.

Um aber den Blick auf das Salzachthal und die ganze herrliche Bergwelt im Süden völlig frei zu bekommen, wenden wir uns nun zum Schloßberge, treten unangefochten in die Festung ein — eine Mauerinschrift belehrt uns, daß der kühne Bau schon im Jahre 1088 begonnen wurde; dann ward er zu verschiedenen Zeiten unterbrochen und wieder aufgenommen und erst zwischen 1496 und 1519 der Hauptmasse nach vollendet —; die soliden, dicken, aus der Tiefe emporstrebenden Umfassungsmauern erregen unsere Bewunderung, das Labyrinth von Treppen und Brustwehren, von Türmen und Gewölben versetzt uns ganz in die rauflustige Zeit des Mittelalters. Die Schloßkapelle enthält, aus rotem Marmor gehauen, die Statuen der 12 Apostel und die Fahne, womit Maria Theresia bei Beginn des schlesischen Krieges hilfebittend unter die Ungarn trat. Wir lassen uns dann die drei fürstbischöflichen Zimmer, welche Erzherzog Johann in altem, doch immer noch bescheidenem Glanze wieder herstellen ließ, zeigen und bewundern den schönen Ofen im Rittersaal, an dem jede Kachel eine plastisch ausgeführte Scene darstellt; dann aber eilen wir in froher Erwartung auf den Feuerturm, die höchste Spitze der Festung, und stehen wie geblendet vor dem wunderherrlichen Panorama, das sich nun vor uns ausbreitet. Wir sind 120 m über dem Domplatz, dessen Kirche und Kuppel samt den Türmen sich vor uns sehr bescheiden erniedrigt haben. Der Blick in das Salzachthal hinauf, aus dem zunächst Schloß Hellbrunn uns entgegenglänzt, dann der Dürrenberg über Hallein, ist und bleibt auch hier oben der Glanzpunkt; die hellen Kalkwände des wie eine Riesenschlange sich ausstreckenden Tännengebirges (dessen höchste Spitze der Raucheck 2428 m), aus dessen finsteren Schluchten noch Schneemassen schimmern, welche der Julisonne Trotz bieten, und gegenüber der hohe Göll mit seinen grünen Voralpen, aus welchem furchtbar schön die Schroffen in kühnem Schwung emporstarren — sie sind

die gewaltigen Herrscher des Gemäldes, welche den Blick gefangen nehmen. Dieses nackte bleiche, grauweiße und grauschwärzliche Kalkgestein — wie wird es lebendig im Licht der Sonne, das darüber hinspielt, abends und morgens seinen Goldglanz darüber ergießt und alle Tage immer neue Schönheiten dieser starren Massen offenbart! Da oben gras't kein Haustier, keine Sennhütte und keine Alpwiese ist zu finden, nur die flüchtige, leichtfüßige Gemse darf es wagen, das spärliche Gras aus den Felsspalten zu äsen. Aber das ist's eben, was die Hochalpen so schön macht, daß sie uns die feste Erdrinde zeigen, die noch nicht vom Pflug des Ackerbauers zerrissen ist, daß sie uns in ein Gebiet versetzen, in welchem die Menschenarbeit mit ihren Sorgen und Ängsten, das Menschenleben mit seinen Täuschungen und Verkehrtheiten gar nichts gilt. —

Es war spät geworden, als ich vom Schloßberge herabstieg, und ich verschob den Besuch des Kapuzinerberges auf einen folgenden Tag. Auch im Genuß des Schönsten gilt es Maß zu halten. Nicht immer freilich ist die Gelegenheit günstig, denn das schöne Salzburg ist nicht bloß berühmt, sondern auch berüchtigt — wegen seiner vielen Regentage. Tegernsee, Salzburg und der Salzberg bei Hall, der letztere ganz vorzüglich, scheinen Lieblinge des Regengottes zu sein, der am ganzen Nordabfall des Gebirges eifrig arbeitet. Doch das Wetter blieb schön und so freuete ich mich nicht wenig, aus den heißen schwülen Gassen der Salzachstadt aufsteigen zu können in frischen grünen Buchenwald. Nicht weit von der älteren Brücke führt rechts, durch ein hohes Kreuz bezeichnet, der Weg zum Kapuzinerkloster bergan, 250 Stufen, an Nischen vorbei, in welchen die Gruppen der biblischen und Heiligen-Geschichte lebensgroß, mitunter kolossal und sehr grell dargestellt sind mit möglichst natürlichen Haaren, wie in einem Wachsfigurenkabinet. Der Katholik gewöhnt sich an solche Plastik; für den Protestanten behält sie etwas Abstoßendes. Ich atmete freier auf, als sich die Pforte öffnete, die mich in den grünen Jagdpark führte, wo die Luft zwar auch noch schwül, doch der Schatten der hohen Buchen sehr erquicklich war. Doch mit jedem Schritte aufwärts ward auch die Hitze minder drückend, die Waldluft frischer, und bald war das Francisci-Schlössel, eine vom Erzbischof Paris (Grafen von Lodron) 1629 mitten in diese grüne Waldromantik hineingebaute Bastei, erreicht. Sie liegt fast auf dem Gipfel des Berges, 192 m über dem Spiegel der Salzach. Im Hause ist eine Wirtschaft, die allen durstigen Seelen willkommene Labung bietet. Die Aussicht aus dem großen oberen Zimmer ist wunderschön; doch noch mehr überrascht das Bild, das sich vom „Stadtplatze" aus dem entzückten Auge entfaltet, über den man auf dem Rückwege geht. Dort raste, o Wanderer!

Es war ein heißer, sonniger Juli-Nachmittag, der Himmel erglänzte im reinsten Blau, die Luft war durchsichtig, wie der hellste Krystall und ließ alle Umrisse scharf erkennen. Salzburg zu Füßen, von Hohensalzburg beherrscht, über welches das Auge bequem hinüber schauet. Der Dom und alle übrigen Kirchen stellen sich auf das Vorteilhafteste dar; sie sind so nahe,

daß man jeden Glockenschlag hören kann und doch weit genug, um malerische Wirkung zu machen. Der grünlichgraue Alpenfluß rauscht munter dahin, man sieht seine weißen Wellen und verfolgt ihn abwärts und aufwärts in seinem kiesreichen Bett. Das Salzachthal mit den üppig grünen Wiesen, mit den Baumgruppen, Dörfern und Villen zu beiden Seiten ist eine reizende Idylle, über der sich dann aber der tragische Ernst des Hochgebirges erhebt, doch mit völlig ausgeglichenem Kontrast, denn in schönem Wellenschlag geht es von einer Bergstufe zur anderen, immer höher, bis zu dem Grünsee- und Funtenseetauern mit der schlanken zuckerhutförmigen Schönfeldspitze (2651 m hoch) den Abschluß des ganzen Gemäldes bildend. Nichts drängt sich vor, eines reicht dem andern die Hand und gruppiert sich zu einem Ganzen, dessen Mittelpunkt die pittoreske Stadt im Vordergrunde ist. Sie ist der Juwel, die Gebirgswelt seine Fassung. Man hat der Stadt erst recht ins Antlitz geschaut, wenn man sie vom „Stadtplatze" aus gesehen hat. Mit diesem Bilde, das man nie mehr vergißt, wenn man es auch nur ein Mal geschaut hat, sollte jeder Wanderer von Salzburg Abschied nehmen.

---

2. Eine Fahrt in den Dürrenberg bei Hallein.*)

Das Städtchen Hallein hat ein altertümliches, rußiges Ansehen und ist am Fuße des Dürrenberges auf einem sehr unebnen Boden am linken Ufer der Salza erbaut. Von den Häusern waren früher viele bloß aus Balken zusammengefügt; die flachen Dächer sind mit großen Steinen beschwert. Jetzt sind diese und die alten Pfannhäuser verschwunden. Auf der Pernerinsel (von der Salzach gebildet) ließ die Regierung vor 20 Jahren ein stattliches Sudhaus erbauen. Einen freundlichen Anblick gewähren ferner die Springbrunnen, die sich fast auf allen Plätzen finden, so wie auch in jedem Hause Quellwasser ist. Die Einwohner aus der untern Klasse haben keine angenehme Gesichtsbildung und sehen ärmlich aus; viele leben von den Salinen, einige finden auch in der Baumwollenmanufaktur und mehrere in der Holzwarenfabrik, wie in der Fabrikation von Glas-, Marmorschneide-, und Mosaikwaren ihren Unterhalt. Die neu errichtete Holzschnitzerschule hat sich als praktisch bewährt.

Noch am Abend besorgten wir einen Erlaubnisschein zur Besichtigung des Bergwerks von dem Oberberg- und Hüttenamte in Hallein. Am Morgen des folgenden Tages standen kleine Kaleschen, mit zwei starken Pferden bespannt, bereit, um uns über den steilen Dürrenberg bis zum Eingangsstollen zu führen. Man thut wohl daran, diesen Weg nicht zu Fuß zu machen, damit man nicht erhitzt in die unterirdischen Räume einfahren muß.

*) Leopold Chimanis Ferienreise.

Je weiter man auf den Berg hinauf gelangt, desto freier wird die Aussicht. Man übersieht hier wieder das Salzachthal bis an die fernen Gebirge; die am Abhange des Berges zerstreut liegenden Wohnungen der Bergknappen bilden mit den sie umgrenzenden Feldern, Wiesen und Gehölzen eine schöne Gruppe.

Nach einer Stunde langten wir bei der aus rotem, unpoliertem Marmor erbauten Wallfahrtskirche und dem Knappendorfe an. Man führte uns in ein Haus, wo wir mit dem Bergmannsgruße „Glück auf!" empfangen wurden, und von den Bergleuten leinene Beinkleider, weit genug, um auch die Schöße unserer Röcke darin zu verbergen, ferner ein leinenes Kamisol, eine schwarze, rot verbrämte Bergmannskappe, ein ledernes Schurzfell für den Hinterleib und einen dichten, ledernen Handschuh auf die rechte Hand bekamen. Wir lachten nicht wenig, als wir uns in dieser Vermummung einander gegenüberstellten. Noch sieben andere Reisende hatten sich eingefunden, welche in unserer Gesellschaft das merkwürdige Bergwerk beschauen wollten, so daß nun die Zahl der Musen voll war.

Wir schritten, dem Steiger folgend, dem Eingangsstollen zu. Hier erhielt jeder zweite Mann ein Grubenlicht in einem irdenen Leuchter, welchen er mit der linken Hand halten mußte. Anfangs gingen wir durch einen langen, in Marmor gehauenen, wagrecht laufenden Stollen, an dessen beiden Seiten doppelte Röhren parallel gezogen waren, in deren zweien Quellwasser in die Sinkwerke (Salzstuben) geleitet, während in den zwei andern die Sole in die Sudhäuser nach Hallein geführt wird. In dem engen Stollen schritt einer ganz dicht hinter dem andern vorwärts, der Steiger voran, ein zweiter Bergmann am Schluß des Zuges. War ein Balken oder eine Röhre zu übersteigen, eine Stufe zu betreten, oder ein anderer Gegenstand im Wege, so machte der Steiger darauf aufmerksam, und so warnte der Vormann immer seinen Nachfolger.

Wir betraten dann einen Stollen, der an der Decke und an den Seiten getäfelt war, und gelangten zu einem andern, wo das Salz selber, in verschiedenen Farben marmoriert, die Wände zierte, auch krystallisiert am Tage lag. Der Steiger machte uns auf alles Merkwürdige aufmerksam. Er zeigte uns rechts und links auslaufende Seitenstollen, welche teils noch bearbeitet wurden, teils schon ausgelassen waren. Er erklärte uns alle Vorrichtungen bei Bearbeitung des Salzberges und wies uns die Werkzeuge und Karren, welche der Bergbau fordert.

Endlich gelangten wir zu den ersten Stollen oder zu der Rutschbahn, über welche man 58 Klaftern tief hinabgleitet. Es ist hier die nämliche Vorrichtung, wie im Salzbergwerke von Hallstadt. Ein glattes, einen Schuh breites Brett zwischen zwei runden, abgehobelten, parallel gezogenen Baumstämmen läuft abschüssig bis in die Tiefe. Man setzt sich auf dieses Brett, hat zur Unterlage das Schurzfell, ergreift mit der rechten Hand das von oben bis unten gespannte Tau, legt beide Schenkel auswärts über die beiden Bäume und gleitet langsam oder geschwind hinab. Will man die Rutsch-

fahrt beschleunigen, biegt man den Oberleib vorwärts; will man sie verzögern, hält man den Oberleib zurück.

Da ich mich an diesem Morgen nicht ganz wohl befand und die vorhergehende Nacht fast schlaflos zugebracht hatte, so setzte ich mich nicht ohne Besorgnis auf das Rutschbrett, um in den schauerlichen Abgrund des Salzberges einzufahren. Ich hielt meinen Oberleib viel rückwärts, um langsam in diese sehr beträchtliche Tiefe hinabzugleiten, aber eben dadurch bekamen meine Vormänner einen weiten Vorsprung vor mir; meine Nachfolger, auch Erstlinge bei der Fahrt, blieben dagegen weit hinter mir zurück, und so befand ich mich auf einem großen Raume allein und ohne Licht in der finstern Felsenröhre, und mußte meine Rutschfahrt beschleunigen, um nur bald am Ende derselben und aller Besorgnis überhoben zu sein. Mir ward schon leichter ums Herz, als ich nur wieder Licht im Abgrunde wie einen leuchtenden Stern erblickte, und meine Pulse schlugen heftiger, als ich das Ziel erreicht hatte.

Nachdem alle ohne Unfall in der Tiefe angelangt waren, ging es bald durch wagerecht laufende Schachte, bald über Treppen aufwärts, bald abwärts zu dem zweiten Rutschwerke, welches 34 Klaftern tief, aber in einem sehr spitzigen Winkel hinabläuft. Schnell wurde die Fahrt von der Gesellschaft angetreten, und wie ein Pfeil schoß einer hinter dem andern in die schauerliche, durch die fünf Grubenlichter sparsam erhellte Tiefe hinab.

Nachdem wir mehrere Schachte bald auf-, bald ab-, bald seitwärts durchwandert und noch über zwei Rollen hinabgerutscht waren, kamen wir in die größte Salzstube, Stöber genannt, welche die Form eines ungeheuren Gewölbes und in der Mitte einen Teich hat, der mit einer Gondel befahren werden kann. Sie war beleuchtet. An den Wänden und an der Decke glänzte das Salz in den mannigfaltigsten Farben. Durch Röhren wird das Wasser in diese Sulze bis an die obere Decke geleitet. Sie faßt 630 000 Eimer. Drei Wochen lang bleibt das Wasser stehen, um das salzhaltige Gestein aufzulösen. Die Salzteile vermischen sich mit dem Wasser, die taube Erde sinkt zu Boden und das mit Salz geschwängerte Wasser wird als edle Sole durch Röhren aus der Salzstube in das Sudhaus geleitet. Hier, in großen eisernen Pfannen, wird dann die Sole versotten, d. h. das Wasser abgedampft. Aus 1 200 000 Eimern gewinnt man 300 000 Centner Salz.

Aus der großen Salzstube wurden wir zum Wolf-Dietrich-Stollen geleitet, welcher 11 000 Klaftern lang in gerader Linie, etwas abschüssig durch Marmorgestein gehauen, ziemlich enge und sehr niedrig ist. Hier bestiegen wir einen Wurstwagen, „Hund" genannt, welcher in einer Holzbahn läuft. Sieben von der Gesellschaft, den Steiger an der Spitze setzten sich auf den ersten Hund, die übrigen mit dem Bergknappen auf den zweiten. Alle wurden gewarnt, weder Füße noch Hände auszustrecken, auch den Kopf nicht seitwärts zu beugen und nicht aufzustehen, damit bei dem schnellen Lauf des Hundes kein Anstreifen an die Wände oder an die Decke stattfinden möchte.

Darauf spannten sich vor jeden Schlitten zwei Bergknappen und liefen nun mit demselben im raschen Tritte vorwärts dem Ausgange zu. Der Stollen hat eine Länge von drei Viertelstunden, war aber in einer Viertelstunde durchlaufen. Wie alle Stollen, Schachte und Stuckwerke, welche wir durchwandert hatten, luftig waren, so war in diesem Ausgangsstollen ganz besonders viel Luftzug. Als wir über die Mitte desselben waren, erloschen alle Grubenlichter, und wir fuhren in einer schauerlichen Finsternis. Ein banges Gefühl ergriff uns, jeder zog Kopf und Glieder an sich, um nicht irgendwo anzustoßen, und keiner sah den Vordermann.

Auf einmal standen die Schlitten still, und der Steiger wies in weiter Entfernung auf einen Lichtpunkt hin, welcher wie ein Stern glänzte. Die Schlitten setzten sich wieder in schnelle Bewegung, der Stern nahm zu an Licht, Glanz und Ausdehnung je weiter wir vorwärts kamen; die grause Finsternis verschwand allmählich, das Tageslicht begann zu dämmern, dann zu leuchten, wir näherten uns dem Ausgange, und nach einigen Minuten hatten wir ihn erreicht.

Wir holten wieder freien Atem, als die Sonne uns beschien. Die Schlittenzieher, junge Bursche, taumelten totenblaß, fast atemlos und in Schweiß gebadet, hin und her. Wir nickten ihnen mitleidig unsern Dank zu. Als wir uns umschauten, sahen wir uns am Fuße des Dürrenberges, auf dessen flachem Gipfel wir eingefahren waren. Man führte uns in ein Haus, wo wir die Bergmannskleider ablegten, und wo unsere Überröcke, Mäntel, Hüte und Stöcke bereit waren. Wir gaben jeder Einzelne dem Steiger einen Gulden Conv.-M. (ist die Gesellschaft klein, zahlt jeder zwei Gulden), für ihn und zur Verteilung an die Bergleute, und eilten den kurzen Weg über den Abhang des Berges unserm Wagen zu, die Reise fortzusetzen.

---

3. Berchtesgaden und der Königssee.

Vom Herausgeber.

Lange und oft hatte ich mir vom Park des Schlosses Aigen aus, eine Stunde südöstlich von Salzburg gelegen, den herrlichen Watzmann angeschaut, der eine von den höchst charakteristischen Formen der Salzburger Hochalpen besitzt und seine Physiognomie gleich den scharf markierten Gesichtern großer Männer auf den ersten Blick dem Gedächtnisse einprägt. Der merkwürdige Berg schaut mit seinen schärfsten Kanten nach der Salzburger Seite hin und stellt sich in zwei schroff abfallenden Hörnern dar, welche durch eine Querwand, die sogenannte „Watzmannscharte", die mit glänzendem Firn überkleidet ist, mit einander verbunden sind. Die Spitzsäule des größeren Horns (der große Watzmann genannt) scheint unbesteiglich und doch ist sie noch

gefahrloser zu erklimmen als der breitrückige Untersberg mit seinen vielen Schluchten.

Hoch und stolz ragte dieses Doppelhorn in den sonnigblauen Äther, alle anderen Gebirgsriesen neben sich in den Schatten stellend. Aber nicht lange währte es, und luftiges Gewand, aus Nebelschleiern gewoben, legte sich um seine Brust, doch ohne das Doppelhaupt zu verhüllen, das über den Wolkenthron sich hebend nun noch viel höher erschien.

Der Watzmann muß eine besondere Anziehungskraft für Nebel und Wolken haben, denn auch an den heitersten Tagen ist er von ihnen umlagert, teilweis oder ganz eingehüllt. Aber auf den Naturfreund, der ihn zum ersten Mal sieht, übt er eine unwiderstehliche Kraft magnetischer Anziehung; man eilt, so schnell als möglich ihm nahe zu kommen und hochachtungsvolle Grüße ihm zu Füßen zu legen.

Ich ging über Reichenhall, das als Solenbad und Molkenkurort jetzt sehr in die Mode gekommene freundliche Städtchen. Eng eingeschlossen vom Lattengebirge (Dreisesselberg) und den Hohenstaufen, Müllnerberg und Siebenpalfen (Karlstein) liegt es zwar ganz reizend zwischen den Felshöhen im Thale der Saalach, aber doch gar zu sehr beengt, und vom frischen Odem des Gebirges merkt man an heißen Tagen gar nichts. Hohe Berge, wenn sie dem Wohnorte gar zu nahe liegen, haben etwas Drückendes, sie beengen das Gemüt und können uns das Blachfeld wieder lieb und wert machen, weil dieses doch einen großen offenen Gesichtskreis hat. Auch will alles Große aus einer gewissen Ferne betrachtet und gewürdigt sein. Einige Tage hielt ich's in Reichenhall aus. Wie freute ich mich, als ich auf der steilen, aber doch nicht unbequemen Heerstraße den Paß Hallthurn erreichte und nun der Blick auf Berchtesgaden und seine Umgebung frei ward! Schnell geht es am südöstlichen Abhange des Untersberges, der nach der Berchtesgadener Seite mit schroffen Wänden aus seiner zerklüfteten Hochfläche aufsteigt,*) ins Thal der Königssee-Ache (Alm) hinunter; — doch nicht so tief, als wir von Reichenhall aufgestiegen sind.

Berchtesgaden liegt etwa 100—150 m höher als Reichenhall und Salzburg, nämlich 576 m über dem Meere; Salzburg 420 m und Reichenhall 467 m. Aber wie viel machen diese 125 m, wie viel frischere Gebirgsluft verschaffen sie uns! Auf dem Abhange eines vom Untersberg nach Süden vorgeschobenen Vorgebirges ist der kleine Marktflecken auf offener sonniger Halde gelagert, die sich aus dem engen Thal der Alm, welche sich hier mit der Ramsauer Ache vereinigt hat, emporhebt. Wir befinden uns inmitten der großartigsten Gebirgswelt unter einem wenig bemittelten Völkchen, das seinen Unterhalt aus den Salzwerken gewinnt, auch durch Holzfällen und Schnitzerei in Holz und Elfenbein, in welchem Erwerbszweige es eine ebenso gute als wohlfeile Ware liefert. Wir staunen, in dem kleinen Marktflecken, der nur 180 Häuser mit etwa 1800 Einwohnern zählt, drei ansehnliche

*) Der Berchtesgadener hohe Thron hat 1970 m, der Salzburger nur 1850 m.

Kirchen, ein Schloß, eine königliche Villa zu finden; unsere Bewunderung steigt, wenn wir sehen, wie diese Alpenwildnis in einen Alpengarten, einen Park im grandiosen Stil umgeschaffen worden ist. Fahrwege und Reitwege, so eben und glatt wie in dem bestgehaltenen Parke, führen uns in die Geheimnisse dieses Berglabyrinthes, zu den Seeen und auf die Alpen, und selbst die Solenleitungen sind genußreiche Promenaden geworden.

Sehr malerisch stuft sich der kleine Ort in drei Höhenlagen ab. Unten an der hellgrünen, dem Salzburger Gebiet zueilenden Alm liegen die Sudhäuser, Maschinenwerke, Holzfelder; auf dem mittleren Absatz, wo sich die Landstraßen kreuzen und die beiden Hauptstraßen des Marktes sich ausdehnen können, liegen die Kirchen und Gasthöfe. Besonderes Interesse bietet das stattlich auf langem Felsenhange gelegene Chorstift, die ehemalige Residenz der gefürsteten Pröpste und der adligen regulierten Augustiner-Chorherren mit der ehrwürdigen Stiftskirche im gotischen Stil. Portal, Türme und Kreuzgang sind aus dem XII. Jahrhundert. Der Kreuzgang ist im romanischen Stil ausgeführt, die geschnitzten Chorstühle aus der gotischen Epoche von 1450—1530. In der Sakristei bewahrt man reiche Paramente auf aus der ältesten Zeit des Stifts.

Über diesem mittleren Teile, dem Kerne von Berchtesgaden, erheben sich noch kleine Schlößchen auf mäßigen Anhöhen und Vorsprüngen: Lustheim im Süden, oberhalb der Stelle, wo die Ramsauer und Königssee-Ach zusammenkommen; Fürstenstein auf der nordwestlichen Höhe, Adelsheim am nordöstlichen Ende des Marktes und im Süden das geschmackvoll dem Gebirgs-Baustil entsprechende Sommerschloß, vom König Maximilian II. 1850—55 erbaut. Der Blick auf den Thalkessel, die grünen Gelände und das Hochgebirge ist prachtvoll; doch noch schöner die Aussicht vom Lockstein, dem nordöstlich gelegenen Felsenkopf, zu welchem eine dritte und höchste Straße des Marktfleckens am sogenannten Doktorberge hin hinanführt. Man schaut hier unmittelbar in das tief eingeschnittene Flußthal mit seinem saftigen Wiesengrün und den herrlichen Ahornbäumen an den Abhängen, hat den ganzen Markt unter sich, ähnlich wie Salzburg vom Mönchsberge, und der Blick auf die hohen Berghäupter ist noch freier als von der königlichen Villa aus. Wunderbar prächtig steht der Watzmann da, obwohl er nicht mehr so leicht und frei aufsteigt, wie vom Aigener Park aus gesehen. Seine Physiognomie ist für Berchtesgaden drohender und finsterer geworden.

Es gehörte nicht geringer Mut dazu, hier eine Niederlassung zu gründen. Der Ort verdankt seinen Ursprung christlicher Frömmigkeit. Irmengart, die Gemahlin des Grafen Engelbert von der Lintburg, erbaute in dieser vormaligen Wildnis, wo nur eine Jagdhütte und einige Viehschirme standen — für das zur Sommerszeit vom Weiler Grafengaden zur Weide herüberkommende Vieh — eine Kapelle zu Ehren des heil. Martin, und berief vier Klausner zur Erhaltung derselben. Die armen Männer hatten mit einbrechendem Winter einen schweren Stand und wußten sich vor der grimmigen

Kälte wie vor dem Andrange der wilden Tiere kaum zu schützen. In furchtbarer Starrheit standen der Watzmann und Steinberg, deren Eisfelder auch der warmen Frühlingssonne Trotz boten, vor ihren Augen. Doch die Schrecken des Hochgebirges hinderten nicht, daß schon im Jahre 1109 unter Leitung eines thatkräftigen Augustinermönchs, Namens Eberwein, der Bau eines Klosters begonnen wurde. Der wackere Priester ließ die Wälder lichten, an geeigneten Stellen Äcker anlegen, die Viehzucht hob sich und nebenbei lernten und lehrten die Mönche den Leuten die Kunst der Holzschnitzerei. Das aus der Kapelle des heil. Martin hervorgegangene Kloster ward am 7. Mai 1122 eingeweiht zu Ehren Johannes des Täufers und des Apostels Petrus: Eberwein ward der erste Propst.

Die Entdeckung der reichen Salzlager in der Nähe half nicht wenig zum Emporkommen des Stiftes, obwohl man in der ersten Zeit den vorhandenen Salzreichtum gar nicht erkannte, weshalb die ersten Pröpste sehr darauf bedacht waren, durch Schenkungen oder Kauf und Tausch Salzrechte in Reichenhall zu gewinnen. Aus der Bestätigungsurkunde des deutschen Königs Friedrich II., des großen Hohenstaufen, vom Jahre 1212 geht hervor, daß um jene Zeit eine Saline in Goldenbach eröffnet war. Die Pfanne zum Versieden befand sich unmittelbar an der Alm in Schellenberg. Erst um die Mitte des 16. Jahrhunderts folgte auch Frauenreut.

Im Jahre 1567 wurde Propst Jakob II. vom Kaiser Maximilian zum Reichsfürsten erhoben, und so ward aus dem etwa 8 □Meilen großen Ländchen, von dem man spöttisch sagte, es sei eben so hoch als breit, ein selbständiges Fürstentum. Doch der wachsende Reichtum des Stiftes erregte die Eifersucht und Habgier der Erzbischöfe von Salzburg, die öfters in das Berchtesgadener Ländchen einfielen, dadurch aber auch die Herzöge von Bayern in Harnisch brachten, so daß nun die gefürstete Propstei recht eigentlich ein Zankapfel zwischen beiden mächtigen Nachbarn wurde. Der übergroße Aufwand, den die Fürstenpröpste machten, mehrere Unfälle im Bergbau, dann der österreichische Erbfolgekrieg, der das kleine Fürstentum in Mitleidenschaft zog, brachten es dahin, daß die Ausgaben nicht mehr von den Einnahmen gedeckt wurden und die Schuldenlast bedenklich wuchs. So entschloß man sich in großer Not, mit Bayern einen Vertrag abzuschließen (1795), demzufolge das Nutzeigentum vom ganzen Berchtesgadener Forst- und Salzwesen an die bayerische Krone übergehen und das Minimum der jährlichen Salzgewinnung in 140000 Centnern Kochsalz und 75000 Centnern Salzsteinen bestehen sollte. — Dagegen erhob bereits im folgenden Jahre Salzburg beim Reichshofrat Klage und 1800 kündete Berchtesgaden selber den ungleichen Vertrag. Doch die Tage der früheren Selbständigkeit waren dahin; im Jahre 1803 entsagte der letzte Fürstpropst, Josef Konrad, der Regierung, und nachdem das Land noch mehrere Male den Herrn gewechselt hatte, kam es endlich im Jahre 1810 dauernd an das Königreich Bayern, fortan den äußersten südöstlichen Zipfel desselben bildend.

Von nun an gewann der Betrieb der Salzbergwerke einen kräftigen

Aufschwung. Sachkundige Beamte verwerteten die Fortschritte, welche die Mechanik gemacht hatte, und mit glücklichem Takt berief die Regierung den in seinem Fach genialen Ritter von Reichenbach aus Sachsen, unter dessen Leitung die hydraulischen Pumpwerke ausgeführt wurden, welche die Sole aus dem Ferdinandsberg über die Pfisterleiten am hohen Ilsang hinauf bis auf die Höhe am Söldenköpfl, weiter zur Straßenhöhe an der Schwarzbachwacht und hinab nach Jettenberg bis nach Reichenhall leiteten, welcher durch seine natürlichen Solquellen bevorzugte Salinenort wieder mit Traunstein und Rosenheim in Verbindung gesetzt wurde, so daß die ganze über Berg und Thal gehende Solenleitung eine Länge von 13 deutschen Meilen gewann!

Bekanntlich wird das in dem Thon eingeschlossene Salz — dieser stockförmig auftretende Salzthon wird „Haselgebirg“ genannt — in künstlich zugeleitetem Wasser aufgelöst und die so gewonnene Sole dann zum Versieden gebracht. Die Menge der also durch Anwässerung gewonnenen gesättigten Sole beträgt jetzt*) in Berchtesgaden durchschnittlich 89 000 cbm, worin etwa eine halbe Million Centner Salz enthalten ist; davon werden 130 000 Centner Salz im Orte selber produziert, das übrige auf dem genannten Wege abgegeben. Das ganze Salzwerk (die Saline) beschäftigt gegen 1300 Arbeiter, wovon 180 Knappen dem eigentlichen Bergbau angehören, während die übrigen in den ausgedehnten Salinenwaldungen, im Pfannhaus, in der Küferei, in der Manufaktur der Salzsäcke ihre Verwendung finden. Der Lohn der Salinenarbeiter ist im Vergleich mit dem der Fabrikarbeiter gering. Um so anerkennungswerter hat sich die bayerische Regierung auch der anderen Erwerbszweige angenommen. Sie ließ im Jahre 1829 zur Veredlung der Schafe, deren Zucht in der Gegend viel zu versprechen schien, aus der Stammschäferei zu Schleißheim eine Anzahl von Merinoschafen und Merinowiddern unentgeltlich ab. Und behufs der künstlerischen Vervollkommnung der Schnitzarbeiten — schon zur Zeit der Reformation gingen Berchtesgadener Holz- und Hornschnitzwaren in alle Welt — ließ sie am 6. April 1858 eine Industrie-Zeichnungsschule eröffnen, welcher ein eigener zugleich in der Bildhauerei erfahrener Lehrer zum Vorstand gegeben ward.

Manches Sümmchen fließt dem Orte alljährlich durch den Zug der Fremden zu, welche Wochen und Monate lang in Berchtesgaden ihre Sommerfrische halten und von Jahr zu Jahr zahlreicher werden, so daß bereits die vier größeren Gasthäuser nicht mehr ausreichen und manche Sommergäste sich Privatwohnungen mieten. An den Komfort schweizerischer Hotels ist in Berchtesgaden nicht zu denken, die alten einfachen zum Teil ärmlichen Verhältnisse sind geblieben, aber die Preise, viel fortschrittslustiger, sind schon sehr in die Höhe gegangen.

Da der Berchtesgadener Salzberg (er liegt tief am rechten Ufer der

*) 1867. Infolge der 1868 erfolgten Aufhebung des Monopols hat sich der Handel mit Steinsalz außerordentlich gehoben. Die Türkei bestellte alsbald 70 000 Centner.

Alm hart an der Salzburger Straße, am äußersten Ost-Ende des Thalgrundes) viel leichter zu befahren ist, als der Halleiner Dürrenberg, so ziehen ihn die Reisenden jetzt vor, zumal da derselbe nicht minder interessant ist und bei dem größeren Salzgehalt des Gesteins nicht selten reines Steinsalz erscheint. Mit jeder Station, welche der Wanderer in dieser unterirdischen Welt erreicht, gewinnen die Salzstufen eine größere Klarheit und reichere Krystallisation. Auf der Rutschbahn in die schwarze Tiefe hinabzufahren, gehüllt in schwarzgraue Bergmannskleider, gewährt ein mit Scherz und Ernst eigentümlich gemischtes Vergnügen; — der Führer setzt sich zuerst in die Bahn, mit gerade ausgestreckten Beinen, indem er mit der rechten Hand das hinabführende Seil erfaßt, um den Stützpunkt nicht zu verlieren, hinter ihn setzt sich der zweite, hinter den zweiten der dritte, immer so, daß er auf die Schultern des Vordermanns zu sitzen kommt, und so geht es pfeilschnell auf dem über ½ m breiten Holzgleise hinab. Unten angelangt, sieht man sich plötzlich vor einem der kleinen Salzseeen, dessen Ufer rings mit kleinen Lichtchen erhellt sind. Hat das Wasser genugsam das Salz aus Decken und Wänden der Höhle ausgesogen, dann wird es als gesättigte Sole abgelassen, die vermittelst einer alten Reifenstuelschen Rad-Maschine gehoben wird. Draußen vor dem Brunnenhause macht sie, dem Fenster des Maschinenwärters gegenüber, einen Schlag auf die Schelle bei jedem Radumgang, wodurch die Gangart fortwährend kontroliert werden kann.

Näher bei Berchtesgaden ist das große hydraulische Pumpwerk, welches die Sole durch eiserne Röhren emporhebt und gen Ilsang führt. Eine gute Stunde von Berchtesgaden entfernt gelangt man auf der schönen Ramsauer Straße zur Ilsangmühle und erblickt dann rechts in ansehnlicher Höhe ein weißes Brunnenhäuschen, auf einem Bergvorsprung des „Söldenköpfls“. Unten am Wege ist gleichfalls ein Brunnenhaus, in welchem die von Hrn. v. Reichenbach höchst einfach und wirksam eingerichtete Maschine arbeitet, welche, durch ein winziges Bächlein, das nur 112 m vom Berge herabkommt und gefangen genommen wird, in Bewegung gesetzt, die Sole in einer eisernen Röhre zu genanntem Söldenköpfl nicht weniger als 365 m hoch emportreibt. Der Röhrenweg führt, parallel mit der Ramsauer Straße, zunächst zu der 2 Stunden entfernten Schwarzbachwacht, einem Brunnenhäuschen mit einfachem Wirtshaus in der Nähe, auf dem Sattel gelegen, welcher die Abhänge der Reiteralp mit denen des Lattengebirges verbindet. Es ist einer der herrlichsten Spaziergänge, die man machen kann. Unten das lachende grüne Thal, gegenüber die Bergkolosse, die mit jedem Hundert Schritte vorwärts neue Gruppierungen bilden. Zuerst nimmt, wenn man vom Söldenköpfl ausgeht, der hohe Göll mit seiner großartigen Kuppelwölbung, die mit der flachen abfallenden Gestalt des „Brettes“ einen anziehenden Gegensatz bildet, unsere Aufmerksamkeit in Anspruch; dann der herrliche Watzmann, mit dem man sich mehr befreundet, je näher man ihm nun kommt! Wie er auf seiner Ostflanke den Königssee beherrscht, so hat er hier auf seiner Westseite zwischen sich und dem Steinberg (dessen höchste

Spitze der Hochkalter 2629 m) das öde, kahle, aber wildprächtige Wimbachthal, eingeschlossen von 2100—2600 m hohen, von aller Vegetation entblößten Kalkfelsen, von denen Geröll- und Schuttbäche herabrollen, Heerstraßen für Lawinen, welche Schnee- und Schuttmassen in der Tiefe anhäufen. Den Hintergrund des merkwürdigen Thales bilden der Hocheisspitz, das Palselhorn, der große Hundstod. Blendend prallt das Sonnenlicht von den weißgrauen Flächen des Hochthals ab und die Schneefelder des Hintergrundes erglänzen im reinsten Weiß. Ich jauchzte auf vor Freude, als mir dieser Anblick bei der günstigsten Beleuchtung zuteil ward. Früher war in dieser ungeheuren Felsspalte wohl ein See; aber das unablässig von den Höhen ringsum abstürzende Geröll füllte ihn aus.

Nicht minder wild wird die Scene, wenn man von der Schwarzbachwacht zum kleinen sumpfigen Taubensee hinabsteigt und jenseits durch das enge aber sehr romantische Thal nach Jettenberg hinabgeht, oder wenn man bei der Teilung der Straße links sich wendet und am reizend-melancholischen Hintersee vorbei in das öde wilde Thal zum Hirschbühl emporsteigt, einem früher befestigten Paß mit der österreichischen Grenzmaut, und weiter in die Seissenbergerklamm, eine enge Felsschlucht, wandert, in welcher über Felstrümmer der Weißbach rauscht, der die ganze Kluft muldenförmig ausgewaschen hat.

Im einsamen stillen Hintersee spiegeln sich der Reiter*) Steinberg und die Mühlsturzhörner und aus weiter Ferne schaut auch der hohe Göll hinein, dessen Bild — mit dem grünen See als Vordergrund, an dessen Ufer König Max ein freundliches Jagdschlößchen erbaut hat — Meister Rottmann in einer wunderschönen Beleuchtung so treu der Natur abzulauschen wußte.

Alle diese Ausflüge sind ohne große Beschwerde vom Dorfe Ramsau aus zu machen und man begreift leicht, wie dasselbe, zumal da es ein gutes und billiges Wirtshaus hat — mit Vorliebe von den Münchner Malern zum Standquartier gewählt wird. Da ist eine Natur, deren Formenspiel und Formenfülle unerschöpflich ist, die noch eine ursprüngliche Großheit hat, die uns doch nicht übermannt, sondern anzieht, eine Wildheit, der es nicht an Lieblichkeit fehlt. Der Dachsteinkalk, aus welchem das Berchtesgadener Hochgebirge sich aufbaut, ist ein durchaus plastisches Gestein, das meist schroff aufsteigt und steil abfällt, wenn es auch, wie der Untersberg und die Reiteralpe zeigen, eine ausgedehnte Hochfläche bilden kann. Die Kettenbildung fehlt; es sind überall Berg-Einzelwesen, die wir vor uns haben, mit charakteristischer Individualität, mit der wir so zu sagen persönlich verkehren und uns vertraut zu machen streben, die wir ganz umgehen können und die wegen der vielen Einschnitte und Durchbrüche des ganzen Massivs von den verschiedensten Standpunkten uns sichtbar werden und eigentümlich sich darstellen. Der Watzmann aus dem Salzachthal gesehen oder von Berchtes-

*) So genannt von dem Dorfe Reit, das im jenseitigen Saalachthale liegt.

gaden aus oder vom Obersee und der Gotzenalp — wie verschieden ist der Eindruck und das Bild! In Berchtesgaden scheinen seine beiden Hörner ganz nahe beisammen zu stehen, am oberen Ende des Taubenseees rücken sie weit auseinander und der Riese zeigt uns die ganze breite Brust.

Wie nahe das Liebliche und Anmutige an das Wilde und Erhabene gerückt ist, sehen wir an der Wimbach-Klamm, am Ausgange des oben erwähnten öden nacktfelsigen Wimbachthals, da, wo der Wimbach in die Ramsauer Ache mündet. Wir benutzen einen sonnigen Nachmittag, sei es, daß wir nach Ramsau und Berchtesgaden zurückkehren oder von Berchtesgaden aus den Spaziergang machen. Es ist eine enge Felsschlucht, nicht weit von der Straße, tief eingeschnitten, mit einem über Felsblöcke gebahnten, zum Teil an die Felswand geklebten Wege. Die Hauptmasse des Bachs braust und schäumt in zierlichen Sprüngen unter uns, während ein Teil des Wassers oben über die Felskanten herabrieselt und die zartesten Spitzenbänder silberhell herabwallen läßt. Es bedurfte nur einer geringen Nachhilfe der Kunst, um das, was die Natur bot, zu einem so lieblichen Parkstück zu gestalten.

Doch nun ist es Zeit, daß wir uns zu der Perle des Bergländchens wenden, um derentwillen die Mehrzahl der Reisenden nach Berchtesgaden geht und die den kleinen Ort eigentlich berühmt gemacht hat: es ist der St. Bartholomäussee, oder, wie er in neuerer Zeit genannt wird, der Königssee. Auch ihm fehlt im hellen Sonnenschein nicht die Anmut und Lieblichkeit, trotz der starren Größe und Wildheit seiner Umgebung. Wie sowohl der Fahrweg am rechten Ufer der Albe (Alm) unter schattigen Linden, Ahornbäumen und waldigen Bergabhängen, als der Fußpfad an den Sudhäusern vorbei, erst am linken Ufer des Flüßchens, dann am rechten über die baumreiche Schönau, wahre Parkwege sind: so ist, wenn sich nun das Thal öffnet und der Eingang des Seees mit dem Wirtshause und Fischerhause hart an seinem Ufer sich zeigt, wo in der schönen Jahreszeit Droschken und Reisewagen unablässig heranfahren, und wenn der hellgrüne Ufersaum des Seees selber, auf dessen Grunde jedes Steinchen zu sehen ist, die Menge kleiner und großer Kähne, welche der Spazierfahrenden harren, uns winken: so ist — sage ich — das alles dazu angethan, den Eindruck des Großen, das uns erwartet, sehr zu mildern; wir machen nur eine tüchtige Wasserpartie. Was gern mit einander fährt, thut sich zusammen und wählt je nach Anzahl der Personen ein kleineres oder größeres Ruderboot. Unter heiterem Gespräch fahren wir an der kleinen Insel Christlieger oder St. Johann vorüber, die wir für einen Park aus einzelnen Felsstücken künstlich aufgeführt halten. Sie trug früher ein Kapellchen des heiligen Johannes, des Schutzpatrons der Schiffer, jetzt nur noch ein Denkmal — vier Männer retteten sich hier aus einem Sturm. Zu unserer Rechten springt eine Felsenwand vor, wie ein scharfkantiges Vorgebirge: es ist der Falkenstein, an dessen Wand — durch ein Kreuz bezeichnet — vor etwa 100 Jahren ein mit Wallfahrern besetzter Kahn scheiterte. Haben wir

das Kap passiert, so wird die grüne Farbe des Seees dunkler und wir merken nun auch, daß wir auf beträchtlicher Tiefe dahingleiten. Der See zeigt uns jetzt seine ganze Länge, die ganze kühne Schroffheit seiner Uferwände und den überaus ernsten erhabenen Hintergrund und die graue schneegestreifte Sagereckwand mit dem Grünseetauern, über welchen links noch höher der Funtenseetauern sich erhebt und über allen diesen Felsmassen schaut aus dem steinernen Meer die schlanke Schönfeldspitze herab. Das Gespräch verstummt, wir sind ganz Auge, dem Eindruck des Erhabenen hingegeben. Die Felswände scheinen aus unendlicher Tiefe dem Wasser entstiegen zu sein; ihr Spiegelbild zieht den Blick tief abwärts, wie ihre hohen Spitzen und Ecken ihn aufwärts zum blauen Himmelszelt heben. Fast schüchtern stehen nur vereinzelt oder in dünnen Reihen die Tannen auf den schmalen Absätzen, mühsam ihre Wurzeln in die Felsspalten eintreibend. Dort, am östlichen Ufer, stürzt ein Bächlein von der roten Marmorwand, das im hohen Sommer leider zu wenig Wasser hat, um einen schönen Wasserfall zu bilden; im Frühjahr jedoch, wenn oben im Teiche das Wasser angesammelt worden ist, zum Herabflößen der Holzstämme benutzt wird; dann gewährt dieser „Königsbach“ ein anziehendes Schauspiel. Mit Donnergetöse bricht das hoch aufgestaute Wasser durch die geöffnete Klause; als hätten die Holzblöcke Flügel gewonnen, stürmen sie über den Felsen, als jagten sie einander, in die Tiefe des Seees, der aufschäumend und aufbrausend nun hohe Wellen treibt, die in Nebel und Regen sprühen, und die am jenseitigen Ufer haltenden Gondeln schaukeln wie auf sturmgepeitschtem Meer.

Weiterhin bei dem nassen Palfen*) feuern die Schiffer gern ein Gewehr ab, nach der rechten Seite des Seees hin; das Echo ist großartig, ein lang nachhaltender Donner. Der Kahn fährt über die größte Tiefe des Seees, denn das Senkblei mißt hier 240 m, am Kuchler Loch vorüber, einer Höhle, die bei niederem Wasserstande sichtbar wird und durch welche der Gollinger Wasserfall (bei Kuchl) sein Wasser erhalten soll. Als im Jahre 1823 und 1866 der Spiegel des Seees unter der Sohle dieser Höhle stand, war auch der Gollinger Wasserfall versiegt.

Bald haben wir den „Kessel“ erreicht, die linke Thalwand wird durch eine Kluft unterbrochen. Nun lasse man an der vorspringenden Landzunge des linken Ufers das Boot anlegen. Auf gut gebahntem Wege, unter schattigen Baumanlagen steigt man am Rande des Kesselbaches aufwärts bis in eine enge Schlucht, wo der Bach zwei kleine Wasserfälle bildet und in einem Felsen die Worte eingehauen sind, welche der erhabenen Naturscene wohl entsprechen, wenn auch der Wasserfall mehr lieblich als groß ist:

> „Ewiger, dich spricht das Gestein, dich das Brausen des Gewässers, wann wird meine Seele dich schauen?“

Das Herz geht auf, wenn man aus den Schauern der Schlucht heraustretend oben den blauen Sonnenhimmel, unten, durch das Laub der Ahorn-

*) Palfen = Felsen. Das rhätoromanische palva = Felshöhle.

bäume schimmernd, den grünen Wasserspiegel, und gegenüber auf dem breiten Fußgestell in schwindelnder Höhe die Hörner des Watzmann erblickt. Umfassend und großartig wird der Blick, wenn man dem sehr bequemen, aber etwas langwierigen Reitwege aufwärts folgend bis zur Gotzenalp steigt. Doch heute gilt's, den See als solchen zu genießen und so begeben wir uns wieder hinab zu unserem Kahn, der nun rechts hinüber nach St. Bartholomäi, einer kleinen grünen Halbinsel rudert, auf welcher eine alte Wallfahrtskirche steht, die dem Heiligen geweihet ist, von dem sie den Namen trägt. Daneben steht ein Jagdhaus, im vorigen Jahrhundert vom Fürstpropst Kajetan von Roothaft erbaut. Die Doppeltürme des Kirchleins, freilich an sich nicht hoch, erscheinen gegenüber den hohen Uferwänden des Seees doppelt niedrig. Alljährlich findet am Bartholomäustage eine Wallfahrt statt, zu welcher von allen Seiten des Seees die Älpler und Bergbewohner herbeiströmen; nachts leuchten auf den Höhen rings umher die Feuer, deren Licht vom dunkeln Spiegel des Seees zurückstrahlt. In dem von einem königl. bayerischen Förster bewohnten Jagdhause finden die Reisenden neben gutem Bier und Wein auch ein Gericht der schmackhaften Rotforellen, genannt Salblinge*) (Salmo salvelinus), die vorzugsweise den Gebirgsseeen eigen sind, doch auch schon im Würmsee vorkommen. Auch die Lachsforelle (Fario Marsilii), die bis 30 und 40 Pfund schwer werden kann, fehlt dem Königssee nicht. Ihr Fleisch ist rötlich, wie das der Salblinge. Im Vorhause des Jagdschlößchens sind Abbildungen besonders großer Salmen, die man früher im Königssee gefangen, aufgehängt. Auch die Abbildung des berühmten Kampfes mit einem Bären, den der Fischmeister auf dem See glücklich bestand, ist da zu sehen, nebst der in Verse gebrachten Geschichte des Abenteuers.

Wer gute Augen hat, entdeckt vom Jägerhause an heißen Sommertagen, wenn die Luft rein ist, schwarze Punkte auf den Schneefeldern des Hochgebirges. Diese Schneegründe scheinen ziemlich nahe zu sein, ihre Höhe täuscht jedoch über ihre Entfernung, denn jene schwarzen Punkte sind Hirsche oder Gemsen, welche in der Hitze sich etwas abkühlen wollen und darum für einige Stunden auf Schneematratzen sich gebettet haben.

Im heißen Sommer hat Schnee und Eis einen gewaltigen Reiz, und so freuen wir uns denn auch, die vielbesprochene „Eiskapelle“ an den Abhängen des Watzmann, 3/4 Stunden von St. Bartholomäi entfernt, besuchen zu können. Doch muß hier die Phantasie das Beste thun. An einer Stelle, wo sich mehrere Schneerinnen vereinigen und eine Masse Schnee und Eis zusammengeballt ist, bricht ein Bächlein hindurch, das die unteren Lagen schmelzend, die oberen über sich wölbt. Das Gewölbe soll früher in einem lasurblauen Lichte geschimmert haben, ward jedoch teilweis durch nachstürzende Eis- und Felstrümmer zerstört (im Winter von 1860/61) und ist noch nicht wieder zur alten Schönheit und Fülle zurückgebracht. Am Eingange der

*) Im Munde des Volks „Saiblinge“, geräuchert heißen sie „Schwarzreiter!“

Schlucht steht die kleine Kapelle St. Johann und Paul und in der Nähe sprudelt ein Quell des reinsten wohlschmeckendsten Trinkwassers. Der Bach und der Quell ist das einzige Lebendige in dieser öden unwirtlichen Gegend, in der man um sich Schutt und Felstrümmer, über sich die Steilwand des Bergriesen, als Perspektive drohende Felszacken und unter sich den tiefen See hat — schauerlich schön; auch die Bergwüste hat ihre Poesie!

Wir kehren befriedigt zurück und fahren weiter zum oberen Ende des Seees, von der Salet-Alp gebildet, eine etwa 10 Minuten breite Landenge, welche mit ihren Kalkfelstrümmern den Obersee vom Königssee getrennt hat. Indem wir landen, erfreut uns der kräftig herabrauschende Schreinbach, der viel wasserreicher ist, als der Königsbach und von einer ansehnlichen Höhe in Absätzen aufstäubend am südwestlichen Ende des Seees herabstürzt. Links flattert noch ein zarter milchweißer Streifen an der Uferwand: das ist der Schleierfall.

Es mögen Jahrhunderte vergangen sein, bis der Damm zwischen dem oberen kleineren See und seinem größeren Nachbar ausgemauert wurde: das Wasser zerreißt und baut wieder auf und ein tosender Gebirgsbach führt Steinmassen mit sich, von denen sich der Bewohner eines Flachlandes keinen Begriff macht. Der riesige Damm lehnt sich an die schroff abstürzende Sagereckwand, welche das Südende des Seees höchst malerisch begrenzt.

Der Obersee biegt nach Osten um; er ist nur 1/2 Stunde lang und 1/4 Stunde breit, aber fast noch interessanter als der Königssee. Die Poesie des Erhabenen und Wilden ist hier noch energischer wirksam. Linker Hand steigt senkrecht die Raunerwand auf, von der ein Bächlein in Staub aufgelöst herabwallt, rechts erhebt sich in mehreren bewaldeten Absätzen die Walchhüttenwand und den Hintergrund vermauert roter Marmorfels, über welchen der Rötenbach in vielen Silberfäden herabrauscht. Über der Marmormauer baut sich ein höheres Stockwerk auf, das ist der Laubsattel, wegen der grünen Streifen des Baumwuchses, den er noch gestattet, so genannt; hinter ihm, unheimlich weißgrau, treten die beiden Teufelshörner hervor, wie schadenfroh auf den stillen hellgrünen Spiegel des Seees herabschauend. Hier und da ein Pfiff des Raubvogels oder eines Murmeltiers, das einförmige Rauschen eines Wasserfalls oder das Rollen eines abbröckelnden Steines: das sind die einzigen Töne, welche das Ohr des Menschen hier vernimmt. Der Wanderer sieht sich fast scheu um in dieser wild-prächtigen Scenerie; es überkommt ihn ein Gefühl, als sei er ein unberufener Eindringling, der sich unterfängt, den Isisschleier zu lüften.

Solches Gefühl wird auf keinem der Schweizer Seeen rege. Mit dem Vierwaldstädter See, der Perle aller Seeen, kann der Königssee gar nicht in Vergleich gebracht werden, auch wenn man nur an dessen engere Schluchten denkt. Wir sind dort mitten im Herzen der Schweiz, wo die Fülle und Herrlichkeit ihres ganzen Lebens sich zusammendrängt, wir sind zugleich auf klassisch-historischem Boden, über den aller Nimbus der Sage und Heldengeschichte gebreitet ist. Das ganze reich gegliederte Alpenleben von den grünen

Matten und Vorbergen bis zu den glänzenden Firnkronen und Schneepyramiden der Hochalpen, von den Kastanien- und Walnußbäumen unten bis zu den Legföhren oben, von den Obst- und Weingärten, über welche die Luft Italiens weht, bis zum isländischen Moos hat der Vierwaldstädter-See voraus, der überdies in der reichen Gliederung seines aus vier Seeen gebildeten Kreuzes, das überall die größte Mannigfaltigkeit von Engen und Weiten, Busen und freien Breiten und damit die größte Mannigfaltigkeit der Ufer-Ansichten erzeugt, das gerade Gegenteil bildet vom Königs- und Obersee. Selbst der Wallensee, mit dem ich letztern noch am füglichsten vergleichen möchte, hat doch einen ganz verschiedenen Charakter. Er ist noch einmal so breit, als der Königssee, der kaum $^1/_2$ Stunde in der Breite mißt, und viermal so lang. Die Ufer bilden also viel weitere Ansichten und Aussichten, sie gestatten, die hohen Bergstöcke vom Fuß bis zu ihrem Gipfel anzuschauen. Selbst das Nord-Ufer des Wallenseees, wo die Churfirsten ziemlich steil abfallen, ist doch viel belebter, als der Königssee, dessen Ufermauern uns selbst den Blick auf Alpen- und Sennhütten entziehen; am südlichen Ufer des Wallenseees, wo der Mürtschenstock sich ganz und voll darstellt, eilt das Dampfroß dahin und rauchen die Schlote der Fabriken. Aber eben diese Armut des Königsseees ist wieder Reichtum, weil Originalität und spröde Eigentümlichkeit. Gerade darum, weil wir plötzlich dem Kulturleben uns entrückt finden, weil alle historischen, politischen, sozialen Verhältnisse plötzlich im Eindruck des reinen Naturlebens verschwinden, weil wir so zu sagen auf die einfachen Elemente: Wasser und Stein, Luft und Licht reduziert werden und doch in dieser Einfachheit alles groß, schön, ja harmonisch ist: darum ist der Königssee samt dem Obersee so ganz ein Stimmungsbild, wirft er uns — so ganz deutsch — auf unser eigenes Gemüt zurück und macht den Eindruck auf dasselbe so tief.

Der Königssee ist der wild-schönste unter den deutschen Seeen und rechtfertigt seinen Namen, insofern dieser die Erwartung von etwas Großem und Einzigem in seiner Art rege macht. Sein König ist der groß-herrliche Watzmann, dessen Haupt freilich unsichtbar wird, sobald man den See erreicht hat, aber auf dem östlichen Ufer und auf dem Obersee um so überraschender erscheint. Doch eben darin beruht die eigentümliche Schönheit dieses Seees, daß er unser Auge gefangen, daß uns eine riesige Felsspalte in die Mitte nimmt. Wir fahren in den See ein wie in einen Saal mit himmelanstrebenden Wänden, auf spiegelblankem Parket, es ist, als kämen wir in ein Feeenland, in eine wunderbar seltsame Welt, in ein Reich, von dem die Märchen der Jugendzeit uns erzählten. Der einfache Kahn schwebt leicht wie von Flügeln getragen über der krystallnen Tiefe, er paßt zu der einfachen Größe dieses Prachtsaals. Der kräftige Sohn der Berge in seiner kleidsamen Tracht mit dem Spitzhut, der grauen Joppe, den kurzen Hosen und den Halbstrümpfen, welche das von der Sonne gebräunte Knie freilassen, sowie das frische Alpenmädchen, dessen kräftiger Arm mit ihm guten Takt hält, beide rudern stehend im schweigsamen Ernst, als zieme sich in solchem Naturheiligtum kein unnützes Wort: das sind auch kerndeutsche Gestalten, die zum Königssee passen.

4. Das Passionsspiel in Ammergau.*)

Wer diesen Sommer auf seiner Gebirgsfahrt Partenkirchen, Hohenschwangau oder das Amperthal besucht, der unterläßt es gewiß nicht, die Reise so einzurichten, daß er auf einen „Spieltag“ nach Oberammergau kommt, und wäre er auch nicht so nahe, wäre er selbst 20 Stunden weit entfernt, so muß es ihn hineinziehen, wenn er sogar in solcher Ferne noch die passionslustige Regung unter alt und jung gewahrt, die lobpreisenden, entzückenden Erzählungen der Dortgewesenen, die sehnsüchtige Freude derer, die noch hinzugehen trachten. So macht er sich also auf, und welchen Weg er auch eingeschlagen hat, um in das hohe Thal zu kommen — er mag vom schönen Murnau ausgegangen sein, das nach seinen Bränden herrlich wieder auferstanden, oder von dem geigenkundigen Mittenwald, oder von den Lechstädten, von Füßen, Schongau oder Landsberg, oder er mag auf engen Alpenwegen aus dem Tirol herbei wandern — überall wird er am Vorabend des Festes die Straßen wimmelnd von Wallfahrern, die Wirtshäuser bis ans Dach hinauf vollgepfropft, das Unterkommen schwierig finden. Im Dorfe Ammergau selbst ist das Gedränge und der Lärm am größten: ganze Scharen von Pilgern ziehen betend ein, mächtige Haufen anderer kommen plaudernd heraus, Wagen jeder Art, vom derbsten Leiterwagen bis zum feinsten Kabriolett, rasseln durch die Menge; einzelne Reiter kommen herbeigesprengt, viele Hunderte stehen da, um die bunten Ankömmlinge zu mustern; alle Fenster sind besetzt, alle Thüren stehen voll; Zuruf und Begrüßung an allen Enden. Jede Stunde bringt ihre Tausend mit sich; die Gasthäuser sind schon lange zu enge, und die Gäste stehen dicht und summend vor den offenen Pforten.

Zufällig sind wir schon um Mittag angelangt, und da das Getümmel erst gegen Abend sich erhebt, so haben wir noch freien Gang im Dorfe. Es liegt in einem hohen Thale, das gute Wiesen, aber unergiebige Felder hat und weit mehr zur Viehzucht als zum Aberbau einladet. In früheren Zeiten soll man auch auf Gold gegraben haben, allein in unsern Tagen ist der Hort ganz verschollen. Die Berge gegen Ettal hin, obwohl noch weit unter der Schneehöhe, sind schroff und wild, in ihrer Art recht ansehnlich, und der Ammergauer Kofel zuvörderst steigt sehr fürnehm gegen den Himmel. Auf der andern Seite, an der Amper hinab, strecken sich die Höhen wie eine Schere gegen die Ebene aus, werden zusehends niederer und verflachen sich bald. Wenn dem Gelände die erhabene Schönheit der höheren Alpenthäler mangelt, so spricht es uns dennoch in seiner mildern Gebirgsnatur freundlich und erhebend an. Die Häuser der Ammergauer sind nach Hochlandsart gebaut, neigen aber, wie Sitte und Wesen der Einwohner selbst, sichtlich zum

*) Aus dem bayerischen Hochlande von L. Steub, München 1850. — Da das Typische mit gewohnter Klarheit und Anschaulichkeit so gut hervortritt, so ist kein Grund vorhanden, die Steubsche Schilderung wegen einiger Variationen, die in neueren Aufführungen vorkommen, zu streichen.

Städtischen hin. Die flachen Dächer mit den Giebelzierden und den beiden Vorsprüngen sind erhalten, aber die malerischen Balkons lassen sich meist vermissen. Dafür sind alle Wände bemalt mit frommen Darstellungen aus der Schrift, oder aus den Geschichten der Heiligen; auf dem Ehrenplatze in der Mitte der Vorderseite prangt fast überall das Bild der gnadenreichen Mutter von Ettal. Es sind wohl lauter Leistungen der Ammergauer Kunstschule aus der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, daher auch Schnörkel, Muscheln, Schuppen und alle Schönheiten des Rokoko reichlich angebracht erscheinen.

Die Einwohner betreiben seit mehr denn siebenzig Jahren ein eigenes Gewerbe, das der Holzschnitzerei, deren Erzeugnisse, wie die der Grödner, Berchtesgadener und Nürnberger, in alle Welt gehen. Diese Industrie hat eine völlig fabrikmäßige Ausbildung erhalten, auch darin, daß die Kinder von klein auf mit arbeiten. Dieses lebenslange Sitzen über der Arbeit, immer das Schnitzmesser oder den Pinsel in der Hand, in den niederen Stuben, die wegen des Trocknens der Farben stets geheizt werden und daher Winters wie Sommers voll Qualm und Farbendunst sind, ist dem Äußern des Schlags nicht förderlich, und den kriegerischen Ausdruck der Schlierseeer, den stolzen Anstand der Jachenauer wird man unter den Männern von Ammergau so wenig finden, als unter den Mädchen die dralle Frische der Hochländerinnen. Den Vertrieb ihrer Holzwaren haben die Ammergauer in die Hände eines „Verlegers“ gegeben, der ein großes Magazin unterhält, das man nicht unbesucht lassen darf. Da ist ein freundliches Wiedersehn all der Wonnen unserer Kinderjahre: in strahlender Verherrlichung funkeln sie hier auf langen Rahmen. Hier liegen die gelenkigen Hanswurste, die noch in der Kinderstube ein Leben fristen, das ihnen die Bühne grausam absprach; da stehen Steckenpferde zu vollen Schwadronen, dort hängen ganze Pensionate von braven Puppen; so ist alles hier zu sehen, was den Knaben erfreut und das Mädchen ergötzt, alles nagelneu und glänzend in farbenreichem Wechsel. Das Kostbarste, was das Warenlager aufzuweisen hat, sind kleine, 7—10 cm hohe Schnitzereien aus feinerem Holze und ohne Farbenanstrich, teils Konterfei neuerer Monumente, teils Abbilder berühmter Lebender und Toter. So sieht man Schiller, Gutenberg und Albrecht Dürer, nach ihren ehernen Statuen getreu geschnitzt; Friedrich von Preußen scheint noch eben so wohl seine Käufer zu finden, als Napoleon, und neben andern gekrönten Häuptern steht da für reisende Engländer das Bildnis der Königin von Großbritannien im vollen Krönungsornate, zwar wahrscheinlich nicht nach dem Porträt gemacht, aber doch mit Benutzung des Winkes, den die Zeitungen gaben über ihre remarkably fine bust, denn die Bildung des Oberleibes läßt an schöner Fülle nichts zu wünschen übrig. Solche Bildchen stehen im Werte zwischen sechs bis zwölf Gulden; einzelne Kunstwerke mögen wohl auch noch teurer verkauft werden.

Diese Werke zeugen, wenn auch nicht von hellenischer Technik, so doch von wohlgeübter und fleißiger Hand. Es schienen die Probestücke der vor-

züglichsten Arbeiter zu sein, die aber alle nur das Messer führen, nicht auch das Reißblei, so daß keiner das, was er schnitzt, auch zu zeichnen vermag. Dieser Umstand erklärt wohl auch die Typik in den übrigen untergeordneten Sorten von Schnitzwerk, welche seit vier Jahrzehnten völlig stationär geblieben sind. Es zeigt sich dies am deutlichsten an all den Figuren, welche neueres Kostüm tragen, denn diese haben noch sämtlich die Moden aus den Zeiten des Direktoriums beibehalten: die Damen die kurzen Taillen, die engen Gewänder und die erbärmlichen Hütchen! die Männer die lappenreichen Röcke und Westen samt Zubehör, was uns jetzt alles so schlumpig vorkommt. Derselbe altmodische Stil zeigt sich auch sonst allenthalben, wo der Geschmack der Arbeiter Gelegenheit hat, hervor zu treten, an architektonischen Verzierungen z. B. und namentlich an etlichen ungeheuren, vergoldeten Uhrgehäusen, die im Magazine stehen und ihren Absatz wohl schon lange überlebt haben. Die Kunst der Ammergauer findet sich nicht heraus aus diesen Überlieferungen, weil bisher niemand sie auf bessere Vorbilder aufmerksam machte. Es ist dies ein bedenklicher Zustand, der gegründete Besorgnisse über die Zukunft dieses Industriezweiges erregen muß, zumal wenn man an die Konkurrenz der Nürnberger denkt, denen allerdings ein Eingehen in die Anforderungen, welche die neuere Blüte der bildenden Künste mit sich bringt, weit näher gelegt ist, als unsern Ammergauern in ihren einsamen Bergen. Solches wohl ermessend, hat die Regierung in den letzten Jahren eine Zeichnungsschule im Dorfe angelegt, von der wir ein recht erfreuliches Wirken hoffen wollen. Etwas Herculanum und Pompeji oder etwas Erwin von Steinbach könnte dem alten Gewerbe einen neuen fröhlichen Aufschwung geben.

Des andern Tages früh acht Uhr finden wir uns unter vielen Tausenden vor der Bühne des Passionsspiels. Das Drama von Oberammergau ist schon in seiner letzten zyklopischen Epoche — vor zehn Jahren — der Aufmerksamkeit reisender Autoren nicht entgangen und hat auch diesesmal wieder seine Darsteller gefunden, so daß wir die Bauart der Bühne wie die des Schauplatzes als bekannt voraussetzen dürfen. Wir bemerken in bezug auf erstere nur nochmals wiederholend, daß aus dem breiten, doch nicht tiefen Proscenium, das durch keinen Vorhang geschlossen wird, rechts und links die Einsicht in die Straßen von Jerusalem offen steht, während im Mittelgrunde zwischen zwei Pfeilern, welche Balkons tragen, eine kleinere bedeckte Bühne sich eintieft, die nach Bedürfnis durch einen Vorhang verhüllt werden kann, so daß die ganze Einrichtung nicht allein, wie uns versichert wird, der Bühne des Sophokles, sondern im wesentlichen eben sowohl der Shakespeareschen, wie wir sie aus Tiecks jungem Tischlermeister kennen lernen, ähnlich ist.

Um auch ein Wort von der Entstehung des Spieles zu reden, so wird dieselbe in das Jahr 1633 verlegt und einem Gelübde zugeschrieben, welches die Ammergauer damals zur Abwendung einer Seuche gethan. Jedenfalls steht das Werk in Stammverwandtschaft mit den religiösen Schauspielen

die das Mittelalter fast im ganzen katholischen Europa erblühen sah und Mysterien, Mirakelspiele, Moralitäten, Moralien, Moralités benannte. Ursprünglich in dem Innern der Kirchen von den Geistlichen selbst aufgeführt, gewannen diese Darstellungen bald das Freie und gingen allmählich ganz in das Volk über. Je nach dem Eifer und dem Reichtum der unternehmenden Städte wurde oft eine blendende Pracht an diese Spiele gesetzt. Im 16. Jahrhundert kamen sie noch in Bayern häufig vor, fielen aber von da an in Abnahme, bis endlich auch das vorletzte, im nahen Mittelwald, aufgegeben wurde und so nur das einzige zu Ammergau übrigblieb. Den jetzigen Text, so wie überhaupt die ganze gegenwärtige Einrichtung der Passion verdankt man einem ehemaligen Benediktiner des Klosters Ettal, dem spätern Herrn Pfarrer Weiß von Isewang bei Fürstenfeldbruck. Eine Erweiterung und Ergänzung des Textes ist vom geistl. Rat Daisenberger. Die Musik aber hat Herr Dedler gedichtet, der früher Chorknabe zu Raitenbuch, später Schullehrer zu Ammergau war. Ehedem wurde hier auch jedes fünfte Jahr in dem Jahrzehnt der Passion ein anderes Spiel aufgeführt, welches man die Kreuzschule nannte. Dieses war, so zu sagen, der Gegensatz seines Doppelgängers; denn alles, was in der Passion dramatisch gegeben wird, kam dort als mimische Darstellung vor, und was jetzt symbolisch in Tableaus zur Aufführung kommt, war dort dramatisch behandelt. *)

Das Spiel beginnt, und der Chor tritt auf. Er besteht aus fünf Sängern und sechs Sängerinnen, sämtlich in gleichen Gewändern, weiß mit blauen Mänteln, ungefähr so, wie man sich die Genien denkt; auch nennt sie das Volk nicht anders als die Schutzgeister. Diese stellen sich halbkreisförmig im Proscenium auf und leiten die Darstellung, vom Orchester unten **) begleitet, mit einem Gesange ein. Dann tritt der Chor wieder ab, der Vorhang der Mittelbühne rollt auf, und wir sehen Jesus in Jerusalem einziehen. Diese erste Scene ist vielleicht die beste des Tages, der Heiland kommt auf dem Füllen der Eselin aus der Tiefe der einen Straße, zieht durch den Mittelraum in die andere und dann über das Proscenium. Das jubelnde Volk umgiebt ihn, schwingt die Zweige, breitet die Kleider aus; Hosanna! tönt es, Hosanna! Männer und Greise, Weiber und Kinder rufen und

*) Vor kurzer Zeit fand der tirolische Geschichtsforscher Professor Albert Jäger im Sterzinger Archive neun Hefte Handschriften, welche kirchliche Schauspiele aus dem 15. und 16. Jahrhundert enthielten. Die meisten dieser Stücke hatte, laut einer Vorbemerkung des damaligen Besitzers, Meister Benedict Debs von Ingolstadt nach Sterzingen gebracht. In dieser Stadt und zu Botzen wurden sie dann auch aufgeführt und spielten mitunter die ganze Charwoche durch. Auch zu Cavalese im Fleimserthale, wo seit der Zeit die deutsche Sprache ganz verkommen ist, wurden damals solche, und zwar deutsche Spiele gegeben. Im Sarnthal bei Botzen erhielt sich die Übung bis auf die neueste Zeit, wo die Obrigkeit ihr Verbot darauf legte. Näheres hierüber teilt Dr. Adolf Pichler in dem zu Innsbruck erschienenen Phönix mit; Monat März, Nr. 19—22. 1850.

**) Die Musik befindet sich unter der Vorbühne und ist wie die von Rich. Wagner dem Publikum unsichtbar.

singen. — Wer beim Schwanenwirt wohnt, der kennt gleich das kleine, vierjährige Töchterlein wieder, das recht vernehmlich mitruft und triumphierend auf die Kunden hinausblickt, die tags zuvor es seine Rolle aufsagen ließen. Der ganze Austritt wird mit so lebendiger Freude, so liebevollem Eifer, zugleich mit so feinem Sinne für malerische Zusammenstellung durchgeführt, daß sich jeder gleich in eine wohlmeinende, empfängliche Stimmung versetzt fühlt.

Nun folgt die Austreibung aus dem Tempel, wobei die Verkäufer mit erträglichem Anachronismus in der Tracht der polnischen Juden von heute erscheinen. Dann geht Jesus wieder nach Bethanien, worauf der Vorhang der Mittelbühne fällt. Der Chor tritt wieder auf, beleuchtet singend die vorhergegangene Scene, knüpft sie an die nächste und erklärt den Zusammenhang, in dem die plastische Vorstellung, die wir nun sehen sollen, mit den Ereignissen steht, denen sie vorausgeht. Es ist überhaupt seine mühevolle Aufgabe, während des Tages die Scenen zu vermitteln, den Zuschauer zu stimmen und seinen Empfindungen zur Sprache zu verhelfen, in welchem Bestreben er allerdings dadurch unterstützt wird, daß auch der schlichteste Bauersmann sein Spielbüchlein mitbringt und so dem Gesange zu folgen imstande ist. Wenn nun im Innern alles vorbereitet und der Augenblick für die plastische Darstellung gekommen ist, so teilt sich der Chor, stellt sich zu beiden Seiten der Mittelbühne, deren Vorhang nun emporgeht, und fährt singend in seiner Erklärung fort; dann tritt er ganz ab, um wieder den dramatischen Auftritten Raum zu geben. In größeren Zwischenräumen kommt es dann auch vor, daß der Chorführer, der der Gemeindevorsteher und nebenbei Kürschner ist, umgeben von seinen Sängern, in feierlich gehaltener Prosa einen Inbegriff der gegenwärtigen Lage der Dinge giebt und auf das Kommende aufmerksam macht.

So haben wir nun die erste plastische Vorstellung. Die Söhne Jakobs beschließen, ihren Bruder Joseph aus dem Wege zu räumen. Dieses Bild, wie fast alle seiner Art, verdient billig unsere Bewunderung. Der Moment der Katastrophe ist so richtig herausgegriffen, die Figuren so gut gestellt und ihre Haltung so unbeweglich, der engere Rahmen der Mittelbühne selbst ist der Darstellung so zuträglich, daß in der That ein Effekt erzielt wird, der so nah an ein Gemälde auf toter Leinwand hinanreicht, als es mit lebenden Menschen möglich ist. Diese Tableaus sind nun alle aus dem alten Testamente gewählt und kommen, wie schon aus dem Gesagten hervorgeht, lediglich in der Mittelbühne zur Erscheinung, da sie des Vorhangs bedürfen, um sich aufzustellen und zu ordnen, so wie veränderlicher Dekorationen, um die Verschiedenheit des Orts anzudeuten. Jedoch ist diese Mittelbühne, wie ebenfalls schon erwähnt, nicht für diesen Zweck allein da, sondern sie eröffnet sich, nachdem der Vorhang gefallen und die Gemälde beseitigt worden, immer wieder auch für die dramatischen Scenen, wie denn besonders alles, was der Natur der Sache nach in geschlossenem Raume vorzugehen hat, in ihr seine Darstellung findet, so die Ratsversamm-

lung der Priester und Pharisäer, das Abendmahl u. s. w. Einzelne dieser Gemälde nun sind einfach und bestehen zum Teil nur aus zwei, drei Figuren, wie z. B. das Opfer Abrahams, Adam und seine Familie nach der Vertreibung aus dem Paradiese; andere sind wieder aus mehreren hundert Personen zusammengesetzt, dicht gedrängt, Kopf an Kopf, in aufsteigender Anordnung, von den zweijährigen Kindlein, die vorn an der Grenze des Prosceniums teils stehen, teils in den Armen ihrer knieenden Mütter ruhen, bis in den Hintergrund, wo die größten Männer der Gemeinde das Gemälde abschließen. Im ganzen gaben wir den einfachen Darstellungen den Vorzug, obgleich uns auch unter den volkreicheren manche sehr gelungen schienen, so namentlich das Bild, wie der Herr in der Wüste das Manna schickt, wo das ganze Volk Israel, unzählig wie der Sand am Meere, mit dankender Gebärde zum Himmel blickt, während Moses und Aaron auf erhöhtem Standpunkte gebieterisch unter der Menge stehen, und das Manna, durch kleine Papierschnitzel für das Auge nicht übel vertreten, in dichten Flocken herunterschneit. Diese Darstellungen erinnern an jene Bilder, wo John Martin ganze Nationen in übersichtlichen Tausenden auf die Leinwand gebracht hat.

Die erste plastische Darstellung, wie sich die Brüder Josefs über sein Verderben beraten, entspricht nur symbolisch der Ratsversammlung der Hohenpriester und Schriftgelehrten, wie sie Jesum fangen und töten können. So sehen wir, nachdem der Chor vorerst gethan, was seines Amtes, mitten hinein in das Synedrium zu Jerusalem. Dies ist nun aber, gelinde gesagt, eine sehr lang dauernde Scene. Die beiden Hohenpriester, Annas und Kaiphas, halten sehr gründliche, aber nichts desto minder wenig unterhaltende Vorträge, über welche sofort die Abstimmung der übrigen Ratsglieder erfolgt. Jeder motiviert sein Votum besonders, die meisten sind mit den hohenpriesterlichen Anträgen einverstanden, geben aber doch, um nicht geradezu ja zu sagen, in gutgewählten Synonymen eine Umschreibung derselben, ungefähr eben so, wie noch heutzutage in den Kollegien die jüngeren Beisitzer es machen. Ich will nicht leugnen, daß mir überhaupt der hohe Rat bei seinem Auftreten, sei's nun in der Sitzung oder auf der Gasse, etwas schleppend zu verhandeln schien, und zwar deswegen, weil der Text in der guten Absicht, jedem seine Rolle lieb und wert zu machen, allenthalben jedem etwas in den Mund legt. Daß dieses weitläufige Herumreden aber nicht mir allein unbehaglich war, schien daraus hervorzugehen, daß ich neben mir bei wiederholtem Erscheinen des Synedriums zu öfteren Malen den Ausruf hören mußte: „O, die sind schon wieder da!“ Worte, die zuversichtlich nicht den unpopulären Tendenzen der Auftretenden allein gegolten haben.

Nach den Vorgängen in Bethania finden wir uns abermals in Jerusalem bei der Feier des Passahmahles. Hier versinken wir nun wieder ganz in den rührenden Ernst, in die fromme Weihe der Darstellung, die in ihrer biblischen Einfachheit, ohne alle Zuthat rednerischer Zierden, mächtig ergreift. Dann sehen wir wieder Judas vor dem redseligen Synedrium, und endlich

beginnt die Leidensgeschichte. Den jetzt folgenden Scenen nun, wenigstens vom Gebete auf dem Ölberge bis nach der Dornenkrönung, wünschen wir in ihrer grellen Natürlichkeit allerdings von Herzen eine mildernde Hand. Wie empörend wirkt es, wenn Jesus im Todeskampfe dreimal auf das Angesicht fällt und platt und langgestreckt jedesmal fast eine Minute liegen bleibt! Dies ist eine Unschönheit, mit der wir uns dann auch nicht aussöhnen konnten, als wir einsahen, daß sie notwendig gewesen, weil während dieser Lage auf die Stirn des Heilands, die bis in die Coulisse reichte, lange, schwere Blutstropfen gemalt werden mußten, mit denen er nun vors Publikum tritt. Es wird schon schwierig sein, diesen blutigen Schweiß in der Darstellung vor den Urteilsfähigen zu rechtfertigen; denn wenn auch der heilige Athanasius diejenigen für Ketzer erklärt, welche nicht an die Thatsache glauben, sehen wollen wir den Graus dessenungeachtet nicht. Nun ist aber selbst noch die Dornenkrone bei der Geißelung mit Blut gefüttert, das bei jedem Drucke herunterrieselt und der Heiland wird mit gebundenen Händen und Füßen von den Kriegsknechten noch immer einmal von dem Marterstuhl herunter auf den Boden gestoßen, obgleich nach Hofrat Oken schon im Jahre 1830 eine Bauernfrau Zweifel an der Authentizität dieser Rohheit geäußert hat, und obgleich diese Zweifel durch das Stillschweigen der heiligen Schrift beträchtlich unterstützt werden. Indessen geben wir gerne zu, daß das Spiel durch eine Richtung in unserm Sinne bei dem Volke leicht eben so viel verlieren könnte, als es für andere Augen gewänne. Ein einflußreicher Mann der Gegend war derselben Meinung, indem er auf meine Vorschläge ganz entschieden antwortete: „Alles umsonst! das Volk schenkt keinen Tropfen Blut her.“

Die Scene auf Golgatha steht in aller Erhabenheit vor uns. Der Vorhang der Mittelbühne ist aufgerollt. Die beiden Schächer sind schon ans Kreuz geheftet, Christus aber wird eben aufgerichtet. Weinen und tiefes Schluchzen bezeugen die tiefe Rührung der Zuschauer. Die römischen Kriegsknechte würfeln um das Gewand des Herrn, wir hören den teuflischen Spott der Juden und die letzten Worte vom Kreuze; der Heiland neigt das Haupt und giebt den Geist auf. Erdbeben und Zeichen folgen. Hierauf werden die Gebeine der Schächer mit Knitteln gebrochen, was wir immerhin mit Gleichmut ansehen können, weil die Knittel elastisch sind; dann tritt Longinus heran und durchsticht mit der Lanze die linke Seite des Herrn, aus welcher sofort Blut fließt. Endlich folgt, nachdem die Schächer herunter genommen worden und Römer und Juden die Bühne verlassen haben, die Abnahme Christi vom Kreuze in stiller Heiligkeit mit bewundernswerter Ruhe und Würde. — Zwei plastische Vorstellungen treten nun ein: Jonas, von dem Walfisch gesund ans Land gesetzt, dann das Volk Israel, trocknen Fußes durchs rote Meer ziehend, und darauf sehen wir fröhlich Christus auferstehen. Das Schauspiel schließt mit einer schönen allegorischen Vorstellung, die Verherrlichung der Stiftung des neuen Bundes bedeutend.

Wir haben hiermit die Hauptmomente der Vorstellung berührt, die durch

Zerfällung in einzelne Scenen, durch Dazwischentreten der Tableaus und des Chors so an äußerm Umfange gewinnt, daß nicht allein von 8—12 Uhr, sondern nach Unterbrechung einer Stunde wieder fortgespielt wird, bis gegen 4 und 5 Uhr abends. Über das Spiel der Darstellenden haben schon bedeutende Gewährsmänner sich rühmend geäußert, und wir treten ihren Aussprüchen bescheiden bei. Die thätigeren Rollen werden natürlich aufgefaßt und frisch und kräftig weggespielt, die mehr leidenden aber gehalten und würdig durchgeführt. Der Ruhm des Tages scheint mir dem Christus zu gebühren, der uns das Wesen des menschgewordenen Gottes, so weit es für uns Sünder erreichbar ist, mit weihevollem Anstand vorführte. Auch das Spiel des Judas ist sehr zu loben, wie denn überhaupt niemand ganz aus der Rolle fiel. Manche fragen vielleicht nach der Farbe des sprachlichen Vortrages, und denen sei zur Antwort, daß die Ammergauer ein Idiom sprechen, in dem sich bayerische und schwäbische Elemente unentwirrbar mischen, und daß sie mit den Tirolern das harte ch gemein haben, das immer dreifach klingt; deswegen wird man auch ganz reinen Accent nicht verlangen und sich an das Hervortreten der Kehllaute nicht stoßen.

Die Ammergauer haben ihr Spiel unter Schmerzen geboren und lieben es auch darnach. Es ist ein erstaunliches Werk für eine nicht sehr wohlhabende Landgemeinde von 1500 Seelen, dieses große Drama mit all seinen Beigaben in so würdiger Gestalt uns vorzuführen. Wie viel Eifer und Hingebung, wie viel Verlust an Arbeitsstunden und an Erwerb gehörte dazu, bis dieses Orchester, bis dieser Chor, die plastischen Darstellungen, die dramatischen Auftritte so zu störungsfreiem Zusammenspiel eingeübt waren, und dies von einfachen Schnitzern, von Greisen, Männern, Weibern und Kindern, von mehreren hundert Personen! Wir finden es daher in der Ordnung, daß die Meister stolz sind auf ihr Werk, das so wohl gelungen, und finden es auch erklärlich, daß sie in ihrem Bewußtsein empfindlich sind gegen den Tadel; dies sind sie aber auch in hohem Grade.

Wem daran liegt, auch das Treiben, das Zusammenleben und die Einrichtungen hinter der Bühne kennen zu lernen, dem ist es nicht versagt, einen Ausflug dahin zu machen; nur muß er nicht unversehens in eine der Straßen von Jerusalem treten, zu denen eine Menge verlockender Zugänge führen. Man wird freundlich aufgenommen und von allem Wissenswerten gefällig unterrichtet. Die Leute findet man recht heiter und aufgeräumt hinter den Coulissen; wenn die Vorbereitung des Spieles auch in tiefem, frommem Ernst geschieht, während der wiederholten Vorstellungen bricht doch der natürliche, unschuldige Frohsinn der Gebirgsländer wieder hervor und das Spiel ist ihnen kein lastendes Gelübde mehr, sondern eine heitere, gern gelöste Aufgabe. So wandeln wir also mit unsern Führern umher, betrachtend und bewundernd, und treten dann auch in die Rüstkammer und haben unsere Freude an all den Merkwürdigkeiten, die hier unter einem Dache zu sehen sind. Da zeigt man uns das Hündchen Tobiä, die Salbenbüchse Mariä, die Weintrauben aus Kanaan, den Rock Josefs, das Schurzfell

Evas, den Felsen Gabaon, den Widder Abrahams, die Schnur, mit der sich Ahitophel erhenkt, die eherne Schlange Mosis, den Walfisch Jonä und vieles andere mehr. In dieser Gegend wird auch Bier geschenkt, zur Erquickung für die Spielenden, die deren an warmen Sommertagen oft wohl bedürftig sind. Hierher kommen auch die römischen Soldaten und scherzen ehrbar und züchtig bei vollen Gläsern mit den Mädchen von Ammergau.

Kaum ist das Spiel beschlossen, so geht ein ungeheurer Aufruhr durch das Dorf. Der Lärm ist noch um etliche Mal größer als bei der Ankunft, denn was damals nach und nach herankam, das will jetzt auf einmal wieder fort. Ein Fuhrwerk nach dem andern löst sich ab aus der wirren Wagenburg, die den Hauptplatz fast unzugänglich macht; tausend und tausend Fußgänger verlassen in dichten Haufen das Dorf. Es ist, als wenn, wie in uralten Zeiten, wieder ganze Stämme unterwegs wären, sich eine neue Heimat zu suchen. Alles plaudert brüderlich zusammen über die frommen Freuden dieses Tages; aus einigen Wagen hört man auch Gebete tönen. Bei weitem die Meisten suchen noch Murnau zu erreichen, obgleich dieser Flecken fünf Stunden vom Schauplatz liegt. Einige Hundert Glückliche fahren mit raschen Pferden voraus, um noch Stuben und Betten zu erhaschen; die andern ziehen später zu Tausenden ein und legen sich vergnügt aufs Stroh.

Neunter Abschnitt.

1. Der Bodensee. — 2. Lebensbilder aus Tirol. — 3. Der Mensch in den deutschen Alpen.

1. Der Bodensee.

Vom Herausgeber.

Im Bodensee reinigt sich der junge Rhein, der in seinem jugendlichen Ungestüm eine Menge von Geröll und Sand aus den graubündener Bergen mit sich fortreißt und in ziemlich schmutziger Erdfarbe bei Rheineck anlangt, in dessen Nähe er mündet unter 27° 5′ geographischer Länge und 47° 35′ der Breite. Indes rückt, eben des vielen Geschiebes wegen, das der Rhein mitbringt, die Mündung allmählich weiter gegen Norden vor. Wegen der alljährlichen Überschwemmungen, denen besonders das schweizerische Ufer ausgesetzt ist, geht man jetzt damit um, den Mündungsstrom in einer geraden und kürzeren Linie in den Bodensee zu leiten, so daß mit der Verbesserung des Stromlaufs auch eine Entsumpfung und Entsandung des Flußbettes stattfinden würde.

In der Gegend von Ragaz, wo ein Seitenthal nach dem Wallensee führt, ist das linke Ufer so niedrig, daß der Fluß bei hohem Wasser in den Jahren 1627, 1817, 1821 und 1853, auch 1868 fast sich nach dem Wallensee gewandt hätte; ja es ist nicht unwahrscheinlich, daß in der Vorzeit wirklich seine Straße durch den Wallen- und Zürichsee geführt habe, wo er dann nach erfolgtem Durchbruch des Lägerberges bei Baden sich mit der Aar vereinigte. Die Berge in der Nähe von Sargans und der Kurfürsten im Norden des Wallenseees zeigen noch deutliche Spuren, daß hier das Wasser einst 270 m höher stand, als in gegenwärtiger Zeit.

Seit dem Durchbruch des Rheins zwischen dem Schöllberge und Fläscherberge trat der Fluß in das weite Thal, welches in nördlicher Hauptrichtung bis an den Bodensee sich erstreckt und ein breites Bett darbietet, das freilich wegen der zahlreichen Sandbänke oft genug zur Sommerszeit, wenn der

Schnee in den Alpen schmilzt, überschwemmt wird. Beim Einströmen in den See bemerkt man noch (wie das bei allen Mündungen größerer Flüsse der Fall ist)*) eine gute Strecke den Rhein, dann aber mischt er sich vollkommen mit dem ruhigeren Seewasser, schlägt seinen erdigen Inhalt zu Boden, und erst bei Konstanz merkt man an dem westwärts gerichteten Wasserzuge, daß der Rhein hier aus dem Bodensee tritt. Er fließt zwischen Konstanz und Petershausen hindurch, etwa 3/4 Meilen westwärts, und bildet den Untersee, aus welchem er eine halbe Stunde oberhalb Stein wieder als breiter Strom hervorkommt, um bald als prächtiger Wasserfall über den hohen Lauffenfelsen bei Schaffhausen hinabzugleiten.

Der Bodensee ist das freundliche Vermittlungsglied zwischen der Schweiz und Deutschland; er ist nicht mehr bloß ein schweizerischer See, sondern er wird mit Recht das schwäbische oder deutsche Meer genannt, denn er öffnet seine Arme, um Deutschland an seinen Busen zu drücken; er zeigt dem über den Gotthard- oder Splügenpaß kommenden Südländer den Weg nach Bayern, Württemberg, Baden. Zwischen diesen Ländern samt der österreichischen Provinz Vorarlberg einerseits und den schweizerischen Kantonen St. Gallen und Thurgau andererseits bildet er zugleich die Grenze und das Band. Von OSO. gegen WNW. dehnt er sich in einem großen Bogen, der nach Norden zu etwas ausweicht, in einer herrlichen Wasserfläche aus, deren Größe c. 9½ Quadratmeilen (mit Einschluß des Untersees) beträgt. In Metern ausgedrückt beträgt also die Gesamtoberfläche 539 Quadrat-Kilometer = 539 Millionen Quadrat-Meter. Es könnte somit die Gesamtbevölkerung der Erde — auf 1000 Millionen veranschlagt —, wenn man sie auf der festgedachten Seefläche aufstellen wollte, schon im Obersee Platz finden und würde auch da noch ein ansehnlicher Raum leer bleiben!

Den Namen Bodensee hat er wahrscheinlich von dem alten Schlosse „Bodmann" (Bodoma) erhalten, einer Burg am nördlichen Ufer der Überlingerbucht, zur Zeit der Karolinger ein königliches Besitztum und der gewöhnliche Aufenthalt der königlichen Bevollmächtigten. Der von Hügeln und bewaldeten Höhen eng eingeschlossene Überlinger-See soll übrigens zuerst den Namen Bodensee geführt haben; erst in Urkunden aus dem 9. Jahrhundert findet sich die Benennung lacus podamicus (Bodamsee) für das ganze Seebecken. In der Geographia Ravenasensis ist der Name Bodensee mit Bodungo bezeichnet. Zu Grunde liegt jedenfalls das gut deutsche Wort „Boden", nordisch bottom (Vertiefung), das im Althochdeutschen podam (Mehrheitsform podama) hieß. Ritter vermutet, daß auch das Zeitwort bodden (flößen) den Namen veranlaßt haben möge.

Den Römern wurde der See unter Tiberius bekannt, der von Gallien aus seinem Bruder Drusus zu Hilfe kam, eine kleine Flotte erbaute, seine Legionen überfuhr und die vereinigten Rhätier und Vindelicier in der Gegend von Feld-

*) Seit Ammianus Marcellinus fabelte man, der Rhein fließe durch den Bodensee, ohne sein Wasser mit ihm zu vermischen.

kirch schlug. Die Römer nannten den See Lacus brigantinus, von der Stadt Brigantium (Bregenz), wo sie ein Lager hatten. Jetzt noch nennt man den obern Teil Bregenzersee, den nordwestlichen Teil aber Konstanzersee, die nordwestliche Bucht Überlinger- oder Hintersee. Der Untersee, mit dem eigentlichen Bodensee durch den Rhein verbunden, wird durch die Insel Reichenau in zwei Teile, den eigentlichen Untersee und den nördlichen Teil desselben, den Zellersee (von Radolfszell so genannt), getrennt und gewöhnlich als ein Teil des Bodenseees betrachtet.

Die Höhe des Oberseees über dem Meeresspiegel ist verschieden berechnet worden, von französischen Ingenieuren auf 404, von Pestalozzi trigonometrisch auf 388, von Schubler barometrisch auf 407 m. Gegenwärtig ist die am meisten angenommene Höhenangabe auf $398\frac{1}{2}$ m festgestellt. Die mittlere Höhe des Wasserspiegels des Seees ist dabei als Normalhöhe angenommen worden. Die Frage, ob das Niveau des Bodenseees, seit derselbe seine jetzige Gestalt hat, sich gehoben? wird neuerdings verneint. Der Untersee, bei Radolfszell gemessen, soll 28 cm tiefer stehen, als der Obersee bei Konstanz; Konstanz aber liegt schon merklich tiefer als Bregenz.

Die größte Breite (im rechten Winkel der Längenachse) gewinnt der See zwischen Friedrichshafen und Romanshorn, nämlich $3\frac{3}{5}$ deutsche Wegstunden (= 3 Schweizerstunden). Blickt man von Friedrichshafen nach Rorschach hinüber, so überschaut man eine Linie von 5 Stunden. Es gehört schon nicht geringer Mut und noch mehr Kraft dazu, über die ganze Breite des Seees vom schweizer Ufer zum deutschen Ufer hinüber zu schwimmen. Dr. Titus Tobler, der rühmlichst bekannte Palästina-Forscher, wagte mutig diese Schwimmpartie; er schwamm das erste Mal von Horn nach Friedrichshafen, dann von Horn nach Langenargen. Ihm thaten's mehrere Schweizer Herren nach, aber auch ein Deutscher, Dr. Dulk aus Stuttgart, bestand die Kraftprobe. Er durchmaß die Strecke von Romanshorn nach Friedrichshafen mit 8200 Schwimmstößen und brauchte dazu die Zeit von $6\frac{1}{2}$ Stunden.

Die Hochgebirge des bündener Alpenlandes, die St. Galler und Vorarlberger Höhen liefern dem See hauptsächlich sein Wasser; der Rhein samt der mit ihm vereinigten Ill und die Bregenzer Aach bilden die Hauptzuflüsse; die Flüßchen und Bäche des rechten (deutschen) Seeufers sind unbedeutend. Die Veränderungen im Wasserstande des Seees hängen daher entschieden von den atmosphärischen Niederschlägen ab, welche sich in Schnee und Eis drei Vierteljahre hindurch auf den Hochgebirgen anhäufen, in den Sommermonaten schmelzen und ins Bodenseebecken abfließen. Im Juni beginnt in der Regel die „Flut"; der See steigt dann wohl in einem Tage um über $\frac{1}{4}$ m, nicht selten erhebt er sich 3 volle Meter über seinen niedersten Wasserstand. Die niederen Uferränder werden dann weithin überschwemmt, und es gewinnt den Anschein, als wolle der See voll Zorn und Unwillen das eingebüßte, früher von ihm besessene Erdreich zurückerobern. Da die Tiefe nicht zu-, sondern abnimmt, so ist erklärlich, daß der See seit einigen Jahrhunderten an Oberfläche gewonnen hat, wenn auch seine Wassermasse



(Nach e. Photographie im Verlage von J. N. Teutschs Buchh. in Bregenz.)

Bregenz am Bodensee.

geringer geworden ist. Durch das planlose Abholzen der Wälder in Graubünden ist ein plötzlicheres Schmelzen der Schneemassen und die verheerendere Wirkung starker Regengüsse angebahnt, und das müssen nun die Anwohner des Rheins und Bodenseees entgelten. Wie es mit dem Genfersee bei Genf der Fall, so ist die Wassermasse bei Konstanz und Stein durch Eindämmungen und Versandungen geschwellt worden, und es wäre eine Tieferlegung beider Seeen durch Ausräumung ihrer Ausflüsse bei Konstanz und Stein oder durch Anlegung von Nebenkanälen sehr praktisch. Nachdem die Mühle bei Konstanz, welche den Abfluß hinderte, abgebrannt ist, haben auch die Überschwemmungen des Oberseees abgenommen.

Die Tiefe des Seees ist sehr verschieden; am beträchtlichsten ist sie zwischen Friedrichshafen und Romanshorn, etwas näher gegen Friedrichshafen zu. Das Senkblei hat hier 275 m gemessen. Am ungleichsten erscheint der Seegrund zwischen Rorschach und Lindau, wo er zuerst 6, dann 75, hierauf in der Nähe der Rheinmündung nur 26, dann sogar nur 10, etwas weiter wieder 35, dann wieder nur 11, auf der Mitte des Wegs 20 und gegen Lindau zu zwischen 65 und 97 m Tiefe hat. Somit läßt sich voraussehen, daß in nicht sehr langer Frist die Fahrt von Rorschach nach Lindau nicht mehr die gerade Linie einhalten kann, sondern den zunehmenden Versandungen des Rheins ausbeugen muß.

Die Temperatur des Wassers steigt bei Lindau bis 20° R. im Sommer und ist auch bei Bregenz noch sehr hoch. Bei 100 m Tiefe hat der See — nach den Angaben von C. Vogt — nur noch $4{,}_5$° R.

Wegen der großen Tiefe und stärkern Wellenbewegung des Oberseees wird natürlich, wenn derselbe zufrieren soll, ein bedeutender Kältegrad erfordert. Während der Untersee fast alljährlich zufriert, ist dieser Fall bei dem Obersee seit vier Jahrhunderten nur sechs Mal eingetroffen, nämlich 1477, 1572, 1596, 1695, 1830 — und 1880. „Der See will sein 50jähriges Eisjubiläum feiern!“ sagten die Anwohner schon zu Anfang des strengen Winters. Große meilenlange Strecken am Ufer und zwischen Bregenz und Lindau waren schon 1879 fest geworden; Ende Januar 1880 war fast der ganze See mit Eis belegt und zum Jubel von jung und alt wimmelten die blinkenden Eisgefilde hüben und drüben von Spaziergängern, Schlittschuhläufern und Schlittenfahrenden. Der Fasching (am 2. Februar) wurde, namentlich zwischen Bregenz und Lindau, als ein großartiges Volksfest auf der festen Seefläche gefeiert; die Festzeitung ward auf dem Eise gesetzt und gedruckt. Die Dampfschiffahrt mußte wochenlang eingestellt werden. Auch wenn die Kälte nicht sehr streng ist, macht doch der niedrige Wasserstand, verbunden mit den dichten, oft wochenlang andauernden Nebeln, die Dampfschiffahrt beschwerlich; desto lustiger ist dieselbe im Sommer.

Da der Bodensee eine sehr vorteilhafte Verbindung für die angrenzenden Staaten darbietet, und dazu noch 7 Eisenbahnen (die Stuttgarter bei Friedrichshafen, die Augsburger und Vorarlberger bei Lindau, die Züricher bei Romanshorn, die Rheinthal- (Chur-) und Nordostbahn (Zürich-St. Gallen)

bei Rorschach, die badische und Schwarzwaldbahn (von Basel und Singen) bei Konstanz münden und dazu die Gürtelbahn von Lindau über Bregenz nach St. Margrethen und von Rorschach nach Konstanz vollendet ist: so ist sowohl der Handels- wie der Personenverkehr an seinen Ufern sehr lebhaft. Aber auch der Depeschenwechsel ist sehr beschleunigt, seitdem im September 1862 von Lindau nach Rorschach der Telegraphendraht in den See gesenkt und so eine direkte Linie zwischen Deutschland, Schweiz und Italien hergestellt wurde.

Von der Oberfläche des Obersees gehören nach der Uferausdehnung der angrenzenden Staaten etwa $^1/_4$ zu Thurgau, $^1/_{12}$ zu St. Gallen, $^1/_7$ zu Österreich, $^1/_6$ zu Württemberg, $^1/_{12}$ zu Bayern, fast $^1/_3$ zu Baden. Teils sind es Landeserzeugnisse, die von einem Ort der Küste zum andern verfahren werden (Getreide, Wein, Obst, Gemüse, Holz, Vieh), teils Fabrikwaren und Handelsprodukte, die von Süden nach Norden, von Norden nach Süden geschafft werden. Rorschach und Lindau sind für den Getreidetransport sehr bedeutende Handelsorte und Kornmärkte; jenes empfängt das südrussische Getreide über Marseille, dieses den ungarischen Kornsegen über Wien und München. Friedrichshafen steht mit der Nordsee in Verbindung und erhält von dort Cigarren, Tabakblätter und Rollen, Kaffee, rohe Baumwolle, englische Baumwolltücher, Wollwaren, Maschinenteile, Speck und Fett, Soda, Petroleum 2c. In der Lebhaftigkeit der Schiffahrt hat es der Bodensee dem Genfersee von jeher zuvorgethan. Gegenwärtig wird der Bodensee von 30 Dampfern befahren, wovon 3 für den Dienst auf dem Rhein und Untersee bestimmt sind. Für die Reisenden bieten diese Dampfschiffe eine sehr bequeme Schnellpost, nur sollten die Fahrpreise etwas niedriger gestellt sein. In den letzten Jahren hat man auch große, mit stockwerkhohen Verdecken versehene Trajekt- oder Überfuhrschiffe gebaut, welche den Warenzug gleich von der Eisenbahn in Empfang nehmen.

Es gewährt dem Beobachter menschlichen Verkehrslebens ein anziehendes Schauspiel, wenn er sich in Romanshorn oder Rorschach oder in Friedrichshafen und Lindau auf den Hafendamm stellt, um dem Ein- und Auslaufen der Dampfer mit ihren Schleppschiffen, dem Ein- und Ausladen der Waren zuzuschauen und die Geschicklichkeit und Schnelligkeit zu bewundern, mit welcher die schweren Getreidesäcke gefaßt und auf die für sie bestimmten Wagen gehoben werden, die sie auf Eisenschienen schnell in das Lagerhaus bringen; und ferner zu sehen, wie die Güterwagen von der Eisenbahn auf die schiefe Ebene geführt werden, welche sie auf das Verdeck des Trajektschiffes gleiten läßt. Um das zu schnelle Herabrollen zu verhindern, sind die Waggons von einem Drahtseile gehalten; die Trajektschiffe haben ein doppeltes Schienengeleise auf dem Verdeck und können 8 große Eisenbahnwagen aufnehmen.

Der Dampf und die Eisenschiene hat zu Lande die Frachtfuhrleute, zu Wasser die Segelschiffer aus dem Felde geschlagen; doch ist der Bodensee noch keineswegs ganz des malerischen Anblicks der Segler beraubt und man

kann in den frühen Morgenstunden heiterer Sommertage auf der blauen Wasserfläche noch manches Schifflein mit aufgeblähten Segeln vom deutschen zum schweizer Ufer und umgekehrt dahin ziehen sehen, langsam und sicher — so lange die Luft nicht von einem plötzlich hereinbrechenden Föhn oder einem schnell sich entwickelnden Gewitter in Aufruhr gerät.

Den Fischen scheint übrigens die neue Erfindung der Dampfschiffe nicht sehr zu behagen; die Fischer behaupten, daß, seitdem die brausenden Räder die Wasserfläche durchwühlen, die Brut nicht mehr so ergiebig sei. Ein großer Übelstand besteht aber auch darin, daß der Obersee nicht wie der Untersee eine geregelte Fischordnung hat; die Wildfischerei ist unbedingt einer Steigerung der Fischbrut höchst nachteilig. Es giebt sehr schmackhafte Fische im Bodensee, besonders zeichnen sich aus die beiden Maränen, die Blaufelchen, die Grundforelle und die Seeforelle. Letztere heißt auch Lachsforelle (Salmo trutta), hat schwarze Augen, silberfarbene Augenringe, grünlichgrauen Rücken, silberweißen Bauch und schwarzgefleckte Seiten. Im Sommer ist das Fleisch rötlich, im Winter weiß, wird aber durchs Kochen goldgelb. Die Lachsforelle wird zuweilen 30 — 40 Pfund schwer, ist jedoch im Bodensee selten, häufiger dagegen in den schweizerischen Seeen. Für die Lachsforelle bietet aber der Bodensee reichlichen Ersatz in der Grundforelle (Salmo lacustris), die von 5 Pfund bis zu 48 Pfund schwer wird, im April und Mai in den Rhein (Rheinlanke) und die Ill (Illlanke) hinaufsteigt, ihr Laich da absetzt, wo der Strom am schnellsten ist und einen kiesigen Grund hat und dann im Herbst sich wieder in den Bodensee zurückzieht. Bei Rheineck und im Rheinthal wird sie häufig gefangen; ihr Fleisch steht mit dem des Lachs in gleichem Preise. Die Maräne (Salmo maraena) ist ein sehr wohlschmeckender, beliebter Fisch mit silberfarbenem Leibe und schwärzlichem Rücken; sie erreicht eine Länge von über $1/2$ m und eine Schwere von 6 Pfund. Die Maränen laichen im Herbst und man fängt sie um diese Zeit, wo sie am fettesten sind, und im Anfang des Winters unter dem Eise. Sie werden geräuchert und mariniert, früher wurden sie sogar als große Delikatesse weit und breit verschickt. Frisch schmecken sie wie Forellen. Die kleine Maräne (Salmo maraenula) wird nur 15 — 20 cm lang und 8 Lot schwer, hat aber ein noch zarteres Fleisch als ihre größere Verwandte, beide werden auch Gangfische (Poissons de passage) genannt. Der Gangfisch par excellence ist aber das Blaufelchen (Salmo caeruleus oder Coregonus Wartmanni), unstreitig der beste Fisch des Bodenseees, der 30—36 cm lang wird, doch erst im siebenten Jahre ausgewachsen ist. Im ersten Jahre heißt er „Heuerling", im zweiten „Stuben", im dritten „Gangfisch", im vierten „Renken", im fünften „Halbfelch", im sechsten „Dreier", und erst vom siebenten Jahre an „Blaufelchen"; der Oberleib ist nämlich bläulich, der Unterleib aber weiß. Was der Hering für die nordischen Völker ist, das ist dieser Fisch für die Umwohner des Bodenseees. Besonders im Obersee ist das Blaufelchen häufig und wurde lange für eine diesem eigentümliche Art angesehen. Frisch geröstet wird es von vielen noch

den Forellen vorgezogen. Es überwintert in den Tiefen des Seees und zeigt sich im Frühjahr, wenn nach dem Ausdruck der Fischer das „Wasser ihn hebt", zuerst an den östlichen Buchten, wandert dann dem schwäbischen Ufer entlang hinunter gen Überlingen und Konstanz, um im Herbst längs den schweizerischen Gestaden in der Höhe von Arbon zu laichen und endlich in sein ständiges Winterquartier zurückzukehren.

Auch die Trüsche (Quappe) — Lota fluviatilis, der einzige Repräsentant der Schellfische — die in den tiefen klaren Buchten des Bodenseees am liebsten in der Tiefe haust, hat ein außerordentlich zartes und wohlschmeckendes Fleisch; ihre Leber wird für das wohlschmeckendste Gericht aus der ganzen Fischwelt gehalten, und es ist Thatsache, daß Elisabeth von Metzingen, Äbtissin des Frauenmünsterstiftes in Zürich, einst für Trüschenlebern ein Lehengut am Zollikerberg verschwendete. Die Trüsche ist grünlichgrau, schwarz und gelblichgrün marmoriert und durch kleine Bartfäden am Kinn ausgezeichnet; sie wird selten über 30 cm lang und über 2—3 Pfund schwer gefunden und vorzüglich bei Steckborn gefangen. Die Hechte stellen ihr eifrig nach.

Im Dezember 1853 wurde bei Konstanz ein Monsterhecht gefangen; er hatte ein Gewicht von fast 30 Pfund, eine Länge von $1^1/_2$ m und über dem Rücken eine Breite von 15 cm. Er mochte auf dem Raube nach Gangfischen begriffen gewesen sein, denn er ward von den Fischern im gleichen Netze mit den Gangfischen heraufgezogen. Wie viel solcher Fische der Räuber in seinem Leben (man schätzte sein Alter auf 60 Jahre) verzehrt haben mag, kann man sich denken, wenn man erwägt, daß er in einer Nacht 30—40 Fische, die man seiner Botmäßigkeit überlassen hatte, verzehrte. Am 7. Mai 1874 fing man im Überlingersee zwei gewaltige Hechte, von denen der eine $1^1/_2$ m lang und 28 Pfund schwer, der andere beinahe 1 m lang und 24 Pfund schwer war.

Auch die Karpfen sind nicht selten, und von Bleien (Brachsen) gelingt es zuweilen den Fischern reiche Vorräte zu bekommen. Bei Ermatingen wurden im Jahre 1854 auf einen Zug 120 Centner Brachsen gefangen und am 27. März 1858 ebendaselbst von vier Fischern in einem Netze 230 Centner. Desgleichen fing man zwischen Rorschach und Horn im Jahr 1866 in zwei Zügen nahezu 1000 Centner dieser fruchtbaren Fische.

Der Wels (Weller), dieser riesige Koloß, der ausgewachsen $4^1/_2$ m lang und 3 Centner schwer wird, ist in einigen Arten vorhanden, die alle ein sehr süßes weißes, fettes Fleisch haben und jung verspeist werden müssen. Man fängt hin und wieder Exemplare, die bis ein Centner schwer sind.

Im ganzen zählte man bisher 26 verschiedene Fischarten*); seit einigen

*) Nach Prof. v. Siebold hatte 1863 der Wallenstädter See 21, der Züricher See 22, der Vierwaldstättersee 24 und der Bodensee 26 Arten, — die Blaufelchen und Gangfische nur als eine Art (Coregonus Wartmanni) angenommen, was aber die meisten Fischer nicht gelten lassen wollen, indem sie behaupten, der Gangfisch sei eine besondere Art mit besonderer Laichzeit.

Jahren hat sich jedoch der Fischbestand des Seees um zwei neue Arten vermehrt: nämlich um einen Lachs, dessen Eier der nordamerikanische Fischzuchtverein spendete und um den Orfen oder Goldnorfling (Cyprinus Orfus), der von der Domänenverwaltung in Konstanz in ihren Streuweihern gezüchtet wird. Bei dem Ablaß dieses Weihers ließ man einige Orfen in den nahen Bodensee hinausschwimmen und dort scheint es ihnen gut zu gefallen. Sie haben sich rasch vermehrt und Fischer am Untersee haben schon 3 Pfund schwere gefangen.

Unter den Vögeln sind begreiflicher Weise die Wat- und Schwimmvögel besonders häufig. Der weiße Storch läßt sich nur selten sehen als flüchtiger Gast, und auch der schwarze Storch ist eine Seltenheit; aber Riedschnepfe, Strandläufer, Kiebitz, Wasserralle, Rohrhuhn, Wasserhuhn, Fischreiher ziehen ab und zu vom See zu den Teichen und Flüssen und umgekehrt. Von Schnepfen sind fast alle Arten zu treffen: die Wald-, Heer-, Strand-, Teich-, Geißkopfschnepfe, die Regenschnepfe und der Gelbfüßler, auch die Lerchenschnepfe; desgleichen mancherlei Enten, als die Schnatterente, Quaakente, Spatel-, Tafel-, Kriekente, Sommerhalbente, Kragente, Zwergente, wilde Ente (mit vier Varietäten), Kolbenente, Myraka, europäische Haubenente. Auch mehrere Möwen (die große aschgraue und die rotfüßige Lachmöwe) so wie Taucher (der graukehlige Haubentaucher, der kleine, der Ohrentaucher) sind gemein; seltener schon der stumme Schwan, die Schneegans, die Löffelente. Im Sommer 1768 und 1806 schoß man eine Kropfgans, und 1836 ließen sich bei Romanshorn ein paar Struntjäger (Larus parasiticus) sehen, auch eine Möwenart (Lestris pomarinus), die aber nicht imstande ist, selber zu fischen, sondern andere Möwen so lange in der Luft herumjagt, bis diese die verschluckten, verdauten und unverdauten Fische wieder von sich geben. Der Ornitholog findet reiche Ausbeute, und wird es ganz begreiflich finden, daß ehemals der Bischof von Konstanz kein Bedenken trug, in der besten Jahreszeit die Jäger sogar von der Feier der Heiligentage zu dispensieren.

Eine schöne Sammlung einheimischer Vögel findet man im Vorarlberger Landesmuseum zu Bregenz. Dort ist auch eine gut ausgestopfte Fischotter zu sehen, welche bei Hard in der fischreichen Lauterach (1871) geschossen wurde.

Unter den Lurchen spielen die Frösche eine Hauptrolle. Da die Schenkel dieser musikalischen Reptilien ein sehr beliebtes Gericht am Bodensee sind, stellt man den armen Sumpfsängern sehr nach. Doch geben sie, namentlich, wenn der See große Überschwemmungen anrichtet, noch manches Konzert zum besten — zur nicht großen Freude der menschlichen Uferbewohner, die in ihrem Schlaf gestört werden. Von den Schlangen ist am obern See die Ringelnatter (Coluber natrix) nicht selten. Sie hat 170 Schilde und 60 Schwanzschuppen, eine silbergraue, ins Bläuliche spielende Farbe und wird über $1/2$ m lang; doch habe ich auch Exemplare von bald 1 m Länge getroffen. Das Männchen hat weiße, das Weibchen gelbe Flecken an den

Seiten des Halses, in Gestalt eines Ringes. Sie legt ihre durch eine Haut zusammenhängenden Eier gern in Mistlöcher und geht gern in die Ställe. Doch ist sie nicht giftig und ihr Fleisch soll wohlschmeckend sein.

Von Vierfüßlern sei nur eines kleinen zierlichen Tierchens aus dem Mardergeschlecht Erwähnung gethan, das am Obersee bei Bregenz, Hard, Lochau ꝛc. sehr gemein ist; es ist das Hermelin (Mustela erminea), das im Winter ganz weiß mit schwarzer Schwanzspitze, im Sommer braun erscheint mit weißem Unterleib.

Von der Bodensee-Flora ist mir auf meinen Wanderungen zwischen Bregenz und Rheineck, also am obersten Rande des Seees, als bemerkenswert aufgefallen: Erucastrum obtusangulum (Rempe), Barkhausia tenuifolia, Acorus calamus (Kalmus), Helleborus viridis (odorus — Nießwurz, auf den Wiesen bei Rieden), Hydrocotile vulgaris (Wassernabel), bei Fußach nur auf Torfgrund, aber sehr wuchernd, die beiden Drosera (Sonnentau) am Logsee auf der in den Bodensee ragenden Landzunge bei Fußach. Eine sehr merkwürdige Drosera ist ferner die Aldrovanda vesiculosa (L.), die in Indien zu Hause, aber auch in Süddeutschland nicht selten ist; sie wurde im Logsee 1846 von Dr. Custer aufgefunden, schwimmt auf dem Wasser und blühet im August, ist jedoch wegen der Bodenseeüberschwemmungen schwer zu bekommen. Centunculus minimus (Kleinling), die kleinste Pflanze hiesiger Flora, bei Rheineck; Polygonum amphibium (Wassersumpfknöterich), wurzelt stellenweis in einer Tiefe von 3—3½ m und überdeckt den Wasserspiegel wie die Tange. Utricularia vulgaris (Wasserschlauch) besonders in Torflöchern; merkwürdig deshalb, weil seine zarten Wurzelfasern mit zerstreuten Luftblasen versehen sind, mittelst welcher sich die Pflanze kurz vor der Blütezeit über die Wasserfläche emporhebt; wenn der Same anfängt reif zu werden, vertrocknen die Blasen und die Pflanze senkt sich wieder auf den Schlammgrund hinab.

An manchen Uferstellen wächst in reicher Fülle das durchblätterte Samkraut, Potamogeton perfoliatum, das seine Hauptnahrung aus dem Seewasser zieht. Die stengelumfassenden herzförmigen Blätter halten die Pflanze, die nur Haarwurzeln hat, in der Schwebe. Im warmen Juni kommen dann gar bald die sogenannten Kerzen, bis 15 cm lange Ährenkolben hervor, deren Same, wenn er sich stellenweis auf dem Spiegel des Seees anhäuft, vielleicht jene Erscheinung hervorruft, die man „Seebluft" (Seeblüte) nennt und die auch auf dem Züricher-, Zuger- und anderen Seeen vorkommt. Sie besteht aus einer bräunlichgelben, leichten und porösen Masse, die sich den durchfahrenden Schiffen gern anheftet, da sie schleimig ist. Auch andere der oben genannten Blütenpflanzen mögen dazu ihren Beitrag liefern.

Rings um den Bodensee sind die sonnigen Hügel mit Weinreben bepflanzt. Kann sich der „Seewein" auch nicht mit dem eigentlichen „Rheinwein" messen, so ist er doch in guten Jahrgängen ein schätzbarer Wein, etwas herb, aber sehr gesund. Auf den steil abfallenden Felshängen des Städtchens Meersburg wachsen aber so süße und edle Trauben, daß der

daraus gewonnene Wein an Feuer und Lieblichkeit den Rheinwein übertrifft und als feiner Dessertwein gegeben werden kann. Aus dem reichen Obstertrag wird ein guter Teil zu Most verwendet. Die deutschen Ufer sind besonders reich an Kirsch- und Pflaumenbäumen, die schweizerischen an Äpfel- und Birnbäumen, und im Frühjahr bieten namentlich die thurgauischen Landschaften einen reizenden Anblick dar. Der Wald von Obstbäumen, in welchen das Land wie eingehüllt ist, glänzt in einem weißrötlichen Schmuck von Birn- und Äpfelblüten, den kein Maler durch seine Kunst wiederzugeben vermag, und den man unmittelbar im warmen Frühlingssonnenschein genießen muß.

Was den Bodensee vor allen übrigen Seeen der Schweiz auszeichnet, ist, daß er weniger ein Berg- und Alpensee ist, als jene (den Genfersee eingeschlossen), daß er etwas entschieden Meerartiges hat, daß er die freie, offene Aussicht des Landseees vereinigt mit einer prachtvollen Bergscenerie, die am obern Teil des Seees in großartiger Nähe herankommt, aber doch noch fern genug bleibt, um den Blick auf die mannigfaltigsten, in Terrassen sich abstufenden Berggruppen nicht zu beschränken. Man überschaut an günstigen Punkten einen Horizont von fast 40 Meilen; von den allgäuer Alpen bis zu den graubündener Spitzen, von den Bregenzer Waldbergen bis zum Basaltkegel von Hohentwiel und ins Höhgau sind ganz respektable Dimensionen. Von Bregenz nach Konstanz zu verliert sich der Blick in der blauen Ferne, wo Himmel und Wasser in einander überzufließen scheinen. Wenn dann die Sonne in die Fluten taucht und der See wie ein Becken geschmolzenen Goldes sich darstellt, dann mit immer dunkleren Tinten sich schmückt, purpurrot und gelbgestreift und braun in seltsamer Mischung, bis endlich die ruhige heitere Bläue des Himmels im Wasserspiegel wieder ihr Gegenbild findet: so ist das ein wahrhaft prachtvoller Anblick! Wer auf dem Hafendamm von Konstanz spazieren geht und hinauf nach dem Pfändergebirge bei Bregenz schaut, sieht dann den schönen Reflex der untergehenden Sonne auf den Bergen im Osten und in Violett und Rot das ganze Vorarlberg gekleidet. Die Umgegend von Konstanz ist reich an entzückenden Fernsichten. Auf dem hochgelegenen Kirchhofe von Allmannsdorf hat man den besten Blick auf den Ober- und Unter- und den Überlingersee; vom Meßmer ist der Blick auf das Höhgau und Schwaben überraschend. Von Friedrichshafen hat man wiederum den besten Eindruck der gewaltigen Breite des Seees und seiner großen Länge nach Ost und West; die Türme von Konstanz auf einer Seite, den pittoresken Gebhardsberg auf der andern und gerade in der Front die ganze Wunderwelt der Schweiz. Noch schöner stellt sich die alte ehrwürdige Stadt Konstanz dar aus den Fenstern des Schlosses von Meersburg gesehen. Die kleine badische Bezirksstadt Meersburg ist bemerkenswert durch ihr uraltes Schloß, das vom Freiherrn J. v. Laßberg, dem Kenner deutschen Altertums und Freunde Uhlands, bewohnt ward. Auf dem Meersburger Friedhof sind die Gräber des seiner Zeit berühmten

Magnetiseurs Mesmer, des edlen Laßberg und seiner Schwägerin, der Dichterin Freiin Annette Droste-Hülshof.

Bregenz, obwohl neuerdings sein Hafen in den besten Stand gesetzt und mit vielen Kosten ausgebaut worden, ist wie Lindau und Konstanz ein ziemlich stilles Landstädtchen geblieben, trotz seiner günstigen Lage. Dagegen hat sich wie auf schweizer Seite Romanshorn so auf deutscher Seite Friedrichshafen in kurzer Zeit sehr gehoben. Früher Buchhorn genannt, wie der ältere Teil der Stadt noch heißt, war es, obschon eine „Reichsstadt“, eigentlich das Krähwinkelchen des Bodenseees; jetzt, seit Umwandlung des Klosters Hofen in einen Sommerpalast des Königs von Württemberg und mit diesem Schlosse durch eine neue Straße verbunden, seit dem Ausbau des Hafens und dem Betrieb der Eisenbahn, ist das Städtchen ein wahres Juwel in der württembergischen Krone geworden und ein bedeutender Handelsplatz. Noch lebhafter ist das auf entgegengesetztem Schweizerufer liegende Rorschach, in welchem Marktflecken die Dampfschiffahrt sich eigentlich konzentriert und wo jeden Donnerstag der belebteste Getreidemarkt stattfindet.

Indessen haben Dampfschiffahrt und Eisenbahn auch Bregenz mit jedem Jahre mehr belebt und wenn einst die Durchbohrung des Arlberges vollendet sein und von Bregenz direkt eine Trajektschiffahrt nach Konstanz zustande kommen wird: dann wird auch dieses Städtlein am großen Weltverkehr den regsten Anteil nehmen. Welcher Wechsel der Zeiten hat doch diese drei alten Städte heimgesucht!

Was aber Konstanz, Lindau und Bregenz keine Ungunst der Zeit rauben kann, das ist die herrliche Natur ringsumher. Die fruchtbaren Auen bei Konstanz erinnern schon ganz an italienische Landschaften; die Fernsichten auf die schweizer und tiroler Alpen wie ins Schwabenland sind reizend, und die liebliche Insel Mainau ist das schönste Idyll, das in den Rahmen des Bodenseees gefaßt ist. Gegen die Herrlichkeit des Obersees muß freilich der ganze Unter- und Überlingersee und gegen Lindau und Bregenz das im Sommer sehr heiße und schattenlose Konstanz sehr zurücktreten. Von Lindau aus betrachtet, ist die Berggruppierung um den Obersee am großartigsten. Man stelle sich auf die 290 Schritt lange Brücke, welche die Inselstadt mit dem Festlande verbindet, oder noch besser, vor die reizende Grubersche Villa, etwas weiter westwärts am See, und man wird von einem Naturbilde überrascht, das mit den schönsten des Genferseees wetteifern kann. Nach Nordwest der herrliche Wasserspiegel, in unbegrenzter Ferne sich dehnend, im Süden die lieblichen Höhen des Thurgaues und Appenzells, immer höher sich türmend bis zum 2504 m hohen Säntis, der auf der einen Seite in schroffen Wänden abfällt, auf der andern minder steil sich böschend, ein Schneekleid um die Schultern legt, zur Seite den „Alten Mann“, den Kamor und Hohen Kasten und wie seine Vasallen alle heißen, von welchen dieser König des Bodenseees, der sie stolz überragt, sich huldigen läßt, — im Osten die Pyramiden und massiven Felsen der Dornbirner und Hohenemser Alpen, hinter welchen die höheren Spitzen des Bregenzer Waldes her-

vorschauen, ganz nahe zu linker Hand das Pfändergebirge, das in den pittoresken Vorsprung, auf welchem die St. Gebhardskapelle thront, ausläuft. Der See scheint den Fuß der gegenüberliegenden Schweizerberge zu bespülen, ja hinauf bis ins Rheinthal zu dringen, das den großartigsten Hintergrund dem überraschten Blicke darstellt; denn es wird von den grauen Hörnern (hinter Ragaz), über welche noch der 3249 m hohe Ringelkopf hervorschaut, geschlossen. Eine Abstufung von den sanftesten zu den kühnsten, schroffsten Formen, ein Wechsel des Erhabenen und Lieblichen, wie er kaum auf einem andern Punkte im lieben deutschen Vaterlande in solcher Fülle zu finden sein mag.

Die Fahrt auf dem Dampfboote von Lindau nach Bregenz ist wohl die schönste Partie des ganzen Seees, gegen welche die Eisenbahnfahrt von dem Inselstädtchen nach dem Vorort von Vorarlberg zurücktreten muß, obwohl letztere von Lochau an, wo sie hart am See sich hält, in den sie sich zum Teil hineingebaut hat, auch interessant genug ist. Man fährt nämlich nahe an dem in steilen Wänden aus roter Nagelflue sich erhebenden Pfändergebirge hin; zur Rechten blinkt der See, der, wenn er vom Sturm gepeitscht wird, seine Wogen stellenweis bis auf den Bahndamm hinaufspritzt; gerade vor sich aber hat man den herrlichen Golf. Die Häuser von Bregenz und kleine Villen steigen amphitheatralisch auf, dem Hafen gegenüber glänzt hinter einer Pappelallee das Kloster in der Mehrerau, dessen Gründung dem heiligen Kolumban zugeschrieben wird,*) hoch schaut vom steilen Felsen das St. Geb-

*) Kolumban erschien, wie die Chronisten erzählen, mit Gallus und seinen übrigen Schülern Magnus, Theodor, Kilian und Siegewart um das Jahr 611 zu Arbon am Bodensee, nachdem er schon in Frankreich einige Klöster gestiftet und am Zürichsee das Evangelium verkündet hatte. Von Arbon schifften die Missionäre auf den Rat des dortigen Pfarrers Wilimar, der sie gastfreundlich aufnahm, nach der Gegend von Bregenz hinüber. Unweit der Stelle, wo sie landeten, fanden sie eine kleine verlassene Kapelle; sie ward einst auf den Namen der heiligen Jungfrau Aurelia geweiht, die unter dem Hunnenkönige Attila 453 den Märtyrertod litt. Kolumban und Gallus gaben nun die Kapelle dem christlichen Gottesdienst wieder und erbauten sich an derselben kleine Wohnungen, welche ihre Schüler erweiterten und nach Bedürfnis des klösterlichen Lebens gestalteten. Durch mehr als drei Jahre hatten diese frommen Männer das Land bebaut und den Segen der christlichen Religion unter die verwilderten Bewohner jener Gegend mit dem besten Erfolge verbreitet, als auf einmal Kolumban und seine Schüler auf Beschwerde mißgünstiger Heiden, vorzüglich aber auf Befehl des eben zur Regierung gelangten austrasischen Königs Theoderich, vom Allemannenherzoge Gunzo die Mahnung erhielten, ihre Wohnungen zu verlassen, damit — wie der herzogliche Befehl sich ausdrückte, durch die Anwesenheit so vieler Menschen und das Aushauen der Wälder das Wild nicht verscheucht werde! Kolumban zog nach Italien, baute daselbst das Kloster Bobio (bei Mailand) und beschloß sein Leben in einem Alter von 90 Jahren. Gallus ging in die Schweiz, gründete das Kloster St. Gallen, und Magnus, der ostwärts wanderte, stiftete das Kloster Füßen an der tirolischen Grenze. Ungeachtet dieser Verweisung wagten es doch andere Schüler des h. Kolumban, das von ihm eingeführte Klosterleben fortzusetzen. Es wurde sogar ein zweites Kloster, und zwar von Nonnen errichtet. Allein man vermied alles Aufsehen, um sich der politischen Obrigkeit nicht verdächtig zu machen. Kolumbans Institut erhielt sich durch Jahrhunderte.

Um das Jahr 1097 beschloß Graf Ulrich VIII. von Bregenz, für das ärmliche

hardskirchlein nieder, und dann hebt sich wie ein Konzert für das Auge die Alpenwelt Tirols und der Schweiz zum Himmel empor. Es muß freilich ein recht heiterer Sonnen- und Sommertag sein, wenn man dies Gemälde in seiner vollen Schönheit genießen will.

Man unterlasse nicht, den St. Gebhardsberg zu besteigen, zu dem ein etwas steiler, aber nicht unbequemer Pfad hinaufführt. Der schön geformte, auf der Mittagsseite ganz schroff abfallende Felsenvorsprung, der nach Bregenz zu mit frischen Lärchenbäumen umkränzt, nach der Aach zu mit dunklen Tannen besetzt ist, dann aber in freundliche Weingelände und Gärten übergeht, hieß früher Pfannenberg, Schloßberg, und wird jetzt der Gebhardsberg genannt. Hier stand das denkwürdige Schloß Pfannenburg, im 10. Jahrhundert vom Grafen Ulrich VI. (Ußo) und Gräfin Dietburga, den Eltern des heiligen Gebhard, bewohnt, 1647 aber von den Schweden zerstört; aus den Trümmern erhob sich 1723 das gegenwärtige freundliche Kirchlein, das nunmehr ein berühmter Wallfahrtsort geworden ist. Am 27. August, als am Tage des heiligen Gebhard, wimmelt es oben von Wallfahrern, denen ein Kapuziner die Predigt im Freien hält. Neben der Kirche steht das Wirtshaus, das Erfrischungen darbietet. Vom Altan desselben schaut man über die ganze Fläche des Seees mit seinen österreichischen, bayerischen, württembergischen, badischen und schweizerischen Grenzgebieten bis nach Konstanz hinab. Wie eine Landkarte liegt der See ausgebreitet. Zu den Füßen hat man das steinige breite Bett der Aach, die bei Kennelbach aus dem Bregenzerwalde tritt und zwischen Hard und Rieden mündet. Nach Süden gen Feldkirch und Altstetten dehnt sich die breite fruchtbare Aue des Rheinthals mit den zahlreichen Dörfern, welche ganze Fläche in Urzeiten Seeboden war und in welcher der Rhein nun als silberglänzendes Band sich schlängelt. Die Vorarlberger, St. Galler und Appenzeller Alpen türmen sich in den schärfsten Konturen, daß man sie zeichnen möchte. Was die Natur Erhabenes und Schönes hervorgebracht hat, reiht sich hier in erhabenem Wechsel an einander.

Steigt man nieder und wandert nun über die lange hölzerne Aachbrücke nach Hard, so kommt man freilich an das allerflachste und sumpfigste Ufer des Seees, aber gewinnt doch wieder ein ganz neues, charakteristisches Bild. Mich gemahnt dieses sandige Ufer immer an die Insel Norderney und an die Nordsee, namentlich wenn die Berge ringsum durch Nebel verhüllt sind und die Möwen schreiend am Strande fischen. Die Harder sind geschickte

---

und ungenügende Gebäude ein neues aufzubauen. Der Bau ward in kurzer Zeit ausgeführt, und dem Kloster der Name Mehrerau gegeben, zum Unterschied von dem Prämonstratenserstift Minderau (oder Weißenau) bei Ravensburg. Die Ordensregel folgte jener des heiligen Benedikt. — Nach mancherlei Wechselfällen wurde die Kirche 1748 und das Kloster 1782 neu erbaut, als aber Vorarlberg an Bayern kam, ward (1806) das Kloster aufgehoben, zwei Jahre darauf Kirche und Turm abgebrochen. — Im März 1854 wurden die Klostergebäude von Sr. Majestät dem Kaiser von Österreich den Benediktinern wieder zurückgegeben und das 1200 Jahre alte Kloster feierte abermals seine Auferstehung!

Schiffbauer, und zwischen den vielen Haufen von Flößholz sieht man eine völlige Schiffswerfte, wo Kähne und Lastschiffe gebaut und schadhaft gewordene Fahrzeuge kalfatert werden. Die Ebbe vom Monat Oktober bis zum Mai läßt den See hier wohl 200 Schritt zurückweichen und bietet wie in einem Seebade den trefflichsten Strand zum Spazierengehen. Kleine und große Muscheln, freilich keine seltenen, liegen auch in Menge da. Die großen Wiesen- und Riedstrecken, die sich nach Fußach hinziehen und auf denen im Frühling und Herbst in malerischen Gruppen das Rindvieh weidet, geben ganz das Bild einer holländischen Gegend. Die Appenzeller, wenn sie von ihren Bergen nach Hard kommen, sagen, sie gingen „ins Niederland“.

Ist der See stürmisch, dann kann man auch meerartige Wogen, weiß gekräuselt über einander stürzend und mit mächtigem Geräusch an der Küste sich brechend, heranrollen sehen. Überhaupt haben die Winde auf dieser Ebene einen vollkommenen Tummelplatz; sie treiben in den nach der Seeseite zu gelegenen Wohnungen den Regen sogar durch die Doppelfenster.

Ein besonders hitziger Gast ist der Föhn (Favonius), der als heftiger Südwind aus den Alpen ins Rheinthal und auf die Fläche des Bodensees sich stürzt, mit einer Gewalt, wovon die Bewohner des mittlern Deutschlands kaum einen Begriff haben. Die Wogen des „deutschen Meeres“ türmen sich in der That meerartig auf, kein Segelschiff wagt sich hinaus, und wehe dem Nachen, der allzu weit von der Küste sich entfernt hatte! Selbst die Dampfschiffe müssen zuweilen ihren Lauf einstellen. Es ist etwas Sonderbares um diesen Föhn. Schon ein bis zwei Tage vor seinem Ausbruch hüllen sich die Berge in einen höhenrauchartigen Nebel; es tritt Windstille ein, eine ängstliche Spannung der Atmosphäre. Dann erhebt sich wohl ein Kampf mit einem kälteren Nordost, und man fühlt sich in der einen Minute von einem ganz warmen, gleich darauf von einem kalten Lufthauch angeweht, besonders an der Küste des Seees, bis endlich der hitzige Alpen-Sirokko den Sieg gewinnt und die Wasserfläche des Seees tief aufwühlt. Die Farbe des Wasserspiegels wird vor dem Ausbruch des Windes hellgrün, wie denn überhaupt bei Gewittern, Hagelschauern oder sonst elektrischen Prozessen in der Atmosphäre die blaue Farbe des Seees erst ins Hellgrüne, dann ins Meergrüne und Dunkelblaue übergeht. In Hard, das frei am Seeufer liegt und keinen Berg in der Nähe hat, ist der Föhn viel stärker als in Bregenz; in Lindau schon bedeutend schwächer. Auf die Nerven wirkt dieser warme Wind ganz ähnlich, wie der italienische Sirokko, nämlich betäubend und abspannend, besonders die Kopfnerven angreifend. Nach einigen Tagen schlägt der Föhn um; es erfolgt zuerst Regen, dann Kälte, auf den höheren Bergen fast immer Schnee. Übrigens kennt man auch einen „kalten Föhn“, der mehr aus Südsüdost weht, in seinen Stößen minder heftig ist und, wie man zu sagen pflegt, „sich öfters ausgeht“, ohne Regen zu bringen; die Witterung bleibt dann noch zwei bis drei Wochen gut.

Übrigens ist der Föhn, trotzdem, daß er schon manche Feuersbrunst entzündet hat, unschätzbar im Frühling, wo er den Schnee aus allen Winkeln

der Berge holt und im Herbst, wo er die Reife des Maiskorns beschleunigt, das an den Bodenseeufern gebaut wird. So bietet sich dem Naturfreund eine Fülle des Anziehenden und Merkwürdigen, und wer Herz und Sinn erfrischen will und sich befreien aus dem Staub der Ebene und des Geschäfts, der wallfahrte an die grünen Ufer des deutschen Meeres. Besonders freudig wird man überrascht, wenn man auf der München-Augsburger Eisenbahn nach Lindau fährt. Die große einförmig trübe bayerische Hochebene ist ganz dazu geschaffen, um den Kontrast mit der Mannigfaltigkeit und Liebenswürdigkeit der Bodenseewelt recht innig empfinden zu lassen. Das heitere und doch schon sehr großartige allgäuer Bergland bildet gleichsam die Ehrenpforte zum Eintritt in die Bilderhalle des Bodenseees. Die Gegenden von Immenstadt mit dem klaren Alpensee zeigen das friedlichste, anmutigste Bild der Vorgebirgsnatur; bei Staufen entfalten sich ödere, in kühneren Umrissen gezeichnete Gebirgslandschaften, deren Hintergrund durch die Bergspitzen der Vorarlberger Kette und die Berggruppen des Hohen Säntis abgeschlossen wird. Die Bahn senkt sich merklich, wie im Triumphzuge geht es vorwärts im höchst überraschenden Übergange, aus dem rauhen Gebirgslande zum milden, sonnigen Obst-, Wein- und Maislande. Einigemal schon ist die blinkende Fläche des Seees vor dem spähenden Auge wie ein Blitz vorübergeflogen; nun, während der Blick noch an den blauen Alpen hängt, ist plötzlich Lindau erreicht, der Spiegel des Seees liegt offen da, und die kleine Inselstadt bildet den idyllischen Vordergrund eines Gemäldes, mit dem sich kein anderes rheinisches Landschaftsbild messen kann. Auch an Burgruinen und historisch merkwürdigen Punkten sind die Ufer des Bodenseees so reich, wie es nur irgend eine Strecke des Rheinlaufs sein mag.

---

2. Winterliche Gletscherwanderung im Hochgebirge des Ötzthals.

Nimm eine Karte von Tirol zur Hand, bringe mit deinem Blicke über den Zug der Nordalpen, die vom Bodensee bis an die Grenze Oberösterreichs und Steiermarks ziehen und versetze dich südwärts in das Gebiet der Centralalpen, welche dir schon das Kartenbild weißschimmernd zeigt — diese verhältnismäßig großen weißen Stellen bezeichnen die weiten Gletschergebiete, die von der schweizer Grenze bis zum Ankogl in das Gastein-Thal von den Schneehäuptern herabhängen und den Ötzthaler-, Stubayer-, Zillerthaler- und Hohe-Tauern Gebirgsgruppen angehören.

Bei Martinsbruck tritt der Inn aus dem Unter-Engadin ins Tirol; ein wenig östlich von Martinsbruck findest du das Städtchen Nauders, das

bereits 1363 m über dem Meere liegt. Die ins Süd-Tirol führende Straße steigt aber noch und überschreitet einen Sattel nicht weit vom Dorfe Reschen, die Reschen-Scheideck (1494 m); dort ist die Wasserscheide zwischen dem Schwarzen- und Adria-Meer. Unweit des Dorfes Reschen entspringt die Etsch, welche die dem Lauf des Inn entgegengesetzte Richtung einschlägt, nämlich nach Süden. Von Glurns nach Meran muß sie aber östlich fließen; sie wird in die Mitte genommen: auf der linken nördlichen Seite von der Ötzthal-Hochgebirgsgruppe, auf der rechten oder südlichen Seite von der Ortles-Gruppe; das Thal zwischen den beiden heißt Vintschgau.

Nun sieh dir das Ötzthaler-Gebiet näher an; es ist fast ein zusammenhängendes eisiges Firn- und Gletschermeer, aus welchem die hohen Kämme und Kugeln hervorragen, starr, groß, gewaltig. Fünf Gipfel dieser erhabenen stillen und öden Alpenwelt erreichen eine Höhe von mehr als 3600 m — die Weißkugel ist 3741 m, die Venter Wildspitze 3770 m hoch.

Am Südabhange dieses Bergriesen liegt, einsam und verlassen, der kleine Ort Vent (Fend), der zu arm, um einen Pfarrer zu ernähren, nur einen Kuratgeistlichen hat, der für durchreisende Fremde zugleich den Wirt macht und gastlich dem Wanderer ein Unterkommen in seinem Hause gewährt. Vent liegt 1892 m ü. M. also noch 92 m höher als die Spitze des Rigi, ist rings von hohen steilen Berggipfeln und Gletschermeeren eingeschlossen und nur thalabwärts, nach Norden, hat es einen Ausgang. Die Vorstufen des Hochgebirges sind nur spärlich mit Gras bewachsen und nur stellenweise hat die Zirbelkiefer festen Fuß gefaßt. Um südlich ins Thal von Schnals zu kommen, müssen die Einwohner von Vent stundenlang über Gletscher wandern. Hat das schon im Sommer viel Gefährliches, wenn frischer Schnee gefallen ist und die Risse und Schründe verdeckt werden: so ist eine Wanderung über solche Eisstraßen im Winter noch bedenklicher.

Dennoch unternahm der Kuratgeistliche von Vent, Herr Franz Senn, eine solche Gletscherwanderung am 13. November 1868 bei anfangs heiterem, dann aber ungünstigem und endlich schlimmstem Wetter, nämlich bei argem Schneegestöber. Er wollte aus dem Schnalser-Thal von Unser-Frau über den Hochjoch-Ferner sich in seine Seelsorg-Station Vent begeben und nahm den besten Gletscherführer, Cyprian Granbichler, mit, der, im Sommer sein Hausgenosse, schon so manche kühne Bergwanderung mit ihm glücklich bestanden hatte. Beide Männer hatten vom Hochjoch-Ferner aus die 3510 m hohe Finailspitze glücklich erstiegen und ferner die Vernagtspitze, die bis dahin noch keines Menschen Fuß betreten. Cyprian Granbichler gehörte zu jenen Alpenführern, die mit eben so viel leiblicher Zähigkeit, Gewandtheit und Schnellkraft die größte Willenskraft, Besonnenheit, Ausdauer und Entsagungsfähigkeit verbinden, wie sie nur die Alpenwelt in einer Mannesnatur zu zeitigen vermag. Und sein geistlicher Freund stand ihm in allen diesen Eigenschaften kaum nach; auch er war gestählt im Kampfe mit allen Fährnissen der Wildnis des Hochgebirges und hatte dem Tode schon öfters mutvoll ins Auge geblickt. Wie bei den Gemsjägern wird auch bei den Alpenbesteigern der Kampf mit

Hindernissen ein gewaltiges Reizmittel, an dem der kühne Mann seine Lust hat. So riß den Herrn Kuraten die Leidenschaft hin, bei ungünstiger Witterung den Weg über die Gletscher fortzusetzen; freilich rief ihn auch die Pflicht, er wollte zur bestimmten Zeit den Gottesdienst in Vent abhalten, aber dessenungeachtet war sein Wagnis nicht bloß kühn, sondern tollkühn und es kostete dem braven Cyprian das Leben. Vergebens hatte dieser seinen Freund gewarnt und wollte umkehren, als es noch Zeit war. Fast zwei Tage und eine ganze Nacht irrten die Männer in kaltem Schneegestöber umher, in der Nähe des Vernagt-Gletschers entgingen sie wie durch ein Wunder dem Sturze in die Tiefe; endlich erblickten sie die Häuser des Dorfes Rofen, aber eine halbe Stunde von diesem Orte entfernt — im tiefen Schnee, der sich am Waldsaume gesammelt hatte, versagten die Glieder dem erschöpften Granbichler den Dienst — mit verzweifelter Anstrengung schleppte sich Franz Senn weiter, Hände und Füße waren ihm schon erfroren; doch erreichte er noch den Ort Rofen; für seinen Reisegefährten aber kam die Hilfe zu spät.

Hören wir nun den eignen Bericht des Herrn Geistlichen, wie er denselben im Boten für Tirol und Vorarlberg, 1868, Nr. 288—90 veröffentlicht hat.*) Wir geben ihn fast unverkürzt, weil kein Wort überflüssig und jedes bezeichnend ist für eine richtige Anschauung und Würdigung der Situation.

„Ich war mit Cyper**) vom 26. Oktober bis 5. November in Meran, meinerseits, um die gebrochene Gesundheit zu fördern, und beiderseits, um uns von den Strapazen des Sommers zu erholen. Eine höchst liebenswürdige Gesellschaft machte uns den dortigen Aufenthalt äußerst angenehm.

Nachdem ich vergebens am 5. November den Vorschlag gemacht hatte, über Passeyer und das Timblerjoch nach Hause zu gehen, war es am Freitag, den 6. November, höchste Zeit, von Meran aufzubrechen, um noch am selben Tage nach Unsre l. Frau ins Schnalser Thal zu gelangen; am Sonntage nämlich sollte ich offiziell zu Hause sein, somit war der Samstag, der 7. November, zum Übergange über das Hochjoch bestimmt.

Das vorausgegangene schöne Wetter ließ uns gar keine Besorgnis ahnen; zudem versicherte uns ein soeben über das Hochjoch gekommener Venter, Gregor Klotz, daß sehr gut zu gehen, und jenseits des Ferners alles schneefrei sei. Wir kamen deshalb auch gar nicht in Verlegenheit, als wir am Samstag Vormittag nach zweistündigem Marsche in Kurzras, den letzten Höfen des Schnalser Thales, einen 5cm tiefen Schnee bei vorherrschendem Westwinde trafen, indem wir uns dachten, daß dieser, wie es die Erfahrung oft lehrt, nicht über die Gebirgsscheide hinausreiche. So wanderten wir, um 11½ Uhr von Kurzras aufbrechend, getrost dem Hochjoche zu. Um

*) Vgl.: Aus dem Leben eines Gletscherführers, Blätter der Erinnerung an Cyprian Granbichler rc. (München 1869.)

**) Abkürzung von Cyprian.

$1^1/_2$ Uhr erreichten wir die Paßhöhe am südwestlichen Ende des Hochjoch-Ferners,*) ohne auf besondere Schwierigkeiten zu stoßen; bloß nahm der Schnee gegen die Höhe hin allmählich an Tiefe zu, so daß er zuletzt ungefähr 15 cm betragen mochte. Dieses, sowie auch der Umstand, daß es leicht schneite und der Wind kleine Schneewehen zusammentrieb, vermochte uns aber keine Furcht einzuflößen; wir trösteten uns vielmehr mit dem Gedanken, daß wir noch bei Tage weit über den Ferner hinauskommen und dann auf dem neuen, gut gebahnten Wege bequem gehen könnten. Dazu noch unsere genaue Ortskenntnis, vermöge der wir es im Sommer fast gewagt hätten, die ganze Strecke mit verbundenen Augen zurückzulegen. Leider war uns beschieden, eine bittere Enttäuschung zu erfahren.

Nach viertelstündigem Aufenthalte bei dem sogenannten Bödele, einem gewöhnlichen Ruheplatze der Touristen, wo wir beide dem mitgenommenen Speck, Fleisch, Brot und Wein nur sehr mäßig zusprachen, betraten wir um $1^3/_4$ Uhr den Ferner, um ihn in seiner Länge von zwei Stunden zu überschreiten. Schon beim ersten Tritte auf denselben brachen wir bis über das Knie in den Schnee ein; wir sagten: es wird wohl besser kommen. In derselben Weise und mit derselben Hoffnung gingen wir ungefähr $1^1/_2$ Stunden vorwärts, und waren noch nicht beim sogenannten Latschbüchel, hatten also nicht ein Dritteil des Ferners hinter uns. Da sagte Cyprian: „ich meine, wir sollten umkehren!“ Der Illusion, daß der alte, auf dem Ferner früher gefallene Schnee uns halte, gaben wir uns schon nicht mehr hin, — hatten wir ja erfahren, daß er von dem neuen ganz erweicht worden war; — dennoch gab ich zur Antwort: „es ist Samstag, folglich meine Pflicht, in Vent einzutreffen, und da der Westwind herrscht, wäre jede Spur unseres Weges bis Kurzras wahrscheinlich verweht; zudem haben wir von Unser Frau aus die Hälfte des Weges zurückgelegt und werden bald weniger Schnee finden.“ Ohne Widerrede schritt Cyprian wieder voran, bloß hie und da klagend, daß er in seiner leichten Sommerkleidung viel zu kalt habe. Auf meine Bemerkung: „hätten wir doch noch einen Menschen aus dem Schnalser Thale mitgenommen,“ gab er zur Antwort: „es wäre doch niemand gegangen.“ Den genannten Latschbüchel erreichten wir erst in der Dämmerungszeit, beide schon etwas müde, bei heftigerem Sturmwinde und dichterem Schneien. „O wären wir umgekehrt,“ sagte ich, „aber jetzt ist es zu spät, also nur vorwärts.“ Ja „vorwärts“ war leicht zu sagen, aber schwer zu gehen; der Sturmwind immer heulender, dichter Schneefall ohne Unterbrechung, bis auf den Boden herabsitzender Nebel und die hereinbrechende Nacht — „o weh! wie wird es uns ergehen, o wären wir doch jenseits des Ferners!“ Das sollte aber nicht so bald kommen. Immer über das Knie einbrechend, überfiel uns die dunkle Nacht eine kurze Strecke außerhalb des Latschbüchels, ungefähr in der Mitte des Ferners, und da wollten wir,

*) Bekanntlich heißen in Tirol die Gletscher „Ferner“, welches Wort mit „Firn“ zusammenhängt.

die Richtung des Sommerweges einschlagend, nach rechts abbiegen. Kaum 10 Minuten gegangen, sagte ich: „Cyper! mir scheint, wir seien auf dem Wege ins Schnalser Thal; denn der Wind kommt uns jetzt entgegen.“ Er überzeugte sich auch davon und unsere Umkehr bestätigte, daß wir im Halbkreise in der Richtung gegen das Finailjoch waren. Von da beschlossen wir, uns immer links an den sogenannten Obern Berg zu halten und so der Steinernen Stiege zuzusteuern. Zwar ist dieser Weg etwas weiter, als der gewöhnliche, aber er sicherte uns wenigstens vor einer großen Verirrung, indem wir rechts den Ferner und links den genannten Berg hatten. So ging es vorwärts bei immer gleicher Witterung und gleich tiefem Schnee, teils auf dem Ferner, teils, um den Randspalten auszuweichen (in eine derselben war Cyper einmal bis unter die Achseln gefallen), dem Berge entlang kletternd bis zur Steinernen Stiege, welche wir ungefähr 10 Uhr nachts erreichten.

Wir hatten uns schon lange auf diese Stelle gefreut, hoffend, ein ruhigeres Wetter und weniger Schnee zu finden; doch welche Enttäuschung! Anstatt des bisher nachgekommenen Westwindes blies uns ein heftiger Nordwind entgegen, große Schneeflocken erhöhten die Tiefe des Schneees und kein Licht zeigte, wo wir den Fuß sicher hinsetzen könnten. Zugleich wußten wir, daß die vor Anlegung des neuen Weges am jenseitigen Ufer viel begangene Steinerne Stiege jetzt vom Ferner bedeckt sei, hatten somit rechts den in Spaltungen steil abfallenden Ferner und links die Felswände des gegen das Erzbödele absinkenden obern Berges vor uns. Oben quer über den Ferner zum Kreuzberge und neuen Wege hinüberzugehen, konnten wir wegen der gänzlichen Finsternis und der Fernerspalten, da wir kein Seil, uns anzubinden, bei uns hatten, unmöglich wagen, daher waren wir gezwungen, die gefährliche und schwierige Passage zum Erdbödele hinunter zu machen. Da galt's ein Klettern mit Händen und Füßen — wir hatten nämlich auch keine Bergstöcke bei uns — ein Versuchen bald auf-, bald abwärts und teilweises Rutschen über Felsplatten, so daß ich mich jetzt noch wundere, wie wir unter solchen Umständen in die Nähe des Erzbödele herunterkommen konnten. Kaum waren wir da einige Schritte auf besserem Boden gegangen, so kamen wir in eine neue, fast noch größere Verlegenheit. Die nahe gelegene Hintereis- oder Rosenberg-Schäferhütte zu finden, hielt Cyper für eine Unmöglichkeit, ich zweifelte, daß es möglich sein würde, am linken Ufer über den Hintereis-Ferner, dem Rosenberge entlang und dann über den Vernagt-Ferner den neuen Saumweg zu erreichen. Wir entschlossen uns deshalb, von unserer Stelle, etwas oberhalb des Erzbödele, den Hochjoch-Ferner an seinem steilsten Abfalle in das Rosenthal quer zu überschreiten, wissend, daß er da ohne Spalten ist, und jenseits am Kreuzberge den neuen Weg zu suchen. Tiefer Schnee bedeckte das steile glatte Eis und machte es möglich, gegen ein unfreiwilliges, Verderben bringendes Abrutschen gut stand zu halten. Bloß gegen das Ende hin, als wir den Kreuzberg nahe vor uns hatten, bemerkten wir eine, gegen die rechte Seitenwand sehr steil abfallende, beinahe

schneefreie Stelle des Ferners wegen der furchtbaren Dunkelheit zu spät, Cyprian trat darauf, lag zu Boden und war im Augenblicke so weit abgefahren, daß ich ihn nicht mehr sehen konnte. „Wie geht es?“ rief ich. „Da gar zu gut!“ war seine Antwort. „Bist Du nicht verletzt?“ „Nein.“ Dann kann ich wohl auch hinunter rutschen?“ „O um Gotteswillen nein; denn es ist hier eine große Bergkluft, mich hat es bloß darüber hinausgeworfen, — gehen Sie höher hinauf.“ Das that ich nun, bei jedem Tritte sorgfältig das Terrain sondierend, ein paarmal auch knieend und mit den Händen am Boden mich haltend, und kam nach einigen Umwegen glücklich zu Cyper auf die rechte Seiten-Moräne, auf die es ihn geworfen hatte. Mein erster Ausruf war: „Gott sei Lob und Dank! jetzt haben wir wenigstens den Ferner hinter uns.“ Das windfreie Plätzchen in der Tiefe gestattete mir mit Hilfe eines Zündhölzchens auf die Uhr zu sehen: es war $12^1/_2$ Uhr in der Nacht.

Somit hatten wir zur Überschreitung des Ferners, die im Sommer in zwei Stunden leicht bewerkstelligt werden kann, beinahe 11 Stunden benötigt, von denen ungefähr zwei auf das Herumklettern in den Felsen bei der Steinernen Stiege fielen. Lange schon hatten wir beide wenig Hoffnung gehegt, lebend das Ende des Ferners zu erreichen; ich faßte daher, da dies geschehen, wieder mehr Mut und sprach: „jetzt werden wir doch noch hinauskommen.“ „O mein Gott!“ war seine mit zitternder Stimme gegebene Antwort. „Ja fehlt dir etwas?“ „Ich bin durch das Herabfallen gerade so viel stark erschrocken.“ Wirklich bemerkte ich, als ich ihm ganz nahe trat, ein furchtbares Zittern an seinem ganzen Körper. Dieses verließ ihn auch auf dem ganzen Wege bis zu seinem Hinscheiden nicht mehr. Selbst einige Züge aus der Weinflasche, die er hier machte, halfen nichts. Vergebens nämlich hatte ich schon vorher öfters ihm zugeredet, und that es nachher, er möge einen Schluck Weines nehmen; „es ist mir vorher viel zu kalt,“ erhielt ich jedesmal zur Antwort. Dieser Umstand trug jedenfalls auch zu seinem Verderben, hingegen aber wesentlich zu meiner Rettung bei; denn von den drei mitgenommenen Flaschen guten Weines blieb so der größte Teil für mich allein. Ich hatte schon von der Station auf dem Hochjoche an die Vorsicht gebraucht, eine Flasche immer in meiner Rocktasche zu tragen, um beim Nachlassen der Kräfte wieder einen Schluck zu nehmen. Dem übrigen Mundvorrate mochten wir auf dem ganzen Wege nicht mehr zusprechen, bloß daß ich zum Wein jedesmal ein kleines Stücklein Brotes aus der andern Rocktasche hervorholte. Deswegen dauerte hier die Rast auch nur ein paar Augenblicke. „Wir dürfen nicht stehen bleiben, sondern müssen allzeit gehen,“ sagten wir, wohl wissend, daß nach eingetretener Mattigkeit ein längeres Stillestehen oder Niedersetzen uns bald in den Zustand des Schlafes und damit des Nimmer-Aufwachens versetzen würde.

So waren wir nun seit der Rast auf dem Hochjoche in beständiger Bewegung. — Leider erfuhr unsere frühere Hoffnung, hier keinen oder nur wenig Schnee zu finden, eine schmerzliche Enttäuschung. Bei jedem Schritte

über das Knie im Schnee einbrechend, waren fortwährend die Schleusen des Himmels geöffnet, die uns mit dichten Schneeflocken überschütteten, und dazu gab das Heulen der Sturmwindes gräßliche Accorde; endlich die beständige tiefste Finsternis — wie sollte es da möglich sein, den Weg zu treffen? — Wir schritten immer vorwärts, wähnend, in der Nähe des Weges zu sein, immer abwärts, wie wir glaubten, und kamen endlich nach langer, mühseliger Wanderung zu einem tiefen Bachthale, das wir an den beiderseitigen fast senkrechten Felsen als den innersten Kreuzbach erkannten. Wir waren viel zu hoch, das war jetzt klar, und mußten also innerhalb hinunter, um den Weg zu suchen; denn nirgends außerhalb desselben kann man die bis zum Vernagtferner hinaus aufeinander folgenden fünf Kreuzbäche wegen der Tiefe ihrer Runsen und der Höhe der sie einrahmenden steilen Felsen überschreiten. Nach vielen Versuchen, Ab- und wieder Rückwärts-Gehen kamen wir nach unsäglichen Leiden und beinahe gänzlicher Erschöpfung unserer Kräfte auf den Weg und überschritten dieses erste Bachthal glücklich. Dieselbe Weise wiederholte sich bei jeder der genannten Runsen; immer verloren wir den Weg, gingen zu hoch und mußten ihn wieder mühsam aufsuchen. Alle Hoffnung, Vent zu erreichen, hatten wir beide vollständig aufgegeben. „Aber doch," sagten wir oft, „müssen wir unser möglichstes thun, um unser Leben zu erhalten, also immer langsam gehen."

Daß ich noch in der Lage bin, eine Beschreibung unserer schrecklichen Wanderung zu liefern, darüber werde ich mir am Ende derselben eine Bemerkung zu machen erlauben. Ich notiere jetzt bloß dieses; den letzten Tropfen Weines — es war zwischen 3 und 4 Uhr morgens — hatte ich bereits verzehrt, und essen von dem gefrorenen Speck, Fleisch oder Brot konnten wir wegen Schwäche nichts mehr. So beständig den Tod erwartend, steuerten wir langsam und oft seufzend dem Vernagtferner an der Zwergwand zu. Auch hier hatten wir dasselbe Schicksal, wie vorher bei den Bachrunsen. Die jetzt beginnende Dämmerung ließ uns die Zwergwand erkennen, wir waren also wiederum viel zu hoch, nämlich ganz oben, soweit der Ferner gegen dieselbe und zur Kreuzspitze hinaufreicht. Von hier an uns an die Zwergwand haltend, gingen wir ganz passabel über den Ferner und darnach in der Richtung des Weges zum sogenannten Eisbache. Da begann zuerst das Tageslicht uns zu erblicken, und damit mein Mut auch um so mehr sich zu heben, als wir die wegen Steinbrüchen und Lawinen, außerdem aber wegen senkrechter Abstürze an den Strecken, wo der Weg in Fels gesprengt worden war, gefährliche Stelle ohne besonderes Hindernis passiert hatten. „Jetzt kommen wir," sagte ich, „doch leicht nach Vent."

Es war ungefähr 6 Uhr morgens, und benötigt man im Sommer von da bis Rofen bloß eine gute halbe Stunde zu gehen. „Bis 10 Uhr," fügte ich bei, „können wir in Vent anlangen." Welcher Irrwahn! Kaum waren wir einige Schritte weiter gegangen, so kam gerade ober uns eine Staublawine. Ich, ohnedies etwas hinter Cyprian, retirierte schnell und war geborgen; er aber hatte sich mit dem Gesichte zur Erde niedergeworfen

und stand unbeschädigt, nachdem der Wind sich gelegt, wieder auf. Sofort kamen Lawinen vor und hinter uns und jenseits fast ohne Unterbrechung, endlich auch noch fünf auf uns selbst herunter. Bloß die erste davon riß mich durch die Gewalt ihres Windes einige Schritte hinunter, ich faßte mich jedoch, warf mich zu Boden, fest in den Schnee mich eindrückend und die Hände in denselben einklammernd, und war gerettet. So machten wir es jedesmal, keinen Augenblick vor Lawinen sicher, wobei der Rückwärtige die Aufgabe hatte, darauf acht zu geben und schnell zu warnen. Leider war dazu, um das Maß des Elends voll zu machen, in der ganzen sogenannten Falle — so heißt dieser Teil des Bergabhanges — vom Winde und Lawinen eine solche Anhäufung des Schneees, daß wir fast bei jedem Schritte bis unter die Achseln einbrachen. Und dennoch war Cyper mit nur wenigen kurzen Unterbrechungen immer mein Vorgänger; meine Kräfte hätten nicht gereicht, dieses öfter und anhaltender zu thun.

Endlich kamen wir ungefähr um 12 Uhr mittags zu einer Stelle, wo etwas unterhalb des Weges eine alte kleine Schäferhütte steht. Da unsere Kräfte gänzlich gebrochen waren, gingen wir derselben zu, um dort an sicherer Stelle ein wenig auszuruhen. Dort befand sich Holz, um Feuer zu machen, was ich that, aber leider kein Geschirr, um mit Schnee und unserem Mundvorrate eine wenn auch ungesalzene Suppe zu kochen. Während ich mich nun damit begnügte, auf die sehr primitive Lagerstätte, die eher für ein Murmeltier, als für einen Menschen geeignet wäre, mich hinzustrecken, trippelte Cyper beständig um das Feuer, sich zu erwärmen suchend, jedoch vergebens; immer heftiger wurde sein Frösteln und Zittern. Nach dreiviertel Stunden Aufenthaltes fragte ich ihn, ob wir gehen wollten. „Ja, es wird gescheiter sein," sagte er, „hier nützt es uns doch nichts." Wir brachen auf, hatten aber mit dem Schnee wieder furchtbar zu kämpfen, wobei Cyper öfters sagte: „Nach Vent komme wenigstens ich nicht mehr."

Ungefähr um 2 Uhr, als wir kaum eine Viertelstunde weit gegangen und auch von Rosen nicht mehr weiter entfernt waren, blieb Cyper stehen, lehnte sich an den Schnee und sprach: „jetzt kann ich nicht mehr." Ich sah wohl, daß er durch seine Hingabe zu unserer und besonders meiner Rettung auf das Äußerste erschöpft war. Noch ungefähr 150 Schritte hatten wir bis zum sogenannten Roten Bache, über den ein schmaler Steg führt, — ein furchtbar schlimmes Stück Weges, das sah ich vor Augen; dann, vermutete ich mit Grund, könnte es besser kommen und werden auch die Häuser von Rosen zum ersten Male sichtbar. Noch etwas bei Mute, aber ohne Kraft, mußte ich nun voran, hoffend, daß Cyper wenigstens in meinen Fußtapfen mir zu folgen imstande sei. Er bemühte sich indessen vergeblich; bei jedem Schritte, den er zu machen versuchte, drehte es ihn auf die Seite. Was sollte ich nun thun? Ihn nachzuschleppen vermochten meine Kräfte unmöglich, somit, sollten wir nicht beide des Todes sein, blieb das einzige übrig: so schnell als möglich nach Rosen zu gehen und von dort dem Cyper Hilfe zu schicken.

Schon bei den ersten Schritten, immer bis unter die Arme im Schnee einbrechend, schien es mir umöglich, das Ziel zu erreichen und ich war nahe daran, verzagt zu werden. „Frisch auf!" rief ich mir selbst zu, und „o mein Gott! hilf mir und gieb mir die Kraft, sein Leben zu retten!" In der That! Diese gewiß vom Herzen gekommene Bitte und der Gedanke, daß nun der glückliche Ausgang unserer schrecklichen Fahrt mir allein übergeben sei, bewirkten eine solche Aufregung der Kräfte, daß sie fast an Wut grenzte. Mit den Füßen, Knieen, Händen, Armen im Schnee arbeitend und wühlend und an den tiefsten Stellen mich zuerst mit dem Körper darein werfend, um Bahn zu brechen, hatte ich in nicht langer Zeit die schlimme Strecke hinter mir, und stand bei der Brücke des Roten Baches; noch einige Schritte, und ich sah die Häuser von Rofen. Ein helllauter Jauchzer sollte mich deren Bewohner bemerklich machen. Während ich vergeblich auf Antwort oder nach Menschen spähte, rief Cyprian, der mich sah, herüber: „Soll ich denn hier allein zu Grunde gehen?" „Ich gehe ja schnell nach Rofen, und schicke dir Leute zu Hilfe," war meine Antwort, womit er sich auch beruhigte. Ich glaubte jetzt auch sicher, daß wir beide gerettet werden, denn mein Weg führte jetzt in den Wald, wo keineswegs so viel Schnee wie bisher sich hatte anhäufen können. Dennoch dachte ich mir: „Ja man weiß nie, wie es geht, ob nicht Cyper inzwischen einschläft, um nicht mehr zu erwachen," erteilte ihm aus Vorsicht die Absolution und ging, weil ich ihn von da an nicht mehr sehen konnte, mit schwerem Herzen davon. Ich sollte ihn, ach leider! am Leben nicht wieder sehen. „Vorwärts," sagte ich zu mir, „das ist das einzige Mittel, mich und ihn zu retten." Wie ich gehofft, so kam es; ich konnte von jetzt an, mit Ausnahme einer Stelle von fünf Schritten, ohne Hindernis gehen. Eben war ich mitten im Walde, als ich jenseits der Ache in der Nähe der Brücke einen Menschen erblickte. Ich schrie, doch vergeblich, ging also wieder vorwärts an eine lichte Stelle und wiederholte meinen Ruf. Jetzt hörte und erkannte er mich, und stand in wenigen Minuten vor mir. Er war — der gute Mann, der Rofner-Bauer Ferdinand Klotz — in freudigem Erschrecken, mich bei solchem Wetter und zu dieser Zeit hier zu treffen und wähnte, mir helfen zu müssen. „Nein," sagte ich, „der Cyper ist innerhalb des Roten Baches, und kommt allein nicht mehr weiter, geh schnell, hilf ihm und laß ihm wenigstens keine Ruhe, damit er nicht einschläft, ich werde von Rofen schon noch weitere Hilfe senden." So schieden wir, und Cyprian war auf diese Weise kaum eine halbe Stunde allein geblieben. — Wie froh war ich jetzt! „Ich komme leicht nach Rofen, und Cyprian wird auch gerettet," dachte ich mir. Als ich nach Rofen kam, wäre ich sogleich weiter zu gehen nicht imstande gewesen. Es war drei Uhr nachmittags. Den einzigen von den Mannesbildern, Nikodem Klotz, der anwesend war, schickte ich sogleich zu Cyprian hinein. Nachdem ich dort warme Milch genommen und eine Anweisung zur Behandlung Cyprians gegeben hatte, setzte ich, etwas gestärkt, den Weg nach Vent fort, wo ich um vier Uhr anlangte — nach einem Marsche, mit Abrechnung des Aufenthaltes, von ungefähr dreißig Stunden.

Ich ließ mir vor allem meine erfrorenen Hände und Füße von einem hiesigen Bauersmann, der dazu ein Geheimmittel besitzt, in Kur bringen und erwartete dann, während ich mich erholte, von Rosen eine Nachricht über Cyprians Befinden. Nach eingetretener Nacht kam sie, aber welche: „Der Cyper sei beim Roten Bache in Gegenwart des Ferdinand Kloß verschieden. „Von letzterem vernahm ich am nächsten folgendes: Wie er hineingekommen sei, habe ihn Cyper von weitem erkannt und dann gefragt: Ferdinand! hast du keinen Schnaps?“ Nach Verabreichung desselben habe Cyper gesagt: „jetzt habe ich wohl etwas zu viel getrunken.“ Es war indes nur eine kleine Portion. Ferdinand habe ihn dann ermahnt, zu gehen, aber vergebens, sofort eine Strecke geschleppt, welch letzteres Cyper mit schon ans Delirium grenzenden Bemerkungen nicht dulden wollte. Dann habe er, ihn allein weiter zu befördern nicht imstande, ihn hingelegt, worauf Cyprian nach zwei ausgestoßenen Schreien plötzlich verschieden sei. Nikodem fand ihn bereits im Tode.

Die Ursache desselben anzugeben, wird nach den vorausgegangenen Schilderungen jedermann für überflüssig halten. Welch andere sind es, als: Verkältung, das durch den Fall am Hochjochferner infolge Erschreckens dazugekommene Fieber und die Hingabe seiner letzten Kräfte; einen Nervenschlag zum Schlusse mag vielleicht der Schnaps befördert haben. Daß er all diesem unterlag, ist leicht einzusehen; viel weniger hingegen, daß es uns beiden überhaupt nur möglich war, so lange auszuhalten und so weit zu kommen. Ein gewöhnliches Stadtkind wäre durch den bloßen Anblick unserer schrecklichen Scenen lange vor Cyprian aus Angst gestorben.

Meine Glieder waren am kommenden Tage durch die angewandte Kur schon so hergestellt, daß sie alle ihre Dienste verrichten konnten. An demselben wurde auch Cyprians Leichnam in mein Haus herbeigeschafft; welch herzzerreißender Anblick für mich, die erstarrte Hülle dessen zu sehen, der so treu an mir hing und sein Leben für mich hingegeben hatte.

---

3. Der Mensch in den deutschen Alpen.*)

Die „deutschen“ Alpen führen ihren Namen mit Recht, weil der bei weitem überwiegende Volksstamm, der sie bewohnt, der deutsche ist. Der eigentliche Älpler des bayerischen und österreichischen Berglandes ist fast nur der Deutsche. Übrigens wohnen im Gebiet der deutschen Alpen auch Slaven und Romanen und ein Bruchteil von Griechen und Juden. Die Zahl der Deutschen wird gegenwärtig auf 2 733 000 geschätzt.

Die Deutschen bewohnen 1) die ganze Nordabdachung der Alpen;

*) Die deutschen Alpen von Ad. Schaubach (Jena, I. (2. Aufl. 1871).

2) von der Südabdachung: a) das ganze Etschthal und sein Gebiet vom Anfange bis Bozen; b) das ganze Gebiet der hier hereinkommenden Eisack, mit Ausnahme der Thäler Gröden und Enneberg, welche altromanisch sind; c) das untere Etschthal von Bozen rechts bis zur Einmündung des Nosbachs bei Deutsch=Metz und links bis zur Einmündung des Avisio bei Lavis; d) das ganze Draugebiet bis Villach; e) das nördliche Draugebiet von der Einmündung der Gail bis Hohenmauthen; f) das Murgebiet von seinem Ursprunge bis Ehrenhausen; g) den größten Teil des Raabgebietes auf deutschem Boden; h) abgesonderte Gemeinden, von Romanen umgeben, finden sich die meisten im obersten zu Tirol gehörenden Brentagebiete, meistens die Höhe suchend. Auch im Osten kommen noch deutsche Gebiete im Süden der Drau vor bis zur Fella bei Pontafel, wie im Süden der Sau das Becken von Gottschee.

Die Slaven bewohnen 1) das ganz Gebiet der Sau und Kulpa, mit Ausnahme des eben erwähnten Beckens von Gotschee; 2) vom Draugebiet: a) das untere Gailthal, wo dasselbe nach Kärnten tritt; die oberste Thalstufe, welche zu Tirol gehört, ist von Deutschen bewohnt; b) vom Drauthale selbst die rechte Seite von der Einmündung der Gail an bis gegen Unter=Drauburg, wo beide Ufer slavisch werden und es bis zur deutschen Grenze bleiben; 3) vom Murgebiete: das untere Murthal von Ehrenhausen an, wo es sich wieder östlich wendet; 4) von dem unmittelbaren Gebiete des adriatischen Meeres: a) das Karstgebirge, b) das Innere Istriens, c) die Seitenthäler und den obersten Anfang des Isonzothales. Alle tieferen Gegenden des ganzen Gebietes, wie sie sich dem Meere nähern, werden die Einwanderer ausgenommen, zwar ebenfalls von slavischem Stamme bewohnt, der aber italienischen Überzug hat. Umgekehrt sind die wenigen Stamm=Illyrier, die Liburnier, am Quarnero und auf den Inseln slavisch überfirnißt.

Die Romanen, in Tirol Welsche genannt, zerfallen in zwei wesentlich verschiedene Abteilungen:

1) Altromanen, wahrscheinlich Überreste römischer Niederlassungen in Rätien und aus der Vermischung mit Rätiern hervorgehend; ihre Verbindung mit andern romanischen Stämmen wurde später teilweise durch die germanischen Ströme der Völkerwanderung unterbrochen und blieb es; daher bildete sich ihre Sprache nicht mit der andern gleichzeitig aus; sie blieb zurück und verwilderte auf dem beschränkten Raume. Diese altromanischen Stämme finden sich: a) im Thale Gröden, wo die deutsche Eisack den romanischen Grödener Bach verschlingt; b) im Thale Enneberg, wo die romanische Gader in der deutschen Rienz verschwindet; c) im Thale Avisio, welcher zuletzt sich im Neuromanischen verliert, und d) im obersten Thale des Cordevole, Buchenstein, wo dieselbe Erscheinung eintritt.

2) Der neuromanische Stamm mit italienischer Sprache dringt aus der Ebene Oberitaliens in das Gebirge ein und beherrscht das Etschthal und die Seitengegenden bis zur Einmündung des Avisio von Osten und des Nosbaches im Westen bei Deutsch=Metz, Mezzo tedesco (Meta Teutonica).

Von hier an aufwärts im Etschthale vermischt sich die italienische Sprache mit der deutschen, so verschiedenartig auch die Elemente sind (Crauti Kräuter, Gemüse, il Trager Träger, il Wagerle Wägelchen, il Tisler Tischler, il Slosser u. s. w.). In den vorhin genannten Seitenthälern aber, welche dadurch, daß sie nördlich von hohen Gebirgen umwallt sind, gegen die von Norden kommende Völkerströmung der Deutschen gesichert waren, behaupteten sich damals altrömische Reste durch alle Zeiten hindurch; nur in die unterste Thalstufe drangen, wie in eine Seitenbucht, die Deutschen aus dem Etschthale (Cembrathal). Später kam die romanische Flut zurück, überdeckte diesen deutschen Volksstamm, drang im Avisiothal hinan, wo sie leicht in den verwandten Stamm der Altromanen überfloß, ohne den abgelegensten Teil im Fassathale zu erreichen. Daher die drei verschiedenen Stämme des Avisiothales nach seinen natürlichen drei Stufen und Benennungen; im obersten Thale, dem Fassathale, wohnen Altromanen, welche jedoch gut deutsch und italienisch reden können; im mittlern Thale, dem fleimser Thale, wohnen Neuromanen in Sitte, Denkungsart und Sprache; in der untersten Stufe, dem Cembrathale, wohnen Deutsche an Gestalt, Denkungsart und Sitte, nur mit italienischer Sprache. Im Thale des Nosbaches (Val di Non oder Nonsberg, Val di Sole oder Sulzberg) drang das neuromanische Element hinan bis zu seinem Ursprung, geschützt gegen die Deutschen im Etschthal durch den Dolomitwall der Mendel, und nur an einer Stelle drangen Deutsche ebenfalls durch Hirtenansiedelungen über diesen Gebirgswall, ohne in die Tiefe hinabzusteigen. Das im Westen des Etschthales liegende Sacrathal wird nur von Neuromanen, das im Osten liegende Brentathal größtenteils von solchen bewohnt, indem es hier, wie oben erwähnt, viele zerstreut liegende deutsche Gemeinden giebt.

Der deutsche Volksstamm verkündete durch die Verschiedenartigkeit seiner Mundart die Verschiedenheit seiner Abstammung. Diese Vielartigkeit geht nicht nur aus der Abstammung hervor, sondern ist eine Folge der Art der Ansiedelungen. Hier wurde ein alter Volksstamm verdrängt oder vernichtet, und der Sieger ließ sich auf dessen Gebiet nieder mit seiner Sprache und Sitte, und nur die Ortsnamen ragen wie Türme aus einer Schlammflut hervor, das ehemalige Dasein des untergegangenen Volkes verkündend; z. B. die Ortsnamen in einem Teile des Vorarlberges deuten offenbar noch teils auf rätischen, teils römischen Ursprung, als Bregenz, Vandanz, Bludenz, Montafun, Räticon, Gaschurn, Schruns u. s. w., während die gegenwärtige Bevölkerung allemannisch ist; dort ließ sich ein anderer Volksstamm friedlich zwischen andern nieder, wurde der herrschende und nötigte dem unterjochten seine Sprache auf, wie in einem Teile des Oberinnthales, und Etschthales; die Sprache ist deutsch, das äußere Gepräge aber rätisch. Sollte, wie Dr. Goldrainer behauptet, es sich bestätigen, daß der Schädelbau der Vintschgauer (Oberetschthäler) auf mongolischen Ursprung schließen ließ, so möchten die Bewohner dieser Thalstufe ein Überrest mongolischer Horden aus Attilas Zuge sein, und für den Sprachforscher möchte es von Wichtigkeit sein, die dieser Thal-

strecke eigentümlichen Ortsnamen zu prüfen, als Compatsch, Latsch, Matsch, Flatsch, Gratsch, Tartsch, Tarsch, Tschars u. s. w.

Dort, wo das Vintschgau endet und die Etsch wohl 160 m in ein tieferes Thalland abfällt, an der Töll, dort verschwinden auch mit diesem merkwürdigen Thalabschnitt jene eigentümlichen Ortsnamen, und an ihre Stelle treten Endungen auf an, als Meran, Völlan, Vellan, Riffan, Plan, Paßlan, Ulpian, Andrian, Terlan, Eppan, Girlan, Montan u. s. w., welche wieder auf einen gemeinsamen fremden Ursprung deuten; die Bevölkerung dieses Gebietes, wie namentlich um Meran, im Passeier- und Ultenthal und bei Bozen, ist echt deutsch. Fast den ganzen Osten der Alpen nimmt der bojoarische Stamm, den Westen der allemannische Stamm ein; zwischen ihnen hindurch haben sich aber auf der großen Heer- und Völkerstraße zwischen den rätischen und norischen Alpen auch Volksstämme des höhern deutschen Nordens gedrängt und sich in den Seitenbuchten der Engpässe des Brenners niedergelassen, oder da, wo sich die Engen in das weite Etschthal bei Bozen erschlossen, nicht nur nach Süden, sondern auch nördlich das Etschthal hinan bis Meran, und von ihnen mag das eigene, hier seltenere, nördlichere deutsche Element kommen, was vorhin erwähnt wurde.

Gegenwärtig, wo es keine rätischen und norischen Alpen mehr giebt, sondern tiroler, salzburgsche, österreichische, steiersche, kärntner und krainer Alpen, wollen wir auch die Bewohner nach den Provinzen benennen, in denen sie leben, und sie haben sich ja mit der Zeit wieder unter sich so eigentümlich ausgebildet, daß ein nur irgend erfahrener Reisender sehr leicht den Tiroler von dem Salzburger und diesen von dem Steirer unterscheiden wird. Obgleich sonst Zillerthal selbst teilweise zu Salzburg gehörte und nur durch einen niedrigen Sattel, die Gerlos, vom ersten Salzburger Thale, dem Pinzgau, getrennt ist, so findet dennoch ein gewaltiger Unterschied statt zwischen den beiden Völkern. Die angrenzenden Pinzgauer sind wahre Athleten, Riesen, die Raufereien vor allem lieben und ihre Kampfplätze und Kampftage haben; sie sind rauh und kräftig wie ihre Berge, nur das untere Pinzgau leidet durch seine Sümpfe zum Teil an einer Art Kretinismus. Der Zillerthaler ist auch groß und stark, und gehört zu dem schönsten deutschen Menschenschlag; nur das weibliche Geschlecht geht bei aller Zartheit und Feinheit der Züge etwas ins Riesenartige und überwächst oft das männliche Geschlecht. Sie sind gewandter, freier und lustiger, und das Zillerthal ist das Arkadien Deutschlands. Die größere Gewandtheit des Zillerthalers, wie überhaupt des Tirolers, ist zwar einesteils eine Folge seiner Wanderungen: allein diese Wanderungen sind doch erst die Folge, daß man sich dazu berufen fühlt, wie der Zugvogel. Doch ebenso sehr, wie die Provinzen und Länder des Alpenlandes verschieden sind, eben so sind es auch wieder die einzelnen Thäler. Der Passeier, ebenfalls zu dem schönsten und kräftigsten Schlage Tirols gehörig, ist ernst und feierlich; man hört bei ihm keinen Sang und Klang, außer bei Prozessionen und Schützenfesten, während sein gegenüber wohnender Nachbar, der Ultner, wieder echt zillerthalisch herüberjauchzt, hier zu seinen welschen Nachbarn im

Nonsberg und Veltlin, dort zu seinen ernsten rätisch-deutschen Nachbarn in Martell. Der pusterthaler Oberländer würdigt dich kaum eines Gegengrußes, wenn der deinige nicht heißt: gelobt sei Jesus Christus! und dort im pusterthaler Unterlande jauchzt alles wieder von den Bergen um Lienz herab. So reihen sich durch das ganze deutsche Alpenland die größten Gegensätze in Ansehung der Bevölkerung an einander; doch muß sich der Fremde hüten, aus der ersten Aufnahme auf den Volkscharakter zu schließen; denn gerade da, wo ich als Fremder oft am wenigsten begrüßt wurde, fand ich später oft die beste und gemütlichste Aufnahme.

Demnach zerfällt gegenwärtig die Bevölkerung des deutschen Alpengebiets in Tiroler, Salzburger, Steirer, Österreicher, Kärntner und Bayern, die sich im Laufe der Zeiten wirklich zu besondern Volksstämmen ausgebildet haben und sich durch Charakter, Tracht, Sitten und Bauart der Wohnungen unterscheiden, wenn sich gleich auch ein allgemeiner Charakter aller dieser Bergvölker nicht verleugnen läßt. Dieser ist treue Anhänglichkeit an den Herrscher und die Gewohnheit, Religiosität, Einfachheit, Genügsamkeit, Ausdauer, Kühnheit, Mut, Liebe zur Heimat, Tapferkeit, welche oft in Rauflust ausartet, Stärke, Gewandtheit, Erfindungsgeist u. s. w. Diese Züge sind natürliche Folgen der ganzen Lebensart, zu der sie von der Natur gezwungen werden, um leben zu können. Sehr viele gewöhnliche Geschäfte, die dem Flachländer nicht die mindeste Mühe machen, sind hier nicht nur mit der größten Kraftanstrengung, sondern auch mit den größten Gefahren verbunden. Alle das ganze Jahr über angewandte Mühe wird durch ein einziges Gewitter, das die Felder fußhoch mit Steingetrümmer, überschüttet, auf viele Jahre vernichtet; doch unverdrossen wendet der Älpler den Boden um, die Steine wegschaffend, die gute Erde ausgrabend, die Steine in die dadurch entstandene Tiefe bringend und nun die gute Erde wieder darauf deckend, nicht wissend, ob nicht die nächste Viertelstunde seine ganze mühevolle Arbeit wieder vernichtet; Ausdauer und Unverdrossenheit muß eine Folge eines solchen Kampfes werden. Eine Kütze Gras für den Wintervorrat einzusammeln, ist oft mit der größten Gefahr verbunden. Der Weg, den ein Älpler von einem Dorfe zum andern über ein Bergjoch macht, ist vielleicht sein letzter; denn wird er vom Wetter überrascht, so ereilt ihn leicht der Wetterstrahl, oder das Schneegestöber führt ihn vom unkenntlich gewordenen Pfade in ein Schneegrab, oder er stürzt von der jähen, schlüpfrigen Wand in den schwindelnden Abgrund. Daher findet sich der Älpler, bevor er sein Geschäft beginnt, mit seinem Schöpfer ab. Dort am Fuße des Joches steht die einsame Kapelle, an der eine Schar frommer Älpler knieet und sich Glück erfleht zum sichern Übergang; hier an sprudelnder Quelle erinnert ihn ein Bild daran, wem er die Labung zu danken habe, und dort oben, wo kein Halm mehr grünt, auf des Berges Rücken, ruft zwischen grauen Felsen und Schneefeldern das bemooste Kreuz zur Andacht; und dankend fällt der Älpler vor der Kapelle oder dem Bilde nieder, das ihm am Fuße des Berges die glückliche Vollendung seines Tagewerkes verkündet. Die Alpenthäler sind

tief ausgefurchte Wagengleise; der Weg führt in ihnen fortwährend hin und zurück. Willst du rechts oder links abweichen, so geschieht es nur mit unsäglicher Mühe, denn nicht ohne Beschwerde und Gefahr erklimmst du die Abhänge; willst du auf dem rechten Wege bleiben, so halte dich im Thalweg, indem eine kleine Verirrung am Berge dich sehr weit abirren läßt. Sollte daher der Älpler nicht von Natur gerne im alten Gleise bleiben und einmal hergebrachter Gewohnheit anhängen? Hierzu kommt noch die Abgeschlossenheit der Thäler, die Unbekanntschaft mit der Außenwelt. Moden werden dadurch eingeführt, daß man sich die Menge so kleiden sieht und der einzelne nicht auffallen will; hier in den Alpen würde der umgekehrte Fall sein, denn deren, welche das Fremde bringen, sind wenige.

Nirgends ist die Liebe zur Heimat lebendiger als im Gebirge und vor allem in den Alpen. Je einfacher oder eigentümlicher die Natur zu dem Menschen spricht, und je mehr der Mensch mit der Natur in Verkehr steht, desto tiefer prägt sie ihre Züge in des Menschen Herz. Je mehr sich aber der Mensch von ihr lossagt, je vielfacher sein Leben nur unter Menschen sich umhertreibt, desto weniger hat er einen festen Anhaltpunkt, nach dem er sich aus dem Getriebe der Menschen sehnt. Daher wohl selten ein Großstädter von Heimweh befallen wird (ich rede nicht von der Sehnsucht nach der Familie). Er kann keine festen Wurzeln schlagen oder seine Anker auswerfen, sie haften nicht in dem lockern Sandboden. Er flattert von einer Blume zur andern. Der Weltbürger, der überall seine Heimat zu haben glaubt, hat gar keine. Eben so wenig wird auch der Landmann, der in einer gesegneten, fruchtbaren Gegend lebt, nie von dem Heimweh des Älplers befallen. Doch auch der Flachländer, der Bewohner der vielen so trostlos erscheinenden Lüneburger Heide, wird sich mehr in seine Hütte, von Eichen umschattet und von den braunen Wogen des Heideozeans entfernt, zurücksehnen, als der reiche Kornbauer, wie sich der Grönländer nirgends glücklicher fühlt, als in seiner Einöde bei Seehundsthran. Aber kein Leben bietet des Eigentümlichen so viel, als das Alpenleben. Der Holzknecht, der sechs Tage in der Woche im Walde beim Holzfällen voller Gefahren und Mühseligkeit zubringt und täglich in seiner Kaserne oben im Walde, fern von der Heimat, sich seine Kost, die Knödel, zubereitet und daselbst sein Holzlager hat, zieht im Frühjahre mit derselben Wonne diesem Geschäfte entgegen, wie das Alpenvieh der Alpe. Was treibt den Gemsjäger hinan in die Bergwüsten, in denen er oft wochenlang umherirrt und nur Mühe und Gefahren zu Gefährten hat? Habsucht gewiß nicht, nicht einmal der Trieb, sich etwas zu verdienen; denn jedes andere Geschäft würde ihm mehr einbringen. Die Jagd allein ist es auch nicht; denn man lasse einen Gemsjäger in einen Jagdpark, wo er ohne Anstrengung so viel erlegen kann als er will, und er wird davon laufen in seine Hochgebirge, um nur der edlern Jagd nachzugehen, wo er wenigstens auch sein Leben gegen das des wehrlosen Tieres einsetzt.

Der Senner oder die Sennerin führt, würde man sagen, ein armseliges, kümmerliches und wenig einbringendes Gewerbe. Auch der Reisende, von

romantischen Ideeen durchdrungen, welcher zum ersten Mal in einer Sennhütte einspricht, wird vielleicht abgeschreckt von der sumpfigen Umwallung, von dem dunklen, räucherigen Raume, besonders bei schlechtem Wetter, denn er ist müßig; allein ich frage den wahren Naturfreund, ob er, einmal auf der Alpe gewesen, sich nicht wieder hinaussehnt in jene von der Abendsonne verklärten Räume, wenn er auf den besonnten Matten die braunen Pünktchen der Hütten erblickt und das Gejauchze ihrer immer munteren Bewohner aus seiner dunklen Tiefe hört? Um wie viel mehr wird die Sennerin, die nicht Zeit hat, sich einer mürrischen Laune hinzugeben, wenn das Wetter nicht ist, wie es zu einer schönen Aussicht gehört, sich in jene Räume sehnen!

Wer einmal eine Gletscherwanderung oder überhaupt einen für den Ungeübten und Unbekannten gefährlichen Weg mit Älplern machte, wird sich gewiß wundern über ihre Unerschrockenheit, Sicherheit, Gewandtheit und Stärke. Ruhig, als ob nichts wäre, schreiten sie auf den Vorsprüngen einer Wand hin, wo jeder Tritt den Fremdling erzittern macht. Die fortwährende Bekanntschaft mit Abgründen macht sie, wie den Turmdecker, schwindelfrei: ein großer Gewinn, um sicher vor Gefahren zu sein. Die vielen Gefahren, welche ihnen fortwährend drohen, der Kampf, in dem sie mit der Natur leben, um ihr alles abzutrotzen, was möglich ist, macht sie notwendiger Weise erfinderisch, wie den Odysseus.

Dieser durch die Natur geweckte Funke zündet nun an vielen Stellen, besonders wo es auf Mechanik ankommt. Ein Beispiel aus dem gewerbthätigen Stubaithale möge genügen. Das Häuschen des Kupferschmiedemeisters Joseph Kremser (bei Telfs), 22 Schuh lang, 18 Schuh breit, an einem kleinen Seitenbache, enthält ein Hammerwerk mit sechs kleinen und einem großen Hammer, zwei Messingdrehmaschinen, eine Schleif-, Mehl- und Poliermühle, eine Feueresse mit Amboß zum Schmieden, eine Schlafkammer mit Ofen und ein Kohlenmagazin. Drei Wasserräder dienen zum Betriebe. Er verarbeitet mit drei Gehilfen jährlich 40 Centner Messing und 4 Centner Kupfer, besorgt nebenbei seine Alpenwirtschaft und ist Musiklehrer auf der Flöte, Klarinette und dem Fagot. Der Senner reiht seine Butterfässer an eine Achse und läßt sie von der Kraft des an der Hütte vorbeirauschenden Baches umtreiben, um sich selbst Mühe und Zeit zu ersparen. Ein kleines Rädchen, unter einer Brunnenröhre angebracht, setzt durch ein Gestänge die Wiege des Kindes im Hause in stete Bewegung. Oben im Gebirge siehst du Drechsler, welche an Ort und Stelle, wo sie das beste Holz finden, ihre wandernde Drechselbank an dem Ufer eines reißenden Baches aufschlagen und seinen Fall zum Betriebe ihrer Maschinen benutzen. So wie der Älpler durch die Natur gezwungen wird, sie zu beobachten und den größtmöglichsten Nutzen von ihr zu ziehen in seinen Gewerben, so führt ihn diese Beobachtung auch eben so leicht zur Wissenschaft und Kunst. Berühmt sind die tiroler Bauern Peter Anich und Hueber, welche nicht nur die beste Karte Tirols verfertigten, sondern auch einen Erd- und Himmelsglobus. Auch ein Salz-

burger Landmann, Fürstaller, erwarb sich gleiche Verdienste. So wie unter den Wissenschaften die Mathematik die erste war, zu der sie die Natur führte, so steht die Plastik unter den Künsten oben an, und zwar die Holzschnitzerei, wie wir sie in Gröden, Berchtesgaden, der Fichtau u. s. w finden; oft bildeten sich aus diesen Naturplastikern höhere Künstler heran, wie ein Nissl, Hell, Pendl, Zauner, Kiesmaier, Reinalter u. a.

In der niedersten Bauernhütte ertönt Gesang und Zither, begleitet von dem Takt der Füße, dem Tanz. Diese jauchzende Freude der Alpen hat sich verfeinert zum Ländler, und dieser ist der in Deutschland wohlbekannte Walzer, der eigentliche aber ausgeartete Alpentanz. Die Straußschen und Lannerschen Zauberwalzer sind nur die verklärten Töne des von den Sennhütten aus luftiger Höhe herabtönenden Jodelns. Salzburgs Gegend vereinigt alle Herrlichkeiten einer wahrhaft schönen Gegend in seinem Panorama, und aus ihm schmolzen ja auch die herrlichsten Harmonieen der Welt zusammen, die uns noch begeistern in einem Don Juan, einer Zauberflöte u. s. w. An die Musik reiht sich die Malerei und Tirol hat allein eine ziemliche Reihe Künstler aufzuweisen aus alter und neuer Zeit. Kein Land aber bietet wohl dem Künstler fast jeden Faches so vielartigen Stoff, als das wahrhaft romantische und großartige Tirol, die glänzende Krone unsers deutschen Vaterlandes. Alles hat hier einen poetischen Anstrich: der Wildschütze in seinem Elemente und Leben ist schon ein reichhaltiger Gegenstand der Kunst; die Sennerin mit ihrer Hütte, Alpe und Herde, die Ferner in ihrer glühenden Pracht, die Bäche in ihren schäumenden Stürzen, die Kirche mit ihrer Gemeinde in der bunten Volkstracht am Sonntage; das Bauernhaus hier als braunes Blockhaus mit seinen Umgängen und Schnitzereien, dort als burgähnlicher, massiver Bau mit Erkern und bunten Wandgemälden; der Bauer hier im Kampfe mit den Elementen, dort mit den Feinden des Vaterlandes; ein Sandwirt Hofer, der durch seinen Tod seine Größe als Mensch besiegelte, ein Speckbacher, eine Pontlatzbrücke, ein Brenner und Spinger sind so gut klassische Namen als Thermopylä und Sempach. Oder blicke zurück in die frühere Geschichte, in die Romantik des Mittelalters, und der romantischste Kaiser Deutschlands begegnet dir beim Eintritt in das Land und an vielen Stellen: hier in der Felsennische, der Martinswand, dort in seinen Jagdschlössern. Oder willst du ihm in seinem ganzen Gefolge begegnen, so betritt die Hallen der Hofkirche in Innsbruck, hier ruht sein Gedächtnis unter einem der prächtigsten Denkmäler, umstanden von den ehernen Standsäulen seiner geistig und leiblich Verwandten, den Helden der Tafelrunde, des Nibelungenliedes und der Habsburger; derselbe heilige Raum umschließt die Gebeine Ferdinands und seiner Philippine Welser, bedeckt mit den herrlichsten Kunstwerken, und nur wenige Schritte davon steht Hofers Standbild auf seinem Grabe; auf sonnigem Hügel in weitausschauender Gegend in der Nähe der Hauptstadt prangt die ehrwürdige Feste Ambras, wo Ferdinand und Philippine lebten, wo lange Zeit ein glänzender Hof gehalten wurde. Wandere das Innthal hinan; hier weilst du an einsamer Kapelle, wo die Sage den

Riesen Heimon den Riesen Tyrsus erschlagen läßt, um dem Stifte Wilten den Ursprung zu geben; dort prangt das Eskorial Tirols, Stamms, gestiftet zum Andenken an den Tod des unglücklichen Konradin von seiner Mutter, die hier die Trauerbotschaft erfuhr. Hier ruhen in der Gruft die meisten und merkwürdigsten Fürsten Tirols, die Meinharde, der große Friedrich mit der leeren Tasche, Sigmund der Münzreiche u. a. Hier empfing Kaiser Max I. die Gesandten des Sultans Bajazet, der um Maxens Schwester warb. Nicht weit davon klafft das Ötzthal in das Innthal, ziehe in ihm hinauf, und allenthalben umgaukelt dich die Sage in unzähligen Gestalten, hier düster gefärbt wie das Gemüt des Wanderers in den wilden Thalengen, dort heiter wie die sonnigen Thalbecken. Hast du nach mehrtägiger Wanderung das Ende erreicht, wo der grüne Boden unter das Eis der Ferner kriecht, wo kein Baum, nur die Felswand noch schattet, wo schaurige Eislüfte die Gemeinde armer Schafhirten umwehen, so ist auch dieses nicht nur ein erhabener Tempel der Natur, sondern auch der romantisch geschichtlichen Sage; hier oben in diesen Eiswüsten barg sich der große Friedel mit der leeren Tasche, verfolgt vom Banne der Kirche und der Acht des Kaisers, von Adel und Fürsten, selbst seinen nächsten Verwandten; hier in der Oberwelt fand er Schutz und gastliche Aufnahme unter schlichten Bauern und Hirten, wie einst Gustav Wasa, und wichtig waren die Folgen dieser Volkstreue bis auf den heutigen Tag. Bis hinaus nach Bludenz kannst du die romantischen Spuren dieses Fürsten verfolgen; hier tritt er in Landeck als Sänger auf und gewinnt durch die Erzählung seines Schicksals das Volk, dort in dem treuen Bludenz Vorarlbergs wird dem von Kirche und Reich zu Konstanz Geächteten das Thor geöffnet, und nur ihm.

Sollten nun wohl bei der Empfänglichkeit des Älplers für das Schöne und Große die gewaltigen, vielartigen Eindrücke, welche die Natur, Geschichte, Sage und das Leben des einzelnen hervorbringen muß, nicht ohne die größten Folgen sein auf Gedankenreichtum und Schwung der Phantasie? Der Bauer, der hier bei jeder Gelegenheit im sogenannten Landsturm gleichsam selbständig in das Triebwerk der Geschichte eingreift, nimmt auch durch die Sage an der frühern Geschichte teil, weil ihn dieselbe, wenn er sie selbst schaffen hilft, natürlich auch mehr interessiert; den Landmann, der mit der Natur in ihren größten und auffallendsten Erscheinungen im fortwährenden Verkehr steht und im fortwährenden Kampfe auf die vielfachste Weise lebt, geht die Natur näher an, als den, der genug gethan hat, wenn er sein Feld bestellte. Dieses Leben mit der Natur macht ihn erfinderisch und zwingt ihn zur Mathematik und Mechanik, so wie die Hilflosigkeit des Menschen in den oft unvermeidlich hereinbrechenden Unglücksfällen durch die Natur zur Religiosität.

Aus den südlichen Alpen, wenn auch schon in Italien, gingen ein Canova und Titian und viele andere Künstler hervor, welche Zierden der italienischen Kunst sind.

Wie der Charakter der Älpler etwas Originelles hat, so auch sein Anzug und seine Tracht. Obenan steht der mit Federn und Gemsbart ge-

schmückte Hut von sehr verschiedener Form und Farbe, in einigen Landesteilen bunt durcheinander, in andern thalweis gleichmäßig geformt. Ihn tragen beide Geschlechter. Ein lodener Rock, graubraun, ist die allgemeinste Uniform des Älplers, welche er sich selbst bereitet. Die gems- oder ziegenlederne oder auch lodene kurze, das Knie freilassende Hose bedeckt die Oberbeine; Strümpfe, welche ebenfalls das Knie und den Fuß nicht bedecken, sind eigentümliche Stücke des Hochländers. Dazu kommt der breite lederne Gürtel mit Gemsen und Namenszügen, aus Pfauenfederkielen geflochten, geschmückt; der Hosenträger, gewöhnlich von grüner Farbe, bedeckt einen Teil der Brust; die Zipfel des leicht um den Hals geworfenen Halstuches werden durch einen Ring geschlungen. Derbe Schuhe mit zolldicken, benagelten Sohlen vollenden den äußern Anzug. Die weibliche Kleidung ist in manchen Gegenden weniger schön, oft selbst völlig entstellend, wozu hauptsächlich das hinten kurze Mieder viel beiträgt, wodurch die Taille oft bis zum Nacken hinaufgezogen und eigentlich ganz vernichtet wird. Dagegen ist der Hut eine wahre Zierde, besonders gegen die dicken Wollhauben, welche in einigen Gegenden die oft recht lieblichen tiroler Gesichter des Sonntags überstülpen. Wer eine schöne Bruneckerin am Sonnabend in ihrem malerischen, ihr wahrhaft schön stehenden breitkrämpigen, gelben Filzhut sah, und sie am andern Morgen mit der blauen oder weißen, dicken, kegelförmigen Wollhaube überschattet erblickt, kann sich kaum des Lachens erwehren und sieht sich versucht, es für eine Maskerade zu halten, in der Absicht, sich zu entstellen. Die einzelnen Trachten werden wir weiter unten kennen lernen.

Auch der Hauptcharakter der Bauart ist in den meisten Provinzen derselbe. — In den Dörfern und Märkten bedeckt ein flachgiebeliges, weit über die Seitenwände des Hauses vorspringendes Dach das ganze Gebäude, welches gewöhnlich in seiner vordern Hälfte die Wohnung, in seiner hintern Hälfte, und zwar im Erdgeschoß, die Viehstallungen, darüber die Scheune enthält, zu welcher eine flache Brücke hinanführt. Doch muß hierbei bemerkt werden, daß nicht alle Wintervorräte in der Scheune aufbewahrt werden, indem das Heu in den vielen kleinen Heustadeln, mit welchen die Wiesen oft wie besäet erscheinen, aufbewahrt wird, und das Getreide wird erst längere Zeit bis zum Dreschen in sogenannten Harfen, hohen, freistehenden Gerüsten mit Querstangen, in welche die Garben über einander aufgeschichtet werden, aufgehoben. Ist das Haus aus Holz gezimmert, so besteht es aus auf einander gelegten und an den Ecken in einander gefügten Balken mit einem das Haus an mehreren Seiten umlaufenden Altan, der sich oft, wenn auch verkürzt, in einem höhern Stockwerk wiederholt, dasselbe, was bei uns in Franken, an der innern Hofseite der Häuser angebracht, Trücke genannt wird und auch gleichen Zweck hat, nämlich das Trocknen mancher Gewächse (der Bohnen) und der Wäsche, so wie das Aufstellen von buntgemalten Blumenkästen. Diese um das Haus laufenden Gänge sind hier um so notwendiger, als der Boden wegen des flachen Daches weniger Räume hat, und eben der Zweck des Trocknens und Aufbewahrens auf diesen Gängen

hat die vorspringenden Dächer hervorgebracht, um die Gänge gegen Regen zu schützen. Die Fenster sind klein und ins Quadrat geformt, außerdem mit aus den Ecken der Fenster auslaufenden, sich in der Mitte durchschneidenden Eisenstäben gesperrt. Das Dach ist mit Schindeln gedeckt, welche statt der Nägel mit darauf gelegten Steinen befestigt werden, und diese wiederum werden durch lange, über das Dach hingelegte Stangen vom Abfallen abgehalten, was wieder die Ursache der flachen Dächer ist, um nämlich das Herabgleiten der Steine des Daches zu verhüten. Außerdem ist die ganze vordere Seite, die Giebelseite, mit Schnitzwerk verziert. Auf dem Dache erhebt sich ein jenen Zierraten entsprechendes Türmchen mit einer kleinen Glocke, welche die auf der Flur befindlichen Arbeiter zur Mahlzeit ruft. Das Holz für den Winterbedarf wird an der Außenseite des Hauses bis unter den untersten Gang aufgeschichtet in klein gespaltenen Scheiten; nur die kleinen Fenster sind freigelassen und gleichen Schießscharten. Auf der andern Seite der Hausthüre sind Ruhebänke, wo man unter dem Schutze des weit vorspringenden Daches sicher gegen Regen sitzt. Wo es nur irgend möglich ist, befindet sich ein Brunnen beim Hause. In den tiefen, wohlhabenden Hauptthälern tritt an die Stelle der gewöhnlich (wenn sie von Lerchenholz sind) tiefbraunen Häuser der massive Bau, dann springen statt der Gallerieen und Altane zahlreiche Erker hervor, bald durch alle Stockwerke in die Höhe steigend, bald in einzelnen Stockwerken heraustretend aus den Wänden der Hauptseiten des Hauses. In den eisenreicheren Gegenden, z. B. in Steiermark, in Österreich, verschwindet dieser Alpenbaustil, weil die Schindeln angenagelt sind, daher die Dächer nicht flach zu sein brauchen, daher wieder höhere Giebeldächer und weniger Umgänge. Eben so ist es im untern Vorarlberg und den schwäbischen Alpen, dem Allgau zum Teil, wo auch häufig Ziegeldächer eintreten. Ebenda sind auch die Fenster höher und zwei Fenster oft nur durch einen Balken getrennt, wie in der Schweiz. In den Städten verschwinden die Giebeldächer fast gänzlich, indem sie durch die sie übersteigenden Mauern verdeckt werden, wodurch die Straßen der Städte ein wahrhaft originelles Aussehen erhalten; doch beginnt dieser Baustil erst in den Städten östlich und südlich des Inns.

Durch die Natur wird der Älpler schon auf den sogenannten Sonnenbau hingewiesen, der sich sowohl darin zeigt, daß sich die meisten der zerstreut liegenden Wohnungen immer nur auf der Sonnenseite des Thales angesiedelt haben, als auch darin, daß in den Thälern die Häuser wo möglich nach Süden Front machen. Steigt man z. B. das Ötzthal hinan, so glaubt man nur braune Häusergruppen vor sich zu haben, weil man immer nur die hintere hölzerne, Stallung und Scheune enthaltende Abteilung des Hauses sieht; wandert man aber dasselbe Thal herab, so leuchten dem überraschten Wanderer überall freundliche weiße, massive Häuser entgegen; er sieht die nach Mittag zugekehrte Wohnseite des Hauses. Die einzelnen Gemeinden wohnen nicht in enggeschlossenen Häusermassen zusammen; nur in den größern Hauptthälern ist dieses der Fall, wo man wohl auch die schönsten Dörfer

Deutschlands findet. In den höheren Gegenden jedoch findet man die einzelnen Gemeinden über weite Räume verbreitet. Gewöhnlich bilden dann die einzelnen Thalstufen auch die Gemeinden, und der Reisende, der nach dem Namen eines Dorfes fragt, kann oft noch zwei Stunden weiter gehen, ehe er das Wirtshaus erreicht. Daher auch gewöhnlich die Gegenfrage der Älpler, ob zu den ersten Häusern oder zur Kirche. Wirtshaus und Kirche liegen immer zusammen, hier aber aus dem wichtigen Grunde, weil ein großer Teil der Gemeinde mehrere Stunden weit zu gehen hat zur Kirche, oft im fürchterlichsten Wetter, so daß ein Hospiz in solchen Vereinigungspunkten durchaus nötig ist. Die Wohnungen liegen jedoch nicht nur in den Thälern, sondern oft hoch auf den Bergterrassen hinan und schauen von der Sonne erleuchtet lustig herein in das Thal. Solche Berggemeinden oder meistens Teile der Thalgemeinden führen den Namen Berg mit dem Namenszusatz der Thalgemeinden, z. B. Fügen und Fügnerberg, Hart, Hartberg, Reit, Reiterberg u. a.

Auch die Gewerbe stimmen in diesen Alpengauen fast ganz überein, und nur da, wo der Fuß der Gebirge in tiefere und daher wärmere Regionen hinabsteigt, bietet die Natur dem Menschen noch zahlreichere, oft viel abwerfende Erwerbsquellen dar.

Alle Alpen ragen in jene höheren Regionen empor, welche den Baumwuchs verhindern. Hier beginnen die Alpentriften oder das, was im engern Sinne in den Alpen selbst der Älpler unter dem Namen Alpen versteht, große und weitgedehnte Räume sind mit aromatischen Alpenkräutern überwuchert, oft werden diese Matten von Felsenriffen durchsetzt oder von Steingerölle aus den höheren Räumen überschüttet, so daß an ein Mähen nicht zu denken ist. Nur das Vieh kann hier seine Nahrung suchen und finden, Wo aber jene Felsenmassen fehlen, werden auch die Alpen gemäht und das Alpenheu steht in hohem Preise wegen seiner Güte, wenn es auch kurz ist; das Heu von der herrlichen Seißer Alp kostet der Centner wohl bis 3 Fl., während sonst der Preis 1 Fl. nicht weit übersteigt. Das Heu wird hier oben entweder nur aufgespeichert oder in luftigen Heustadeln untergebracht, deren man auf der Seißer Alpe 370 zählt; dort aber, wo das Vieh der Abgründe wegen nicht hin kann, wird dennoch das Gras gemäht. Gleckschneiden wird diese gefährliche Arbeit genannt. Im Winter, wenn der Schnee die Abgründe ausfüllt, wird die Heuernte auf Schlitten nach Hause gebracht, oder auch schon im Sommer in ungeheuren Bündeln, welche fast ein Fuder bilden, zusammengeschnürt und unter dem Namen Grasbären die steilen Abhänge hinabgerollt. Etwas Ähnliches findet mit dem Dünger statt, welcher bekanntlich sich um die Sennhütten sehr anhäuft; er wird wie Ziegelsteine geformt und im Winter auf Schlitten herabgeschafft, welches Schollenziehen heißt. Jene mähbaren Alpenwiesen heißen Mähder (Matten). Der Reichtum an ausgezeichnetem Futter, der auch in der Tiefe sich wiederfindet, indem die Wiesen Südtirols viermal gemäht werden (Heu, Grummet, Povel und Nachpovel) und in manchen Gegenden das Joch Wiese

100 Centner Futter einbringt, bedingt Viehzucht als das allgemeinste Hauptgewerbe in den Alpen. Da aber ein so großer Viehstand dennoch fast mehr verlangt, als Futter, namentlich im Winter, vorhanden ist, so wird alles mögliche noch zum Futter verwendet, als Stroh und das Laub der Bäume, vorzüglich der Esche. Einen ansehnlichen Teil der großen Gebirgswände, besonders diejenigen, welche dem Norden zugewendet sind, die sogenannten *Schattseiten* der Thäler, umnachten Wälder und vergrößern dadurch den Schatten. Leider sind die großen Forste hie und da durch frühere Vernachlässigung und schlechte Forstwirtschaft sehr gelichtet. Dazu kommen die Aktiengesellschaften der italienischen Holzhändler, denen es einerlei ist, ob in Tirol einige Lawinen mehr niedergehen oder nicht, ob ein Thal seine Fruchtbarkeit verliert oder nicht, wenn sie nur das Geld in der Tasche haben, und die Inwohner verblendet auch für den Augenblick der scheinbare Verdienst.

Zehnter Abschnitt.

1. Die Donau. — 2. Wien.

1. Die Donau.*)

Weltstellung der Donau.

Das Donaugebiet ist mehr von gewaltigen Gebirgsmauern umgürtet, als irgend ein anderes großes Flußsystem Europas. Im Süden erheben sich die Alpen und ihre Fortsetzungen in Illyrien und der türkischen Halbinsel, im Norden die Karpaten, die böhmischen Berge und der deutsche Jura. Im ganzen kann man also die Donau als ein in hohem Grade isoliertes und auf sich selbst beschränktes Flußsystem bezeichnen. Desto wichtiger sind aber die verschiedenen Öffnungen und Thore, welche die Natur in diesen Mauern gelassen und die der Mensch zum Verkehr benutzt hat. Diese Thore führen überall in mehr oder weniger benachbarte Fluß- und Ländergebiete hinüber, und von jeher passierten zahlreiche Völkerschaften, bewaffnete Armeeen, Handelszüge und Karawanen durch sie aus und ein. Am meisten geöffnet ist die Donau bei ihren Quellen und an der Mündung. Darum von beiden Endpunkten her ein beständiges weltgeschichtliches Einströmen, von der Mündung nach Westen herauf, von den Quellen nach Osten hinab. Von der Mündung kamen und kommen die Völker und Produkte des Orients, von der Quelle strömt das Leben des Occidents herein.

Bei den Quellen bietet sich zunächst der Rhein und hinter ihm Frankreich dar. Hier fand, da der deutsche Jura kein Hindernis abgiebt, eine völlige Verschmelzung des Donaugebietes mit Deutschland, besonders mit dem Flußgebiete des Rheins, statt; stets führten hier gangbare Straßen, in neuerer Zeit auch Kanäle zum Rhein hinüber. Diese Verschwisterung der Donau mit dem Rhein, auf die schon im Nibelungenliede hingedeutet wird, ist sogar uralt. Mit Hilfe des Mains, des Rheins, der Straßen und Kanäle stellen Rhein und Donau eine einzige ununterbrochene Verkehrsbahn dar,

*) J. G. Kohl, a. a. O.

und zu keinem andern großen Strome tritt die Donau in so innige Beziehung wie zum Rhein. Über den Rhein hinüber weist die Donaulinie gerade in das Herz Frankreichs hin. Ihren Lauf verfolgend, kam Attila auf die Felder von Chalons, nach ihm die Magyaren und andere Donauvölker in dieselbe Gegend. Aus Frankreich und vom Rhein nach Osten hervorbrechend, drangen die Kelten, dann Karl der Große, weiter die Kreuzfahrer, endlich Napoleon an der Donau herab. Die Natur- und Industrieprodukte Österreichs nehmen längs der Donau hinauf denselben Weg über den Rhein nach Frankreich hinein. Ein Seitenzweig dieses Weges zieht sich nach Südwesten zwischen Alpen und Jura in die Schweiz. Auf diese Seitenbahn, über den Bodensee hinweg, warfen sich die Allemannen, in Helvetien einbrechend; vom Bodensee her drangen die Römer ins obere Donaugebiet ein. Jetzt legen sich Hauptlinien der Donau-Eisenbahnen in diese Richtung.

Nirgends greift aber die Donau tiefer in das Herz von Deutschland, als bei dem großen Winkel von Regensburg, dem Ausgangspunkte des ganzen Verkehrs von Mitteldeutschland mit der Donau (über Nürnberg). Weiter im Osten von Regensburg nähert sich dann die Elbe vermittelst des Moldauthales dem Donaulaufe. Von Passau, von Linz, von Wien aus giebt es nahe und kurze Übergänge ins obere Elbgebiet, welche die Donau mit dem ganzen Elbstrome, mit Norddeutschland, mit Hamburg in Verbindung bringen. Das obere Elbgebiet (Böhmen) ist von Bergen eingeschlossen, die aber nach den unteren Elbgegenden und nach den Oderländern hin sich höher und unwegsamer gestalten als nach der Donau hin. Der böhmische Elbquellenkessel ist daher von den unteren Elbländern stärker abgeschnitten, als nach der Donau zu; derselbe kam auch schon seit der Zeit der Markomannen immer in weit innigere Beziehung zur Donau, als zu irgend einem andern Flußsysteme, und ist seiner ganzen Geschichte und Stellung nach eigentlich als ein halbes Donauland zu betrachten. Die Eisenbahnen waren längst ohne Schwierigkeiten aus der Donau zur böhmischen Elbe hinübergeschritten, während von Böhmen aus erst später und schwieriger die Eisenbahnverbindung mit der Oder oder untern Elbe fertig gebracht werden konnte.

Mit der Morawa (March) reicht die Donau der Oder die Hand. Das Morawabecken ist im Norden nicht durch Gebirge verschlossen. Zwischen den hohen Karpaten (dem Tatra), dem Riesengebirge und den Sudeten flacht sich hier das „Gesenke“ ab. Es ist hier eines der merkwürdigsten Verkehrsthore des ganzen Donaugebietes. Schon in alten Zeiten ging hier nach Carnuntum, der großen Handelsstadt an der Mündung der Morawa, ein Handelsweg (unter anderm auch eine Bernsteinstraße) zur Donau durch. Hierher kamen die nordischen Pelzhändler. Hier war stets ein großer Völkerandrang, dem die Römer von Carnuntum, von Vindobona (Wien) aus Widerstand leisteten. Durch dieses mährische Thor drangen zu wiederholten Malen die Polen, die Mongolen, die Russen ein. Hier liegen die berühmten Schlachtfelder von Olmütz (gegen die Mongolen), des Marchfeldes, von Austerlitz. Hier dürfte auch eine Haupteinbruchsstation für die Russen sein, gegen welche

die Festung Olmütz das Thor bewacht. Eine zeitlang war das obere Odergebiet (Schlesien) selbst politisch mit dem Hauptdonaustaate (Österreich) verbunden. Durch das mährische Thor gehen Kunststraßen und Eisenbahnen zur Oder, zur Weichsel, und ein lebhafter Handel mit den Oder- und Weichselländern am baltischen Meere.

Gegen Süden sind die oberen Donaugegenden durch die gewaltigen Alpenmauern stärker abgeschieden, als an irgend einem Teile ihres Gebietes. Der bequemen Übergänge aus den Donauthälern in die Thäler der benachbarten Flüsse, z. B. des Po, der Etsch, sind nur wenige, der Paß von Worms zur Adda, der Paß des Brenner zur Etsch, der Paß bei Cortina zur Piave, der Paß bei Ponteba zum Tagliamento u. s. w. Daher blieben auch hier die Donauvölker (Deutsche) von ihren Nachbarn (Romanen) strenger geschieden. Indessen drängt hier, nahe zum Fuß der Alpen, tief in die europäische Ländermasse der lange adriatische Golf hinein. Dieser Golf ist aus Nordwest nach Südost gerichtet und bildet somit eine schöne, schiffbare Straße nach Griechenland, zur Levante, nach Ägypten. In Verbindung mit dem mittelländischen und dem Roten Meere giebt er einen Teil der großen Weltverkehrsstraße zwischen dem produktenreichen Indien und dem bedürfnisreichen Europa ab. Seine innerste, nördlichste Spitze nähert sich den Quellen der Donaunebenflüsse bis auf 12—30 Meilen, und die Hauptdonaulinie selbst streicht in einer Entfernung von 40 Meilen an ihm vorüber. Diese Umstände haben trotz der Gebirgsmauern immer die Vermittelung eines lebhaften Verkehrs zwischen der Donau und dem adriatischen Meere begründet. Adria, Aquileja, Venedig und jetzt Triest, die Hauptthandelsstädte der adriatischen Golfspitze, haben stets einen lebhaften Handel mit den Donauländern unterhalten. In der Spitze des adriatischen Golfs besitzt die Donau einen ihrer hauptsächlichsten Stapelplätze zum freien Meere hin, gleichsam einen ihrer Mündungshäfen. Daher meinten auch die alten Griechen, es liefe hier ein Arm der Donau zum Meere hin. Durch die Eisenbahn, die jetzt dahin führt, ist allerdings die griechische Sage zur Wahrheit geworden. Die Donaulinie und die Spitze des adriatischen Meeres standen von jeher politisch in inniger Wechselbeziehung. Vom adriatischen Meere aus rückten die römischen Legionen ins mittlere Donaugebiet vor und machten den großen Strom zum Grenzgraben ihrer italienischen und alpinischen Besitzungen. Von der Donau aus strebten auch die Ungarn, die Österreicher zum adriatischen Meere und suchten sich im Besitze seines wichtigen Busens zu behaupten. Jetzt führen mehrere Kunststraßen aus den Donaulanden durch jene Pässe hin. Von dem Golfe von Venedig oder Triest aus übersieht und reguliert man die Verkehrsangelegenheiten der größern Hälfte der Donau, die sich in einem weiten Bogen um diese Spitze herumschlingt, zum Teil selbst auch die des mittlern Donaubeckens. Die Hauptflußlinien dieses Beckens, die Drau und Sau, dringen, weite Straßen nach Osten eröffnend, bis zu diesem Golfe heran, und schon zu der Römer Zeiten gab es Schiffahrt und Handelsbewegung längs dieser Ströme, die auf jene Meeresspitze berechnet war

Die Sau läuft mit ihrem Hauptstücke mit der Nordküste des adriatischen Meeres parallel und nähert sich dieser an verschiedenen Punkten und noch mehr durch die Thäler ihrer zahlreichen Nebenflüsse, der Kulpa, der Unna, des Verbas, der Bosna, der Drina. Jetzt, wie früher, gehen an diesen Flüssen Handelsstraßen, Saumwege und Karawanenzüge hinauf und zum adriatischen Meere hinab, wo sie den Handel einer zahllosen Menge kleiner Häfen, wie Fiume, Zengg, Zara, Spalatro, Ragusa, Cattaro rc., beleben. Diese dalmatinischen Häfen waren von jeher die Stapelplätze alles Warenaustausches zwischen den illyrischen Donaugegenden und den transadriatischen Ländern.

Gehen wir aus dem Süden zu den Nordgrenzen des mittlern Donaubeckens hinüber, so finden wir die gewaltige Bergmasse des karpatischen Gebirgsstockes. Derselbe bildet zwei Hauptkomplexe oder Knoten: erstlich im Nordwesten, wo das Tatragebirge mit seinen Zweigen (den slowakischen Gebirgszügen) ein Bergland von 30 Meilen Länge und Breite erfüllt; dann im Südosten, wo die siebenbürgischen Karpaten mit ihren zahllosen Zweigen ein noch größeres und unwegsames Bergland formieren. Zwischen diesen beiden breiten Erhebungsmassen, die sich dem Norden und Osten verkehrhindernd entgegenwerfen, zieht sich der schmälere und niedrigere Höhenzug der mittleren Karpaten verbindend hin. Zwischen beiden Gebirgsmassen, der slowakischen und der siebenbürgischen, liegt das flache Theißland, das mit seinen Ebenen und vielen Thälern tief in die Karpaten hineingreift und sich den jenseitigen Thälern und Ebenen am Dniestr, an der Weichsel so weit nähert, daß nur noch ein schmaler Wald- und Höhendamm dazwischen bleibt. Durch die zahlreichen Thore dieses Dammes wird der Verkehr der Theiß- und Donauländer mit den Weichsel-, Dniepr- und Dniestrländern vermittelt. Da der Übergang nicht schwer war, so brachen hier auch von jeher viele Völker zur Theiß und Donau herein, namentlich die Magyaren, nach ihnen noch einmal die Mongolen, häufig die Polen, im letzten unglückseligen Kriege die Russen.

Wie das Zwischenbassin der mährischen Morawa im Norden, so ist auch das der serbischen Morawa im Süden für die Beziehung der Donauländer zur nahen und fernen Nachbarschaft von äußerster Wichtigkeit. Um seine Bedeutung ganz zu verstehen, muß man einen Blick auf die Gestaltung des ägäischen Meeres und der Länderbrücke bei Constantinopel werfen. Das ägäische Meer dringt mit seiner nordwestlichen Spitze, dem Busen von Salonichi, am tiefsten in die Ländermasse der griechisch-türkischen Halbinsel hinein. Hier mußte sich ein bedeutender Marktplatz, ein großes Emporium bilden (Thessalonich, Salonichi). Am Bosporus, mitten auf der großen europäisch-asiatischen Völkerbrücke, mußte gleichfalls ein großer Völkermarkt entstehen (Byzanz, Constantinopel). Von der Donau aus mußte man von jeher Bedürfnis fühlen, sich mit beiden Punkten in Verbindung zu setzen. Die Donau selbst wirft sich nun, nachdem sie sich beiden Punkten bedeutend genähert, in ihrem untern Laufe wieder nach Norden herum. Dagegen aber

bietet sich das Thal der serbischen Morawa, das sich kurz vor dem Punkte öffnet, wo die Donau, durch das Eiserne Thor stürzend, ihr unteres Tiefland betritt, zur Vermittelung dar. Durch die Stromschnellen und durch den Riegel unwegsamer Gebirgsmassen beim Eisernen Thore war ohnedies der Donauverkehr so gut wie abgeschnitten. Er verließ daher hier seit alten Zeiten zum großen Teil die Hauptstrombahn und trat in die Morawathäler ein. Die Morawa giebt auf der einen Seite (besonders ihr östlicher Zweig, die Nissawa) der in derselben Richtung auf Constantinopel gehenden Maritza durch die Vermittelung des Iskerthales bei Sofia die Hand, auf der andern Seite aber den macedonischen Flüssen Vardar und Karasu (Strymon), die nach Thessalonich führen. Sie vermittelt auf diese Weise den Verkehr der Donau mit dem ägäischen Meere, mit der Propontis, mit Byzanz, mit Kleinasien. Die Hauptstraße ist die südwestliche durch die Morawa-, Isker- und Maritzathäler und Byzanz, von der die macedonische Straße auf Thessalonich sich abzweigt. Wer mag die macedonischen, griechischen, persischen und römischen Heere alle nennen, die auf dieser großen Straße zur Donau sich ergossen? Wer kann die Schlachten zählen, die hier, längs dieses Traktes, in den Thälern der Morawa, der Nissawa, des obern Isker und der Maritza den zur Donau hinabsteigenden oder den nach Byzanz von jenem Strome her vordringenden Feinden geliefert wurden? Durch diese Thäler wälzten sich, Lawinen gleich, die Kelten, welche auf der einen Seite Macedonien und Griechenland bis Delphi, auf der andern Thrazien bis zum Bosporus und sogar Kleinasien verwüsteten. Hier bei der Morawa verließen die Kreuzfahrer den Donauweg und wandelten durch dieselbe Thälerkette ins Morgenland. Unzählige Male erschallte auf dieser wichtigsten Straße der türkischen Halbinsel die Janitscharenmusik der Großveziere, die in Sibirien oder ins mittlere Donaubecken einbrachen. Eben so zogen in Friedenszeiten die Karawanen der asiatischen und europäischen Kaufleute seit Jahrtausenden diese Straße und gaben Anlaß zur Errichtung großer Bazare und Marktplätze, so wie zur Anlage der menschenreichen Städte Adrianopel, Philippopel, Sofia ꝛc. Noch jetzt ist sie die große Post- und Kurierstraße für viele Reisende und alle Depeschen, die aus den Donaugegenden in den Orient abgehen.

Das untere Donaubecken endlich, oder das Donautiefland, das von dem mittlern Donaubecken durch hohe Bergmassen äußerst scharf abgeschnitten ist, öffnet sich weit gegen das schwarze Meer und gegen die Steppen im Norden desselben. Die Reihe der hohen siebenbürgischen Gebirge endigt gegen Osten in einer Entfernung von 40 Meilen von der Meeresküste und somit bleibt gegen Norden hin das ganze Donauland ohne Schutz. Das Gebiet von Sereth und Pruth ist bloß von niedrigen Hügeln umgeben und die Mündungsgegenden der Donau liegen eben so flach, wie die pontischen Steppenländer, mit denen sie verschmolzen und deren Natur und Beschaffenheit sie teilen. Da demnach auch die Produkte der unteren Donauländer denen der übrigen Pontusgegenden im Norden ziemlich gleichen, so war der Warenaustausch und Handel in dieser Richtung nie sehr bedeutend. Desto be-

deutender dagegen entwickelte sich der kriegerische Verkehr. Das fruchtbare Donautiefland erschien den Nationen Scythiens oder Rußlands in ähnlicher Weise als gelobtes Land, wie die schöne Lombardei den Völkern Germaniens. Frei und ungehindert drangen alle Reitervölker und barbarischen Nomaden, die das schwarze Meer, vom Kaukasus oder Ural kommend, umkreisten, hier zur Donau ein und ergriffen meistens Besitz von der ganzen Donaugegend bis aufwärts zu den ersten Katarakten. So die alten Daker und Geten, später die Goten und viele andere Völkerschaften während der Völkerwanderung; so die Hunnen, die Avaren, die Bulgaren, die Petschenegen, die Kumanen, die Mongolen, die Türken und Tataren. Jetzt drangen in dasselbe breite, weit offene Steppenthor zwischen Siebenbürgen und dem Pontus die Russen herein. Jedes Volk, das, den Pontus im Norden umwandernd, in Europa einzog, nahm vor allen Dingen zuerst das untere Donauland weg. Im Süden wird dieses untere Donauland von den hohen Mauern des Balkan oder Hämus umschlungen, der es von Thrazien scheidet. Der Balkan ist von mehreren Pässen durchschnitten, von denen im Westen die berühmte Porta Trajana, im Osten der Paß von Nadir-Derbent und seine Nebenthore bei Varna und Schumla die wichtigsten sind. Durch diese Pässe gehen Handelsstraßen von Constantinopel her ins untere Donaugebiet hinein, auf denen orientalische Waren zugeführt und danubische Produkte ausgeführt werden. Die wichtigste Straße aus den unteren Donaugegenden geht unweit der Küste des schwarzen Meeres über Varna und Schumla. Auch ist dies eine sehr gewöhnliche Heerstraße nach Norden gewesen, auf der Griechen, Römer und Türken zur Donau vordrangen, und welche die Barbaren aus dem Norden, die Goten, die Bulgaren, dann die Ungarn und Russen häufig betraten, auf der sie einander einige der berühmtesten Schlachten lieferten.

Im Angesichte der Donau ausgebreitet liegt das schwarze Meer, das sich mit seiner größten Ausdehnung in der Richtung des Donaulaufes von Westen nach Osten fort erstreckt und mit seinem äußersten Busen beim Phasis tief in die asiatischen Länder eindringt. Vermittelst der Wasserstraße, welche das schwarze Meer in dieser Richtung eröffnet, tritt die Donau mit den Handelsstraßen in Verbindung, welche vom Lande des goldenen Vließes und von Trapezunt aus sich zum Euphrat und Tigris, dann zum Kur nach Georgien und zum kaspischen Meer hin auszweigen, und die nördlichen Äste der großen indischen Handelsstraße bilden. Es gab Zeiten, wo durch die Venetianer ein lebhafter Frachtverkehr zwischen der Donaumündung und diesem Ostende des schwarzen Meeres unterhalten wurde, während die Deutschen (Regensburger, Wiener u. s. w.) die indischen Waren von der Donau weiter aufwärts spedierten. Jetzt, wo die Donau ganz mit Dampfschiffen befahren ist und leicht eine direkte Dampfschiffslinie von der Donaumündung nach Trapezunt und zum Phasis eröffnet werden könnte, wäre es möglich, diese alte Handelsstraße wieder zu beleben. Freilich müßten dazu die Russen nicht an der Donaumündung sitzen. Es thut der Donau, diesem Könige der europäischen Flüsse, gewaltigen Abbruch, daß sie in ein so be-

schränktes und verschlossenes Meerbecken mündet. Das schwarze Meer bietet eine Fläche dar, die fast nur zur Hälfte die Ausdehnung des ganzen Donaugebietes hat, aus dem ihm die Gewässer zuströmen. Auch besitzt dieses Meer nur einen einzigen schmalen Ausgang zu andern Meeren, den Bosporus. Daher ist es möglich, daß ein einziges Volk diese Küsten und das Meer selbst beherrschen und das enge Eingangsthor jedem fremden Verkehre und Interesse versperren kann. Eine solche einseitige Sperrung hat auch der Pontus (das schwarze Meer) häufiger erlitten als irgend ein anderes Meer. Erst waren die Griechen, namentlich die Milesier, hier die ausschließenden Herren, dann war es Mithridates. Hierauf kamen die Römer, und später kämpften die Genueser und Venetianer lange um den Schlüssel zum schwarzen Meere und entrissen ihn sich wechselweise. Endlich erschienen die Türken und übten das Monopol des Handels und der Schiffahrt mit Ausschluß aller andern Nationen. Jetzt, nachdem die Türken von den Russen aus der Hälfte der Küstenlänge des schwarzen Meeres verdrängt worden sind, ist vorläufig das Meer wieder allen Völkern geöffnet. Aber die Russen streben leider mit vielem Glück nach der Alleinherrschaft auf und an dem Pontus und werden, sollten sie früher oder später ihr Ziel erreichen, dann auch nach Belieben den Verkehr selbst hindern oder gestatten. Diese Beschaffenheit des schwarzen Meeres und besonders der Umstand, daß dessen einziges Ausgangsthor, der Bosporus, gleichsam eine zweite, äußere, leicht zu verstopfende Mündung des Donauflusses bildet, die erst zu andern Meeren und Ländern führt, hat natürlich den Donauverkehr von jeher außerordentlich gelähmt. Außerdem aber führt auch der Bosporus mit seinen Fortsetzungen zum ägäischen Meer eigentlich rückwärts und eröffnet daher der Donau keine weiten und direkten Verbindungskanäle. Es wird den Donaulanden in vielen Fällen leichter, sich über Triest, Salonichi, Constantinopel auf Landwegen mit den Ländern jenseits des Meeres in Verbindung zu setzen, als von der Mündung aus auf dem Seewege über das schwarze Meer, den Bosporus, den Hellespont und den Archipel.

Die Donauvölker.

Nach den drei scharf geschiedenen Becken, in welche das ganze Donaugebiet zerfällt, gliedern sich auch naturgemäß die Völkergruppen, die hier ihre Wohnsitze aufgeschlagen und behauptet haben. In dem obern Becken dominieren die Deutschen, in dem mittlern die Magyaren und Slaven, in dem untern die Dakoromanen (Walachen) und Bulgaren. Man kann daher diesen Becken kurzweg die Namen des „deutschen", des „magyarisch-slavischen", des „walachisch-bulgarischen" geben. Die Deutschen allein haben das ganze obere Donaubecken mit allen seinen Haupt- und Nebenflüssen und Thälern besetzt. Von der Quelle der Donau an sitzen sie längs des Stromes 100 Meilen abwärts, bis zu dem Thore bei Preßburg. In den Thälern der Alpen sich ausbreitend, sind sie auch noch über die Wasserscheide des oberen Beckens

hinausgegangen und halten auch die oberen Zuflüsse der Raab, der Mur und der Drau fest. Namentlich besitzen sie fast das ganze Murgebiet, das Draugebiet 25 Meilen abwärts bis in die Nähe von Klagenfurt, vom Raabgebiete eine Reihe kleiner Zuflüsse und Nebenthäler. Innerhalb dieses ganzen obern Donaulandes haben die Deutschen ihre Sprache, ihre Sitten, ihre Rasse zur Alleinherrschaft gebracht und alles Fremdartige, was sie hier vorfanden oder was hier eindrang, vertilgt. Die einzigen Ausnahmen davon bilden: 1) das obere Innthal, das Engadin, wo sich Romanorätier erhielten; 2) das Nebenbecken der Morawa, in dessen mittlern Teil Slaven, nämlich czechische Morawen, eingedrungen sind. Die Deutschen breiten sich innerhalb des obern Donaugebiets etwa über 3000 □Meilen aus. Ihre Anzahl beläuft sich auf etwas über 10 Millionen Seelen. Die Donaudeutschen teilen sich in vier Hauptstämme: in Schwaben, Bayern, Franken, Österreicher. Die Schwaben haben die Donauquelle inne und breiten sich längs der Donau 30 Meilen weit bis zur Mündung des Lech aus; auch wohnen sie längs der Iller und der rechten Seite des Lech bis zu den Quellen dieser Flüsse. Sie sind die Wächter der Donauquellen gegen Westen und vermitteln in ihren Städten Ulm und Regensburg den Verkehr der Donau mit dem Rhein, Frankreich und der Schweiz. Die Schwaben haben von jeher bedeutenden Anteil an allen Donauangelegenheiten genommen. Bei allen Donaukriegen und Expeditionen waren sie zahlreicher als andere nichtdanubische Deutsche repräsentiert; so bei den Kriegen Karls des Großen gegen die Avaren, bei den Kreuzzügen, bei den Türkenkriegen, insbesondere auch bei den deutschen Wanderungen in die unteren Donauländer. In bezug auf die Auswanderungen waren sie so thätig, daß bei den Walachen und Ungarn fast alle einwandernden Deutschen „Schwaben" genannt wurden. Dasselbe gilt von den Bayern, die sich von der Lechmündung bis zum Inn längs der Donau 30 Meilen weit ausdehnen. Sie sitzen längs der Ostseite des Lech, längs der ganzen Isar und längs der Westseite des Inn, so wie jenseits der Donau bis zu den böhmischen Waldgegenden hinauf. Ihr Hauptstromgebiet ist das der Isar. Die Franken wohnen den Bayern gegenüber auf der linken Seite der Donau, etwa von der Lechmündung bis in die Nähe des Einmündungspunktes der Isar. Ihre Hauptflüsse im Donaugebiete sind: Altmühl, Naab und Regen. Die (deutschen) Österreicher gingen aus einer Menge mit Schwaben, Franken, Bayern und auch andern Deutschen bevölkerten Kolonieen hervor. Doch nahmen die Bayern, ihre Nachbaren, einen so überwiegenden Anteil an der Kolonisierung der österreichisch-deutschen Donauländer, daß man sie der Hauptsache nach als das Muttervolk der österreichischen Deutschen betrachten kann. Man hat daher auch die österreichischen Deutschen inbezug auf Abstammung den Bayern zugezählt und diesen ganzen Stamm den bayerisch-österreichischen genannt. Die österreichischen Deutschen haben sich längs der Donau an beiden Ufern 40 Meilen weit von der Innmündung bis zur Morawa oder bis zum Donauthore bei Preßburg verbreitet. Dann sind sie längs des ganzen Inn und seiner Nebenzweige, längs der Traun, der Enns

bis zur Quelle hinaufgedrungen und in das Raab-, Mur- und Draugebiet eingetreten. Auf der linken Seite der Donau haben sie sämtliche kleinere Flüsse und Thäler, die von den böhmischen Gebirgen herabkommen, besetzt, und jenseits der Wasserscheide dieser Gebirge stoßen sie mit den Czechen und Morawen zusammen.

Die Oesterreicher sind von den Donaudeutschen das bedeutendste Volk. Ihre Tapferkeit und Staatskunst hat den größten Donaustaat gestiftet, den die neuere Zeit gesehen, das Kaisertum Österreich, das beinahe die Hälfte aller Donauländer und die schönsten, reichsten und fruchtbarsten Teile des Donaugebiets umfaßt. Sie und mit ihnen im Bunde die andern Donaudeutschen, die Bayern, Franken und Schwaben, überhaupt dann auch alle deutschen Stämme haben nach den Zeiten der Römer am meisten zur Verbreitung der Kultur längs der Donau beigetragen. Ja, sie sind die einzigen Träger der Civilisation an der mittlern und untern Donau gewesen; wohin sie nicht kamen, da hatte keine Kulturentwickelung stattgefunden. Zunächst haben sie am meisten auf das mittlere oder magyarisch-slavische Donaubassin eingewirkt. Deutsche (Österreicher, Bayern, Franken, Schwaben) waren die Apostel, welche den Magyaren das Christentum predigten. Deutsche waren die Staatsmänner, welche von den ungarischen Königen berufen wurden, ihre Staatsangelegenheiten zu ordnen, die Trabanten und Krieger, ihr Land zu verteidigen. Deutsche Kaiser, Feldherren und Truppen erretteten Ungarn aus den Händen der barbarischen Türken. Deutsche, mit Musterwirtschaft vorangehend, lehrten die Ungarn den Ackerbau, den Handel und alle segensreichen Künste des Friedens; selbst die Pflege des vielgepriesenen Ungarweins besorgten Deutsche. Alle Gebildeten bei den unteren Donauvölkern haben sich den deutschen Bildungstypus angeeignet. Eine deutsche Idee war die Gründung des merkwürdigen Kontumazcordons an der Donau, der Europa von den Verheerungen der Pest errettete. Wo die Römer eine Handelsstraße ausgeführt oder angefangen hatten, da vollendeten oder restaurierten sie die Deutschen. Von jeher wurden Deutsche von den nichtdeutschen Donauvölkern und ihren Fürsten berufen, um bei ihnen im Dienste aller Civilisation zu wirken. Und so finden wir denn die Deutschen selbst außerhalb ihrer eigenen Donauheimat in allen andern Donaustrichen verbreitet. Um die ganze Stellung, welche die Deutschen an der Donau einnehmen, zu bezeichnen, ist es wichtig, gleich hier auch jene weiteren deutschen Ansiedelungen längs der mittlern untern Donau ins Auge zu fassen.

In größeren Gruppen beisammen sitzen die Deutschen an der mittlern und untern Donau erstlich in der Nachbarschaft von Ofen und Pesth, dann am Fuße der Karpaten in der Nähe von Leutschau und Käsmark (in der sogenannten Zips), weiterhin in einem großen Striche längs der Donau bei Fünfkirchen, ferner in einem bedeutenden Striche längs der Maros im Banat, in einigen anderen Strichen im Banat, endlich in mehreren Thälern und Landschaften im Innern von Siebenbürgen. Auch außer jenen zusammenhängenden Gruppen sind sie in zahllosen vereinzelten Ackerbau- und Berg-

baukolonieen im mittlern Donaugebiete verstreut. Überall aber, wo man aus den Gebieten der Walachen, Slaven oder Magyaren in die Dörfer, Äcker und Gemeinden der Deutschen gelangt, glaubt man in ein Paradies zu treten, so gewaltig und glücklich wirkt deutsches Leben und deutscher Betrieb auf die reichen Donaugefilde ein. In den ungarischen Städten ist die Hauptmasse der mit Industrie beschäftigten Bürger deutsch oder deutscher Herkunft. Nur diejenigen Ortschaften haben ein städtisches und civilisiertes Ansehen, die von Deutschen oder unter ihrer Leitung gebaut und organisiert wurden. Die Städte, bei welchen die deutsche Hand nicht geholfen, gleichen mehr lagerartigen Sammelplätzen von Menschen, als civilisierten Wohnsitzen. Die meisten nützlichen städtischen Einrichtungen rühren von Deutschen her, und die vornehmste Sprache der ganzen Donau bis in die Walachei hinab ist die deutsche. Selbst in die Länder an der serbischen Morawa und im Donautieflande wurden beständig, und namentlich auch in neuerer Zeit, Deutsche berufen. Deutsche Bergleute und Fabrikanten gingen nach Serbien und Bulgarien zur Eröffnung irgend eines Bergwerksbetriebs oder zur Begründung irgend eines neuen Industriezweiges. Deutsche Handwerker, Manufakturisten, Kaufleute, zogen nach der Moldau und Walachei. Deutsche Apotheker und Ärzte wanderten in Menge nach diesen Gegenden. Im ganzen kann man alle im mittlern und untern Donaugebiete (außerhalb des oben als eigentliches deutsches Heimatland bezeichneten Bezirks) lebenden Deutschen auf anderthalb Millionen,*) demnach die ganze Summe aller Donaudeutschen auf etwa 12 Millionen anschlagen, was ungefähr ein Drittel der ganzen Masse der Bevölkerung des Donaugebiets vorstellen möchte. Der Einfluß deutscher Macht ging im vorigen Jahrhundert, von 1718—1739, oder vom Frieden zu Passarowitz bis zum fluchwürdigen Frieden zu Belgrad, an der Donau herunter bis zur Aluta in die Walachei und weit an der Morawa herauf bis tief nach Serbien hinein. Seitdem haben freilich österreichische Macht und deutscher Einfluß an der Donau Rückschritte gethan. Die Magyaren suchen das deutsche Element in Ungarn möglichst niederzuhalten und die Deutschen selber sind oft so alles nationalen Ehrgefühls bar, daß sie ihren Namen und sich selber eifrigst magyarisieren. Eine Weltkalamität, ein bedauernswerter Verlust nicht bloß für Deutschland, sondern für die ganze europäische Civilisation würde es aber sein, wenn das deutsche Leben sein Primat an der Donau ganz verlieren sollte; denn kein Volk hat nach den Römern so viel für die Kultur jener Länder gethan, als die Deutschen. Sie sind die Wohlthäter des Donaugebietes.

*) Österreich, in Cis- und Transleithanien zerfallend, zählte im Jahre 1874: In Cisleithanien $7^1/_8$ Millionen Deutsche, in Transleithanien 1780000 Deutsche, der Gesamtstaat Österreich-Ungarn hatte also 9113000 deutsche Einwohner.

2. Wien.*)

Von der Spitze des St. Stefansturmes.*)

Wenn man Süd und Südwest ausnimmt, so mag der Wanderer kommen, von welcher Weltgegend immer, und er wird, bevor er noch ein Atom der großen Residenz erblicken kann, schon jene schlanke, zarte, luftige Pappel erblicken, die still und ruhig in einem leichten blauen Dufte steht und die Stelle anzeigt, an der sich die noch nicht gesehene Stadt hindehnt; dann, wenn er weiter geht, reitet oder fährt, münden sich allerwärts Straßen wie Adern zusammen, der Gefährten werden immer mehr, die schneller oder langsamer teilnahmlos an ihm vorüberzogen, wie Treibholz, demselben Strudel zu, bis sich endlich rechts und links, nahe und ferne, die Massen der Stadt heben, hier sanft rauchend und hinausdämmernd, dort nahe schreitend mit Dächern, Giebeln, Türmen, funkelnden Punkten — bis er endlich bei einer unscheinbaren Barriere hineintritt, und nun schlagen die Wogen über ihn zusammen. Eine endlose Gasse nimmt ihn auf; ein Strom, der schmutzige und glänzende Dinge treibt, wird immer dichter und immer lärmender, je näher er jener Pappel kommt, die er aber nirgends sieht — ja dort tritt sie vor, ein dunkler, schlanker, riesiger Stift in der glänzenden Luft — nein, sie ist es nicht; denn mit einem Male steht weiter rechts eine noch größere, ruhigere, graublau dämmernd, den Adler auf der Spitze tragend — diese ist's — man sieht fast das zarte Laubwerk an ihrem Schafte emporstreben. — Jetzt tritt wieder eine Häuserreihe dazwischen — die Gasse will kein Ende nehmen; allerorts Drängen und Brausen, Vergnügen und Freude, nur dem Fremdling will es einsam werden in dieser tosenden Wüstenei. Fast betäubt geht er weiter; eine Versammlung glänzender Paläste tritt um ihn herum und nimmt ihn in die Mitte. Dem armen Landbewohner ist's, als seien hier ja gar keine Häuser, lauter Paläste und Kirchen — seine Pappel ist verschwunden — hier oder dort taucht wohl ihre Spitze ein wenig vor, dann wieder lange nicht, dann wieder an einem andern Ort. Er geht darauf zu, weicht ein wenig an dieser Ecke ab, dann an jener, es kommt Gasse an Gasse, aber er erreicht sie nicht — ja dort steht die Spitze wieder hervor gerade hinter ihm. — Sind ihrer denn unzählige? — „Nein, mein Guter, aber du gehst in der Irre — siehe hier, wo die große Tafel an dem Hause ist, ist eine Herberge: da ruhe aus, erquicke dich, gewöhne dich an jenen flutenden Schwall — dann morgen früh mit Tagesanbruch geh mit mir, ich führe dich bis zur Spitze deiner geliebten Pappel empor und zeige dir von dort herab die Zauberei dieser Welt."

*) Von Adalb. Stifter. Mit Ergänzungen von Franz Stehlik.

So. — Die Sonne ist noch nicht aufgegangen. Es werden wenige sein von allen denen, die noch unter uns schlummern, welche schon den Anblick genossen haben, der unser harret. Dort gegen Norden hinaus, wo die lichten weißen Nebel ruhen und ziehen, ist die Donau, und die dunklen Streifen, die sich im Nebel zu wälzen und mit ihm zu ziehen scheinen, sind schöne Auen, durch die der edle Strom wallet. Weiter hinaus, das lustige, im Morgengrau schimmernde Fahlrot ist das Marchfeld, und jener blaue Hauch durch den Himmel, der sich eben mit der ersten Milch des Morgens lichtet, sind die Karpaten und die Berge gegen Ungarn. Sie schweifen wie ein aus Luft gewobenes Land um den ganzen Osten. Aber was ist jener Berg gleich rechts daran mit der zum Erschrecken nahen, weißglänzenden Zeichnung? Er steht eine Tagereise weit von hier gegen Südwesten und ist der Schneeberg, das letzte jener Häupter, die, mit manchem silberweißen Helm und Panzer bedeckt, in jenem Zuge stehen, der vom Lande Schweiz an durch Tirol hinausreicht und dann zwischen unserm Lande und Steiermark laufend hier ein Ende nimmt. Rechts von ihm siehst du die blaue Mauer weiter westwärts springen, bis sie dir jene dunklen Rücken decken, die uns breit und schwer den auch noch dunklen Westhimmel umlagern. Du wirst aber doch sehen, wenn über ihnen die Sonne steht, wie sie anmutige Höhen sind, üppige Laubschösse, in denen die weißen Landhäuser, die Dörfer und die Schlösser herumgestreut sind, so daß diese Höhen wie ein riesenhafter, heitergrüner Park um die große, staubende Stadt herumlaufen, ihren West wie ein sanfter Bogen gürtend. Mitten nun auf dieser dunklen Länderscheide, gerade unten zu deinen Füßen, liegt die schwarze Stadt, unberührt von der Morgenröte, die bereits über ihr heraufflammt, dieses Bild des gestrigen Treibens, nun unbeweglich ruhig, von keinem Laut erschüttert, als hier und da von dem grellen Schlag einer geblendeten Nachtigall — doch horch, das erste Lebenszeichen des schlafenden Ungeheuers thut sich eben kund. Hörst du das ferne Rasseln durch eine Gasse, als ob Kriegsgeschütze im Galopp führen? Es sind die ersten Fuhren, die beginnen, dem ungeheuren Magen seine heutige Nahrung zu bringen, Fleischerwagen sind es, die durch die Schläfer rasseln und donnern, ohne sie wecken zu können; denn sie haben es schon tausendmal gehört. Jetzt ist es wieder stille — feurige Landzungen ragen durch den Himmel und legen ein sanftes Purpurrot auf die grauen Steine um uns. Siehst du, ein graues Schimmern läuft schon hie und da durch die Stadt, die dir immer größer wird, und ihre Glieder, gleichsam wie im Morgenschlummer dehnend, über Hügel und Thäler hinausstreckt — und in dem Schimmer blitzen rote Funken auf, wie Karfunkel, es sind Fenster, an denen sich die Morgenröte fängt. — Jetzt rasselt es wieder und an mehreren Stellen; — jetzt fängt sich's auch hier und dort in anderen verworrenen Tönen zu regen an, und dort und da verbraust es sanft, wie Atemzüge eines Erwachenden. — Die Nebel sind von der Donau verschwunden, und sie wird sichtbar, wie ein stiller, goldener Bach. Einzelne Rauchsäulen heben sich bereits aus der Stadt — das Brausen schwillt — — hui!! ein Blitz

fliegt an unsern Turm: die Sonne ist herauf!! Da unten aber haben sie sie noch nicht — jetzt — ganz draußen brennt plötzlich ein Teil der Stadt an; wie es blitzt und von Zeile zu Zeile lodert! Jetzt brennt's auch dort, jetzt dort, jetzt in der ganzen Stadt, ihr Rauch vermehrt sich und wallt, wie ein goldener, trüber Brodem in die Morgenluft hinein. Ganze Gassen schimmern im Morgenglanze, ganze Fensterreihen belegen sich mit Gold — Turmkreuze und Kuppeln funkeln — von einzelnen Türmen fallen die sanften Klänge der Glocken zum Morgen-Ave. In den Gassen regt sich's; schwarze Punkte werden sichtbar und bewegen sich und schießen durcheinander, sie werden immer mehr, einzelne frische Schalle schlagen herauf, das Rollen, Rasseln und Prasseln wird immer dichter, das verworrene Tönen ergreift alle Stadtteile, als ob sich Gassen und Häuser durch einander rührten, bis ein einziges, dichtes, dumpfes, fortgehendes Brausen unausgesetzt durch die ganze Stadt geht. S i e i s t e r w a c h t. Indes schwingt sich die Sonne siegend und lächelnd, wie ein silbernes reines Schild, immer höher über das wilde Babel empor.

Und nun, da der Tag alles ins Klare gebracht hat, lasse unsere Blicke durch dies schöne Schauspiel wandern, ehe der Wind sich hebt, und der Staub seinen schmutzigen Schleier über ganze Teile der Stadt und jenen schönen Schmelz der Fernsicht legt.

Der Teil gerade zu unsern Füßen ist die eigentliche Stadt; wie eine Scheibe um unsern Turm herumliegend, ein Gewimmel und Geschiebe von Dächern, Giebeln, Schornsteinen, Türmen, ein Durcheinander von Prismen, Würfeln, Pyramiden, Kuppeln. — In der That, von dieser Höhe der Vogelperspektive angesehen, hat selbst für den Eingebornen seine Stadt etwas Fremdes und Abenteuerliches. Wie eine ungeheure Wabe von Bienen liegt sie unten, durchbrochen und gegittert und doch zusammenhängend, nur die Gassen nach allen Richtungen sind wie hineingerissene Furchen, und die Plätze wie ein Zurückweichen des Gedränges, wo man wieder Luft gewinnt. Senkrecht im Abgrund unter uns liegt der Platz St. Stefanus, die Menschen laufen auf dem lichtgrauen Pflaster wie dunkle Ameisen herum, und jene Kutsche gleitet wie eine schwarze Nußschale vorüber, von zwei netten Käferchen gezogen, und immer mehr und mehr werden der Ameisen und immer mehr der gleitenden Nußschalen. Dort, nur durch eine dünne Häuserschicht von uns getrennt, steht die schöne, schwarze Kuppel St. Peters; hinter ihr der freundliche Turm der Schottenabtei, links das schlanke Stift St. Michaels, dann die Augustiner, die Kapuziner und zwischen ihnen allen (selber eine kleine Stadt) die ehrwürdigen Gebäude der kaiserlichen Hofburg. Dann schlingt sich von Süd gegen Ost herum die Häusermasse des Kärntnerviertels, durchschnitten von dem sanften Bogen der Kärntnerstraße, der menschenwimmelnden — dort ragen die Franziskanertürme, weiter links die der Universität empor, und dort gegen Nordwest — du kleines, bescheidenes Türmchen! St. Ruprecht, ältestes der Stadt — links davon die zart durchbrochene Spitze von Maria am Gestade — und noch andere Türme, Giebel, Erker



Rathausplatz in Wien.

und Balkone. — Aber sieh, auch das Volk dieser Stadt ist erwacht und fängt sein Tagewerk zu betreiben an. Siehe, dort die herrliche Ringstraße, einst Glacis der Festung, nun eine anmutige Zeile von Palästen, rechts und links mit Alleeen besetzt, auch jetzt noch wie ehemals ein wohlthätiges Luftreservoir, darin sich bei des Tages Schwüle die eitle Modewelt ergeht, nicht so sehr, um zu sehen, als vielmehr um gesehen zu werden, in das sich dagegen in der Abendkühle auch die minder eitle und nicht minder zahlreiche Bevölkerung ergießt, um sich zu ergehen und — freilich nur, wenn kurz zuvor aufgespritzt worden und der obligate Wind einmal ausgeblieben — freier aufzuatmen.

Das Ringstraßen-Viertel hat den Kern der innern Stadt organisch mit den Vorstädten verbunden. Wie schön und frei liegt es nun da! Die Ringstraße, die sich um ganz Alt-Wien herumlegt, vom Donau-Kanal bis wieder zum Donau-Kanal, fast so breit als Unter den Linden in Berlin, mit weiten Plätzen und Palästen in höchster architektonischer Pracht, an den neuen Wiener Stadtpark sich anlehnend und herrliche Durchblicke gewährend, — sie macht Wien zur schönsten europäischen Stadt.

Und jenseits dieses endlosen Gürtels von Prachtgebäuden liegt erst jene Masse, die dieser Hauptstadt eigentlich ihre räumliche Größe giebt, die Masse der Vorstädte — der alten Rechnung nach etwa 36 an der Zahl, heute in 10 Bezirke eingeteilt. Mit größtenteils recht schönen Fronten stellen sie sich im Kreise gegen die Ringstraße auf, sich an dieselbe eng anschließend. Ehedem durften sie nicht weiter vordringen als bis zu dem Glacis, das die innere Stadt von den Vorstädten schied. Dafür aber haben sie sich nach außenhin breit gemacht und immer mehr Raum verschlungen: denn siehst du, obwohl sie dort gegen Südwest über einen Hügel steigen, dann sanft ins Thal sinken, dort breit auseinander fließen, bis ans Gestade des Donauarmes, ja denselben überschreiten, das jenseitige Inselgestade dicht überfüllend, dann wieder steigen und wieder sinken ans Ufer des Flusses Wien, bis sie sich weiter hin allmählich mit mehr und mehr Gärten mischen und endlich an das grüne Gefild stoßen; weit und breit in dasselbe herumgestreut liegen die Landhäuser, winzige, weiße Punkte — obwohl schon unzählige der einstigen Dörfer um Wien von den Vorstädten verschlungen sind und jetzt als Vorstädte meistens ihre ehemaligen Namen führen, so ist des Wachsens und des Bauens noch immer kein Ende; denn siehe, dort hinaus gen Süden, da siehst du eine kleine Säule, die Spinnerin am Kreuze genannt. — Dort hinein, gerade auf uns zu führt eine mächtige Straße, sie kommt von unserm Hafen Triest und knüpft uns an den Süden. — Nimm nun das Fernrohr und suche die Straße; und was siehst du? Einen langen Zug, Wagen an Wagen, langsam fahrend, alle gegen die Stadt — an ihnen vorüberjagend hinein und hinaus die vielerlei leichten Wagen und Reiter, und zwischen ihnen wandeln die Fußgänger und Wanderer und Herden von kleinem Vieh. Jene schweren Wagen, die du siehst, bringen vielnamige Waren in die Stadt; aber ein großer Teil derselben, die du mit einem dunkelroten Stoffe beladen

siehst, kommt von jener Gegend, aus der du hinter dem Berge einzelne Rauchsäulen aufsteigen siehst, und bringen jenes Material, woraus sich dieses riesige Häusergewimmel nach und nach erbaut hat: die Ziegel — und im Wienerberge liegen noch unermeßliche Thonschichten, daß man noch viele Wien an einander fortbauen könnte. Und sieht man so zu, wie sie sich sputen und treiben und wirken, so sollte man meinen, sie hätten auch nichts Anderes im Sinn.

Und da du das Rohr einmal in Händen hast, so gehe nun damit etwas links — siehst du am Rande der Stadt jene eigentümlichen, weitgedehnten Gebäude? Es sind Wagenremisen, aber Sammelplätze von großen Wagen, die von furchtbaren unbändigen Rossen gezogen werden; ihr Schnauben ist erschütternd, und der Dampf ihrer Nüstern geht als hohe, dunkle Säule durch den Himmel; sie zermalmen jeden Widerstand und ihrem Laufe vergleicht sich nur der Flug des Vogels, und dennoch nur ein Mensch, ein kleiner Mensch bändigt mit einem sanften Drucke seiner Hand die Rosse, daß sie dastehen, still und fromm wie zitternde Lämmer. Ei — dort fährt er ja — siehe, die dunkle Linie schiebt sich durch die Saaten hin — sieh' zu, ehe sie dir enteilt. Schon steht ihre erste Rauchwolke weit hinter ihr am Himmel, aber auch ihre zweite und dritte — — — jetzt ist sie verschwunden, und nur der Rauch zerstreut sich langsam am Himmel.

Wie das majestätisch ist! und der Mensch, das körperlich ohnmächtige Ding, hat das alles zusammengebracht! die furchtbar gewaltige Naturkraft, blind und entsetzlich, hat er wie ein Spielwerk vor seinen Wagenpalast gespannt und lenkt sie mit dem Drucke seines Fingers. Die Welt wird immer schöner und größer — fast ist es betrübend, sterben zu müssen!

Nun du aber dabei bist, des Menschen Größe im wohlthätigen Schaffen zu bewundern, so blicke auch ein wenig wieder nach rückwärts, gegen Osten, und vor deinen Augen erhebt sich ein großartiger Gebäudekomplex, die riesige Waffen-Zwingburg, von den Wienern „Arsenal“ genannt. Hier werden in Friedenszeit die hundert Hilfsmittel geschmiedet, gegossen, gedrechselt und gefeilt, gefüllt und zurecht gemacht, mit denen man in Kriegszeit Menschenleben, Häuser und Städte zerstört, Friede, Wohlstand und Menschenglück vernichtet.

Hast du hier den Menschen in seiner furchtbaren Stärke gesehen — gehe nun mit dem Rohre einen Finger breit links, und du siehst ihn in seiner Schönheit. Ein alter, vornehm belasteter Palast steht am obern Ende eines Gartens: es ist das Schloß zu Belvedere. — Ein kleiner, schwacher Mann ruhte einst dort aus von seinen Thaten, welche die Frucht eines eisernen Willens waren, und die in ihrer Gewalt durch Europa klangen und wie einen Halm die Säulen brachen, auf denen der gefürchtete fanatische Halbmond stand. — Jetzt ist es still in den Hallen des Schlosses; denn der kleine, schwache Mann ist längst begraben, und obwohl an Hunderte von Helden in dem Schlosse sind, obwohl ein Kranz der schönsten Frauen dort weilt, und Rinder und Rosse, Hirsche und Reiter, Wälder und Felsen, Gärten

und Blumen und aller Tiere eine unzählige Menge, so ist es doch dort totenstille; denn als Bilder hängen sie dort, dicht Wand an Wand bedeckend, als Denkmal der Größe, der Tiefe, der Liebe, der Innigkeit des menschlichen Herzens. Es ist eine würdige Nachkommenschaft des Helden, der einst hier gewandelt.*)

Weiter vorn ist der Sommerpalast des Fürsten von Schwarzenberg, und rechts davon die gewaltige Kuppel der Kirche des heil. Carolus, mit ihren zwei schlanken, fast orientalischen Säulen; gleich daneben ist die polytechnische Schule, und von da weiter links, an schönen Privatgebäuden vorüber, trifft dein Auge auf ein Haus von großem Ansehen und Umfange — es ist ein seltsam Haus: man macht darinnen ein Ding, das an sich von geringem, man möchte sagen, von gar keinem Gebrauchswert ist — aber durch Konvention schlummert an dem Dinge der Inbegriff aller andern, und es wird täglich erstrebt, heiß erstrebt von Millionen Händen, und täglich weggeworfen von Millionen Händen: das Geld, ein Ding, erst harmlos erdacht zur Bequemlichkeit der Menschen, ein hohler, unbedeutender Vertreter der wahren Güter, um sie, die großen, plumpen, nicht allerorts mitführen zu müssen — dann sachte wachsend in Bedeutung, unsäglichen Nutzen gewährend, Dinge und Völker mischend in steigendem Verkehr, der feinste Nervengeist der Volksverbindung; — endlich ein Dämon, seine Farbe wechselnd, statt Bild der Dinge selbst Ding werdend, ja einzig Ding, das all die andern verschlang — ein blendend Gespenst, dem wir, als wäre es Glück, nachjagen, ein rätselhafter Abgrund, aus dem alle Genüsse der Welt emportauchen, und in den wir dafür das höchste Gut dieser Erde hineingeworfen haben, die Bruderliebe; denn sein leichter Verkehr (ein Herzogtum kann man in einer Tasche tragen) reizt zur Anhäufung, sein Allwert lockt zum Erwerb, dieser, der saure, zum Genuß als Lohn, und dieser als Afterglück reizt zur Steigerung, weil keiner dem lechzenden Herzen hält, was er versprach, und so geht es fort: wieder Erwerb, wieder Genuß; größerer Gewinn, größerer Genuß, und der da stürzt in der hastigen Jagd, hat dann Neid und Groll gegen andere, weil er wähnt, er sei arm. — Und so jagen Völker, ja fast die ganze Menschheit in zitternder Hast nach der Wechselmarter: Erwerben und Verzehren, indes ihm sein einzig Glück aus den Händen fällt, hold und selig zu spielen im Sonnenschein der Güte Gottes, wie der Vogel in den Lüften; selig und arm — nein nicht arm, denn zum Bedürfnis ist eine Überfülle da, und reich und glücklich macht die Liebe und die Fröhlichkeit der tausend um uns herum Mitspielenden. — — Aber es muß wohl so sein, so gewiß, als es einst anders werden wird; in dem riesenhaft angelegten Erziehungsplane des Menschen wird es wohl liegen, daß er auch diese Erfahrung mache und von ihr zur andern sich rette, bis er zur stillern Menschheit weiter geführt ist, zu seiner moralischen

*) Prinz Eugen.

Freiheit. Und somit rolle das Geld seinem Zwecke und seiner Bestimmung entgegen.

Gleich links von dem Münzhause, bloß durch die Wiener Verbindungsbahn getrennt, liegt ein anderes Gebäude, wo man noch vor wenigen Jahren auch ein Ding aus Metall gemacht hat, das beinahe so nützlich ist wie das Geld, und fast nicht so schädlich, nämlich die Kanonen — ein interimistisch Gut, das nur so lange taugt, bis einmal die gesamte Menschheit vernünftig wird. Dann hat bloß hie und da das Söhnlein eines Vornehmen ein solch Ding, das man ihn losschießen lehrt des wundersam starken Schalles wegen. Bis aber jene Zeit kommt, sind noch immer solche Häuser nötig, wo man sie macht, aber auch solche, wie du wieder weiter links eines siehest, ein großes, schönes, palastähnliches Haus. Es steht dort gerade an jener Straße, wo du so sehr ein- und ausfahren siehest. Du kannst auf seinem Mittelschilde die Aufschrift lesen: „Patria laeso militi," zu deutsch: „Das Vaterland dem beschädigten Krieger." Es ist das Invalidenhaus, und zwar nur so lange tauglich, als man das Kanonenhaus braucht; aber es lebt noch keiner, der es wüßte, wann jene Zeit kommen wird, da beide nicht mehr nötig sind. Die Straße, die an dem Gebäude vorüberführt, ist die nach Ungarn und in den Orient, Tag und Nacht befahren von den kleinen Rossen des Ungarnlandes, gelenkt und ermuntert von jenem malerischen Menschenschlage mit den weiten, weißen Beinkleidern und dem breiten Hute, der ein verbranntes, aber höchst ausdrucksvolles Gesicht beschattet. Es sind noch unverkennbar die Söhne der Steppe. Aber auch noch eine andere Straße haben wir nach dem Orient. — Wie einen breiten, schimmernden Silberbach siehst du sie dort hinaus gehen durch jenen dunkelgrünen Laubwald. Große, schimmernde Häuser gehen auf ihr abwärts, Menschen und Waren aller Art nach Osten führend, darunter auch jene zierlichen, schlanken Fähren, die Dampfschiffe, abwärts fliegend wie die Wasserschwalbe, aufwärts ruhig wandelnd wie ein Schwan. — Ei, dort steht ja der schwarze Punkt am Ufer, wo jene Mühlen sind, das ist das heute noch abgehende Schiff. Wie viele Freude, wie viele Thränen wird der schwarze Punkt heute noch sehen.

Nun geh noch weiter links, stromaufwärts, da sind vier dunkle Linien über den Strom; es sind die Brücken, die nordwärts führen, die eine für Wagen und Wanderer, die andern bloß für die Wagenzüge der Eisenbahnen. Am Eingange des Praters siehst du auch den Nord-Bahnhof. Besieh dir auch rechts ab von den Brücken jenseits des Stromes jene geblich-fahle Fläche, wogend von Getreide und schier unermeßlich hinausgehend bis zum Horizonte — mit dem Segen Gottes ist das Feld überdeckt, Nahrung und Heil für die Hauptstadt, aber auch einstens einmal Glück, einmal Unglück bringend; es ist das Feld von Aspern und Wagram. Man hat dort vor nicht langer Zeit einmal eiserne Kugeln gesäet, und wer weiß, ob nicht die Millionen der Reife eben entgegengehender goldener Körner eine Frucht dieser eisernen sind; denn dort haben die Völker gelernt, daß einer besiegt werden konnte, der bis dahin schier unbesieglich schien. Da man jene Körner säete mit vielen

Tausend Arbeitern, da war diese Stelle, auf der wir stehen, gedrängt von Menschenangesichtern, und jede andere Stelle unter uns, wo nur der Turm immer eine Lücke gegen jene Seite zeigte, wenn nur so groß wie ein Menschenauge, da war auch ein solches Auge, und alle die Antlitze und alle die Augen waren gerichtet nach der einen Stelle, nach dem Saatfelde — und manches Auge dort wird ahnungsvoll hierher geblickt haben. Der Tag ging vorüber, die Kämpfer gingen vorüber, und die Natur breitete schamhaft einen Blumenteppich auf diese Stelle.

Wenn du nun noch weiter links gehst, so streift dein Blick über die Inselstadt, die unser Strom seit langen Jahrhunderten so oftmals und so arg heimgesucht hat. Wieder auch dieser Turm war der Ort, von wo aus tausend Blicke auf jene Stätte schaueten, wo Häuser und Eis zum Himmel emporstarrten, und wo sie angstvoll harrten, ob die aus Schollen gebaute Stadt über die andere emporwachsen werde oder nicht. Die Wasser rannen wieder ab, und manches Leben mit — aber die Inselstadt steht wieder heiter und glänzend da. Der neue Donau-Kanal hat die Laune des großen übermütigen Stromes gebannt und eine immer noch sich entwickelnde Handelsstadt blüht an demselben auf.

Willst du nun wieder zur Stelle gelangen, von der wir unsere Rundschau begonnen haben, so schreite von der Inselstadt links, dann über den kleinen gewundenen Arm der Donau, vorüber an der rötlich schimmernden kolossalen Reiterkaserne, längs des Schottenrings, bis hinauf, wo ehemals auf dem zu kriegerischen Festlichkeiten reservierten freien Platze heute großartig angelegte Bauten sich erheben, und du stehst vor jenem langgestreckten sogenannten „grauen" Hause, das so viele nur mit tiefbeklommenem Herzen betreten — es ist das heute nicht mehr „neue" Kriminalgebäude.

So wie dieses Haus vor innerm Unheil wahret, so wahrt das andere rechts gegenüber vor äußerm. Es ist die erste große Alserkaserne, ein reger Bienenstock von Krieger- und Waffengewimmel.

Nun gehe noch jenen Schutt von Häusern durch, der links sich über die Höhe gelagert, ein Gewirr vielnamiger Vorstädte: Josephstadt, Neubau, St. Ulrich, Leimgrube rc. — So, und nun siehst du wieder den sanft grünen Rücken mit der kleinen Säule, den Wienerberg, und unsere Rundschau ist vollendet.

Siehe, die Sonne ist unterdes heraufgestiegen und gießt ihren Schimmer weit hin über all den Schmelz und die Abenteuerlichkeit und Mannigfaltigkeit der ungeheuern Stadt. — Den Schauplatz haben wir durchgangen — — und nun, welch ein Volk wohnt und treibt in diesen tausendfachen Mauern?!

Obwohl die Sonne draußen dem Landmanne und uns hier oben längstens aufgegangen ist, so bricht doch für diese unten erst der Morgen an, und ihre Regsamkeit beginnt. — Es ist ein tausendgestaltig, ein seltsam Volk, durch einander gewürfelt mit allen Vortrefflichkeiten und Tugenden, mit allen Leidenschaften und Lastern, und wenn du sagen gehört, wie Frohsinn und Herzensgüte, sowie Scherz und Schalkheit der eigentliche Grundzug

dieses Volkes sei, und obwohl es wahr ist, was man dir sagt, so hoffe doch nicht, daß du dieses am ersten, oder zweiten, oder zehnten, oder hundertsten Tage herauskostest. — Diese Stadt muß wie ein kostbares Nachtessen, langsam, Stückchen für Stückchen, mit Prüfung ausgekostet werden, ja du mußt selbst ein solches Stückchen geworden sein, ehe der ganze Reichtum ihres Inhalts und die Reize ihrer Umgebungen dein Eigentum geworden sind. Nur der langsamen und anhaltenden Beobachtung giebt sie sich hin, aber dann tief und innig. Darum geht mancher von hier fort und trägt nichts mit sich, als ein Getümmel in seinem Kopfe. Erst lerne jene Öde überwinden, die dich fassen wird, wenn du täglich aus deinem Hause gehst und täglich andere Menschen auf der Gasse siehst; wenn du an Orten der Freude bist, und alles um dich jubelt und braust ohne sich um dich zu bekümmern — harre nur, gehe immer aus, sei immer hier, werde gemach einer aus ihnen, in geheimer Sympathie wirst du alle auf der Gasse erkennen, ja so erkennen, daß du den Fremden sogleich heraus findest. Sie werden überall mit dir reden, dich einladen, dir Freude zuteilen.

Nun geht das Treiben an, sieh, wie auf dem Platze unten der Menschen immer mehr werden; die Fiaker fahren an und stellen sich auf, die großen, eisernen Riegel der Gewölbe öffnen sich, und der Reichtum der Auslagen beginnt sich zu entfalten. Und wie sie alle laufen und durch einander wimmeln, als fürchteten sie sämtlich zu spät zu kommen. Da fahren die Wagen und bringen in tausend kleineren Gefäßen das Weltmeer „Milch“, das heute ausgetrunken werden soll — Stand an Stand drängt sich auf dem Markte mit Lebensmitteln belastet. Hunderttausend Tiere sind heute nachts gestorben, daß alle diese unten zu essen haben; ein Wald von Pflanzen wurde abgemäht und hereingebracht — da gehen die Mägde mit ihren reinlichen Einkaufskörbchen und tauchen hinein in das wogende Gesurre — — siehe, auch schon eine Karosse, die über den Platz rollt — und all die Geschäftsleute erscheinen, und die Beamten, die in ihr Büreau gehen — und es mehrt sich Rauch und Staub über der Stadt; der Wagen und Kutschen werden immer mehr, so daß ein unausgesetztes Donnern gedämpft heraufschlägt zu unserer luftigen Einsamkeit — — siehe, wie lieblich! Der Morgenhimmel sammelt nach und nach seine Vormittagswolken, und die Sonne legt deshalb auf die ausgebreitete Stadt hier Schattenbilder, dort Lichtblicke — und ihre Größe kannst du daraus abnehmen, wie dort draußen die Ringe der Vorstädte in einem schwachen, blauen Dufte schwimmen, während die neuen Teile der Stadt mit der Klarheit eines Kameraobskurabildes heraufsehen. Nun erblickt man auch schon die Wagen des Adels und reicher Privaten über das glatte Kirchenpflaster unseres Platzes rollen, am Trottoir des Hauses zieht sich ein ununterbrochener Strom von Menschen hin — Trommelschlag — dort um die Ecke rückt ein Trupp Soldaten heran: schön und gleich, wie eine wandelnde Mauer, schiebt es sich auf den lichten Platz heraus — die Fenster öffnen sich und neugierige Augen schauen heraus: oder die gestickte Mütze und der rote Schlafrock eines Müßiggängers oder Spätlings, für den es jetzt erst früh morgens ist; die Musik und die Krieger

ziehen vorüber, und eine neugierige Schar, teils Männer, teils Knaben zieht ihnen im Taktschritte nach.

Endlich öffnen sich auch die Fenster jenes schönen Hauses, und die Vorhänge fliegen hinauf! Wer mag dort wohnen? Ganz gewiß jemand, bei dem Mitternacht erst Abend ist, und spät Vormittag Morgen. So, nun sind sie alle erwacht, und der Tag ist da — — nein! einer oder der andere schlummert vielleicht noch; siehe dieser wallende, brodelnde Kessel: er treibt und quirlt, als sei das so obenhin und gehe nach irgend einem unabänderlichen Gesetze fort; aber da sind einige in dieser Stadt, du würdest sie auf der Gasse nicht von den andern unterscheiden, die sitzen an dem schweren Arbeitstische, ihnen sind von noch einem Höhern die Formeln dieses Treibens und Lebens anvertraut, daß sie sich historisch schön und glückselig entwickeln, und nicht jetzt und jetzt in Wirrsal überschlagen. — Alle fühlen die Wohlthat ungehemmten Ganges, aber keiner den Zauber, durch den es geschieht — nur wenn er, sei es auch leise, gehemmt wird, dann meint er, es gehe alles gefehlt, und er könnte es besser machen. Laß sie, es ist so die Art des menschlichen Geschlechts! Mancher nun von denen, auf die ich eben deutete, mag wohl noch zur Zeit, als wir heraufstiegen, bei der Lampe gesessen und der Formel nachgesonnen haben, und als da unten das Leben, für dessen Wohl er sorgt, erwachte, löschte er die Lampe aus, und suchte kurzen Schlummer — oder auch er suchte ihn nicht, sondern wandelt jetzt unter den Wachenden, wie einer aus ihnen, und läßt sich von seinen Untergebenen berichten, was sie meinen und was notthut. Ist dir dieses Treiben noch nichtig? Ein Stück, und manchmal schon bedeutende Stücke der Weltgeschichte wurden hier geprägt und werden noch geprägt werden.

Welch eine Fülle, unermeßlich reich an Freude und an Schauer liegt nicht in der Geschichte einer einzigen Nacht einer solchen Stadt — und unten treibt sich alles harmlos fröhlich und ist fröhlich; denn der einzelne Unglückliche wird nicht gesehen in dieser Menge, oder er macht ein Gesicht so heiter wie sie, weil er stolz oder starrköpfig ist.

Sie alle, die du unten so winzig wandeln siehst, sie reden, grüßen sich, es schallt das Pflaster unter ihrem Fußtritte; aber wir hören es nicht, es ist stumm unter dem allgemeinen Brausen, wie wenn die dunkle Herde der Grundeln in der Tiefe des Wassers, das über ihnen wallt, ein und aus durch Straßen und Gassen ihrer großen, feuchten, steinernen Stadt schlüpft.

Was treibt und bewegt nun alle, daß sie eben so rastlos strömen, dringen und eilen, als würden bunte Schnüre durch die Straßen gezogen?

Was?! Es ist kein Interesse, so hoch und niedrig es in der Menschheit sei, das da nicht wirkt, um jenen treibenden, kreisenden Wirbel zu erzeugen. — Da ist die breite, mächtige, schmähliche Basis der Menschheit, die Habsucht mit ihrer Stiefschwester der Verschwendung. — Ihre Opfer siehst du zu Tausenden unten gestachelt rennen, daß sie es einem andern zuvor thun, und ihm Weg und Zeit abgewinnen, daß es einkehre in ihr Haus, auf daß es wieder glänzend hinausgehen könne — der eine trägt den Gewinn

schon in der Tasche und hastet weiter; der andere trägt ein furchtbar pochendes Herz; denn alles kann heute noch verloren sein — und Erwerben, Erraffen, Erlisten den ganzen Tag so fort und fort, und morgen wieder von neuem beginnen. — Dann ist der Hunger, er treibt zu den Tausenden der abenteuerlichsten Leistungen und Arbeiten, daß er nur verscheucht werde, der bleiche und schmutzige Geselle — da geht der Gewerbsmann aus der fernen Vorstadt und trägt die fertige Arbeit den Kunden zu — der Müßiggänger treibt sich, — der Eitle hat die schönsten Kleider an und zeigt sie — ihm vorüber, nachlässig gehalten, geht der Dichter und trägt ein Himmelreich durch das Getöse — und der Liebende hat eben zwei angebetete Augen leuchten gesehen — die Zöglinge werden von dem Lehrer in die Luft geführt — der Künstler trägt seine Herzensträume, die Himmelsmelodieen, die Farbenwunder in seinem Kopfe mit, an den vergebens die Wellen des äußern Brausens schlagen — ein unglücklich jammernd Frauenherz sucht den kühlen Dom unter uns, daß es sich in Andacht ergieße, und der Architekt steht neben ihr und bewundert die Dichtung, die sie hier mit Stein und Mörtel aufgebaut haben — und Tausende strömen nach rechts und links, die all das nicht thun, sondern ein und derselben, obwohl vielgestaltigen Göttin nachjagen, der Freude. — Indes geht der glänzende Tag gemach herauf, so freundlich oder so gleichgültig wie über eine prachtvolle Wildnis — sein leuchtendes Blau wird beschmutzt von den quellenden Rauchsäulen. — Indes die außen treiben, geht es im Innern der Häuser nicht minder lebhaft zu. Es wird gekauft, gehämmert und geschnitten, gearbeitet und gefördert; viele tausende Zeilen werden geschrieben, viele tausend gedruckt, es wird musiziert und gespielt, und an die tausend Hände sind beschäftigt, in millionenfacher Gestalt das zu bereiten, was heute verzehrt werden soll; denn wenn der Hammer der Uhr unter uns die Stunde zwölf schlägt, von da ist jede Stunde eine Eßstunde und dem letzten Mittagsmahle im Palaste reicht das erste Abendessen in einer Kammer die Hand, wenn es nicht etwa noch früher kommt als jenes. Und da ruhen die Geschäfte, und die Welt des Vergnügens beginnt. — Siehst du draußen auf dem Bergesabhang die weißen Punkte im Grünen leuchten? Das sind ihre Landhäuser, wohin sie Lustfahrten machen, dahin gehen Wagen aller Art und bringen sie in das Grüne; — dort wogt die Stadt hinaus, daß du meinst, alle seien an einen Ort gefahren, und wenn du an den andern kommst, so sind sie auch alle dort, und wenn du in die Sadt wanderst, so geht keiner ab. Tausend Hände sind in Bewegung, Tag und Nacht wird gesonnen, daß neue Altäre erfunden und gebaut werden der tausendäugigen Göttin Vergnügen; überall wird es ausgebreitet, überall wird es in den Weg gelegt, ausgeschmückt, mit großen Zetteln an die Mauern geklebt, was heute noch zu haben ist, daß man sich daran ergötze — und da sind alle Sorten von den Späßen des Hanswursts im Prater an bis zu dem sublimsten Genusse der Kunst; jeder sucht sich, was ihm und dem heutigen Tage zusteht — indes geht Glück und Unglück dieses Tages gelassen seines Weges, beseligt hier ein Herz und drückt dort eins

entzwei — aber die Menge weiß das eine nicht und nicht das andere. — Dort klingt Musik und Freude, dort geht die Schar der Spazierenden, hier ein angehender Selbstmörder, dort ein Jüngling, eben aus der Einsamkeit des Landes gekommen, dem sein Herz in diesem Gewirre vor Heimweh zerspringen möchte — und lustige Reiter jagen vorüber und lachen sich zu — indes entzündet sich sachte die Abendröte und flammt von jenen Bergen vorüber, dem weiten Lande ihren Abschiedsgruß zu, und auch dem kleinen Pünktchen Wien. Und wenn die Oper ausgeklungen, die Vorhänge der Theater gefallen, und die Wagen heimrollen, die Zecher die Schenke verlassen, so zünden sich die Sterne an und sehen nieder, eine Nacht folgt wie die gestrige und ein Tag wie der heutige. — So schieben sie sich fort, einer gleich dem andern, und doch jeder so verschieden von dem andern; so bauen sie im eigenen Treiben und Rollen freithätig und doch bewußtlos jenes rätselhafte Ding auf, das Schicksal, vor dem Reiche entstehen und vergehen, ohne es berechnen zu können, und das wir doch selber durch langsamen tausendfältigen Beitrag an Tugenden und Lastern aufrichten helfen.

Der Prater. *)

Wenige Hauptstädte in der Welt dürften so ein Ding aufzuweisen haben, wie Wien seinen Prater. Ist es ein Park? „Nein." Ist es eine Wiese? „Nein." Ist es ein Garten? „Nein." Ein Wald? „Nein." Eine Lustanstalt? „Nein." — Was denn? „Alles dieses zusammengenommen." — Im Osten der Stadt Wien liegt eine bedeutende Donauinsel, ursprünglich ein Auland, wie so viele Inseln der Donau, wo sie Flachland durchströmt, aber im Laufe der Zeit zu einem reizenden Gemische geworden von Wiese und Wald, von Park und Tummelplatz, von menschenwimmelndem Spazierplan und stillster Einsamkeit, von lärmendem Kneipgarten und ruhigem Haine. — Viele Wiener mag es geben, welche die Schönheiten ihres Praters nicht kennen, wenn er auch noch so besucht ist; denn so betäubend das Gewimmel an einigen Stellen, besonders zu gewissen Zeiten ist, so einsam, wie in der größten Einöde, ist es an andern, so daß man wähnen sollte, wenn man die Wiesen und Gehölze entlang schritte, müsse man eher zu einer artigen Meierei gelangen, als zu der riesenhaften Residenz einer großen Monarchie — aber gerade die riesenhafte Residenz braucht einen riesenhaften Garten, in den sich ihre Bevölkerung ausgießt, und der doch noch Teile genug leer läßt für den einsamen Wandler und Beobachter — und wohl uns, daß wir den Prater haben. Der Wiener weiß das sehr gut, und wird er auch zuweilen undankbar gegen ihn, wie z. B. in den heißen Sommermonaten, so ist er zu andern Zeiten demselben desto mehr zugethan, z. B. im Frühling, und namentlich an bestimmten Tagen, wo es bon ton ist, in den Prater zu fahren oder wenigstens zu gehen. Der 1. und 2. Mai sind solche Tage, dann auch noch der Ostermontag und Pfingsten. Einen solchen

*) Von Demselben.

Pratertag denke dir nun, entfernter Leser, und folge mir im Geiste dahin und laß dir auf diesem Papier deuten, was wir sehen.

Es ist der 1. Mai, etwas nach 4 Uhr nachmittags, und gerade auch Sonntag und der heiterste Himmel.

Wir gehen über die Ferdinandsbrücke in die Vorstadt Leopoldstadt und wenden uns rechts gegen die Jägerzeile, die zum Prater führt; die ganze schöne, ungemein breite Straße ist bedeckt mit einem schwarzen Strome von Menschen, so dicht wallend, daß, wenn man jemand sagte, er bekomme ein Herzogtum, unter der Bedingung, daß er die ganze Straße entlang gehe und an keinen Menschen streife, er sich dasselbe nicht verdienen könnte. Mitten in diesem Menschenstrome gehen die Wagen, meist langsam, oft aufgehalten und zu vielen Minuten lang ganz stille stehend, oft aber, wenn die Wagenlinie Luft bekommt, an einander hinfliegend wie glänzende Phantome an der ruhiger wandelnden Menge der Zuschauer. Hier und da hervorragend aus dem Meere der Fußgänger hüpfen die Gestalten der Reiter, und die meist prachtvollen Häuser dieser Straße stehen zu beiden Seiten ruhevoll aus dem schiebenden Menschengewimmel empor, und ihre Fenster und Balkone sind besetzt mit unzähligen Zuschauern, um den glänzenden Strom unten vorüber fluten zu sehen und sich an Pracht, Schimmer und Flitter zu ergötzen; meist sind es Damen, die hernieder schauen. Man sollte meinen, die ganze Stadt sei um dreiviertel auf 4 Uhr närrisch geworden und wandle nun in ihrer fixen Idee da gerade diese Straße hinab, und du und ich wandeln auch mit. Dort durch den Staub herauf von der Öffnung der Straße blicken schon die hohen Bäume des Praters. Endlich ist die Jägerzeile doch zu Ende, und die Straßen fahren wie in einem Sterne aus einander, und der Menschenknäuel lüftet sich. Den Eingang zum Prater bildet der langgestreckte Viadukt der Wiener Verbindungsbahn, und von dem Mauerwerk der Schwibbögen winkt dem Spaziergänger auf riesigen und buntfarbigen Plakaten die Freude des Tages in hundert verschiedenen Gestalten entgegen. Aber auch die Wirklichkeit nimmt gleich am Eingange ihren Anfang. Da, auf dem Rasenplatz rechts, steht zunächst der Cirkus, die Herzensfreude kleiner und großer Kinder; dann das Hippodrom mit seinen lebensmüden Gaulen und den glücklichen Sonntagsreitern, und dann weiter wieder die hölzernen Hütten mit den hundert Merk- und Sehenswürdigkeiten, den Menagerieen, den Weltwundern, und auf riesengroßen Leinwanden sind die Ungeheuer noch fürchterlicher gemacht, und diese Gemälde, dies exotische Schreien und Pfeifen, Girren und Brüllen im Innern lockt die Leute, so daß vor dem Eingange stets ein dichtes Gedränge ist. Auf dem Rasenplatze stehen auch noch Buden mit Früchten und Gebäcke, ein Kroate mit Schwamm und Feuersteinen, ein Mann mit Spazierstöcken und einer mit einem Leierkasten und einem Hunde darauf, der gar aufrecht stehen und mit dem Schwerte in seiner Pfote schultern kann. — An all diesen Dingen vorüber geht der breiteste Menschenstrom in die sogenannte Hauptallee hinein; denn dort ist heute die höchste, hohe und niederste Wienerwelt zu sehen — was an Pracht der Kleider, der

Dienerschaft und Equipagen nur immer Laune und Reichtum ersinnen konnte, ist heute in der Hauptallee zu sehen. Zu beiden Seiten sind schattige Alleeen, eine für die Fußgänger, die andere für die Reiter; mitten in der Straße fahren viele tausend Wagen, einer hart an dem andern, der Sicherheit wegen auf einer Seite hinab, auf der andern hinauf, und diesen Kreis machen viele oft mehrmals, um zu sehen und um gesehen zu werden — das ist nun eigentlich der Ort, wo sich Farbe an Farbe drängt, Reiz auf Reiz, Pracht auf Pracht, Masse an Masse, so daß dem schwindelt, der es nicht gewohnt ist. Zu beiden Seiten der Straße stehen dichtgedrängt die Zuschauer, und hinter ihrem Rücken wogt der bunte Strom der Spaziergänger, während in der Mitte Wagen an Wagen rollt, eine glänzende, schimmernde Linie, wohl über eine halbe Meile lang. Dort schwebt in ihrem Wagen die Dame des höchsten Standes, prachtvoll einfach gekleidet, mit wenigen, aber kostbaren Schmuckstücken geziert, gleich hinter ihr die Familie eines reichen Bürgers, dort ein Wagen voll fröhlicher Kinder, die ihres Staunens und Jubelns kein Ende finden über die Pracht, die sie umgiebt; hier kommt ein Mann ganz allein in seinem Wagen stehend und mit den vier unvergleichlichen Pferden zum ersten Male paradierend; jetzt sprengen Reiter vorüber und grüßen die in einem Wagen sitzenden Damen, dort sitzt ein alter Mann einsam in seiner schweren Karosse, er ist in feines Schwarz gekleidet und trägt viele winzig kleine Kreuzlein auf der Brust; dann kommt ein Fiaker mit seligen Kaufmannsdienern oder Studenten — dann andere und wieder andere — und so siehst du ein Schauspiel, wie es dir doch nur der Prater bieten kann. Nur der muntere Hirsch, der vor kurzem noch so ganz nahe an der geputzten Menge Halt machte, das stattliche Geweih zurückhaltend und in das Gewühl glotzend, ist hier nicht mehr zu schauen. Die moderne Kultur, die den alten Prater nach dem Muster des Bois de Boulogne zustutzt und bekiest, sie hat ihn aus seinem hundertjährigen Stammsitz nach dem „Tiergarten“ und wohl für immer verwiesen. Und fort flutet es und fort — und wie auch die Pracht der Gewänder, die Schönheit der Pferde und Wagen, das Wallen der Federn, das Blitzen der Geschmeide dein Auge blenden, so taucht doch, und nicht selten geschieht es, in dem Gewimmel oft ein Antlitz auf, das alles vergessen macht, dem du gerne nachschaust.

Doch laß uns die Allee hinab gehen, und dann auch seitwärts, um zu sehen, was der Prater noch zu bieten hat außer dieser Flut von Gesichtern, Kleidern und Equipagen. Aber wie wir immer tiefer hinab kommen, so ist es, als würde es immer ärger: der Knäuel wird dichter und ruhiger. Links am Wege stehen die Restaurationshäuser, die sogenannten Praterkaffeehäuser: aus ihnen erschallt Musik; unter den Bäumen stehen viele tausend Sessel, überwuchert mit geputztem Menschengestrüpp, — das redet, das lacht, das braust, das klingelt an die Gläser, ruft nach Kellner und Markeur — und vorüber den Augen auf und ab haspelt sich dasselbe Ziehen und Rollen der glänzenden Wagen und so weit das Auge schaut, ist es, als nehme die Allee

kein Ende. Ja, das ist noch ein Stück vom alten Prater. Die neue Zeit aber hat auch diese altehrwürdige Physiognomie einigermaßen alteriert. Die Velocipede-Rennbahn, das Aquarium, der Konstantinhügel mit seinem wunderlichen Wasserfall, die Weltausstellungstrümmer mit ihrer angestaunten Kolossal-Rotunde, im Hintergrunde derselben das neue Donaubett, das dereinst der alten Kaiserstadt an Stelle der allmählich hinschwindenden antiquierten „Gemütlichkeit" einen mehr unternehmenden und schaffenslustigen Charakter aufdrücken soll — all das ist neu und Vorbote einer neuen Zeit, die wenig gemein haben wird mit der alten, die der lebenden Generation zum guten Teil noch in den Gliedern steckt. Doch kehren wir zur Hauptallee zurück.

So wie sich hier die gewähltere Gesellschaft treibt, so treibt sich weiter links das eigentliche Volk. Ihm ist aber bloßes Spazierengehen oder Fahren weitaus nicht genug, sondern es verlangt nach reelleren Freuden, und diese sind nun rings und überall ausgebreitet. Tritt hier links aus der Hauptallee — ein großer Rasenplatz, mit uralten Bäumen besetzt, nimmt uns auf, und auf ihm herumgestreut liegen all die Anstalten zum Vergnügen des Volks: da sind alle möglichen Kosmo-, Pano-, Dioramen, alles, was je berühmt war, steht von Wachs in jener Hütte. Einer läßt sich sehen, weil er zu groß, ein anderer, weil er zu klein ist; einer frißt Feuer, ein anderer speit Seidenbänder, und auf der Brust eines dritten wird wie auf einem Amboß schrecklich gehämmert, und darunter schallt das Klopfen und Klingeln des Wurstls, der in seiner hohen schmalen Bude eben wieder sein neues Spiel beginnt; dort um die Kneipe herum schießt der dichte Salpeter der Trinkgäste an, so fast, daß man meint, die arme Hütte könne sich inmitten der Leute nicht rühren. Einer oder zwei ragen über die andern empor und spielen Scenen von einer Bühne herab, die gepriesen und belacht werden; auf der andern Seite des Baumes deklamiert einer, und der Harfenist reißt wütige Töne auf den Saiten, um mit dem Gesange seiner Begleiter durchzudringen, und dicht neben ihm werden Limonien und Pfeifen ausgespielt, während von etwas ferner die schwachen Töne eines Leierkastens herüberklingen, und mit den Gläsern wird geklopft, und es wird gerufen — und wendest du dich ab, so siehst du unter noch größeren Bäumen wieder eine solche, rechts wieder eine, weiter ab wieder eine — und überall ist dasselbe Bild, oder noch ein lebhafteres; — eine Musik schallt durch die Zweige, sie heißt nicht umsonst eine türkische — die große Trommel eilet und tummelt sich, ein Geschimmer ist darunter, als wäre eine Messingbude närrisch geworden, und zu dem Geschwirre fliegen Reiter in einem Kreise auf hölzernen Rossen herum und stoßen Türkenköpfe herab und anderes. Da freut sich nicht nur der Knabe des fliegenden Kreises, sondern auch der Handwerksbursche hat seine Geliebte hergebracht, und sie prangt in einem der kreisenden Wagen, und er sticht Türken — und die genug haben, oder denen übel geworden ist, gehen fort und neue Gäste steigen ein, mit neuer Kraft erschwingt sich die Trommel und der Kreisel. Dort auf mehreren Schaukeln werden ganze Frachten von Menschen geschaukelt, daß die Stricke knarren und sich

die Bäume biegen. Andere werden wie echtes Gras abgehaspelt, und zwei Liebende geraten in Zwiespalt, da sie schon, er aber noch nicht nach Hause gehen will. — Du befindest dich, fremder Leser, wie es hier beschrieben, mitten in dem sogenannten Wurstelprater, der seinen Namen von dem Hanswurst hat, der aber schon längst gestorben ist. War der Glanz und Prunk in der Hauptallee, obwohl sich ruhig vor deinen Augen entfaltend, doch schon betäubend, so ist es zwar hier nicht auf Glänzen und Prunken abgesehen, aber wenn du dieses Element nicht gewohnt bist, so zerrüttet es dir die Vernunft, und ich kannte einen ernsthaften Herrn mit schwachen Nerven, der hielt sich den Kopf, weil er behauptete, er fühle es, wie ihm die Knochen aus einander gehen — aber sieh! das ist echte, gesunde Volkslust, die sich das Volk selber giebt und die ihm wohl bekommt; laß sie drollen und jubeln und mitunter derb, denn diese da brauchen den Wein der Freude etwas stark und sauer, weil er die ganze folgende dumpfe Arbeitszeit nachhalten muß, die sie zu überstehen haben, bis wieder ein Fest kommt, wie das heutige — darum freuet sich auch der Arbeiter wochenlang darauf, und er ließe es nicht aus, er läge denn auf dem Sterbebette — und ich denke, da schon ein guter Teil der Menschen dazu verurteilt ist, namentlich in der Stadt, seine meiste Lebenszeit in dumpfen engen Werkstätten zuzubringen, so darf man es ihm schon gönnen, ja man soll ihn dazu ermuntern, daß er auch einmal sein Auge aufthue, seine Seele erweitere, und Lust und Freude walten lasse. Ein lustiges Volk ist auch ein gutes Volk, das wissen wir hier am Donaustrande recht wohl, und es freut uns, daß es gerade bei uns so ist; Arbeit und Lust, das mischt sich so beim Wiener, daß du nicht weißt, ist das eine die Hauptsache oder das andere.

Weile noch einen Augenblick hier, — du weißt, Wien ist die Stadt der Musik — daher auch hier Musik genug; türkische, der Leiermann, der Harfenist und Bänkelsänger, schwärmerische Handwerksgesellen mit Guitarren, dort zwei Jungfrauen, die eine Romanze absingen, ewig um eine Quint von einander abstehend, heimkehrende Freundschaftsketten, die den Rinaldo Rinaldini singen — hier und da in den Händen eines Knaben eine Harmonika — und nun kommen auch noch die Zigeuner, seltsame, starre Gestalten, unberührt von der Gegenwart; darum wirst du gleich hören, wie sie, und hätten sie schon ein Menschenleben lang im Prater gesessen, dennoch unberührt von dem Geist und der Weise unserer Töne ihr uraltes Klingeln anheben, feurig melancholisch, wie ihr Auge, und phantastisch verworren hinschlürfend, wie der Faden ihrer Geschichte durch die andern Schicksale der Welt. — Dazu sieh mir nur einmal den an, der die erste Violine streicht, und den, der das Zymbal schlägt —, wie der eine den Bogen führt und zieht, fast graziös wie ein Virtuose, und wie der andere die Klöppel handhabt, und beide so ernst und fast traurig das Weiße der Augen verdrehen aus den tiefbraunen Gesichtern — und wie es auch lärmt und wogt und musiziert rings herum, so macht sich ihre Musik doch Platz — als ein fremdes Element.

Sie werden immer toller und toller, streichen und streichen, daß die

Töne wie Raketenstreifen steigen. — Jetzt ist der Wirrwarr erst vollendet, der Menschen werden immer mehr, auch Equipagen kommen, um zuzuschauen; der Wein beginnt zu wirken, singende Stimmen erheben sich hier und dort, — nur zwei Gäste sind ganz still und freundlich: die liebe Abendsonne, die ihr Licht durch den rötlichen Staub und um alle Menschenantlitze gießt, und die zarten Laubknospen auf den riesenhaften Bäumen, welche die laue Lenzluft empfinden.

Laß uns nun weiter schreiten, damit wir, ehe die Sonne untergeht, auch noch andere Teile des Praters besuchen können. Wir wandeln auf dem Rasen unter den großen Bäumen fort, und das Menschengewühl wird dünner und dünner, das Gemisch von Musik und Lärmen schwächer und schwächer; — einzelne Gruppen und Paare, denen auch das Gewühl nicht behagt, wandeln vergnüglich in der Frühlingsluft auf dem bereits grünen Rasen herum.

Und immer weiter führt uns unser Weg abwärts, und jener ferne glänzende Turm, der über die Auen herüberblickt, bezeichnet schon ein Dorf, das über eine Meile unterhalb Wiens liegt, Ebersdorf. Hier stehst du am Gestade der ganzen vollen Donau, und dort, wo jene Mühlen sich drehen, die sogenannten Kaisermühlen, landen die Dampfschiffe, die stromabwärts gehen, und weiter hinab wird es immer ländlicher und einsamer. Wir wandern nun auf schmalen Pfaden durch Gebüsche, treten jetzt auf Wiesen heraus, mit großen Bäumen besetzt; von der großen Stadt ist nicht ein Pünktchen sichtbar, und es wird uns schwer zu glauben, daß wir vor einer halben Stunde noch im dichtesten Gewühle waren. — Diese Rüstern und Silberpappeln würdest du wohl kaum irgend wo anders in solcher Größe und Stattlichkeit antreffen als hier, wo sie so geschont werden. Der Wiener liebt aber auch diesen breitkronigen Baum gar sehr, und ich würde es keinem raten, in Gegenwart von Spaziergängern einen dieser Bäume zu beschädigen. Da sie vereinzelt stehen, so sind sie dem Städter ein wahres Kleinod geworden; der Spaziergänger geht von Schatten zu Schatten, der Philosoph, der Grübler, der Lesefreund setzt sich an dem Stamme nieder und versinkt in seine Gedanken oder in sein Buch; der ermüdete Arbeiter und der Tagedieb schlummern in seinem Schatten; so geht der Wandler an allen vorüber und stört sie nicht weiter; der Künstler sitzt mit seiner Mappe auf seinem niedern Feldstuhle und zeichnet oder malt einen Baum oder eine Gruppe. Durch die Laubkronen glänzt Sonnenschein und Himmelsbläue, und ein Westlüftchen, das über die heiße Stadt gekommen war, wundert sich hier, daß es frisches Waldgrün getroffen hat, und blättert gern in den Zweigen der Silberpappel.

Solche stille, feierliche Zeit im Prater ist meistens an schönen Frühlings- und Sommervormittagen, und tiefer unten, wo sein städtischer Zuschnitt aufhört.

Aber, lieber Fremdling, laß uns nun wieder umkehren und wieder das Menschengewühl und endlich die Stadt suchen; denn sieh, die Maisonne ist bereits im Untergehen. — Aber sei getrost, dort sehen wir schon Wagen,

die bis zum Lusthause fahren, das auf der Inselspitze am Wasser liegt; schon hören wir wieder die Musik der Kaffeehäuser, — dasselbe Auf- und Abhaspeln der Wagen, des Glanzes und Pompes in der Hauptallee; dasselbe bethörende und verwirrende Klingeln und Schmettern aus dem Wurstelprater herüber; dasselbe Wogen und Wallen der Menge, wie wir es verlassen, daß du meinst, es müssen ja alle Bewohner von Wien hier sein, oder im Herabgehen begriffen — aber sieh zu, wir gehen die ewige lange Allee hinauf, geblendet von der Abendröte; jetzt stehen wir wieder an der Jägerzeile, und du siehst sie vollgepfropft von Menschen, die fast alle hinauf gehen. Ermüdet, betäubt und zerschlagen langen wir endlich von dieser Partie an, die wir mit solchem Ergötzen begonnen haben. Beide eine und dieselbe Sehnsucht empfindend — sie soll auch befriedigt werden, komm mit mir; in einem kühlen, luftigen Zimmer meiner Gartenwohnung wartet meine Gattin auf uns und hat schon auf den gedeckten Tisch gestellt, was uns not thut: eine bekannte Wiener Lieblingsspeise, gebackene Hühner mit dem zartesten Salate und ein nicht gar bescheidenes Fläschchen alten Nußberger. Erquicke dich, rede noch eins mit uns, und dann gehe zu Bette; aber habe acht, daß dich nicht Träume wecken, und du dich etwa mit dem Bette im wahnsinnigen Menschenkreisel gedreht findest, oder in demselben, als einer gewaltig lächerlichen Equipage, im Prater auf- und abschwimmst, etwa gar im Hemde, was dich sehr kränken würde.

Gute Nacht.

Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

Im Verlage von **Friedr. Brandstetter** in **Leipzig** ist ferner erschienen:

Egli, J. J., Neue Handelsgeographie. Erdkunde der Warenerzeugung und des Warenumsatzes. Ein Abriß für Handelsschulen sowie ein Hülfsbuch für angehende Kaufleute und zugleich eine Ergänzung zu jedem reingeographischen Lehrbuche. Nebst einer kleinen Warenkunde als Anhang. 2., umgearb. Aufl., IV und 316 S. 8°. geh. 4 M.

— — **Nomina geographica.** Versuch einer allgemeinen geographischen Onomatologie, VIII und 927 S. Lex.-8° geh. 24 M.

— — **Etymologisch-geographisches Lexikon.** Separat-Ausgabe des lexikalischen Teils der „Nomina geographica" etc., IV, 14 und 644 S. Lex.-8° 12 M.

Grube, A. W., Federzeichnungen aus dem sittlichen und religiösen Leben der Völker. Eine Festgabe für die reifere Jugend. Mit 6 Lithographien und 3 Holzschnitten. VIII und 274 S. 8° kart. 4 M.

Kobell, Frz. v., Die Mineralogie. Leichtfaßlich dargestellt mit Rücksicht auf das Vorkommen der Mineralien, ihre technische Benützung, Ausbringen der Metalle 2c. 5., verm. Aufl. Mit Abbildungen in Holzschnitt. VIII und 252 S. gr. 8° 4 M.

König, J., Palästina. Geschildert für Schule und Haus. Mit einer Karte des heiligen Landes. VII und 140 S. 8°. geh. 1 M. 50 Pf.

Lüben, A., Der Mövenfels. Nach J. Sandeau der deutschen Jugend erzählt. Mit zahlreichen Illustrationen. IV und 179 S. 8° geh 3 M. 50 Pf., karton. 4 M. 50 Pf.

Masius, H., Luftreisen nach J. Glaisher, C. Flammarion, W. v. Fonvielle und G. Tissandier. Mit einem Anhange über die Ballonfahrten während der Belagerung von Paris. Frei aus dem Französischen. Mit zahlreichen Illustrationen. VIII und 339 S. gr. 8°. In eleg. Original Einband geb. 9 M.

— — **Naturstudien.** Skizzen. 2 Bde.

Bd. 1. 9. Aufl. Mit einer Lithographie und einem Titelbild nach Zeichnungen von W. Georgy. VIII und 471 S. 8°. geh. 5 M. 50 Pf., eleg. geb. 7 M.

Bd. 2. 2. Aufl. Mit 4 Illustrationen nach Zeichnungen von W. Georgy und einer Karte des Nil. VIII u. 320 S. 8° geh. 4 M. 50 Pf., eleg geb. 6 M.

NB. Beide Bände in 1 Bd. gebunden: 11 M. 50 Pf.)

— — **Die Schiffbrüchigen** oder Zwanzig Monate auf einem Riff der Aucklandsinseln. Nach einem Berichte F. E. Raynals. Mit 40 Holzschnitt-Illustrationen und einer Karte der Aucklandsinseln. 2. Aufl. VIII und 231 S. 8° geh. 4 M. 50 Pf. karton. 5 M.

Passarge, L., Schweden, Wisby und Kopenhagen. Wanderstudien. Mit 5 Ansichten in Holzschnitt. VIII und 376 S. 8° geh. 4 M. 50 Pf., eleg. geb 6 M.

Roßmäßler, E. A., Das Wasser. Eine Darstellung für gebildete Leser und Leserinnen. 3. Aufl., nach dem Tode des Verfassers herausgeg. von W. Schütte. Mit 8 Lithographien in Tondruck und 47 Illustrationen in Holzschnitt. VII und 447 S. gr. 8°, geh. 10 M., eleg geb. 12 M.

Schütte, W., Das Reich der Luft. Frei nach C. Flammarion. Mit zahlreichen Illustrationen. VIII und 527 S. Lex.-8° geh. 10 M., eleg. geb 12 M.

— — **Der Sternhimmel.** Eine populäre Darstellung des Weltgebäudes. Mit zahlreichen Textabbildungen, 2 Himmelskarten und lithogr. Tafeln. VIII und 544 S. Lex.-8°. geh. 10 M., eleg. geb. 12 M.